Eppler

Geschichte der Basler Mission

1815-1899

4.13.08.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BV 2365 .S9 E66 1900
Eppler, Paul.
Geschichte der Basler
Mission, 1815-1899

LEMCKE & BUECHNER
NEW ... YORK

Geschichte der Basler Mission.

Geschichte

der

Basler Mission

1815–1899.

Von

Paul Eppler

Pfarrer.

Mit vier Kartenskizzen.

Basel

Verlag der Missionsbuchhandlung

1900.

Vorwort.

Fremder Fleiß und eigene Muße, wie sie das Pfarramt an einer kleinen Gemeinde gewährt, ließen den Verfasser den Versuch wagen, der in diesem Buche den Gliedern und Freunden der Basler Mission vorgelegt wird. Leider ist es ihm nicht gelungen, den ausgedehnten Stoff in knappere Fassung zu zwingen; aber trotz der Breite wird, wer auf dem Gebiet zu Hause ist, Lücken entdecken und Irrtümer. Man möge sie nach seinem besseren Wissen ausfüllen und berichtigen und — will man ein Uebriges thun — den Verfasser darum wissen lassen. Eines großen Mangels sei hier gleich gedacht: für die Kenntnis des topographischen, ethnographischen und religionsgeschichtlichen Hintergrundes der Basler Missionsarbeit muß auf andere verwiesen werden; das Notwendigste giebt Kühnle in seinen „Arbeitsstätten der Basler Mission".

Die „Geschichte" erhebt nicht den Anspruch, neue Kunde zu geben. Sie beruht hauptsächlich auf den offiziellen Mitteilungen der Gesellschaft, auf Biographien und Monographien, die zumeist im Verlag der Basler Mission erschienen sind; sie sind reichlich und oft wörtlich benützt worden. Ein besonderer Dank gilt Herrn Inspektor Oehler. Er hat nicht nur für die Schilderung der beiden ersten Perioden das Beste gethan, indem er dem Verfasser eigene Studien zur Verfügung stellte: er hat auch das Manuskript einer wertvollen Durchsicht unterzogen. Es sei aber auch manch anderen Missionsarbeitern, vor allem Herrn Pfarrer Miescher und Herrn Missionar Steiner, der so freundlich war die Korrektur zu lesen, für viele lehrreiche Bemerkungen herzlich gedankt.

Ein Wort über die Gruppierung des Stoffes. Es wäre einfacher gewesen und hätte in mancher Beziehung den Vorzug verdient, zuerst die Geschichte des heimatlichen Missionslebens im Zusammenhang vor-

zuführen, um alsdann die einzelnen Missionsgebiete der Reihe nach zu behandeln; aber die historische Entwicklung schien deutlicher hervorzutreten, indem nach den offenbaren Perioden eingeteilt wurde, darein die Geschichte der Basler Mission zerfällt. Dabei waren Wiederholungen freilich nicht zu vermeiden, und der Leser beklagt sich vielleicht, daß er aus verschiedenen Partien zusammentragen müsse, was er gerne an einem Orte beisammen gefunden hätte. Die Periodeneinteilung ist übrigens nicht streng innegehalten; Einzelnes wurde da, wo es zuerst oder auf die bedeutendste Weise hervortrat, ein für allemal erledigt.

Möchte man trotz aller Mängel finden, daß mit dem Versuche der großen Sache ein, wenn auch kleiner Dienst geschehen sei.

Heiden, im September 1899.

P. E.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.

Die Basler Mission unter Blumhardt, 1815—1838.

1. Die Entstehung der Gesellschaft.

Die Bereitung des Bodens — durch den Pietismus — in Württemberg — in Baden und Elsaß — in der Schweiz . . . . 1—3

Die Christentumsgesellschaft — ihr Charakter und ihre Ausbreitung — das Centrum in Basel — seine Aufgabe . . . . . 3—5

Die drei Sekretäre — Steinkopf — Spittler — Blumhardt — Spittlers Missionspläne . . . . . 5—7

Die Verwirklichung — der Antrieb zum Handeln — der erste Schritt — Blumhardts Eintreten — ein Komitee bildet sich — seine erste Sitzung 7—10

2. Die Missionsschule.

Die Gründung — die Wahl des Inspektors — vorbereitende Schritte — die Anstalt eröffnet 11. 12

Das Leben im Missionshause — das größere Haus — die Oekonomie — Hausordnung — das Zusammenleben — das Brüder- und Bethaus . 12—14

Das Studium — die Lehrer — der ursprüngliche Lektionsplan — Abänderungen — der Lehrplan von 1839 — Besuch von Vorlesungen — alte Sprachen — Ueberbürdung . . . . . 14—17

Die Bedeutung solcher Schulung — Beifall und Widerspruch . . 17—19

3. Basler Brüder in fremden Diensten.

Basel als Sitz einer Missionsgesellschaft 19. 20

Die Verbindung mit Holland — ihre Gründe — die Anfänge — die Ausgänge — die sieben Holländer 20. 21

Die Verbindung mit der englischen Kirchenmission — erheischt Abänderung des Lehrplans — die Afrikaner — die Indier u. s. w. — der Segen der Verbindung — der Ordinationsstreit — Blumhardts Stellung — Polemik von Beck — Barths Meinung — die Verbindung löst sich . . . . . 21—25

Die übrige Diaspora — die Bremer Brüder — Basler Brüder als Pastoren — Bedeutung der Diaspora . . . . . 25—27

Seite

4. Der erste selbständige Missionsversuch am Kaukasus.

Plan einer eigenen Mission — die Kaukasusländer — Missionsaussichten — die zwei Pioniere — schottische Vorarbeit . . . 27—29

Der Beginn der Arbeit — die kaiserliche Erlaubnis — erste Instruktionen — die dreifache Aufgabe . . . . . 29—31

Der Fortgang der Arbeit unter den Armeniern — Schuscha — Schularbeit — Mohammedanermission — Ausdehnung nach Persien . . 31—33

Die Stürme — der Ukas von 1835 — seine Wirkungen — Ende der persischen Mission . . . . . 33—35

Spätfrüchte — Schamachi — Waisenhaus in Persien — die Stimmung in Basel 35. 36

5. Die ersten Versuche in Westafrika.

Die Vorgeschichte — erste Vorschläge — Weckstimmen — Verbindung mit der dänischen Kirche — erste Aussendung . . . . . 37—39

Die Mission in Liberia — Verhandlungen mit Ashmun — schwerer Anfang — die Reihen lichten sich — Kißlings einsame Arbeit — das Ende der Liberiamission . . . . . 39—42

Missionsinstruktionen — erster Eintritt — Vorarbeiten — Sprachstudium — Schularbeit — das Leben die beste Predigt . . . 42—44

Die Goldküstemission — das Land — die Pioniere in Christiansborg — zweite Aussendung — Riis in Akropong — dritte Aussendung — Riis wieder allein — Rückblick . . . . . 44—48

6. Das Missionsleben in der Heimat.

Die erste Periode als die klassische — die Hilfsvereine — in Württemberg — im Elsaß — in der Schweiz — die Missionsgelder — die Missionsleitung . . . . . 48—52

Die Pflege des Missionslebens — durchs Magazin — durch andere Zeitschriften — Plan einer allgemein-deutschen Mission — das Aufkommen neuer Gesellschaften — die „christliche Vereinigung" — Bremer Konferenzen . . . . . 52—56

Der kirchliche Charakter der Basler Mission — der Unionscharakter — der Gegensatz gegen Leipzig — der pietistische Charakter — kirchliche Missionsstunden und Feste — Ordination der Missionare . . . 56—59

Allerlei Opposition — Spittler — Beck als Missionsfreund — seine Wendung — Gründe von Becks Verhalten — Blumhardts Charakter — sein Tod . . . . . 59—61

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die Basler Mission unter Hoffmann, 1839–1850.

Wahl eines neuen Inspektors — Wilhelm Hoffmann — Seine Bedeutung 62. 63

1. Die erste Periode der Basler Mission in Indien, 1834–1850.

Die Vorgeschichte der indischen Mission — Missionsplan von Groves — Blumhardts Pläne — Wahl des Gebietes 64–66

Die Mission in Kanara — das Sprachenlernen — die Arbeitsteilung — Hebich und Mögling — „Apostolische" Ideale — die Möglingsche Krisis — ihre Ueberwindung — Wachstum der Tulugemeinden — Kaundinjas Uebertritt — neue Stationen — Mulki und Honor 66–71

Die Mission in Südmahratta — Dharwar — Hubli — die Unempfänglichkeit des Volkes — die Kalagnanas — Bettigeri und Malasamudra — die Nudisekte in Guledgudd 72–75

Die Mission in Malabar — ihr Gründer — Kannanur — Talatscheri — Kalikut — Charakter dieser Periode 75–78

Die Mission auf den Nilagiri — ihre Gründer — die Einwilligung des Komitees — Mitarbeiter — Verlust und Gewinn . . . 78–80

Allgemeines — Generalkonferenz — die Missionare und das Komitee . 80–81

Die Mission in Bengalen — Häberlins Plan — hoffnungsvoller Anfang — die ersten Stürme — das Ende des Versuches . . . 81–84

2. Die neuen Anfänge auf der Goldküste und in China.

Die Mission auf der Goldküste — soll nicht aufgegeben werden — Hoffmanns Projekt — Vorverhandlungen — die Pioniere — Auswahl der Kolonisten 84–87

Der neue Anfang — die Westindier in Akropong — erste Arbeiten — Personalwechsel — Fortschritte in Akuapem 87–90

Die Mission in China — Vorgeschichte — Bitte um Basler Brüder — Hoffmanns Stellung — die Pioniere Lechler und Hamberg . . 90–92

Die ersten Jahre — erste Eindrücke — widerstreitende Erfahrungen — Trennung von Gützlaff — Lechler unter den Hoklos — Ende und Erfolg dieser Arbeit — Hambergs Arbeit unter den Hakkas — Ende des chinesischen Vereins — Hambergs Stellung 92–96

3. Der Ausbau der Missionsschule.

Das Missionshaus — bei Hoffmanns Eintritt — seine Autorität — der Geist im Missionshaus — äußere Verhältnisse 97–99

Das Studium — erste Verbesserungen des Lektionsplanes — Plan einer Voranstalt — die entgegenstehenden Bedenken — die Aufgabe der Voranstalt — Kritik der Anstalt — erste Geschichte der Voranstalt — die Lehrer am Missionshaus 99–103

Seite

4. Die Missionsleitung und die Missionsgemeinde.

Die Missionsleitung — Personalbestand des Komitees — das Komitee lernt regieren — seine Geschäftsbehandlung — Patriarchalisches Regiment — Stellung der Hilfsvereine — die Fildermission . . . 103—107

Die Basler Mission und die Kirche — das Erstarken des Konfessionalismus — Basels Unionsstandpunkt — Einführung der Mission in die Kirchen — die neue Aufgabe . . . . . 108—110

Die Pflege des Missionslebens — die „Bekanntmachung" von 1842 — Missionslitteratur — publizistische Grundsätze — Missionsstunden — Missionsfeste — das Ottenbacher Missionsfest — Missionsprediger . 110—115

Die Missionsfinanzen — Ueberschüsse und Defizits 115. 116

Hoffmanns Rücktritt — Teilung des Inspektorats — definitiver Rücktritt — sein Abschied von Basel 116. 117

Dritter Abschnitt.

Die Basler Mission unter Josenhans, 1850—1879.

Die drei Inspektoren — Joseph Josenhans — sein Eintritt in die Mission — seine Bedeutung für die Mission . . . . . 118—120

1. Visitation und Organisation.

Die Visitation — die Lage in Indien — Anfänge einer Organisation — Verfassung von 1849 — die Visitation wird nötig — die Visitation selber 120—123

Die Organisation — Kenntnis der Mission — Organisation der Missionare — Gottesdienstordnung — Gemeindeordnung — christliche Sitte — äußere Verwaltung — Beurteilung der neuen Organisation 123—127

Lutherisches Gepräge der werdenden Missionskirche 127. 128

2. Die zweite Periode der Basler Mission in Indien.

Allgemeines — äußere Ausdehnung — die Brüderschar — Einfluß äußerer Ereignisse — Charakter der Missionsarbeit . . . . . 128—131

Die Mission in Kanara — Mangalur — römische Konkurrenz — die Tulumission — Entwicklung der Gemeinden — die Tulubewegung von 1869 — ihr Vorspiel — die Anfänge — weiterer Fortgang — Gründung von Karkala — Kundapur-Basarur — Stand der Gemeinden — die Mission in Nordkanara . . . . . 131—138

Die Kurgmission — der Erstling Stephanus — erste Niederlassung — Anandapur — Schicksal dieser Kolonie — Außenposten . . . 138—141

Die Mission in Südmahratta — Dharwar — Hubli und Bettigeri — Guledgudd — Malasamudra — Stand der Gemeinden — die Unfruchtbarkeit — die Hungersnotbewegung — Sorgen und Segen . . 141—146

Die Mission in Malabar — Stimmung der Heiden — Uebertritte — Schulwesen — ökonomische Stellung der Gemeinden — Tschombala — Kodakal — Talatscheri — Kannanur — Tschowa — Palghat — Wainad 146—153

Seite

Die Nilagirimission — die Saat — die Erstlinge — Gewinn und Verlust — Gründung von Kotageri . . . . . 153—156

Die Missionskirche — Distriktssynoden — eingeborene Pfarrer . . 156. 157.

3. Das Missionsschulwesen in Indien.

Stand des Schulwesens im Jahr 1850 — Gemeindeschulen — Heidenschulen 158. 159

Ausbau des Gemeindeschulwesens — Predigerseminar — seine Geschichte — Primarschulen — Mittelschulen — Lehrerseminare — die Leistungen . . . . . 159—162

Das Heidenschulwesen — im allgemeinen — erste Reorganisationsversuche — die Schulpolitik der Regierung seit 1854 — von Basel begrüßt — ein neuer Kurs — Basel verzichtet auf die Grants . . 162—166

Die Entwicklung des Schulwesens seit 1863 — niedere Heidenschulen — Anglovernacularschulen — Charakter dieser Schulen — neue Verbindung mit der Regierung — Wiedererwägungen von 1876 . . . . 166—169

4. Landwirtschaft, Industrie und Handel in der Mission.

Landwirtschaftliche Versuche — Oekonomieverwaltung — Mißstände 170—172

Die Missionsindustrie — Uhrenmacherei — Buchdruckerei — Webereien Ziegeleien — Schreinerei in Kalikut . . . . . 172—178

Die Handelsunternehmungen — die Industrie-Kommission — Anfang der Handlung — die Handlungsgesellschaft — Charakter des Unternehmens — seine Beurteilung — Stimmen von Missionaren — vorbildliche Bedeutung . . . . . 178—183

5. Die Mission auf der Goldküste.

Allgemeines — man darf Afrika nicht aufgeben — Dienstzeit und Sterblichkeit der Arbeiter — Arbeitsziele . . . . . 183—185

Der Gâ-Distrikt — Christiansborg — die Beschießung von 1854 — weitere Entwicklung — Abokobi — als Hauptstation — die Mission im Kroboland — Odumase wird Hauptstation — Adâ . . . 185—191

Der Tschi-Distrikt — Akropong — Fortschritte — Date — Bewegungen von 1868 und 1875 — Aburi — die Akemmission — die Station Kjebi — die Voltamission . . . . . 191—197

Innerer Ausbau — die Gemeinden — Behandlung der Sklaverei — Verhandlungen — Durchführung der Grundsätze — die Christen im Krieg 197—201

Kulturelle Bestrebungen — Thätigkeit der Regierung — Landwirtschaft — Handwerke — Verkehrswege — der Missionshandel . . 201—204

Das Schulwesen — Erziehungsanstalten — Gemeindeschulen — Ausbildung von Gehilfen — Auers Einfluß — Ausbau des Schulwesens — Litterarische Arbeiten — Christaller — die Gâlitteratur . . . 204—209

Der Asantekrieg und seine Folgen — Zerstörung Anums — die englische Expedition — die Asantemission — Gründung von Abetifi — Begoro . . . . . 209—212

Seite

6. Die Mission in China.

Allgemeines — Basel darf die chinesische Mission nicht aufgeben — die Aufgabe neu abgesteckt — Einfluß der Politik auf die Mission — öffentliche Zustände — die Missionare . . . . . 213—216

Die Mission im Unterland — die Station Pukak — der Sturm von 1856 — Gründung von Lilong — Lilong unter Bellon — die Station Hongkong — Charakter der Gemeinde — Predigtreisen . . . 217—221

Die Mission im Oberland — Tschonghins Reisen — Tschonghin in Tschongtshun — Winnes reist dorthin — Lechlers Besuch — Tschongtshun und Nyenhangli — weitere Entwicklung — Bewegung in Nyenhangli 221—226

Das Gemeindeleben — der Missionssinn — das geistliche Leben — heidnische Einflüsse — Ehe und Verlobung — kirchliche Organisation 226—229

Das Schulwesen — chinesisches Bildungsideal — die Stellung der Mission dazu — Gemischtes System — Missionslitteratur — die Schulen — Beurteilung der B. M. in China . . . . . 229—233

7. Fürsorge für Zöglinge und Missionare.

Die Missionsanstalt — das neue Missionshaus — die Hausordnung — die Zöglinge — ihre Herkunft . . . . . 233—235

Die Missionsschule — der Unterrichtsplan — die theologischen Lehrer — Geß — Josenhans als Erzieher — Resultate . . . . . 236—238

Die Fürsorge für die Missionare — Verwilligungen — Erholungsreisen — die Verheiratung — Grundsätze von 1838 — Beurteilung der Missionarsehe durch Josenhans — Mischehen — Verlobungen — die Missionarskinder — die Kinderhäuser . . . . . 238—243

8. Die Missionsleitung und die Missionsgemeinde.

Die Missionsleitung — Organisation des Komitees — Komiteeausschuß — Adolf Christ — Karl Sarasin — weitere Kaufleute im Komitee — geistliche Mitglieder — patriarchalische Leitung . . . . . 244—247

Der kirchliche Charakter der Basler Mission — bleibt uniert — Stellung zum Konfessionalismus — zur inneren Mission — Polemik von Beck und Langhans — allerlei kritische Stimmen — die Hebich-Unruhen . 247—251

Die Pflege des Missionsinteresses — durch das Komitee — auf Missionsfesten — Missionskonferenzen — Missionsprediger — weitere Besuchsreisen — Missionslitteratur — Basler Traktate — französische Publikationen . . . . . 251—255

Die Missionsfinanzen — die Not von 1854 — Halbbatzenkollekte — Einnahmen und Ausgaben — Beurteilung . . . . . 255—258

Schatten — die „ideale" Missionsgemeinde — die Pilgermission — Spittler und Josenhans — Jubiläum von Josenhans — sein Abschied von Basel 258—260

Seite

Vierter Abschnitt.

Die Basler Mission der letzten zwanzig Jahre, 1879—1899.

Die neue Zeit 261

1. Das Inspektorat von Schott.

Missionsaufgabe und Missionsmethode — unter Blumhardt — unter Josenhans — Schwankungen — Reaktion und Ausgleich . . 262—265

Der neue Inspektor — Schotts Visitationsreise nach Indien — das Schott'sche Programm — seine Ausführung in Indien — auf der Goldküste — der Versuch in Adâ — sein Scheitern — Ergebnisse . 265—269

Kritische Jahre — Teilung des Inspektorats zwischen Schott und Prätorius — Schotts Denkschrift über Handel und Industrie in der Mission — Verhandlungen im Komitee — Schott tritt vom Inspektorat zurück — Nachwirkungen . . . . . 269—272

2. Die Mission in der Heimat.

Die Missionsschule — Oehlers Eintritt — die Hausordnung — Fürsorge für die Gesundheit der Zöglinge — der Unterricht — der Kritikstreit — seine Folgen . . . . . 272—275

Die Missionsleitung — Professor Riggenbach als Präsident — weitere Komiteemitglieder — Miescher — Karl Sarasin — Preiswerk-Groben — Gottlob Pfleiderer — Ed. Bernoulli — Arbeitsteilung . . . 275—277

Die Pflege des Missionslebens — in der französischen Schweiz — Unterstützung durch kirchliche Behörden — Missionskurse — Missionsfreunde — die Missionsfinanzen — das Wachstum des Werkes . . 277—280

3. Die Mission in Indien.

Allgemeines — Visitation von Schott — Ausdehnung des Missionsgebietes — neue Stationen — Widerstand des Heidentums — Entwicklung der Missionskirche — Wichtigkeit der Gemeindepflege — Konkurrenzmissionen 281—285

Das Schulwesen — seine Bedeutung — die Predigerseminare — High Schools — Ausbildung von Lehrern — Primarschulen — Pflege des Nationalen . . . . . 285—289

Die Mission in Südmahratta — wirtschaftliche Lage — äußere Hilfe — Aufnahme der Heidenpredigt — Enttäuschungen — Gründung von Bidschapur — die alten Stationen . . . . . 289—293

Die Mission in Kanara — das Jubiläum von 1884 — Uebertritte — Gleichgültigkeit und Feindschaft — soziale Stellung der Gemeinden — ihr geistlicher Zustand — äußeres Wachstum und Aussichten . . 293—296

Die Mission im Kurgland — Uebertritte — Schularbeit — Anandapur — die Kulimission . . . . . 296—298

Seite

Die Mission in Malabar — das Jahrzehnt von 1879—1889 — Stimmung der Heiden — Stand der Gemeinden — die Bewegung in Kodakal — ihre Ausbreitung über Malabar — hervorragende Uebertritte — Tschikatakara und Talascheri — Stellung der Heiden zur Bewegung — soziale Notstände — Versuch zur Abhilfe — Beurteilung der Bewegung . . . . . 298—306

Die Mission auf den blauen Bergen — Schulthätigkeit — Uebertritte — die Gemeinden — Arbeit an kleineren Stämmen — die Kulimission . 306—309

4. Die Mission in China.

Das Unterland — Tschonghangkang — Khitschhung — Longheu — die alten Stationen — Charakter der Mission im Unterlande . . . 310—313

Das Oberland — Hokschuha — Kayintschu — wird Hauptstation — Hinnen — sein Aufschwung — Futschukpai — Hoschuwan — die alten Stationen — Moilim . . . . . 313—319

Innerer Ausbau — geistliches Leben — Oehlers Visitationsreise — finanzielle Neuordnung der Gemeinden — die Visitationskonferenzen — Synoden, Feste, Presbyterien — Fragen der kirchlichen Zucht — Kinderverlobungen . . . . . 319—323

Das Schulwesen — die Sprachenfrage — die Schulen . . . . 323—325

Die Diaspora — in Demerara — auf Hawaii — in Borneo . . 325—326

Die neueste Periode der chinesischen Mission — der Einfluß der politischen und sozialen Verhältnisse — unruhige Zeiten — diplomatischer Schutz — der Sturm von 1895 — die neueste Bewegung zum Christentum — ihr Charakter — Aussichten . . . . . 326—329

5. Die Mission auf der Goldküste.

Allgemeines — die Brüderschar — politische und wirtschaftliche Einflüsse — Konkurrenzmissionen . . . . . 330—332

Innerer Ausbau — Generalkonferenz von 1881 — die Visitationsreise von Inspektor Prätorius — die schwarzen Pfarrer — Katechisten und Aelteste — die Gemeinden — Fragen der Disciplin — finanzielle Leistungen der Gemeinden — Beiträge ans Defizit von 1898 . . 332—338

Das Schulwesen — Einfluß der Regierungspolitik — neue Schulen — Statistisches — Litteratur . . . . . 338—340

Die Mission im Gâ-Gebiet — Hemmnisse — Regungen des Heidentums — das Kroboland — die Besetzung des Distrikts . . . 340—343

Die Mission im Tschi-Gebiet — Akuapem — Akem — König Atas Plackereien — die Christenverfolgung in Akem — Wachstum der Akemmission — die Mission in Okwawu — die Asantemission — die Fantemission — wieder in Anum — die Mission in Deutsch-Togo — Teilung des Distrikts . . . . . 343—350

Seite

6. Die Mission im Kamerun.

Die Vorgeschichte der Mission — die deutsche Kolonialbewegung — die Baptistenmission in Kamerun — die Bremerkonferenz von 1885 — Basel tritt der Sache näher — Verständigung mit der Reichsregierung — mit den englischen Baptisten — mit den Freunden in der Heimat . 351—354

An der Arbeit — die Todesfälle — Separation der Baptisten — Zustand des heidnischen Arbeitsfeldes — die Abomission — die Gottesmänner — Opposition und Fortschritt . . . . . 355—359

Weitere Ausdehnung der Mission — nach dem Nkosiland — Nyasoso — von Bonaberi den Mongo hinauf — Bombe — am Sanaga — Lobethal — Edie — Viktoria und Buea . . . . . 359—362

Allgemeines — das Schulwesen — innerer Ausbau — christliche Sitte — der Erfolg — römische Konkurrenz — Rückschlag . . . . . 362—365

7. Die ärztliche Mission.

Ihre Vorgeschichte — ein neuer Arbeitszweig — Missionsärzte der ersten Periode — Hohenacker und Heinze — keine Nachfolger — medizinischer Unterricht im Missionshaus — von Inspektor Hoffmann abgelehnt — unter Josenhans eingeführt — in der Folge noch vermehrt . . 365—368

Die neuere ärztliche Mission — Christliebs Referat auf der internationalen Allianzversammlung in Basel — Wirkungen — Dr. Mählys Expertise auf der Goldküste — Basler Missionsärzte auf der Goldküste — Dr. Eckhardts Missionslaufbahn — ärztliche Mission in Indien — in China 368—372

Die Aufgabe der ärztlichen Mission — Versuche, sie zu lösen — Anforderungen, die an die Missionsärzte gestellt werden — der Freundeskreis in der Heimat — Verein für ärztliche Mission . . . . 372—374

Schluß 374

Orts- und Personalregister . . . . . 375—381

Erklärung der Abkürzungen.

M. M. = bis 1856 „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften"; seit 1857 „Evangelisches Missionsmagazin".
J. B. = „Jahresberichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel", große Ausgabe mit Beilagen.
H. B. = „Evangelischer Heidenbote", Organ der Basler Missionsgesellschaft.
K. B. = „Kollekteblatt für die Basler Mission" mit fortlaufenden Nummern.
M. K. = „Evangelischer Missionskalender", im Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.
A. M. Z. = „Allgemeine Missionszeitschrift", herausgegeben von Warneck.

Erster Abschnitt.

Die Basler Mission unter Blumhardt.

1815–1838.

1. Die Entstehung der Gesellschaft.[1])

Die Basler Mission gehört zu den ersten Früchten, die das scheidende „Missionsjahrhundert" auf dem europäischen Festland gereift hat.

Man weiß, was alles im Zeitalter der Revolution mithelfen mußte, für die evangelische Christenheit eine Missionsperiode heraufzuführen, wie man sie hier zuvor nicht erlebt hatte. Die geographischen Entdeckungen eines Cook und anderer, und der sich eben damals mächtig entwickelnde Weltverkehr hatten den Gesichtskreis erweitert. Die politisch-freiheitlichen, philantropischen Ideen schufen eine neue geistige Atmosphäre; man schwärmte von Menschenrechten und Völkerbeglückung, wie denn der erste Jahrgang des Missionsmagazins hernach den bezeichnenden Nebentitel trug: eine Zeitschrift für Freunde des Christentums und der Menschheit. Selbst die Aufklärung mußte der kommenden Mission einen Dienst leisten, indem aus ihren Humanitätsbestrebungen das Ideal hervorwuchs, die Sklaverei abzuschaffen. Vor allem aber war in der protestantischen Kirche ein ganz neues Leben durch die geistigen Bewegungen entbunden worden, die man unter den Namen Methodismus und Pietismus begreift.[2]) Spener, Francke, Zinzendorf, Bengel, und jenseits des Kanals Wesley und Whitefield wurden die mittelbaren und unmittelbaren Begründer der modernen Mission.

Im besonderen war der württembergische Pietismus der Bengelschen Schule, der stets ein eigenartiges Gepräge getragen hatte und in vielen Stücken dem halleschen überlegen war, auch von der herrnhut'schen Art bedeutend abwich, von Anfang an missionsfreundlich gewesen und hatte in

[1]) Ostertag, Entstehungsgeschichte der ev. Missionsgesellschaft zu Basel. Basel 1865. — Wurm, Die Entstehung der verschiedenen M.-Gesellschaften ꝛc. M.M. 1890, 59. — Warneck, Abriß einer Geschichte der prot. Mission. 5. Aufl. S. 114.

[2]) Mirbt, Die Bedeutung des Pietismus für die Heidenmission. A. M. Z. 1899, 145.

diesem Sinne in Süddeutschland den Boden bereitet. Schon 1715 hatte sich hier die offizielle Kirche in den Dienst der Mission gestellt, indem sie auf Befehl des Herzogs Eberhard Ludwig von allen Kanzeln eine kurze historische Nachricht von dem Missions- und Bekehrungswerk auf der Küste von Coromandel[1]) verlesen und Gaben für die dänisch-hallesche Mission sammeln ließ. Es waren hauptsächlich die in „Stunden" und Gemeinschaften organisierten „Brüder", wo das heimatliche Missionsleben seine kräftigsten Wurzeln treiben sollte.[2]) Seit einem Generalreskript von 1734 konnte sich dieses Gemeinschaftsleben innerhalb der Landeskirche frei entwickeln. Am einflußreichsten wurden die Hahn'schen Brüder oder „Michelianer" von echt württembergischem Charakter mit starker Betonung der Heiligung. Ihnen gegenüber standen die Pregizerianer, die — teilweise mit antinomistischen Neigungen — die Rechtfertigung aus dem Glauben zu ihrem besonderen Schiboleth machten. Beiden Richtungen fehlte es nicht an Ausläufern schier sektiererischen Charakters, wogegen die in der Mitte stehenden Pietisten im engeren Sinne den Bengel'schen Fingerzeigen folgten, wodurch sie vor dem Streit über Bußkampf, Bekehrungszeit und Mitteldinge bewahrt blieben und sich den Sinn offen hielten für den Wert gelehrten Wissens. Neben und zum Teil unter diesen Gemeinschaften pflegte die Brüdergemeine ihre Sozietäten und Glieder, die hier, wie in ganz Süddeutschland und der Schweiz für die Wirkung des Missionssinnes von Bedeutung wurden.

Im benachbarten Baden gelang es Jung-Stilling eine ganze Gemeinde zu sammeln und zu erbauen, und die von ihm tiefer Angeregten wurden leicht auch Freunde der neu erwachenden Missionsbestrebungen. Stillings Schriften wirkten aber auch in die Ferne. Sie halfen auch mit, der Basler Mission einen ihrer ersten und bemerkenswertesten Missionare zuzuführen, den russischen Grafen Felician Zaremba. Ueber dem Rheine drüben[3]), im Elsaß, war der „Heilige vom Steinthal", Oberlin, ein Vater neuen geistlichen Lebens und Pfleger des Missionsinteresses. Sein Sohn wäre in der Folge beinahe erster Basler Missionsinspektor geworden. Auch der Straßburger Professor Lorenz († 1783) war ein eifriger Missionsfreund gewesen, der mit Halle in Verbindung gestanden und der Trankebarschen Mission einige Arbeiter zugeführt hatte.

Für dieselbe Unternehmung hatte in der Schweiz der große Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller[4]) schon frühe seine Stimme erhoben, „sie gereiche der protestantischen Religion zur Ehre". Auch Lavater und Antistes Heß in Zürich müssen unter den Ackerleuten genannt werden,

---

[1]) Wieder veröffentlicht im M. M. 1857, 24.

[2]) Strebel, Geschichte des Missionslebens in Württemberg. A. M. Z. 1878, 91, 116, 164.

[3]) Krüger, Elsaß und die Heidenmission. M. M. 1879, 204.

[4]) Zwei Berner Missionsfreunde. M. M. 1883, 9.

die den schweizerischen Boden für eine Missionsaussaat bestellten. An Anna Schlatter und ihren Kreis braucht man bloß zu erinnern. Eine besondere Bedeutung kommt indes dem einfachen Dorfpfarrer von Muttenz bei Basel zu, Hieronymus Annone[1]). Er bat nicht nur in seinem Pfingstliede „Es saß ein frommes Häuflein dort": „Ach heb' der Zungen Irrsal auf; laß, Jesu, deinem Wort den Lauf, daß dich die Völker ehren": er rief vielmehr im Jahre 1756 eine Gesellschaft ins Leben, die Traktate verteilen und zerstreute Glaubensgenossen unterstützen sollte, die aber auch denen die Hand zu bieten gedachte, „die in der Ferne unter Heiden, Juden und Türken an der Ausbreitung des Heiles Jesu Christi arbeiteten". Noch kräftiger als durch die Gründung dieser Gesellschaft, die damals noch nicht lebensfähig genug war, um sich zu halten, wirkte er durch sein lebendiges evangelisches Zeugnis, besonders in dem nahen Basel, dessen Bewohner zahlreich zu seinem Dorfkirchlein hinauspilgerten. In Basel selbst wurde die Erbauung in verschiedenen Versammlungen gepflegt; da waren Pietisten Hallescher Observanz, Herrnhuter und eigentliche Separatisten, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Kirche und Staat heftig verfolgt wurden und sich erst später größerer Duldung erfreuten.

Der eigentliche Mutterschoß der Basler Mission wurde die deutsche Christentumsgesellschaft.[2]) Annone hatte als Korrespondent seiner namenlosen Gesellschaft mit Samuel Urlsperger, Senior in Augsburg, einen Briefwechsel geführt. Der Sohn dieses bekannten, unerschrockenen schwäbischen Hofpredigers und Patriarchen des süddeutschen Pietismus, Johann August Urlsperger, der Nachfolger seines Vaters im Seniorat der augsburgischen Geistlichkeit, war berufen, den Gedanken des schweizerischen Dorfpfarrers auf bedeutende Weise zu verwirklichen. 1728 geboren, war er durch alle Anfechtungen und Zweifel zu einem entschiedenen Bibelglauben durchgedrungen. Zuerst litterarisch gegen den zunehmenden Rationalismus thätig, sann er immer lebhafter darauf, einen Bund der „Gläubigen zu stiften zur Abwehr gegen die Neologie." Er stand schon von einer Kandidatenreise her in Verbindung mit vielen und hervorragenden Gesinnungsgenossen in Deutschland, Dänemark und Holland. Jetzt unternahm er verschiedene Reisen zu diesem Behufe, fand aber trotz allerlei Aufmunterung und Unterstützung nirgends thatkräftigen Beifall zu seinem Vorhaben. Da begab er sich 1779 auf eine neue Reise durch die Schweiz, über Frankfurt, nach den Niederlanden und bis nach England, von da durch Holland und Norddeutschland nach Berlin, um endlich über Nürnberg heimzukehren. Schon ziemlich am Anfang dieser Reise muß er in Basel Anklang gefunden haben, doch hatte sich noch kein förmlicher Verein

[1]) Riggenbach, Hieronymus Annone, Basel 1871.

[2]) Drei Reden zur 100jährigen Gedächtnisfeier der deutschen Christentumsgesellschaft. Basel 1880 (von Riggenbach, Stockmeyer und Prätorius).

gebildet. Das geschah zuerst in London, wo indes die Gesellschaft, die reine Lehre und Gottseligkeit befördern und zu einer „gewissermaßen allgemein sich ausbreitenden Gemeinschaft der Heiligen Anlaß geben" wollte, schon das Jahr darauf wieder einging. Dagegen konstituierte sich am 30. August 1780 die erste Gesellschaft dieser Art auf dem Festlande in Basel unter dem Vorsitz des Professors der Theologie Joh. Werner Herzog. Neben einigen Baslern waren die ersten Gesellschaftsmitglieder Deutsche, vornehmlich Württemberger.

Die „deutsche Gesellschaft edler thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit" war von Anfang an bereit, Mitglieder der beiden evangelischen Kirchen aufzunehmen, von deren Halten an der reinen Lehre und am gottseligen Wandel man überzeugt war, doch ohne die Absicht, eine äußere Vereinigung der zwei Kirchen zu erstreben. Den Anspruch, eine deutsche Gesellschaft zu heißen, konnte sie bald mit Recht erheben, denn nun bildete sich eine Partikulargesellschaft um die andere. Zuerst in Nürnberg, 1781; dann 1782 in Stuttgart, Frankfurt, Berlin, Stendal, Prenzlau, Magdeburg, München, Wernigerode. 1783 folgte Bünde im Ravensbergischen, Penkum in Vorpommern, Halberstadt, Stettin, Altona, Bremen, Osnabrück, Ostfriesland, Köthen, Pasewalk in Pommern, 1784 Königsberg, Flensburg, Anklam, Dresden, Amsterdam; später noch Elberfeld, Düsseldorf, Straßburg, Breslau und Rostock. Ja bis nach Schweden und Amerika erstreckte sich der Briefwechsel. An all den Orten bildeten sich organisierte Gesellschaften; aber noch an vielen andern Orten gab es einzelne Freunde, mit denen man in Verbindung stand, so besonders auch in der Schweiz, nämlich in Chur, St. Gallen, Winterthur, später auch in Zürich, in Bern, Zofingen, Aarau, Schaffhausen und Lausanne.

Diese immer mehr wachsende Ausdehnung der deutschen Gesellschaft erforderte dringend eine Organisation. Ein Direktorium lehnte man von verschiedenen Seiten ab, weil man die eigene Freiheit behaupten und keinerlei päpstliches Wesen begünstigen wollte. So sollte es nur ein „Centrum" sein, wohin alle Korrespondenz gerichtet, von wo aus sie in Umlauf gesetzt würde. Nach einigem Schwanken einigte man sich auf Basel als Sitz dieses Centrums, weil Urlsperger dort zuerst Gehör für sein Anliegen gefunden habe und weil es ein Ort der Freiheit sei, wo einem die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt werden könnten; auch verfüge Basel über rechtschaffene Männer von allen Ständen, die der Sache wohl anstünden. Nun gewann die Gesellschaft erst ihren eigentümlichen Charakter. Es war ursprünglich der Plan Urlspergers gewesen, zur Verteidigung der reinen Lehre auch durch die Presse zu wirken und in gelehrten Schriften die Neologie zu bekämpfen. So drängten besonders auch die Nürnberger auf Herausgabe eines Journals zur Bekämpfung des Rationalismus. In Stuttgart aber und in Basel kam man immer mehr zu der Ueberzeugung, eine Gesellschaft, worin Gelehrte und Ungelehrte

beisammen seien, könne sich nur die Erbauung, und nicht die gelehrte Bekämpfung des Unglaubens zur Aufgabe machen. Sie erkannten den Hauptsegen der Gesellschaft darin, „daß der Herr so viele Kinder Gottes auf einem ansehnlichen Stücke des Erdbodens in eine nähere Verbindung zusammen gebracht habe und sie auf diese Weise in den Stand setze, einander durch gleich liebe Handreichung zu stärken und zu erbauen." Darum fand man auch den bisherigen Namen der Gesellschaft zu hoch und brauchte von da an den bescheideneren Titel „Deutsche Christentumsgesellschaft".

So war also die Pflege der Gemeinschaft unter den „Gläubigen hin und her" in den Vordergrund gerückt, die durch den gemeinsamen Gegensatz gegen den Rationalismus zusammengehalten, sich über alle Schranken des Stammes und der Konfession hinweg als Brüder fühlten und so eine Union darstellten, ohne eine zu machen. Eins war man auch in der mehr oder weniger pietistisch gestalteten Form der Lebenshaltung, indem man alles oberflächlich-leichtfertige Wesen verwarf. In der Lehre wurde überall das Biblische betont. Als das höchste und bestimmende Gut und Ziel erschien das Reich Gottes und Christi.

Die Aufgabe des Centrums gestaltete sich nun genauer. Man hatte die umfangreiche brüderliche Korrespondenz zu organisieren. Bald veröffentlichte man Auszüge aus diesem Briefwechsel und schuf sich im Jahre 1783 ein offizielles Organ, das unter dem Titel: „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" in kleinen Monatsheften erschien. Um die viele schriftliche und litterarische Arbeit zu bewältigen, wurden einige Sekretäre nötig. Man erbat sich an der Universität Tübingen tüchtige Kandidaten je für einige Jahre, denen nun die Hauptlast dieser Arbeit, auch das Halten von Uebungsstunden in Basel übertragen wurde. Der erste dieser Sekretäre, der 1782 in Basel eintraf, war der Vater des späteren Tübinger Professors Schmid. Es folgten fünf andere. Endlich die drei, deren Namen mit der Entstehungsgeschichte der Basler Mission für immer verknüpft sind: Steinkopf, Blumhardt und Spittler.

Karl Friedrich Adolf Steinkopf, 1773 in Stuttgart geboren, war ein bedeutender Mann, ein tüchtiger Theologe, praktisch und pünktlich in allen Geschäften, dabei von feinen Umgangsformen. Als er 1798 das Sekretariat der Christentumsgesellschaft in Basel antrat, wußte er das Räderwerk der mancherlei Arbeiten bald in die beste Ordnung zu bringen. Er folgte aber schon 1801 einem Ruf an die deutsche Savoykirche in London und so wurde er zum Bindeglied zwischen England und der deutschen Gesellschaft. Zündende Gedanken, bald auch fördernde Geldmittel leitete er von der Gesellschaft nach dem Kontinent über. Er kam in London alsbald in enge Berührung mit dem in England eben damals mächtig erwachten Missionsleben. Dort waren Schlag auf Schlag die baptistische,

die Londoner und die kirchliche Missionsgesellschaft entstanden, die Traktatgesellschaft war ins Leben gerufen worden, und 1804 kam es zur Stiftung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Daran war Steinkopf selber beteiligt. Durch die hinreißende Macht seiner Mitteilungen wurde auch in der Christentumsgesellschaft ein neues Feuer entzündet: die Basler Bibelgesellschaft, die erste Tochter der Christentumsgesellschaft, trat noch im selben Jahr ins Dasein. Aber auch die Missionsinteressen wurden durch Steinkopf, der im Ausschuß der Londoner Mission saß und zur englischen Kirchenmissionsgesellschaft enge Beziehungen unterhielt, kräftig angeregt. Und seine Nachfolger in Basel waren auch die Leute, diese Anregungen in fruchtbarer Weise weiter zu geben und in Thaten umzusetzen.

Bei seinem Abgang von Basel hatte Steinkopf die Arbeiten des Sekretariats zunächst dem neunzehnjährigen Schreiber Christian Friedrich Spittler[1]) übergeben müssen. Auch Spittler war ein Württemberger, der aus Gehorsam gegen den väterlichen Willen auf das Studium der Theologie verzichtet und sich zum „Cameralisten" ausgebildet hatte. Er machte, als ihn Steinkopf nach Basel brachte, noch eine zarte, jungfräuliche Figur, bald aber erwies er sich brauchbar im Verfolgen praktischer Ziele. Er besaß eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, der es niemals weder an Plänen noch an Mitteln zur Ausführung gebrach. Allem aber lag eine unermüdliche Liebe zu den Seelen zu Grunde, die ihn selbst bei den elendesten und verkommensten Leuten nicht im Stiche ließ.

Mit Spittler unzertrennlich verbunden ist Christian Gottlieb Blumhardt[2]), der 1803 als letzter theologischer Sekretär der Christentumsgesellschaft in Basel eintraf und nun vier Jahre lang mit Spittler Schulter an Schulter arbeitete. Blumhardt wurde am 29. April 1779 in Stuttgart als erster Sohn eines wackern, armen Schuhmachers geboren, in dessen Haus das Kreuz einheimisch war. Der zarte, schmächtige Gottlieb, das Ebenbild seiner feinsinnigen, nervösen Mutter, von großer angeborener Schüchternheit, ungeschickt etwas frisch und selbstgewiß anzufassen, war von einem regen Lern- und Bildungstrieb beseelt; er hatte alle Schwierigkeiten mit zäher Beharrlichkeit überwunden und sich zum Kandidaten der Theologie heraufgearbeitet, ein reiner schwäbischer Pietist. In Tübingen hatte ihn Spittler kennen gelernt; nun bezogen sie in Basel ein gemeinsames Stübchen und teilten sich in die Geschäfte der Christentumsgesellschaft. Innigst verbunden, ergänzten sich die beiden gegenseitig, der Aengstliche und der Wagehals. So wertvoll für den Feuergeist Spittlers ein dämpfendes Element war, so zog doch der Magister mit seiner ängst-

[1]) Kober, Chr. Fr. Spittlers Leben, Basel 1887. — C. F. Spittler im Rahmen seiner Zeit, Basel 1876.

[2]) Gundert, Blumhardt Ch. G. in Herzogs Realencyklopädie II², 501. — Ostertag, Blumhardt und die Basler Mission. M. M. 1857, 42. 1859, 394, 485.

lichen Vorsicht und vorherrschend kontemplativen Geistesrichtung von der Anlehnung an den produktiven, willenskräftigen und klugberechnenden Schreiber den größeren Nutzen.

Spittler teilte seinem Freunde alsbald seine Missionsinteressen mit, die durch Steinkopf immer neu genährt wurden. Die „Sammlungen" füllten sich mit Missionsnachrichten, das Kommen und die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden wurden das Hauptanliegen, das man im Bruderkreise vor Gott brachte. Blumhardt begann besondere Missionsstunden zu halten. Man hatte in der Christentumsgesellschaft von Anfang an die Mission der Brüdergemeine und Jänickes Missionsschule in Berlin unterstützt. Aber Spittler wollte sich nicht mehr damit zufrieden geben. Er wäre selber gerne unter die Heiden gegangen. Nun entstand in ihm der Wunsch, wenigstens in der Heimat etwas Erkleckliches für die Mission zu thun. Schon ums Jahr 1805 beschäftigte ihn die Frage, warum man in Basel nicht ebensogut, ja noch besser ein Missionsseminar sollte haben können als in Berlin; warum nicht eines für den Norden und ein anderes für den Süden von Deutschland? Oft und lebhaft sprach er mit Blumhardt über diese Pläne. Der wies den Gedanken als allzu kühn zurück und konnte doch innerlich nicht mehr davon loskommen.

Als Blumhardt 1807 in den württembergischen Kirchendienst zurückkehrte, übernahm Spittler das Sekretariat allein und spann dabei seine Gedanken und Pläne weiter. Wie tief er sie im Herzen trug, zeigt eine briefliche Aeußerung aus dem Jahre 1811: „Was ich Basel vor allem wünschen möchte", heißt es da, „das wäre ein gut eingerichtetes Missionsinstitut; denn es fließen stets so viele Beiträge für die Mission, womit nicht der Nutzen geschafft wird, der daraus hervorgehen könnte. Doch das liegt noch in weiter Ferne. Zu einem solchen Unternehmen finden sich wenig Liebhaber; denn es gehört viel Glaube dazu." Auch beim Ankauf eines eigenen Hauses, des Fälkli, dachte er daran, Missionszöglinge, vielleicht die nach dem sichern Basel auswandernden Berliner, aufnehmen zu können. Und nun nahte die Zeit der Erfüllung.

Während Spittler mit Blumhardt, damals Pfarrer der kleinen württembergischen Landgemeinde Bürg, brieflich Pläne und Hoffnungen besprach, vollzogen sich die großen Ereignisse der napoleonischen Zeit. Die ungeheuere Erschütterung der europäischen Völker, die namenlose Demütigung Deutschlands und dann das Erwachen der Fürsten und Nationen, das Joch des Korsen abzuschütteln, die ganze geistige Bewegung und Erneuerung fachte auch in viel tausend lau gewordenen Christen ein neues Feuer, einen neuen Ernst im Christenleben und einen neuen Eifer für Gottes Sache an. In diesem Geistesfrühling litt es Spittler nicht länger. Er hatte sich eben damals mit einem neuen Freunde verbunden. Es war der reichbegabte ehemalige braunschweigische Oberpostmeister Kellner,

der um seiner Ueberzeugung willen viel Schweres erlitten hatte. Voll Feuereifer für alles Höhere, arbeitete er mit einer großen Elastizität und ließ sich auch zu den unansehnlichsten Geschäften brauchen. Es erwies sich indes, daß er ein unruhiger, in seinem geistlichen Leben wenig nüchterner Mann war, wie er sich denn auch bald von Spittler und seinen Unternehmungen lossagte, um als „Landstreicher um des Herrn willen" der Frau v. Krüdener zu folgen. Diese Dame war eben damals auch in Basel aufgetreten, wie sie ganz Europa mit dem Geschrei ihrer Frömmigkeit und mit ihrem Eifer erfüllte, wobei doch manche segensreiche Anregung von ihr ausging, die — in gesunde Bahnen geleitet — der Frucht nicht ermangelte.

Nun wollten Spittler und Kellner handeln.[1]) In Basel war der Boden in ganz besonderer Weise zubereitet, nicht nur durch die deutsche Christentumsgesellschaft und durch die Stürme der bewegten Zeit, sondern auch durch das Wirken lebendiger Prediger. Da war besonders der edle Pfarrer zu St. Martin, Nikolaus Von Brunn, der durch seine geistesmächtigen Predigten eine vordem verödete Kirche wieder gefüllt und neues Leben geweckt hatte. 1814 hatte er die seit Blumhardts Weggang verfallenen monatlichen Missionsstunden wieder aufgenommen. Und eben Von Brunn wars, der Spittter den Anlaß zum Handeln gab. In den bewegten Tagen, da der französische General Barbanegre von Hüningen aus Basel zu beschießen drohte, meldete sich am Schluß einer solchen Missionsstunde ein junger Mensch bei ihm, er wolle Missionar werden und Von Brunn solle ihm dazu behilflich sein. „Kann man solche Leute nicht hier zu Sendboten an die Heiden ausbilden?" lautete Von Brunns Frage an Spittler, den er sogleich aufgesucht hatte. Und nun rückte Spittler mit seinen Wünschen und Plänen heraus. Die Freunde glaubten zuerst, das neue Unternehmen werde sich am besten mit der Christentumsgesellschaft vereinigen lassen und sei darum gleich von ihr aus zu gründen. Das Centrum aber wollte bedächtiger Weise nicht selber Hand anlegen. Ein Missionsinstitut sei besser, wie in Berlin die Schule Jänickes, die Sache eines Privatmannes, der auch hier im kleinen den Anfang machen möge; man würde ihn, wenn der Herr seinen Segen zur Unternehmung gebe, gern unterstützen. Wolle es also Spittler auf eigene Faust wagen und die Genehmigung der Regierung dazu einholen, so wünsche man ihm Gottes Gnade und Segen zu seinem Vorhaben.

Solcher Entscheid war Spittlern im Grunde eben recht. Denn dieser bewegliche, an Plänen und Entwürfen überreiche Mann war gegen alles gesellschaftlich-organisierte Vorgehen. Er wollte wirken, aber ohne leitende Ausschüsse, Statuten und menschliche Ordnungen. „Unser Präsident soll

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. Basel 1886. Im Anhang zwei Reden über die Jugendgeschichte der B. M. S. 196.

Jesus Christus sein, der dann mit drei oder vier Knechten mehr ausrichten kann als mit dem größten sessionierenden und debattierenden Kollegium." Alsbald erwirkte er bei dem liberalen Staatsmanne Peter Ochs ohne alle Schwierigkeiten die Erlaubnis der Regierung, ein Missionsinstitut errichten zu dürfen, „worin anerkannt rechtschaffene und religiös denkende junge Männer jeder Konfession und jeden Standes zweckmäßigen Unterricht in fremden Sprachen und reiner Bibellehre erhalten könnten, um nach einigen Jahren als brauchbare Missionare zu der zahllosen Menge von Heiden in fremde Weltteile zu reisen und ihnen nach dem Befehle Christi, Matth. 28, 19 das seligmachende Evangelium zu verkündigen". Das Hauptanliegen der Freunde war nun, einen eigenen „Lehrer" zu erhalten, dem sie die Leitung des Ganzen übertragen könnten. Man dachte an keinen andern als an Blumhardt, er sei unter allen Bekannten weitaus der Tüchtigste, im Fall er in ihre Grundsätze einstimmen würde, „alles bei diesem Unternehmen in einem Glauben wie der selige Francke in Halle zu betreiben". Spittler erbat sich zuerst den Entwurf zu einem Lehrplan von ihm und fing dann an, ihn zu bearbeiten, daß er als Leiter des geplanten Instituts nach Basel ziehe.

Blumhardt entwarf einen Lehrplan, zweifelte aber an seiner Befähigung ihn auszuführen. „Kein Wort der Einrede gegen dein Unternehmen", schrieb er an Spittler, „gegen deinen Glauben, gegen deine Liebe zur großen Sache unseres Herrn. Aber ein desto stärkeres Wort gegen den Mann, den du gleichsam an die Spitze dieses Glaubenswerkes stellen oder vielmehr zu einem Pfeiler am Gebäude machen möchtest. Du fragst, ob ich den Mann kenne? — Ach ja, ich kenne ihn gut und weiß, daß er nicht zum Vorausgehen, sondern nur zum Hinterdreinmarschieren taugt.... Ich bin von Herzen bereit, in meiner Armut und Dürftigkeit dem Herrn zu dienen, wo er mich hinstellt, nur muß ich seines Willens gewiß sein." Spittler redete ihm zu. Er solle die Sache betreiben, wie es ihn gut dünke und sich im Glauben auch keine äußeren Sorgen machen. Seine Besoldung könne er sich nach dem Stand der gemeinschaftlichen Kasse selber stipulieren; denn sobald man sich an Formen halten müsse, werde man leicht uneins und das Wirken werde gehemmt. Blumhardt aber mochte auf solch luftige Vorschläge nicht eingehen. Er erklärte, er werde seine schwäbische Pfarrstelle nicht aufgeben, um als Missionslehrer nach Basel zu ziehen, es sei denn, daß Spittler und Kellner ein verantwortliches Missionskomitee bestellten, das ihm eine feste Besoldung garantiere und die Einrichtung der Missionsschule wenigstens einigermaßen jetzt schon feststelle. Auch das kühnste Glaubenswerk auf Erden habe seine organische Entwicklung, seine feste und bestimmte Ordnung. Auch der Glaube gehe eben deshalb, weil er sich als Glauben bewähren wolle, von A, das der Herr giebt, zu B, und habe Gott auch dieses gegeben, zu C und so weiter an seiner Hand fort bis ans Ende.

Und Blumhardt drang durch. Spittler mußte seinen Lieblingsplan, die Missionssache als sein Privatunternehmen zu verwirklichen, aufgeben. Denn nun kam Steinkopf nach Deutschland und der Schweiz, und die verbundenen Brüder teilten ihm in einigen Briefen alles mit, was bisher in der Angelegenheit geschehen war. Er drückte seine große Freude darüber aus, machte aber sofort seinen ganzen Einfluß geltend, den Versuch auf eine breitere Grundlage zu stellen; es solle sich ein eigenes Komitee bilden, das sich in der Folge an die englische Missionsgesellschaft anschließen und von ihr mit Rat und That unterstützt werden könnte. In Basel fanden sich denn auch die hiezu willigen und geschickten Persönlichkeiten: der Professor der Philosophie und Mathematik Friedrich Lachenal, die Pfarrherren La Roche und Wenk, der Kaufmann Merian-Kuder, der das Kassieramt übernahm; allen voran natürlich Spittler, während sich der separatistisch gesinnte Kellner bereits von dem Unternehmen losgesagt hatte. Als Präses trat an die Spitze des Komitees Pfarrer Von Brunn.

Am 25. September 1815 traten die sechs Männer im Pfarrhause zu St. Martin zur ersten Sitzung zusammen, um sich zu einer evangelischen Missionsgesellschaft zu konstituieren. Ihrem Protokoll schickten sie bezeichnenderweise nicht ein theoretisches Statut dogmatischer oder sonstiger Art voraus, sondern eine kurze geschichtliche Skizze, wie es zur Bildung eines solchen Komitees gekommen sei.[1]) Man gab sich gegenseitig das Wort, daß bei der Geschäftsführung dieser nur der Ehre des Herrn und Heilandes gewidmeten Anstalt in der Folge nie auf Ceremonien oder Rang untereinander gesehen, sondern bei mündlichen und schriftlichen Mitteilungen immer eine brüderliche und einfache Weise beobachtet werden solle. Sie wollten eine förmliche Missionsgesellschaft darstellen, die unter sich bei allen Vorfällen, den angenehmen und unangenehmen, gegenseitig garantiert und verbunden bliebe. Man stellte endlich den Grundsatz fest, „im Vertrauen auf den Herrn im kleinen anzufangen und nie größere Unternehmungen zu wagen, als die Kräfte erlauben".

[1]) Vollständig gedruckt im Ev. Heidenboten von 1865, S. 1.

2. Die Missionsschule.[1])

Man fing allerdings im kleinen und mit schwachen Kräften an. Nur 150 Napoleons d'or lagen in der ersten Sitzung zur Verfügung bereit, sodaß es das Komitee nicht wagte, den verheirateten Blumhardt als Leiter des geplanten Institutes zu berufen; man müsse der geringeren Kosten wegen den ledigen Vikar Oberlin wählen. Erst als Steinkopf nach Basel kam, die Freunde ermunterte und englische Hilfe anbot, entschloß man sich in der zweiten Sitzung, am 3. Oktober 1815, Blumhardt zu berufen. Der gewann den Mut den Ruf anzunehmen, obwohl im Berufungsschreiben über seine Besoldung noch nichts gesagt war. Sie wurde bald darauf auf tausend Gulden angesetzt mit der Bestimmung, der Inspektor werde seinen Anteil an der Hausmiete selber zu bestreiten haben, wovon man denn freilich bald zurück kam. Daß sich Blumhardt diese in der Stadt Basel gewiß schon damals nichts weniger als glänzende Stellung gefallen ließ, setzt seine verleugnungsvolle, glaubensmutige Hingabe an die Sache in ein um so helleres Licht, als er durch sein Verlassen des württembergischen Kirchendienstes alles Recht auf Wiederanstellung oder künftige Pensionierung preisgab.

Noch von Bürg aus verhandelte Blumhardt mit dem Komitee eifrig über die Einrichtung der Missionsschule. Man dachte zuerst daran, die Zöglinge für sich wohnen zu lassen und sie nur zum Unterricht im Fälkli, der Wohnung Spittlers, zu vereinigen. Indessen überzeugte man sich nach Blumhardts Ankunft in Basel (17. April 1816) bald von der Notwendigkeit, ein Konvikt zu schaffen, und wagte es deshalb, ein eigenes Haus, das Panthier, neben dem St. Alban Schwibbogen um 27 000 alte Franken als Missionshaus zu erwerben. Die Ankaufssumme betrug zweimal soviel als die Gesamteinnahme jenes Jahres. Die Hausordnung und der Lehrplan der Anstalt wurden vorläufig festgestellt und die nötigen Hilfslehrer gewonnen. Man wählte aus den Petenten die ersten Zöglinge aus und nahm den „Missionslehrer" Blumhardt ins Komitee auf.

Der 26. August 1816 sah die Eröffnung der Missionsschule mit sieben Zöglingen im eigenen Heim. Der Präsident gab bei der bescheidenen Feier als Programm die Tageslosung aus Sacharja aus: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth". Der Sekretär verlas die Hausordnung, auf welche die Zöglinge durch Handschlag verpflichtet wurden. Blumhardt aber erklärte sich kraftvoll und rührend darüber, wie er unter dem Beistand seines Herrn und Heilandes alle Kräfte diesem Werk des Herrn zu widmen gesonnen sei und forderte die Zöglinge auf, ihre Leibes- und Geisteskräfte und

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden, Basel 1886, die zwei Reden im Anhang.

ihre Zeit ganz darauf zu verwenden, daß sie sich durch Gottes Gnade tüchtig machten, dereinst das Reich Jesu unter den armen Heiden auszubreiten. Die ersten Zöglinge waren die Württemberger Dürr, Dreher, Irion und Winkler, die Schweizer Müller und Knecht und der Kurländer Vormeister, ihren früheren Berufen nach Bauern, Seiler, Schuhmacher, Schreiber, Weber, Fabrikarbeiter und Handschuhmacher. Dazu gesellte sich als erster Theologe unter den Basler Missionsbrüdern der Kandidat Christoph Burckhardt aus der Stadt, dem man indes die Stelle eines Unterlehrers übertrug. Er trat aber bald in den praktischen Missionsdienst und beschloß schon 1818 seine kurze Laufbahn als Bibelbote im Morgenlande.

Die Missionsanstalt war als *Bildungsschule für angehende Missionare* ins Leben getreten. „Wir haben uns vereinigt", hieß es im Berufungsschreiben an Blumhardt, „eine Missionsanstalt zu errichten, die den einfach großen Zweck hat, Zöglinge zu bilden, die von den schon lange mit glücklichem Erfolg arbeitenden englischen und holländischen Missionsgesellschaften als Verbreiter einer wohlthätigen Civilisation und als Verkündiger des Evangeliums des Friedens nach verschiedenen Gegenden der heidnischen Welt versendet werden können." Man dachte zehn bis fünfzehn fromme Männer oder Jünglinge, die das zwanzigste Jahr erreicht hätten, für den „einfach praktischen Missionsberuf" auszubilden. Der Aufnahme ging eine genaue Prüfung voraus, wobei doch der Grundsatz galt, daß niemand zurückgewiesen werden solle, der irgend gegründete Hoffnung gebe, doch komme es bei solchen Entschließungen nicht auf das individuelle Urteil des einzelnen an, sondern auf das Totalurteil aller Komiteeglieder.

An Anmeldungen zur Aufnahme fehlte es nicht. Man konnte nicht bei der beschränkten Zahl von fünfzehn stehen bleiben; das kleine Haus zum Panthier füllte sich und war bald überfüllt, sodaß man sich nach *größeren Räumlichkeiten* umsehen mußte. Schon 1820 wurde ein ausgedehntes Gebäude an der Leonhardstraße als Missionshaus eingeweiht, wobei es der Präsident im Gebete aussprechen konnte:[1] „Von fern her drängen sich Jünglinge in diese Stadt und verlangen von uns zu wissen, gleich dem auserwählten Rüstzeug Paulus, was sie thun sollen. Gieb du uns, Herr, die erforderliche Weisheit, daß wir erkennen mögen, wen du zu uns gesandt hast, oder wer aus eigener Wahl zu uns kommt und nicht geschickt ist zum Reiche Gottes, damit wir niemand aufnehmen, als wen du erwählt hast und keine bittere Pflanze unter uns aufwachse". Von da an zählte das Missionshaus gewöhnlich gegen vierzig Insassen.

[1] Die Einweihungs-Feier des neuen Missionshauses in Basel. M. M. 1820, 581. *Josenhans*, Ausgewählte Reden, Basel 1886, S. 27.

Auch im neuen Heim stellte sich das Missionsinstitut äußerlich überaus einfach dar. Nach dem ursprünglichen Plane hätte ein Famulus die Küche besorgen sollen. Dann übertrug man die Fürsorge für die Kost einem Bäckermeister außer dem Hause und vergütete ihm pro Mann und per Woche dreißig bis fünfunddreißig Batzen. Man kann sich denken, daß es oft schmal genug herging. Manche mit besserem Appetit waren dankbar, wenn andere ihnen mit ihren Rationen aushalfen, wie es der Schaffhauser Lang von sich erzählte. Die Oekonomie des Hauses gab dennoch viel zu sorgen und zu denken. 1817 bildete sich ein Haushaltungsverein von Herren und Damen, der dem Komitee die Fürsorge für das Hauswesen abnahm, den Küchenzettel entwarf, die Einkäufe besorgte, um schließlich die ganze Leitung des äußeren Haushalts einem besonders hiezu bestellten Oekonomen oder Hausverwalter zu übertragen. Die Zöglinge hatten indes viele Hausgeschäfte selber zu besorgen; je Dienstags waren sie bei befreundeten Familien der Stadt zu Gaste.

Es war ein einförmiges, anstrengendes Leben. Vom frühen Morgen (im Sommer von 5, im Winter von 6 Uhr) an bis abends 10 mußte man außer an Sonntagen arbeiten, nur ganz kurze Zeit ward der Erholung gewährt. Allzuviel persönliche Freiheit genoß man nicht. Eine Zeitlang war sogar das Rauchen gänzlich verpönt. Als aber eine Aeußerung Langs: „unsere Väter legen uns eine Last auf, die sie selber nicht tragen mögen", Blumhardt zu Ohren gekommen war, erlaubte er dies Vergnügen. Wollte doch auch die Hausordnung von 1819 das Seminar als eine Pflanzschule des Heiligen Geistes nicht unter die Herrschaft eines eisernen gesetzlichen Zwanges stellen, sie solle dem heiteren Reiche der göttlichen Freiheit angehören. In ihr solle nicht Moses, sondern Christus, nicht das Gesetz, sondern das Evangelium regieren. Wer ohne äußeres Gesetz sich nicht selber Gesetz sei, sondern der hölzernen Krücken der Gebote und Verbote bedürfe, schließe sich selber aus diesem Kreise aus.[1])

Bei alledem war es jedenfalls kein kleines, besonders für stark entwickelte Individualitäten, in diesem Hause vier bis fünf Jahre auszuhalten; es erheischte starken Glauben, große Demut und viel Selbstverleugnung. So hatte es sich ein Hebich nicht vorgestellt.[2]) Manches wollte ihm, der vor seinem Eintritt ins Haus als Kaufmann weit in der Welt herumgekommen war, kindisch erscheinen. Als dem zweitältesten von dreiunddreißig Zöglingen, die ihn noch sehr unentwickelt dünkten, wurde es ihm schwer, sich unter die Jünglinge zu demütigen, die von der Welt noch so wenig gesehen hatten, ihr eigen Herz kaum kannten und doch mit großer Bestimmtheit die Ansichten und Gefühle dieses oder jenes christlichen Kreises vertraten. Dazu kam der überaus enge Raum, wo man

[1]) Hausordnung für die Missionsschule zu Basel. M. M. 1819, 641.
[2]) (Gundert u. Mögling) Samuel Hebich ꝛc. Basel 1872, S. 19.

zusammengepferchT war, auch eine Menge zum Teil klösterlicher Dienstleistungen, darein man sich Tag für Tag teilen mußte. „Da wird der Rost an einem herunter gethan, da wird man tief gedemütigt." Einen etwas anderen Eindruck erhielt Mögling, der freilich als Kandidat der Theologie nicht lange im Hause weilte.[1]) Am 9. Juni 1835 trat er als Senior bei den Brüdern ein, wohnte und schlief mit ihnen in den vollgepfropften Zimmern und fühlte sich doch bald heimisch unter ihnen. „Stelle dir vor: ein wahrhaft brüderliches Verhältnis mit 40 Jünglingen, aus verschiedenen Ländern, Ständen, Meinungen und Gewohnheiten heraus von dem Herrn zu seinem besonderen Dienst zusammengeführt. In solcher Verwicklung ist das einzig zum Ziele führende: Einfalt des Herzens und des Sinnes." Was aber allen mächtig entgegentrat, wenn sie in dieses Haus kamen, war die Macht eines durch Gebet und zielbewußtes Studium geheiligten Gemeinschaftslebens. Den meisten wurde hier doch wohl, ja recht wohl; sie fühlten kräftig, was es um die Gemeinschaft der Heiligen sei.

Schon den ersten Zöglingen war bei ihrer Aufnahme vom Präses des Komitees eröffnet worden, daß man sie von nun an als Brüder in Christo ansehe und sie auch fortan mit dem Brudernamen nennen werde. So redete sie auch Blumhardt mit dem brüderlichen „Du" an, wie er denn auch die Erziehung der jungen Leute zuerst mehr nur als Bruder zu leiten suchte. Dies erwies sich doch bald als unthunlich; so führte er sie denn väterlich weiter, in freundlichem Ernst ein Vorbild für alle. Die Sitte des Bruderkusses, womit noch ein Hebich 1831 vom Inspektor begrüßt wurde, wird Blumhardt schwerlich überlebt haben; dagegen das „Du" blieb. Nur daß Pfarrer Von Brunn einmal eine kleine Katechese darüber halten mußte, ob die Zöglinge, die er, der Präses, Brüder nenne, nun auch Gleiches mit Gleichem vergelten und ihn Bruder Brunn anreden durften. „Der ausgezeichnete Inspektor", wie ihn einer seiner anhänglichsten Schüler, Bischof Gobat, nannte, wurde von den meisten geliebt. Man empfand unter seiner Leitung den Segen des Gebets und der Arbeit. Gebetet wurde viel. Blumhardt selber war ein Mann des Gebets. Er konnte sagen: wenn unser Haus aufhört ein Bethaus zu sein, so wird es untergehen und hat auch nichts Besseres verdient. Reichlich bemessene Hausandachten, Gebetsstunden und seelsorgerliche Besprechungen sollten in ihrem Teile mithelfen, das geistliche Leben der Zöglinge zu fördern. Von einer Vorschrift, wonach jeder ein Tagebuch führen und es Sonntags vorlegen sollte, kam man glücklicherweise bald wieder ab.

Neben das Gebet, die Erbauung und die Pflege der Gemeinschaft im brüderlichen Kreise trat die angestrengteste Arbeit. So viel wurde da studiert, daß man dem allzugroßen Eifer von Lehrern und Schülern

[1]) Gundert, Hermann Mögling, ein Missionsleben, Calw 1882, S. 81.

zu Zeiten wehren mußte. Dem Inspektor, der die Hauptlast der Lektionen trug, standen als Hilfslehrer in den allerersten Jahren meist Geistliche und Kandidaten der Stadt Basel zur Seite. Bald aber berief man Theologen mit fester Anstellung, freilich meist nur auf kürzere Zeit. Die meisten waren Württemberger, viele nachmals Männer von bedeutendem Ruf. So lehrten vorübergehend am Basler Missionsseminar der Bibelübersetzer Rudolf Stier, Christoph Blumhardt, hernach in Boll, Gustav Friedrich Oehler, bekannt als Professor für alttestamentliche Theologie in Tübingen, der Vater des jetzigen Inspektors der Basler Mission. Auch Heinrich W. J. Thiersch begegnen wir hier. Neben Heinrich Staudt, dem späteren Pfarrer von Kornthal, verwuchs namentlich Dr. Albert Ostertag, ebenfalls ein schwäbischer Kandidat, so mit Basel und seiner Mission, daß Basel seine bleibende Heimat wurde. Aber auch diejenigen Theologen, die nur kürzere Zeit ihre Kräfte in den Dienst an der Missionsschule stellten, trugen aus dieser Arbeit Gewinn davon. So wird gerade von Oehler bezeugt, daß er auf diesem Posten durch den Anblick der umfassenden Arbeit für das Reich Gottes und durch den häufigen Umgang mit hervorragenden Männern wie Blumhardt, Spleiß und andern ebenso tiefgehende als maßgebende Lebenseindrücke empfing. „Sein ganzer geistiger Horizont erweiterte sich; nicht ohne Nutzen war auch sein pädagogisches Wirken, das neben dem Lehrgeschäft herging; bildete es doch ein heilsames Gegengewicht gegen die rein wissenschaftlichen Interessen, die bis dahin die Oberhand in seinem Leben behauptet hatten. Vornehmlich aber lag für ihn selbst in dem seelsorgerlichen Verhältnis zu den Zöglingen ein wertvolles Bildungsmittel.“ [1])

Nach dem ursprünglichen Entwurfe von Blumhardt, wie ihn das Komitee im März 1816 vorläufig festgestellt hatte, sollte der Unterricht an der Missionsschule in einem dreijährigen Kursus die notwendigen Realien, einige philosophische Fächer, die vorzüglichsten Disziplinen der theoretischen und praktischen Theologie und die englische und holländische Sprache umfassen, diese mit Rücksicht darauf, daß ein Teil der Zöglinge in den Dienst einer holländischen Missionsgesellschaft treten sollten. Die alten Sprachen waren noch ausgeschlossen. Der Unterricht sollte nicht zu weit ausgedehnt, aber gründlich und durchaus praktisch mit steter Rücksicht auf den Missionszweck erteilt werden und auf die eigene Fortbildung der Zöglinge berechnet sein. Hauptsache war natürlich das Bibelstudium. Man wollte es im ersten Jahr ganz populär betreiben, im zweiten auf die Glaubens- und Sittenlehre Rücksicht nehmen, im dritten Jahr aber für den homiletischen Gebrauch einrichten.

Bald zeigte es sich, daß dies Pensum für einen dreijährigen Kursus viel zu umfassend war. Als man sich vollends durch die Verbindung mit

[1]) Knapp, Oehler, Gustav Friedrich, Herzogs Realencyclopädie X, 696.

der englischen Kirchenmission gezwungen sah, auch die alten Sprachen zu lehren, weil man dort von den Missionaren deren Kenntnis verlangte, wurde einerseits die Seminarzeit auf vier, später sogar — wenigstens grundsätzlich — auf fünf Jahre ausgedehnt, anderseits gab man die philosophischen Fächer der Anthropologie, Psychologie und Logik preis. Uebrigens erlitt der Lektionsplan im Lauf der Jahre manche Veränderung und scheint eine bis ins einzelne feststehende Gestalt überhaupt nicht erhalten zu haben. Die einzelnen Lehrer, und insbesondere der Inspektor, genossen große Lehrfreiheit. Nur die Grundzüge für den Gang und die Erteilung des Unterrichts standen fest.

Die Jahresberichte des Inspektors brachten oft Mitteilungen über die Gestaltung des Unterrichts und den Geist, in dem man ihn erteile. Am ausführlichsten ließ sich der von 1839 darüber vernehmen, der — obwohl nicht mehr aus Blumhardts Feder — doch zeigt, was gegen Ende der ersten Periode der Basler Mission im Missionshause gelehrt und gelernt wurde.[1])

In dieser „biblischen Missionsanstalt", wie sie schon 1820 benannt worden war, legte man es auf eine möglichst vollständige religiöse und intellektuelle Entwicklung und Ausdehnung des Geistes an, alles aus dem Worte Gottes heraus. Fundament und Hauptquelle der Bildung war daher die heilige Schrift. Man wollte die Leute befähigen, den Text der Bibel zu verstehen und seinen Inhalt selbständig zu entwickeln und anzuwenden. Im weitern sollten die Zöglinge lernen, die aus der Schrift geschöpften Wahrheiten in ein System der christlichen Wahrheitserkenntnis zusammenzufassen. Daher ging dem biblischen Unterricht ein systematischer zur Seite. Auf der untersten Stufe war der biblische Unterricht Analyse und biblische Geschichte, der systematische Katechismuslehre; auf der höhern Stufe wurde alt- und neutestamentliche Exegese des Grundtextes gegeben und sodann eine zusammenhängende Behandlung der für einen Missionar wichtigsten Disziplinen unter dem sonderbaren Namen: Einleitung in die Bibelstudien. Darunter begriff man einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des Reiches Gottes, eine Lehre von der Schrift, eine Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, eine vergleichende Beschreibung der wichtigsten heidnischen Religionen und endlich eine aus dem Worte Gottes und der Erfahrung geschöpfte Anthropologie und Missionspastoraltheologie.

Daneben erscheinen Geographie, Welt- und Kirchengeschichte, Geometrie und Arithmetik als Unterrichtsfächer. Kirchengeschichte hörten die Zöglinge meist an der Universität bei dem milden Hagenbach; auch besuchten sie ab und zu einige exegetische Kollegien. Doch trug man Bedenken, sie bei De-Wette hospitieren zu lassen und sie so in die historische Kritik

[1]) cfr. M. M. 1839, 390—399.

einzuführen. Ueberhaupt fürchtete man, die Zöglinge möchten aus diesen Vorlesungen nicht denjenigen Gewinn davontragen, der dem Zeitaufwand entspräche. Das war auch ein Grund, weshalb dann Freunde christlicher Wissenschaft in Basel eine außerordentliche Professur errichteten und den bekannten Bibeltheologen Beck auf diesen Lehrstuhl beriefen. Bei ihm hörten dann die älteren Zöglinge regelmäßig einige Vorlesungen.

Von den alten Sprachen galt Griechisch als die wichtigste; aber auch auf das Hebräische wurde Gewicht gelegt, nicht nur um des alten Testaments willen: es gebe den angehenden Missionaren einen wichtigen Typus morgenländischer Sprache an die Hand und erleichtere ihnen somit wesentlich das Erlernen morgenländischer Idiome; im Morgenlande lag nämlich das erste von Basel selber in Arbeit genommene Missionsfeld. Das Lateinische wurde in den Lektionsplan eingereiht, weil man darin eine Vorschule für das Englische erblickte; Englisch aber wurde für nötig erachtet, da diese Sprache im gewissen Sinne das einzige Medium sei, das dem Missionar helfe, sich durch die ganze Welt zu bringen. — Zu alledem gesellten sich praktische Uebungen im Vortrag auswendig gelernter Stücke, in Katechese und Predigt. Der Unterricht wurde in streng gläubigem Geist erteilt, der Typus der Bengel'schen Schule herrschte vor. Blumhardt selber verfügte, ohne ein Gelehrter zu sein, über ein reiches Wissen. Seine Behandlung der Glaubenslehre flößte einem Mögling die größte Achtung ein, und Pfander hat den Grund zu seiner ausgebreiteten und eindringenden Kenntnis des Islams ebenfalls in den Stunden gelegt, da er noch zu den Füßen des Basler Missionsinspektors gesessen. Auch Beck stellte der Bildung der Zöglinge das beste Zeugnis aus.

Dabei war es doch auch wahr, daß zuweilen zu viel in Angriff genommen wurde. Gobat klagte, man werde in zuviel wissenschaftlichen Zweigen unterrichtet und mache in keinem große Fortschritte. Doch konnte er, als er nach ungefähr drei Jahren von Basel schied, das neue Testament und das alte mit Ausnahme mehrerer Stellen des Buches Hiob im Grundtext ziemlich geläufig lesen. Der bekannte Dr. Barth aber that sich etwas drauf zu gut, es durch seine Vorstellungen in Basel dahin gebracht zu haben, daß Plato und Chrysostomus abgeschafft wurden und man las nur noch das neue Testament griechisch.

Die Basler Mission unterschied sich durch die Art, wie sie ihre Sendboten ausbildete, von Anfang an in bedeutsamer Weise von andern derartigen Unternehmungen. Ein unmittelbares Vorbild hatte sie nur an Jänickes Missionsschule in Berlin besessen. Hatte die alte dänisch-hallesche Mission nur akademisch gebildete Theologen ausgesandt, darum aber auch mit dem rationalistischen Verfall der Fakultät zu Halle ihre Mission verfallen sehen, — hatte die Brüdergemeine bis tief in unser Jahrhundert hinein fast lauter Laienbrüder ausgehen lassen, so schlug

man in Basel einen mittleren Weg ein und beschritt ihn mit erfreulichem Erfolg. Man legte selbstverständlich auch hier den größten Nachdruck auf das persönliche Christentum und suchte das geistliche Leben der angehenden Missionare auf alle Weise zu fördern. Daneben aber forderte man eine besondere Berufsbildung, die zuerst etwas bescheidener bemessen war, der man aber bald, durch die zunehmende Missionserfahrung belehrt, höhere Ziele steckte. Man lehnte also die herrnhutische Auffassung, wonach für den Missionsdienst lebendiges, persönliches Christentum genüge, von vorneherein ab. Besonders wies man durch Einführung der alten Sprachen, die freilich nicht spontan erfolgte, den Grundsatz einer Mission durch Laienprediger zurück und bekannte sich zur Forderung theologischer Bildung der Missionare. Blumhardt sprach sich darüber in einem besonderen Aufsatz aus, der durch Thesen eines Leipziger Prälaten, Tittemann, veranlaßt war, der nur „christliche geschickte Katecheten" aussenden wollte.[1]) In diesem Aufsatz erblickt der Basler Inspektor den Wert der theologischen und sprachlichen Ausbildung in einem Dreifachen. Sie sei ein heilsames Mittel für den frommen Jüngling, seine religiösen Gefühle zu ordnen und sein Herz vor frömmelnder Tändelei und schwärmerischer Ueberspannung zu behüten. Sie bewahre ihn vor beengender Einseitigkeit in seiner Schrifterkenntnis. Sie erleichtere den Weg zur Erlernung fremder und zudem orientalischer Sprachen überhaupt und setze ihn in den Stand, unter dem Volke, in dessen Mitte er als Christi Sendbote eintrete, einen religiösen Sprachgebrauch anzubahnen. Man blieb mit dieser Art, Missionare zu bilden, durchaus in den Bahnen, in die der wissenschaftlich geläuterte Pietismus und Biblizismus der Bengel'schen Schule wies. Der biblische Charakter der Missionshaustheologie gehört aber zu den geschichtlichen Merkmalen der Basler Mission.[2])

Die Erfahrungen anderer Missionsgesellschaften haben das Verfahren der Basler, die Missionare heranzubilden, gerechtfertigt. Denn sowohl die Brüdergemeine als auch die Herrmannsburger und die Goßnersche Mission, die das Ideal einer Laienmission hatten verwirklichen wollen, kamen mit der Zeit davon ab und befolgten nun auch die arbeitsreiche und nüchterne Methode, darin man es in Barmen und Berlin den Baslern nachgethan hatte. Allerdings erwuchsen der Basler Missionsleitung aus dem Umstande, daß sie ihren Sendboten eine möglichst gründliche, theologische Ausbildung mitzugeben suchte, manche Angriffe und Kämpfe, umsomehr als einer der Väter der Gesellschaft, Spittler, selber mit der immer gesteigerten Ausbildung der Missionare nicht zufrieden war. Er fand für seine Person mit so vielen andern Christen derselben

---

[1]) Blumhardt, über wissenschaftliche Missionsbildung im allgemeinen und ihre Begründung im gegenwärtigen Missionsbedürfnisse. M.-M. 1827, S. 450.

[2]) Oehler, der Charakter der Basler Mission ꝛc. M.-M. 1898, S. 261.

Sinnesart das Ideal in Missionaren, von denen man wisse, daß es ungebildete Leute und Laien wären (Apg. 4,13). Dagegen wiederholten die schon Ausgesandten immer wieder, wie wohlthätig und nötig für sie eine umfassendere wissenschaftliche Bildung sei, und stellten es den nachfolgenden als eine ernste Aufgabe hin, auch die menschlichen und gelehrten Hilfsmittel für die selige Arbeit am Reiche Gottes dienstbar zu machen. Und so ließ man sich in Basel von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht mehr abdrängen.

---

3. Die Basler Brüder in fremden Diensten.

Welches war das Schicksal der also in Basel ausgebildeten Männer? Man weiß, daß die Gesellschaft ursprünglich nicht daran dachte, selber Missionare auszusenden; es fehlte ihr dazu alle Erfahrung und jeglicher unmittelbare Verkehr mit heidnischen Ländern.

Es waren denn auch Stimmen gegen Basel als Sitz einer Missionsgesellschaft laut geworden. Schon zehn Jahre, bevor sich Spittlers Plan verwirklichte, hatte ein Missionsfreund an ihn geschrieben: Mich dünkt Basel nicht der schickliche Ort dafür. Eher taugt dazu eine Stadt in Holland, Dänemark oder England, wo die Bekanntschaft mit den Gebieten, wohin die Missionare gehen, und mit den Geschäften in denselben nicht aus Büchern, sondern von solchen Männern könnte erlangt werden, die eigene Erfahrungen gemacht haben[1]). Für Basel war aber mit Erfolg geltend gemacht worden, eine solche Anstalt gedeihe am besten da, wo Frömmigkeit und Gottesfurcht ihren Wert noch nicht verloren, wo auf Sittlichkeit und Zucht noch etwas gehalten, wo das Evangelium in den Kirchen noch rein und lauter verkündet werde. Dazu träfen sich in Basel Gläubige von allen christlichen Konfessionen, so flössen auch Beiträge zu frommen Zwecken und namentlich für Missionszwecke aus vielen Gegenden, vorzüglich Deutschlands und der Schweiz zusammen. Auch daß man sich in dieser Stadt auf freiem Boden bewegen konnte, wo weder die staatlichen noch die kirchlichen Behörden Schwierigkeiten bereiteten, fiel zu Gunsten Basels in die Wagschale[2]). Endlich war das deutsche Bewußtsein damals noch weniger territorial-politisch als vielmehr sprachlich und geistig bestimmt, so daß niemand an der Zugehörigkeit Basels zur Schweiz Anstoß nahm.

In der Folge wurde Basel nur selten und wohl nie aus geographischen oder nationalen Gründen als Sitz der Gesellschaft angefochten.

---

[1]) Kober, Christian Friedrich Spittlers Leben, S. 59.

[2]) So im Vorbericht zu den Komiteeprotokollen H. B. 1865, S. 1.

Man kann auch fragen, ob an einem andern Orte die persönlichen und materiellen Kräfte vorhanden gewesen wären, wie sie ein solches Unternehmen zu seiner Leitung und Behauptung erheischt. Die Einsichtigen unter den Stadtbewohnern erkannten auch je und je, welch eine Stätte des Segens und der Anregung sich für Basel mit der Eröffnung des Missionshauses aufgethan hatte. Noch im Jahr 1898 trug ein Bürger Basels an die Tilgung einer bedeutenden Missionsschuld 30 000 Fr. bei „als ein kleines Dankeszeichen für die große Gnade, die der Herr seiner Vaterstadt damit erwiesen, daß er ihr das Missionshaus anvertraut habe." Doch wohin mit den in Basel ausgebildeten Männern? Das war eine der ersten und wichtigsten Sorgen der Missionsleitung, nachdem einmal das Seminar eröffnet und in Gang gebracht war. Besonders Blumhardt suchte eifrig nach Wegen, darauf die angehenden Sendboten in die Heidenwelt hinausziehen könnten.

Die Basler Handelswelt war in vielfacher Geschäftsverbindung mit Holland[1]; alle Tage sah man unterhalb der ehrwürdigen Rheinbrücke Handelsgüter von Holland ankommen und den Rhein hinab gehen. War der Rhein damals die Haupthandelsstraße Deutschlands und Hollands, der von der Natur selbst gegebene Ausgangspunkt deutsch-schweizerischer Verbindungen mit der überseeischen Welt, — sollte er nicht auch die erste deutsch-schweizerische Missionsstraße werden? Holland hatte ausgedehnte Kolonien. In Rotterdam bestand seit 1797 die niederländische Missionsgesellschaft, gegründet im Geist eines weitherzigen Pietismus, der sich mit dem Apostolikum als seiner Bekenntnisgrundlage begnügte, und dem „der Friede durch das Blut des Kreuzes" über alles ging. Es gebrach dieser Mission nicht an Mitteln, aber an Arbeitern; ihr Werk schritt nur langsam voran. Da war es natürlich, daß man in Basel auf Rotterdam blickte und den Plan erwog, sich mit der niederländischen Gesellschaft irgendwie zu gemeinsamer Arbeit zusammen zu schließen.

Schon im Oktober 1815 hatte man die Rotterdamer Freunde um ihre Unterstützung gebeten. Zwei Jahre darauf ersuchten die Niederländer, zwei Zöglinge des Basler Hauses auf ihre Kosten und für ihren Dienst auszubilden; und schon am 1. April 1818 verabschiedeten sich Daniel Müller und Ferdinand Bormeister[2] von den Basler Brüdern, um in dem Seminar der Rotterdamer Gesellschaft zu Berkel ihre weitere Ausbildung zu empfangen. Im Juli desselben Jahres schrieben die Holländer, sie hofften bald vier weitere Basler Zöglinge in ihre Dienste zu nehmen, so daß sich hier die Keime einer schönen Zukunft anzusetzen schienen.

[1] Wurm, Die niederländische Missionsgesellschaft ꝛc. M. M. 1896, S. 320. — Josenhans, Ausgewählte Reden, S. 226.

[2] J. Ferdinand Bormeister, Basel, Traktat, 1855. — M. M. 1896, S. 322.

Bald aber zeigte es sich, „daß der muntere Strom des neuerwachten Basler Missionslebens in Holland im Sande zu verlaufen in Gefahr wäre." Zwar hatte Blumhardt bei einem persönlichen Besuche in Rotterdam den Entwurf eines für Berkel und Basel gemeinsamen Unterrichtsplanes ausgewirkt und noch weitere freundschaftliche Verabredungen getroffen. Was dann aber von den Holländern wirklich geschah, blieb weit hinter dem Verabredeten zurück. Die Basler Brüder, die es brannte zu den Heiden zu kommen, wurden ungewöhnlich lange in Holland zurückgehalten und konnten sich nur schwer in die ganz andersartigen Verhältnisse finden. In den niederländischen Missionskreisen war offenbar eine bedenkliche Stagnation eingetreten; die Zöglinge in Berkel wurden manigfach vernachlässigt, so daß Klagen über Klagen von ihnen in Basel einliefen. Nachdem das Komitee nochmals Nachforschungen über den Stand der Dinge hatte anstellen lassen, ließ es schließlich der Rotterdamer Gesellschaft eine letzte Aufforderung zugehen, entweder die Brüder einmal auf die Missionsgebiete abgehen zu lassen oder sie Basel wieder zur Verfügung zu stellen.

Darüber löste sich dann die Verbindung mit Holland nach kurzer Zeit wieder. Nur sieben Zöglinge aus der Basler Missionsschule waren in den Dienst der niederländischen Missionsgesellschaft übergetreten. Drei von ihnen fanden ihr Arbeitsfeld in Vorderindien, die anderen vier reisten nach den holländischen Kolonien auf den Sundainseln, um als Mitarbeiter des bedeutenden Kam ihre Kräfte zu verzehren. Der hervorragendste von ihnen war der Zürcher Johann Jakob Bär[1]). Nach vier schmerzlichen Wartejahren in Berkel war ihm eine lange, opferreiche Wirksamkeit auf verschiedenen Inseln von Holländisch-Indien vergönnt. Er stand meistens auf einsamen Posten in harter Arbeit. „Wie klein fühlte ich mich gegenüber diesem greisen, vielgeprüften Knecht des Herrn!" schrieb der holländische Missionsinspektor van Rhyn, der ihn im Jahr 1847 auf Amboina besucht hatte. Am 2. Februar 1851 beschloß Bär seinen Lauf.

Schon bevor sich die Beziehungen zu Holland lösten, waren neue mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (C. M. S.) geknüpft worden, die zu einer für die Basler Mission überaus folgereichen Verbindung führten. Die englische Kirchenmission hatte bis 1815 nur deutsche Missionare ausgesandt, die meisten Zöglinge der Missionsschule von Jänicke in Berlin, darunter einen der größten deutschen Sendboten überhaupt: Rhenius. Die guten Erfahrungen, die sie mit diesen Männern gemacht hatte, erweckten den Wunsch, auch mit der neuentstandenen Missionsschule in Basel in Verkehr zu treten und an Steinkopf besaß man ja einen berufenen Vermittler.[2])

[1]) Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. M. M. 1896, S. 365.
[2]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 230.

Steinkopf hatte schon im Sommer 1817 dem Komitee in Basel vorgelegt, ob sich nicht in seinem Seminare zwei litterarisch gebildete Männer fänden, die ein Examen in den alten Sprachen und im Hebräischen bestehen könnten und die sofort bereit wären, in englische Missionsdienste zu treten. Die Frage mußte damals verneint werden. Bald darauf sprach der Sekretär (Direktor) der Kirchenmission den Wunsch aus, es möchte wenigstens ein Teil der Basler Missionszöglinge Unterricht in jenen Sprachen erhalten, damit sie in ihre Dienste übergehen könnten. Das Komitee in Basel glaubte zuerst am ursprünglichen Unterrichtsplan und an dem Ausschluß der alten Sprachen festhalten zu sollen. Man billigte es nicht, sondern ließ es bloß zu, als der Hilfslehrer Magister Huber im Juni 1818 mit dem Unterricht im Lateinischen begann. Erst gegen Ende jenes Jahres war das Komitee zu der Ueberzeugung durchgedrungen, man müsse der Kirchenmission entgegen kommen und die alten Sprachen als Lehrfach einführen. Die Verhandlungen mit Rotterdam hatten sich zerschlagen, die Londoner Mission, die von ihren Sendboten keine so eingehende Schulung forderte, erklärte, bei dem großen Andrang englischer Missionsbewerber keine Ausländer in ihre Dienste nehmen zu können. Wollte man in Basel seinen Zöglingen überhaupt den Weg in den praktischen Missionsdienst bahnen, so mußte man sich mit der Kirchenmission verständigen. Dies geschah denn auch in zwei Komiteesitzungen, in denen ein Vertreter der englischen Gesellschaft, Dr. Owen, persönlich zugegen war.

So traten noch im Jahr 1818 Andreas Jetter und Wilhelm Dürr in die Dienste der Kirchenmission und wurden nach kurzem Aufenthalt in England nach Ostindien ausgesandt. Ihnen folgten bis in die Mitte der fünfziger Jahre noch 86 junge Männer nach. Die meisten von ihnen pflegten ihre Studien in dem 1825 errichteten Seminar zu Islington zu vollenden, um dann nach den verschiedenen Arbeitsfeldern der englischen Gesellschaft auszuziehen. Besonders viele Basler Brüder wurden für das todbringende Westafrika bestimmt, wo sie an dem bedeutenden Missionswerk in Sierra Leone einen namhaften Anteil gewannen. Allerdings erfuhr man dabei gelegentlich eine empfindliche Zurücksetzung. Im Mai 1824 erklärte die Kirchenmission, es sollten in Zukunft sowohl für Sierra Leone wie für Westindien nur noch geborene Engländer verwendet werden, teils aus Rücksicht auf die kirchliche Verfassung, teils auf Verlangen der Regierung. Die vom Gouverneur der westafrikanischen Kolonie so gering geschätzten deutschen Arbeiter kamen aber bald wieder zu Ehren; denn sie waren unentbehrlich, da nicht genug Engländer zu finden waren, die in dieses Todesland hätten ziehen wollen, während die deutschen Brüder stets dazu bereit waren. Unter ihnen befanden sich denn auch ganz bedeutende Männer. Sigmund Wilhelm Kölle sammelte in jenem afrikanischen Babel das Material für seine Polyglotta Africana, ein bekanntes sprachwissenschaftliches Meisterwerk; auch Jakob

Friedrich Schön hat sich durch seine linguistischen Arbeiten einen Namen gemacht.[1])

Im Jorubaland begründete Karl Andreas Gollmer die Mission in Badagry, und in dem heute von den Missionen aller möglichen Denominationen aufgesuchten Ostafrika stand Jahrzehnte lang allein auf einsamem Posten Johannes Rebman, zeitweilig auch Johann Ludwig Krapf, der Welt durch ihre geographischen Verdienste bekannt, den Missionsfreunden durch ihre noch größere missionarische Ausdauer und Hingebung.[2]) Wie Dr. Krapf so hat auch Samuel Gobat, der spätere Bischof von Jerusalem, eine Zeitlang in Abessynien im Dienste der C. M. S. zu missionieren versucht. Bei den zahlreichen Basler Brüdern in Kleinasien und anderwärts halten wir uns nicht auf, dagegen müssen aus der Zahl der indischen Missionare wenigstens einige der wichtigsten Namen genannt werden. Paul Schaffter arbeitete dreißig Jahre lang in Tinneweli; an der Westküste wirkte Karl Wilhelm Isenberg. In Nordindien zeichneten sich die Mohammedaner-Missionare Karl Gottlieb Pfander[3]) und Christian Gottlieb Hörnle aus; auch Karl Benjamin Leupolt gewann hier die Erfahrungen, die er dann zu Nutz und Frommen anderer in seinen Erinnerungen veröffentlichte, ein kraftvoller Pionier.[4]) In der Nähe Kalkuttas liegt die leider nun im Rückgang begriffene Station Bardwan, die durch die Mühen und Erfolge Johann Jakob Weitbrechts bekannt geworden ist.[5]) Von den Arbeitern in Neuseeland gehört wenigstens der Adchidiakon Georg Adam Kißling[6]) in diese summarische Aufzählung, die nur die Spitzen nennen konnte. Sie zeigt, wie viel nicht die englische Gesellschaft allein, sondern die evangelische Mission überhaupt diesen Basler Brüdern verdankt. Dazu käme noch die treue, hingebende Arbeit so vieler Ungenannter, ohne welche doch die Kirchenmission in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihre Aussaat nicht so hätte bestellen, ihre Ernte so nicht hätte einbringen können.

Aber die Kirchenmission hatte nicht allein den Segen dieser Verbindung zu genießen: er kam auch Basel zu gute. Nicht nur, daß sich dadurch den Basler Zöglingen eine Eintrittspforte in die Heidenwelt öffnete, auch nicht bloß dadurch, daß man den Engländern zuliebe die alten Sprachen an der Missionsschule einführen mußte, was ihr zu bleibendem Gewinn ausschlug —: segensreich war auch der kirchliche

---

[1]) Wallroth, Was hat die Mission für die Sprachwissenschaft geleistet? A. M. Z. 1893, S. 30.

[2]) Claus, Dr. L. Krapf. Basel 1882. — Hesse, Das Missionsjahrhundert. Calw 1893, S. 87 (von Warneck).

[3]) Eppler, D. Karl Gottlieb-Pfander ꝛc. Basel 1888.

[4]) Ostertag, Leupolts Erinnerungen ꝛc. Basel 1846. — Altes und Neues aus Leupolts Erinnerungen, Traktat. Basel 1880.

[5]) Prochnow, Leben und Wirken von Joh. Jak. Weitbrecht. Berlin 1861.

[6]) (Gundert). Georg Adam Kißling. M. M. 1867, S. 305, auch als Traktat.

Einfluß, denn die Verbindung mit der englischen Mission auf die Basler ausübte gegenüber all den separatistischen oder doch unkirchlichen Tendenzen, wie sie dem Pietismus und seinen Schöpfungen so leicht eignen. Endlich lernte man von der großen Schwestermission, wie man ein ausgedehnteres Unternehmen organisieren und betreiben könne, und machte sich die fremden Erfahrungen vielfach zu nutze. Inspektor Josenhans glaubte kühnlich behaupten zu dürfen, die Basler Missionsgesellschaft wäre nie geworden, was sie ist, ohne ihre Verbindung mit der Kirchenmission.[1])

Indes brachte diese Verbindung auch mancherlei Schwierigkeiten und Kämpfe,[2]) besonders als es sich zeigte, daß die Ordination der Basler Brüder, die sie in Lörrach oder Stuttgart für den Dienst an den Heiden von kirchlichen Behörden empfangen hatten, jenseits des Kanals nicht anerkannt, sondern die anglikanisch-bischöfliche Weihe verlangt wurde. Dr. Owen hatte freilich in Basel von der Einheit der lutherischen und der englischen Kirche in allen wesentlichen Beziehungen gesprochen; nun aber wollte man die bloß auf dem Kontinent ordinierten Basler Missionare doch die Sakramente nicht verwalten lassen. Die Brüder mußten sich der bischöflichen Ordination unterziehen. Immerhin verhandelte man lange Zeit mit wohlwollenden Vertretern der anglikanischen Mission über die Frage, ob nicht den in Basel ausgebildeten Missionaren die englische Ordination könnte erlassen oder doch ermäßigt werden. Man erhielt darauf wiederholt die beruhigende Zusicherung, daß was den englischen Pfarrern den Bischöfen gegenüber zur Pflicht gemacht werde, nicht ebenso bei den Missionaren in Anwendung komme.

Blumhardt freilich achtete in seiner Weitherzigkeit all das als nebensächlich gering. Wenn einige sich weigerten, in englische Dienste zu treten oder die bereits geknüpfte Verbindung wieder lösten, so sah er darin so gut eine Verleugnung des Geistes der Mutteranstalt wie in der selteneren Erfahrung, daß einzelne sich als Anglikaner zu fühlen begannen. Die meisten unterzogen sich ohne Bedenken den unvermeidlichen „Formalitäten" und wirkten unangefochten und ohne Verlust ihrer Freiheit im englischen Dienst. Andere aber litten darunter. Namentlich trugen einige Zöglinge, die Becks intimeren Umgang genossen hatten, Gewissensbedenken, sich durch das anglikanische Ordinationsformular zu verpflichten, die Lehre, die Sakramente und die Kirchenzucht so zu verwalten, wie sie die Staatskirche angenommen, und sich der Aufsicht und Leitung ihrer Bischöfe zu unterwerfen.

Beck billigte ihren Widerwillen dagegen als gegen ein konfessionell-hierarchisches Joch. Er polemisierte in schroffer Weise gegen einen selbst-

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 235.

[2]) B. Riggenbach, S. T. Beck. Basel 1888, S. 241. — C. J. Riggenbach, noch einmal Beck und die Basler Mission. A. M. Z. 1888, S. 140.

gefälligen, gefärbten Glaubensgeist, der sich in dem Eifer kund thue, nur die eigene Form von Frömmigkeit gelten zu lassen, gerade seine Kirchenform und Menschensatzungen den neugebornen Kindern Gottes aufzuladen, gerade als hätte der Herr dies Menschengeflechte zum Netz auserwählt, womit er seine Jünger aussende. Beck merkte in seinem Eifer nicht, daß es Blumhardt und dem Komitee nicht darum zu thun war, die englisch-bischöfliche Form als die einzig richtige zu proklamieren, daß sie ihnen eben als Form unbedeutend erschien im Vergleich zu der großen Hauptsache, daß nur Christus den Heiden gepredigt werde. So gab denn auch später Blumhardts Nachfolger, Inspektor Hoffmann, in einer offiziellen Darlegung der Basler Missionsgrundsätze die Erklärung ab, die große Aufgabe, Christum, den Gekreuzigten, unter den Heiden zu predigen, sei so dringend und heilig, daß ein Christ, der sich dazu berufen wisse und dem die Wahl gelassen wäre, es zu thun, aber unter englisch-bischöflicher Leitung, — oder aber es nicht zu thun, kaum zweifelhaft sein könne, was er zu wählen habe.[1])

Beck stand übrigens mit seiner Polemik nicht allein. Es schien manch einem hier eine Verleugnung der eigenen kirchlichen Stellung vorzuliegen. Auch Barth hatte sich von jeher gegen die Verbindung mit der englischen Kirche ausgesprochen wegen ihres hierarchischen Stolzes, ihrer Agende, ihrer Geringschätzung der deutschen Ordination und ihrer Abgeschlossenheit. Er schäme sich für Deutschland, daß man sich wegen englischen Geldes in diese Knechtschaft begeben habe. Englisches Geld erhielt die Basler Mission freilich nur insofern, als die C. M. S. die Ausbildungskosten der von ihr übernommenen Zöglinge zurückerstattete; nur bei der Gründung der Gesellschaft hatte sie durch Steinkopf 100 Pfund als brüderlichen Gruß übermacht.

Die Verbindung löste sich von selbst, als auch aus den Kreisen der anglikanischen Kirche Missionare erstanden, und Basel seinerseits die Mittel und Felder fand, seine Zöglinge selber auszusenden. In ihrem Gratulationsschreiben zum fünfzigjährigen Jubiläum der Basler Mission hat es die englische Gesellschaft dankbar ausgesprochen, daß sie einen guten Teil ihrer augenscheinlichsten Erfolge den tüchtigen, hingebenden und wohlausgerüsteten Missionaren schulde, die ihr von Basel zugekommen seien. Diese Verbundenheit zwischen den beiden Gesellschaften habe ein Zeugnis abgelegt für die Macht und Hoheit evangelischer Wahrheit und Liebe, welche protestantische Kirchen, obschon verschieden in ihren kirchlichen Einrichtungen, in den Stand setzte, sich in dem Werk der Ausbreitung des Königreichs Christi zu einigen.[2])

Manche Missionsfreunde auf dem Festlande hätten doch lieber eine Verbindung mit der independentischen Londoner Mission gesehen. Es

[1]) Hoffmann, die ev. Missionsgesellschaft ꝛc. im Jahre 1842, S. 38.

[2]) Das Schreiben findet sich übersetzt wiedergegeben J. B. 1865, LIV.

traten aber nur wenige Basler Zöglinge in ihre Dienste und zwar aus dem schon berührten Grunde, daß nämlich diese Gesellschaft immer mehr Leute zur Verfügung hatte als Geld. Auch andern Missionsgesellschaften für Juden und Heiden wurden gelegentlich Brüder abgetreten, oder es gingen welche aus freien Stücken, aus dogmatischen oder persönlichen Motiven zu ihnen über. Es wäre ermüdend, die ganze Liste all der deutschen, englischen und amerikanischen Gesellschaften herzusetzen. Manche Bitten um Arbeiter wurden von Basel aus abschlägig beschieden, so in den fünfziger Jahren holländische und kapländische Sozietäten, so 1867 eine Einladung, in Gemeinschaft mit englischen Freunden eine Mission unter den Gonds zu beginnen, einem Stamme indischer Ureinwohner bei Ellitschpur im Heiderabad.

Dagegen ging man im Jahr 1850 mit der damals neukonstituierten norddeutschen oder Bremer Mission eine bleibende Verbindung ein. Da die norddeutschen Missionsfreunde über zu geringe Kräfte verfügten, als daß sie ein eigenes Missionsseminar hätten unterhalten und füllen können, so wurde man eins, daß Basel ihnen die Arbeiter stellen, respektive die von Bremen erwählten jungen Leute ausbilden solle. Man hielt sie in Basel bald wie die eigenen Brüder. Da das Arbeitsfeld der Bremermission auf der westafrikanischen Sklavenküste an das der Basler auf der Goldküste stößt, ergab sich eine Interessengemeinschaft. Man kämpfte dort Schulter an Schulter mit denselben Waffen gegen einen gemeinsamen Feind; dazu waren der Präses der norddeutschen und der Inspektor der Basler Mission persönliche Freunde. Freilich empfanden es die Bremer je und je als einen Uebelstand, daß auf diese Weise meist süddeutsche Arbeiter in ihre Arbeit kamen, die der norddeutschen Missionsgemeinde fremd waren. Sie ging deshalb darauf aus, ihre Sendboten immer mehr aus ihrem eigenen heimatlichen Missionsgebiete zu gewinnen.

Eine große Schar von Basler Zöglingen fand endlich Arbeit als deutsche Pastoren in Südrußland, Nordamerika, Brasilien und Australien unter deutschen Landsleuten; noch andere dienten in den verschiedensten Stellungen der inneren Mission. Auch mit ihnen verblieb man in einer gewissen geistigen Verbindung, wie sie sich selber dem Mutterhause verpflichtet wußten, in dem sie ihre theologische Vorbildung und die nachhaltigsten geistigen Eindrücke empfangen hatten. In den Jahresberichten und im Heidenboten veröffentlichte man von Zeit zu Zeit Nachrichten aus dieser über die ganze Erde ausgedehnten Diaspora. Ja, man legte großen Wert auf die bleibende Verbindung mit all den ehemaligen Zöglingen, die als Missionare und Pastoren, als Evangelisten und Hausväter, als Bibelboten und Beamte ihre eigentümlichen Pfunde zu verwerten suchten. In seiner markigen Sprache hat Inspektor Josenhans dem einmal folgenden Ausdruck verliehen:[1])

[1]) J. B. 1856, 30.

„Die Verbindung mit den von uns ausgegangenen Brüdern erinnert uns beständig daran, daß die Kirche Christi in ihrer Vollendung nicht baslerisch, nicht schweizerisch, deutsch oder französisch und ebensowenig calvinisch oder lutherisch oder anglikanisch sein wird, sondern Eine, heilige, allgemeine apostolische Kirche, die Gemeinschaft derer, die aus dem Geist geboren, an Jesum Christum von Herzen glauben. Sie erhält uns auch lebendig gegenwärtig, daß der Herr der Herrlichkeit keine Partikular-Missionen anerkennt, die Mission vor Ihm vielmehr nur eine Einzige ist, Ein Werk und zwar das Seine."

---

4. Der erste selbständige Missionsversuch am Kaukasus. [1])

Nur eine Missionsschule hatte man in Basel gründen wollen. Aber das junge Unternehmen erwuchs bald so kräftig, daß man höhere Ziele ins Auge fassen konnte, nun nicht mehr bloß „fromme deutsche Jünglinge zu Lehrern der blinden Heiden auszubilden, sondern sie auch selber in die Heidenwelt auszusenden." Blumhardt entwickelte schon im Jahresbericht von 1820 einen diesbezüglichen Operationsplan. Er hatte beim Studium der neueren Missionsgeschichte beobachtet, daß bis zu jenem Zeitpunkte nur die Küstenländer der fremden Weltteile den seefahrenden Brüdern in England für die Verbreitung des Evangeliums Christi zugänglich gewesen; noch seien unermeßliche Strecken Festlandes übrig, wohin das Licht der himmlischen Wahrheit noch nicht habe dringen mögen. Es fehle also auch christlichen Kontinentalbewohnern nicht an weiten und fruchtbaren Wirkungskreisen in der Heidenernte, wenn sie nur zum lebendigen Bewußtsein ihres heiligen Berufes erwachen würden.

Insbesondere faßte man in Basel das südliche Rußland ins Auge, die Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer nördlich und südlich vom Kaukasus. Die Abhänge jenes Gebirges waren von einer sehr gemischten Bevölkerung bewohnt. Im Norden traf man neben mongolischen Kalmücken und türkischen Volkssplittern Kosaken und russische Kolonisten, im Süden Georgier, Armenier, Angehörige verschiedener Tatarenstämme und Perser. Das Augenmerk der Basler Missionsleitung war aber durch folgenden Umstand auf dieses Gebiet gerichtet worden: ungefähr seit 1816 waren viele schwäbische Familien, die dem Rationalismus in der Kirche, seinem Gesangbuch und seiner Liturgie entgehen wollten, mit andern, deutschen und schweizerischen Kolonisten nach Grusien

---

[1]) Wurm, Die Basler Mission. A. M. Z. 1875, 323.

ausgewandert und hatten sich dort unter russischem Schutze in sieben Dörfern angesiedelt Freilich war die russische Herrschaft südlich vom Kaukasus noch unbefestigt, Grusien war erst 1800 an Rußland gefallen, andere Landesteile noch später. Den Kaukasus selber bewohnten noch immer unabhängige Stämme. Ebenso bunt wie die ethnologischen Verhältnisse waren die konfessionellen. Der kleinste Teil der Bevölkerung war heidnisch, große Bruchteile gehörten schon lange, andere erst seit kurzem dem Islam an. Die grusische und die armenische Kirche zeigten ein völlig entartetes und versteinertes Christentum; die russischen Kolonisten waren Glieder der griechisch-katholischen Kirche, unter den deutschen befanden sich Anhänger beider evangelischen Konfessionen.

Für eine Missionsarbeit in diesem Gebiet hoffte man in Basel an den deutschen Gemeinden einen Stützpunkt zu finden; freilich waren sie erst selber geistlich zu pflegen. „Oder sollten die Tausende unserer deutschen Brüder an den Ufern der Molochna, der Wolga und des Uralstromes, die aus Mangel an Predigern und Schullehrern ohne allen Gottesdienst und Jugendunterricht dahin leben und eine nahe Beute der missionierenden Mohamedaner zu werden in Gefahr stehen, sollten diese nicht der erste und gerechteste Gegenstand deutscher Missionsthätigkeit werden?“[1]) Da 1820 zwei Basler Brüder, Saltet und Bezner, im Dienst der Edinburger Judenmissionsgesellschaft in jene Gegenden abgingen, beauftragte man sie in einer ausführlichen und in mancher Beziehung lesenswerten Instruktion, über Missionsgelegenheiten in diesen Gebieten nach Basel zu berichten. „Alles, was dazu dienen mag, unsere Gesellschaft in diese unübersehbare Menschen- und Völkerwelt einzuführen, alles, was sie uns nach ihren Sprachen, ihrer Denkart, ihren Religionsbegriffen, ihren Gebräuchen und Sitten und den besten Einführungsmitteln des Christentums unter ihnen kennen lehrt, ist der forschenden Aufmerksamkeit und der geprüften Mitteilung würdig und wird früher oder später seine heilsamen Früchte tragen“.[2]) Aus der deutschen Diaspora waren direkte Bitten um Versorgung mit Geistlichen und Lehrern nach Basel gelangt. Von den deutschen Kolonien aus hoffte man nicht allein die erstorbenen katholischen Kirchen des Morgenlandes zu beleben, sondern auch zu den Heiden und Mohamedanern der anstoßenden Länder vorzudringen. Blumhardts geistvolles Gesicht pflegte zu leuchten, wenn er seine Missionspläne entwickelte: wie man von jedem Seehafen des schwarzen Meeres aus in wenigen Tagen Persien, Georgien, ja das große Ländergebiet der ottomanischen Pforte erreichen könne; von dort aus lägen selbst Aegypten, Abessynien und die Uferländer des nördlichen Afrika nicht so ferne, als daß sie nicht leicht und gefahrlos erreicht, und wenn nötig, ebenso leicht wieder verlassen werden könnten.

[1]) So im Bericht über die ev. Missionsschule in Basel M. M. 1819, 539.
[2]) Die Instruktion abgedruckt M. M. 1820, 561.

Man hatte in Basel nicht nur Pläne, sondern auch Leute, die geeignet schienen, solch weitausschauendes Unternehmen zu beginnen. Da war vor allem der ehemalige russische Graf Felician Zaremba. Am 15. März 1794 geboren, hatte er sich zur diplomatischen Laufbahn vorbereitet, in Moskau den philosophischen Doktorhut erworben und war bereits beim Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt, als er plötzlich — einem immer stärker gewordenen frommen Drange nachgebend — durch eine eigentliche Flucht sich seiner glänzenden Laufbahn entzog, als armer Mensch durch Deutschland wanderte, bis er vom Missionswesen hörte und ins Basler Missionshaus eintrat (1818).[1] Er sollte nun als Missionspionier nach dem Kaukasus gehen. Doch nicht allein und nicht sofort. Es wurde ihm August Heinrich Dittrich, ein reichbegabter und gründlich geschulter Sachse, beigegeben. Die beiden zogen im Sommer 1821 zunächst nach Petersburg, um bei der russischen Regierung die Erlaubnis zu einem Basler Missionswerk in den Kaukasusländern auszuwirken und die Verhältnisse näher zu erforschen.

Die Basler Mission war nicht die erste, die in jenen Gebieten zu wirken begann. Schon 1802 hatte Alexander I. das Tatarendorf Karaß nördlich vom Kaukasus einer schottischen Missionsgesellschaft als Sitz angewiesen. Es entstand dort aus allerlei Bestandteilen eine kleine Christengemeinde, auch wurde das Neue Testament ins Tatarische übersetzt. Später verlegten die Schotten den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit nach Astrachan und betrieben fast ohne sichtbaren Erfolg hauptsächlich die Bibelverbreitung. Die Basler wurden in gewissem Sinne ihre Nachfolger in Karaß und Umgegend, jedoch ohne daß einmal eine förmliche Abtretung oder Verständigung erfolgt wäre; doch konnten die Schotten aus ihrer Erfahrung heraus wertvolle Ratschläge erteilen.

Indessen hatten Dittrich und Zaremba auf ihre Eingabe hin in Petersburg die kaiserliche Erlaubnis zur Anlage von Missionskolonieen erlangt, freilich unter sehr einschränkenden Bestimmungen.[2] Den zu Pastoren der deutschen Gemeinden bestimmten Brüdern wurde ausdrücklich bemerkt, daß sie sich weder Missionare nennen, noch auch mit Vernachläßigung ihrer Gemeinden mit Bekehrung von Mohammedanern und Heiden vorzugsweise befassen sollten. Wenn indes der Fall eintrete, daß Mohammedaner oder Heiden „die erhabenen Wahrheiten des christlichen Glaubens erkennen und in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufgenommen zu werden wünschten", so sollten die Prediger jedesmal ihrer geistlichen

[1] Ledderhose, Fel. Zaremba, sein Leben und Wirken. Basel 1882. — Fel. Zaremba, ein russischer Edelmann als Missionar, Traktat. — Josenhans, Ausgewählte Reden, S. 149.

[2] cfr. die Eingaben an die Regierung und deren Resolutionen als Beilagen zum Jahresbericht von 1822. M. M. 1822, 460.

Behörde darüber berichten, die dann die Sache an Ministerium und Kaiser weiter leiten werde. In den eigentlichen Missionskolonien sollte man Heiden taufen dürfen; doch nur, wenn die Betreffenden sich auf dem Areal der Kolonie niederließen. Weil der russischen Regierung an der Kolonisierung bisher wilder Strecken gelegen war, gestattete sie dies als Ausnahme, ohne doch das russische Staatsgrundgesetz aufzuheben, das den Uebertritt zu einer andern als der orthodoxen Kirche verbot; dies konnte vielmehr jederzeit auch auf die Missionskolonien der Schotten und Basler angewandt werden, sobald es der Regierung gefallen würde. So war denn die Stellung des neuen Unternehmens von Anfang an höchst unsicher und prekär; auch waren im Grunde die Thüren nirgends so geöffnet, daß man den Eindruck gewonnen hätte: hier muß man anfangen. Die Mission war eher theoretischen Erwägungen und Idealen entsprungen als praktischen Bedürfnissen und Nötigungen.

In der Instruktion für die beiden Pioniere Dittrich und Zaremba, wie sie Blumhardt bei ihrer feierlichen Einsegnung zum Missionsdienst am 21. Juni 1821 vorgetragen hatte, war ihnen eine vierfache Aufgabe gestellt worden.[1]) Der erste und nächste Gegenstand ihrer sorgsamen Pflege sollte natürlich die Ausbreitung des Wortes Gottes in den zahlreichen Sprachen und Dialekten der Völker an den Ufern des kaspischen und schwarzen Meeres sein, wobei sie auch einzelne gewissenhafte und verständige Bewohner jener Gegenden als Mitarbeiter sollten zu gewinnen trachten. „Ein zweiter Gegenstand von hoher Wichtigkeit ist die gründliche Erlernung einiger der ausgebreitetsten und gangbarsten Völkersprachen jener Länder"; Arabisch, Persisch, Tatarisch, Türkisch, und Neu-Griechisch werden besonders genannt. An dritter Stelle erscheinen vorbereitende Anlagen zur Errichtung eines tatarisch-persischen Kollegiums an irgend einem passenden Orte, woran sich dann Volks-Elementarschulen für den Unterricht im Lesen und Schreiben anschließen würden. Endlich sollten die Brüder darauf bedacht sein, eine Druckerpresse aufzustellen zur Herausgabe neuer Bibelübersetzungen, kleiner inhaltsreicher Blätter, um in jenen Gegenden die neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes allgemein bekannt zu machen, und zur Beschaffung zweckmäßiger Elementarbücher für die Volksschulen. So geben sich schon hier bei diesem ersten selbständigen Missionsversuche die charakteristischen Züge der Basler Missionsarbeit überhaupt zu erkennen, daß man es nämlich nicht nur auf einzelne Seelen absah, sondern darauf, ein Volksganzes mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen und darum auf Schulthätigkeit und litterarische Missionsarbeit Wert legte.

Nachdem sich die Basler Sendboten, durch weitere Aussendungen namhaft verstärkt in Rußland, hauptsächlich in Astrachan einigermaßen in

[1]) abgedruckt M. M. 1821, III, 171, besonders 187 ff.

die verschiedenen Sprachen und manigfachen Verhältnisse eingelebt hatten, begannen sie in tastenden Versuchen der Verwirklichung ihrer Ziele näher zu kommen. Im Jahr 1824 beschränkte man sich auf eine dreifache Aufgabe.[1]) Vor allem wollte man den zerstreuten deutschen Kolonien christlichen Unterricht und kirchliche Pflege bringen und dafür sorgen, daß sie als Lichter in ihrer Umgebung leuchteten. Es wurden eine ganze Reihe von Brüdern ausgesandt, die als Pastoren in den Dienst der russischen deutschen Gemeinden traten. Am Nordabhang des Kaukasus wirkte in der vormals schottischen Kolonie Karaß und Madschar besonders Johann Jakob Lang.[2]) Er teilte nicht nur mit seinen deutschen Kolonisten Freude und Leid und war unermüdlich in ihrer Pflege, er zog auch von Tatarenlager zu Tatarenlager, um diesen Heiden das Evangelium nahe zu bringen. Und bei Vereinzelten hatte die treue Arbeit den Erfolg eines förmlichen Uebertrittes; doch wurden viele innerlich angeregt und dem Christentum näher gebracht. In Transkaukasien versorgte man die sieben deutschen Gemeinden. Hier entwickelte Dittrich eine schöne kirchenregimentliche Begabung. Er arbeitete eine Gemeindeordnung aus, die denn auch von einer Synode in Neu-Tiflis angenommen und mit Genehmigung des russischen Gouverneurs eingeführt wurde. Diese kirchliche Organisation war eine erste wertvolle Frucht der Basler Missionsarbeit. Dittrich trat später selbst als Oberpastor in Tiflis an die Spitze dieser grusischen Gemeinden.

Dittrich hat auch an der Lösung der zweiten Aufgabe kräftig mitgeholfen. Es war dies die Neubelebung der alten orientalischen Kirchen, besonders der armenischen.[3]) Schon die britische Bibelgesellschaft hatte darauf hinarbeiten wollen durch ihre Verbreitung der heiligen Schrift in der armenischen Kirchensprache und andern Uebersetzungen; da aber die Leute im allgemeinen weder lesen noch schreiben konnten und jedenfalls das Alt-Armenische nicht verstanden, waren ihre Bemühungen ziemlich erfolglos geblieben. Nachdem Dittrich und Zaremba zwei armenische Erzbischöfe aufgesucht und von ihnen die Erlaubnis empfangen hatten, Bibeln zu verbreiten, schlugen sie ihren Sitz in Schuscha auf.[4]) Schuscha war eine fast ganz armenische Stadt nahe der persischen Grenze; der Ort gehörte nicht zu den privilegierten Kolonien, die Mission war hier also rechtlos, aber die Brüder meinten, auch ohne kaiserliche Privilegien auszukommen. Das armenische Volk fanden sie in Erwerbssucht verstrickt und namenlos unwissend, die Tataren äußerst bigott, verlogen und treulos.

---

[1]) cfr. die ausführliche Darlegung M. M. 1824, 375.

[2]) Lang, Aus dem Pilgerleben des Joh. Jakob Lang, Basel 1881. — Der Kinderraub in Karaß 2c. Traktat. — cfr. M. M. 1827, 468.

[3]) Meisel, das Evangelium unter den Armeniern A. M. Z. 1897, 209.

[4]) Ueber Schuscha und die Gegend überhaupt, cfr. M. M. 1824, 460.

Die Beiden begannen ihr Werk. Zu ihnen stieß der als Arzt ausgebildete Hohenacker, der mit seiner Kunst den Schlüssel zu manchen Herzen fand. Er diente zugleich als Baumeister; sein erstes Werk war eine armenische Schule, die anfangs 1825 eingeweiht wurde. Dann wurde ein größeres Missionshaus erstellt und die Arbeit begann sich zu entfalten.

Man ging daran, eine Missionsschule zur Bildung armenischer Schullehrer zu gründen; sie zählte bald über hundert armenische Jünglinge zu Schülern. „Wir sind in der Wüste gewesen", sagte ein Vater, „aber wohl unsern Kindern, sie können nun Besseres lernen." Schulmeister war Christian Friedrich Haas, ein Württemberger; doch unterrichtete Dittrich lernbegierige Diakone im griechischen neuen Testamente. Daneben war er besonders litterarisch thätig. Schon von Astrachan aus hatte er einige Werbeschriften ausgehen lassen, nun übersetzte er nach einem Aufenthalte im armenischen Seminar zu Moskau mit Hilfe der Diakonen Moses und Parsegh, sowie des vielgenannten Mirza Faruch, der als Knabe Mohammedaner geworden, nun aber als dem Evangelium gewonnen galt, das Neue Testament in den neu-armenischen Dialekt jener Gegenden. Was die Federn der fleißigen Missionare erarbeitet, vervielfältigte die in Schuscha aufgestellte Druckerpresse, die ein besonders hiezu ausgesandter Bruder, Judt, besorgte, während die britische Bibelgesellschaft zu einem großen Teile die Kosten trug. Dittrichs Evangeliumübersetzung wurde von einer Synode armenischer Geistlicher als gut und heilsam anerkannt. Nun sammelten sich auch unter dem Volk, besonders in Baku und Schamachi, kleine Häuflein Erweckter und die Erzeugnisse der Missionspresse fanden immer größeren Absatz.

Ueber der Arbeit zur Wiederbelebung der armenischen Kirche wurde die eigentliche Mission unter Heiden und Mohammedanern nicht vergessen. Der liebeseifrige Zaremba ging den Tataren nach und ließ sich durch keine Mißerfolge abschrecken. In Karl Gottlieb Pfander aber war der Basler Mission ein hervorragendes Werkzeug zur Arbeit unter den Anhängern des Islam geschenkt.[1]) 1803 in Waiblingen geboren, hatte er in Kornthal tiefe Eindrücke empfangen, auch die ihm aus dem Elternhause schon bekannte Missionssache genauer kennen lernen und sich dann aus Liebe zu seinem Heilande und zu den armen Heiden ins Basler Missionshaus aufnehmen lassen (1820). Nun erwarb sich dieser sprachbegabte und theologisch tüchtig geschulte junge Mann von Schuscha aus auf ausgedehnten Reisen und durch unermüdliches Studium eine eingehende Kenntnis des Islam und der morgenländischen Sprachen.

Schon in Schuscha, wo er sein Quartier aus dem armenischen in das Mohammedaner Viertel verlegte, entfaltete er eine eifrige Thätigkeit. Als aber Dittrich 1827 in Petersburg einen Erlaß ausgewirkt hatte, der

[1]) Eppler, D. Karl Gottlieb Pfander ꝛc. Basel 1888.

die Gesellschaft ermächtigte, in allen Gebieten diesseits und jenseits des Kaukasus unter allen nichtchristlichen Stämmen die Erkenntnis Gottes auszubreiten, dehnten die Missionare ihre Reisen weit aus durch die ganze Provinz Schirwan und in Begleitung von Dr. Groves, einem englischen Freimissionar, schon 1830 bis nach Bagdad und Ispahan. Pfander empfing den Eindruck, der moralische Niedergang der mohammedanischen Welt und die von vielen anerkannte Ueberlegenheit der Bibel über den Koran eröffne frohe Aussichten für eine Mission unter den Moslim, der Missionar riskiere zwar sein Leben dabei, dürfe sich indes dadurch nicht abhalten lassen, seine Botschaft auszurichten. Die Verhältnisse führten dazu, diesen Zweig der Arbeit nachdrücklicher zu pflegen. Pfander erhielt in Christian Gottlieb Hörnle aus Ludwigsburg 1832 einen ausgezeichneten Mitarbeiter und wandte sich hierauf von neuem nach Persien. Das Jahr darauf stationierte man Haas und Hörnle in Tebris. Haas sollte eine armenische Schule eröffnen, auch eine für junge Perser, um sie in europäischer Weisheit zu unterrichten. Hörnle erhielt die Aufgabe, die persische und kurdische Sprache gründlich zu erlernen und mit den Kurden Verbindungen anzuknüpfen. Man hoffte damit auch den chaldäischen Christen, nestorianischen Resten im Kurdengebirge, näher zu treten. So faßte die Basler Mission in Persien festen Fuß. Pfander verlegte sich immer mehr auf litterarische Arbeit. Von allen seinen diesbezüglichen Schriften hat eine, der „Mizan ul Hack", die Wage der Wahrheit, große Bedeutung gewonnen als eine geschätzte, vielfach auch in Uebersetzungen verbreitete Streitschrift wider den Islam.

Um die Mitte der zwanziger Jahre erfüllten die Berichte der Missionare die heimatlichen Freundeskreise im Blick auf die Arbeit unter den Armeniern wie unter den Heiden und den Mohammedanern mit lebhaften Hoffnungen. Bald aber wandte sich das Blatt. Aeußere Kriegsstürme, wobei Schuscha fast zerstört, verschiedene deutsche Kolonien hart mitgenommen wurden, eröffneten im Jahre 1826 die Reihe der Rückschläge.[1]) Dann regte sich die armenische Hierarchie. Zaremba bemühte sich auf einer großen Missionsreise vergeblich, vom Katholikos, dem Patriarchen der armenischen Kirche, in dem nunmehr von den Russen gewonnenen Edschmiadsin, die kirchliche Approbation für eine Bibelausgabe zu erlangen, wo neben dem altarmenischen Text die Uebersetzung Dittrichs und seiner Mitarbeiter stünde. Zwar durfte er seine Sache der Synode im Kloster vortragen; aber alle Beredsamkeit, alle Versicherungen, daß sein und seiner Freunde Ziel nur sei, die Armenier zu tüchtigen Zeugen Christi gegen die Mohammedaner zu machen, waren vergeblich. Die neue Uebersetzung

[1]) Die Schreckenstage von Katharinenfeld, Traktat. — Die Beilagen zum Jahresbericht von 1827 im M. M. 1827, S. 501.

wurde nicht einmal zur Prüfung angenommen. So mußte man das Neue Testament einige Jahre später ohne die so wünschenswerte kirchliche Empfehlung ausgehen lassen.

Bald fing die höhere armenische Geistlichkeit an, die in Schuscha ausgebildeten Diakonen zu verfolgen. Moses starb im Gefängnis, Parsegh, ehe man ihn dahin hatte verbringen können; ihrer zwei brachte Zaremba nach Tiflis unter russischen Schutz. Dann wurden die Missionare von der armenischen Synode bei der russischen Regierung verklagt, daß sie sich unbefugterweise in ihre kirchlichen Angelegenheiten mischten und auf den Umsturz der altarmenischen Kirche hinarbeiteten. Die Provinzialbehörde entschied zunächst, die Basler Brüder hätten sich künftig aller religiösen Einwirkung auf das armenische Volk zu enthalten. Die von ihnen verfaßten Schriften wurden von der Zensurbehörde nicht mehr zugelassen. Damit war ihnen die erfolgreichste Arbeit abgeschnitten. Endlich gab Kaiser Nikolaus dem Drängen der Geistlichkeit noch weiter nach und führte durch einen Ukas am 5. Juli | 23. August 1835 das Ende der ganzen kaukasischen Mission herbei. Der Ministerrat verlangte, daß alle evangelische Missionsarbeit in Südrußland eingestellt werde; denn die Synode der russischen Kirche gehe damit um, alle diese Gebiete als ihr Missionsgebiet anzubauen und bedürfe der Hilfe andersgläubiger Missionare hiezu nicht. Nur als Pastoren der deutschen Gemeinden könnten sie weiter im Lande bleiben.[1])

Missionare und Komitee erkannten es als Pflicht und Notwendigkeit, sich dem Machtgebot zu fügen. Die Wirkungen dieses Schlages waren aber empfindlicher, als man zuerst geglaubt hatte. Denn der erste Gedanke war, nun all die freigewordenen tüchtigen Kräfte im persischen Reiche und auf türkischem Boden zu verwenden. Pfander unternahm mit einem weiteren Bruder eine Untersuchungsreise in die türkischen Staaten Kleinasiens und schlug vor, die Buchdruckerei nach Trapezunt zu verlegen und von dort aus weiter unter Armeniern und Mohammedanern zu wirken. Aber das Komitee stimmte nicht zu; man wollte in Basel doch nicht das Hauptgewicht auf Belebung erstorbener Kirchen legen und fürchtete mit Recht, der Widerstand der armenischen Geistlichkeit würde hier und dort derselbe sein, auch war das Gebiet schon von den Missionaren des großen amerikanischen Board in Angriff genommen. Auch für die persische Mission gestalteten sich die Verhältnisse immer schwieriger. Durch den Widerstand der fanatischen Moslim war selbst das Leben der Missionare bedroht. Diese wollten sich auf eine rein vorbereitende Schularbeit beschränken, wo nur abendländische Bildung und Sittlichkeit, nicht aber das Evangelium sollte dargeboten werden. Auf eine Wirksamkeit aber, wobei das Evangelium mehr verleugnet als verkündet werden sollte,

[1]) Der Erlaß abgedruckt im Jahresbericht von 1836. M. M. 1836, S. 383. — Ebenda die nutzlose Eingabe der Missionare als Beilage II. S. 467.

mochte man sich in Basel nicht einlassen. Da aber doch die Unmöglichkeit einer direkten Missionsarbeit erwiesen schien, so wurde auch die persische Mission aufgehoben. Pfander und Hörnle traten in die Dienste der englischen Kirchenmission, wo wir ihnen schon begegnet sind (S. 23), die übrigen Basler Brüder fanden auch ihre Posten im Dienst verschiedener Gesellschaften und Institute. Zaremba und Judt blieben in Schuscha zurück zum Abbruch der Station; 1837 verließen auch sie das Gebiet, nachdem sie das Missionsanwesen um billigen Preis der Regierung verkauft hatten. Zaremba kehrte nach Basel zurück und wurde der erste Missionsreiseprediger für die Heimat.

Die Missionsarbeit am Kaukasus hatte von 1822 bis 1835 gewährt. Sie war, von einzelnen wenigen Bekehrungen und allgemeinen Einwirkungen abgesehen, ohne sichtbare Früchte geblieben. Man hinterließ auch nicht eine aus Heiden oder Mohammedanern gesammelte Gemeinde. Auch unter den Armeniern schien die Saat, die so fröhlich aufgesproßt war, völlig zertreten. Doch waren wenigstens in Schamachi Zarembas Worte auf fruchtbaren Boden gefallen.[1]) Das Haupt der Erweckten war der Lehrer Arakel. Und als die Brüder zum Abschied von Schuscha rüsteten, kam der Mann zu ihnen, dem es, nachdem er erst in Reval ausgebildet worden, vom Jahr 1842 an gelingen sollte, in Schamachi ein eigentliches evangelisches Gemeindlein um sich zu scharen. Das war Sarkis Hambarzumoff. Der milde Narses, von 1843—1856 Katholikos in Edschmiadsin, trat — durch ein Schreiben Zarembas bewogen — für die „Deutschen, Lutheraner, Ketzer" ein, so daß sie an Sonntagen nach dem öffentlichen Gottesdienst in Gärten, Gehölzen oder Steinbrüchen sich erbauen konnten und dabei das gute Zeugnis erhielten: diese Leute lügen, betrügen und trinken nicht; man kann sich fest auf sie verlassen.

Unter Narses Nachfolger änderten sich freilich die Verhältnisse. Das Häuflein wuchs zwar nach innen und außen, mußte aber durch viele Trübsale hindurch. Zu Pfingsten 1861 wurden sie aus der armenischen Kirche, von der sie sich nie losgesagt hatten, ausgeschlossen; es begann eine Zeit harter Verfolgung. Schließlich erhielten sie die Erlaubnis, zur russischen evangelisch-lutherischen Landeskirche überzutreten unter der Bedingung, daß alle Verbindung mit Basel gelöst würde. Das geschah im Jahr 1866. Die Gemeinde besteht bis auf den heutigen Tag, hat aber, weil vom armenischen Volks- und Kirchenverband geschieden, fast keine missionarische Bedeutung. Eine Frucht der Basler Arbeit mag auch darin erkannt werden, daß sich seitdem manch junge Armenier, die evangelisch gesinnt waren, ins Ausland und besonders nach Basel begaben, um sich zu Predigern des Evangeliums auszubilden. Das Basler

[1]) Eppler, Geschichte der Gründung der armenisch-evangel. Gemeinde in Schamachi, Basel 1873.

Missionshaus zählte mehrere armenische Zöglinge dieser Art, darunter den frühvollendeten Hakub Natscharoff[1]), Abraham Amirchanjanz und den in der letzten großen armenischen Christenverfolgung zu Urfa ermordeten Hagop Abuhajatian.[2])

Anfangs der siebziger Jahre schien es eine Zeitlang, als wollte die Basler Mission in Persien noch einmal ein Arbeitsfeld finden. Es handelte sich hauptsächlich um die Errichtung eines evangelischen Waisenhauses, zu welchem Zweck der Missionsverwaltung Gelder waren übergeben worden. Schon waren zwei in Basel ausgebildete Armenier als Leiter des neuen Unternehmens in Aussicht genommen, als sich die Sache nach langwierigen Unterhandlungen doch wieder zerschlug. Die gesammelten Gelder übergab man der englischen Kirchenmission, die Basel zuvorgekommen und ein Waisenhaus in Tebris errichtet hatte.

So wenig sichtbare Früchte die Basler Mission am Kaukasus auch getragen hatte, so war sie doch nicht vergeblich gewesen. Es war ein Lehrstück, ein unvollkommenes, aber kein unnützes. Wie viel hatte man doch an Missionserfahrung gewonnen, die nun andern Gebieten zu gute kommen konnte. In Basel empfand man allerdings die Aufhebung dieser Erstlings- und Lieblingsmission als einen harten Schlag. Es war ein Sterben. Es ist aber für die Kenntnis des Geistes, der damals die Leiter der Basler Mission beseelte, lehrreich, zu hören, wie sich der Inspektor im Eingang des Jahresberichtes von 1836 darüber aussprach.[3])

„Sterben wir mit Ihm," so ließ er sich vernehmen, „so werden wir mit Ihm leben! — Dieses sinnvolle apostolische Wort dürfte wohl die passendste Ueberschrift auf den einundzwanzigsten Jahresbericht unserer evangelischen Missionsgesellschaft in sich fassen. . . . Fürchten Sie bei solcher Ueberschrift nicht, daß es etwa einer wehmütigen Grabrede auf das heilige Missionswerk gelten soll, das die Gnade Gottes unsern schwachen Händen zur Pflege und Führung anvertrauen wollte; nein! vielmehr sind es seine Auferstehungs- und Lebensfreuden, die wir in diesen festlichen Tagen mit Ihnen teilen, es sind große und herrliche Durchhülfen des Herrn, die wir gerne zu Seinem Preise mit Ihnen rühmen, es sind neue weite Bahnen des Reiches Jesu Christi, auf die wir gerne getrost und freudig mit Ihnen hinüber ziehen möchten." Mit diesen neuen weiten Bahnen meinte Blumhardt die neuen Unternehmungen der Basler Mission in Westafrika und Ostindien. Man war sich bewußt, daß mit der Aufhebung des Werkes am Kaukasus eine erste Periode der Basler Mission zu Ende gegangen, daß man in eine neue Laufbahn eingetreten sei.

---

[1]) Eppler, Das Leben des Armeniers Hakub Natscharoff, Basel 1851.
[2]) Hagop Abuhajatian, ein armenischer Märtyrer. K. B. Nr. 215.
[3]) vgl. M. M. 1836, S. 351.

5. Die ersten Versuche in Westafrika.[1]

Als im Jahr 1826 die ersten Stürme über die Mission am Kaukasus hereinbrachen, beschloß das Komitee, von einer Verstärkung jenes Werkes vorläufig abzusehen, bis der Herr neue Zugänge für die Predigt des Evangeliums daselbst und neue Bahnen würde aufgeschlossen haben. Umsomehr blickte man nach andern Missionsgelegenheiten aus. Die Gedanken der Basler Missionsfreunde waren schon längere Zeit nach Afrika gerichtet gewesen, von wo der Jammer des Heidentums besonders laut herüberscholl, woher aber auch besonders erfreuliche Berichte von neu entstehenden Christengemeindlein kamen. Ein hervorragender Gönner der Basler Mission, Fürst Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg, hatte die ansehnlichen Beiträge, die er ihr zukommen ließ, schon längerher mit Aufforderungen begleitet, Missionare auch in eigentliche Heidenländer auszusenden, wobei er auf das Beispiel der Brüdergemeine hinwies. In Sierra Leone standen manche Basler Brüder als Sendboten der englischen Kirchenmissionsgesellschaft in harter und doch erfolgreicher Arbeit. Schon dadurch wurden die Blicke auf Westafrika hingelenkt, wo sonst noch nirgends missioniert wurde, also alles Land offen stand. Nur elf Gräber herrnhutscher Brüder auf der dänischen Goldküste erinnerten daran, daß dort die Brüdergemeine im achzehnten Jahrhundert einen Missionsversuch gewagt hatte.[2]

Schon am 18. April 1823 wurde im Schoß des Komitee angeregt, eine eigene Missionsstation im Heidenland, etwa im Innern von Afrika bei der Susu- oder Bullom-Nation (nördlich von Sierra Leone) zu errichten, wo das Evangelium einen so augenscheinlich gesegneten Fortgang habe. Ein solches Unternehmen, meinte man, dürfte die Teilnahme der Missionsfreunde reger erhalten als die Mission am kaspischen Meere, die weit langsamere Erfolge verspreche. Zwei Zöglinge ergriffen den Gedanken mit großer Begeisterung. Im Vertrauen auf die Durchhilfe des Herrn wollten sie ohne viel menschliche Unterstützung in die Heidenwelt ausgehen und sich dabei von ihrer Hände Arbeit nähren. Es wurde aber nichts aus der Sache. Dagegen machte der erfahrene Berater des Komitees, Steinkopf, im selben Jahr bei einem Besuch in Basel darauf aufmerksam, man könnte mit dem Missionskollegium in Kopenhagen wegen einer Mission auf der dänischen Goldküste in Verbindung treten; denn auch in Dänemark sei nach der unfruchtbaren Zeit des Rationalismus neues Leben erwacht. Ein dänischer Theologe, Dr. Rudelbach, der

---

[1]) Wurm, Anfänge der B. M. auf der Goldküste. M. M. 1874, S. 129. — Steiner, Saat und Ernte der B. M. auf der Goldküste. 2. Aufl. Basel 1899.

[2]) Steiner, Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission ꝛc. M. M. 1887. S. 433.

sich damals in Württemberg aufhielt, ergriff den Gedanken mit großer Wärme. Er und der frühere Erzieher des dänischen Kronprinzen, Pastor Rönne, suchten den König von Dänemark für den Plan zu gewinnen, hatten aber den rationalistischen Bischof Münter gegen sich. Auch unternahm man von Basel aus zunächst keine weiteren Schritte.

Indes hatte der letzte auf der Küste Guineas angestellte dänische Prediger Monrad in einer lehrreichen Schrift eine Schilderung von dem armseligen Zustand der dortigen Negerbevölkerung entworfen und von ihrer Zugänglichkeit für christlichen Unterricht erzählt.[1]) Dieser Umstand veranlaßte das Komitee, bei einigen thätigen Missionsfreunden in Dänemark nähere Erkundigungen einzuziehen und sie mit ihrem Wunsche, einen kleinen Missionsversuch zu wagen, bekannt zu machen. Zur selben Zeit kehrte der Gouverneur der Goldküste, v. Richelieu, nach Dänemark zurück und berichtete, wie er selbst den Gottesdienst in Christiansborg besorgt und eine Schule im Fort eingerichtet hätte. Umsonst habe er die britische Bibelgesellschaft und die englische Kirchenmission ersucht, das Gebiet mit Missionaren zu besetzen, da doch die Neger bei seinem Abschied dringend gebeten hätten: Vater, bring Lehrer mit dir zurück!

Als Rönne davon hörte, bewirkte er, daß von Dänemark aus eine direkte Bitte nach Basel um Errichtung einer Mission auf der Goldküste erging. Das Komitee entsandte einen norwegischen Zögling, um die näheren Verhältnisse und Bedingungen zu erfahren. Da Basel im Gegensatz zur Brüdergemeine keine von der dänischen Kolonialkirche unabhängige Gemeinden gründen wollte, vielmehr bereit war, die durch seine Missionare gewonnenen Neger mit ihr in Verbindung treten zu lassen, sofern dies nur auf dem Grund der Symbole geschehe und der Missionssache nicht in den Weg trete, konnte Bischof Münter keine weiteren Einwendungen mehr erheben. Es bildete sich in Kopenhagen ein kleiner Hilfsverein für Basel, der die weiteren Verhandlungen mit den staatlichen und kirchlichen Behörden führte, so daß schon am 3. Juni 1826 einem Basler Missions-Unternehmen auf der Goldküste die königliche Bewilligung erteilt wurde unter der Bedingung, „daß die auszusendenden Missionarien von der obersten Kirchenbehörde die jeweilige kirchliche Ordination in Empfang nehmen und sich mit der dänischen Unterrichtsmethode sattsam sollten bekannt machen, um sich der armen Negerjugend durch zweckmäßigen Unterricht annehmen zu können."

Im März 1827 wurden vier Brüder: Salbach, Henke, Schmid und Holzwarth, ein Preuße, ein Nassauer, ein Schweizer und ein Württemberger, als Pioniere für die Goldküste bestimmt. In Kopenhagen erlernten sie die dänische Sprache und ließen sich in den landesüblichen Schuldienst einführen; schließlich wurden sie von Bischof

[1]) vgl. den Jahresbericht von 1827. M. M. 1827, S. 407.

Münter ordiniert. Am 18. Dezember 1828 langten sie wohlbehalten in Christiansborg an, um als königlich-dänische Missionarii ihr Werk zu beginnen. Die Kosten hatte natürlich Basel zu bestreiten, das auch die Instruktionen nach freien Ermessen erteilen konnte. Man hoffte übrigens für diesen Zweig der Arbeit in den skandinavischen Ländern besondere Freundeskreise zu finden und bestellte zu diesem Behuf jenen oben erwähnten norwegischen Zögling zum Missionsagenten für Dänemark, Schweden und Norwegen, was denn auch nicht vergeblich war.

Noch ehe jene vier Brüder den afrikanischen Boden betraten, war bereits in Liberia ebenfalls ein Missionswerk von Basel aus begonnen worden.[1]) An der früher sogenannten Pfefferküste, die von den eingeborenen Stämmen der Vey und Bassa, Kru und Grebo bewohnt war, hatte sich ein eigentümlicher Staat gebildet. Es gab nämlich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten Nordamerikas eine wachsende Zahl Freineger, die — von den Weißen gemieden und gehaßt — mißmutig und dürftig dahinlebten und so eine beständige Gefahr bedeuteten. Im Jahr 1817 bildete sich eine Kolonisations-Gesellschaft, um diese Neger aus dem Gebiet der Union weg und nach Afrika auszuführen. Ein erster Versuch mißlang. Aber im Jahr 1823 erzwang man am Vorgebirge Mesurado gewaltsam eine Ansiedlung. Noch im selben Jahr kam der Prediger Jehudi Ashmun mit einem Zuzug von Amerika herüber. Unter mancherlei Kämpfen mit den Eingeborenen entstand die Stadt Monrovia; die ganze Ansiedlung, die von Gouverneuren der Vereinigten Staaten verwaltet wurde, erhielt den Namen Liberia. Ashmun, der die Liberianer, dem Namen nach Christen baptistisch-methodistischer Färbung, kirchlich versorgte, schrieb prächtige Berichte über diese neue Schöpfung in die Welt hinaus und erließ namentlich an die verschiedenen Missionsgesellschaften Europas und Amerikas einen Aufruf zur Missionsarbeit in Liberia, indem er viel zu erzählen wußte von der Empfänglichkeit der Vey- und Bassastämme für das Evangelium.[2])

Die unternehmungslustige Missionsleitung in Basel wandte sich hierauf im Oktober 1825 mit einem ausführlichen Schreiben an Ashmun und legte ihm darin eine Reihe von Fragen vor, von deren Beantwortung sie ein weiteres Vorgehen abhängig machte; zugleich suchte man sich mit dem Ausschuß der Kolonisationsgesellschaft in Washington ins Einvernehmen zu setzen. Die Antworten, die hierauf von Amerika und Monrovia einliefen, lauteten überaus ermunternd. Die Amerikaner ließen sich in einem frommen Schreiben vernehmen, sie würden es zu jeder Zeit als

[1]) Gundert, Georg Adam Kißling, M. M. 1867, S. 305. — Wurm, Die Basler Mission, A. M. Z. 1875, S. 368. — Jahresbericht M. M. 1827, S. 412.

[2]) vgl. M. M. 1826, S. 79.

den süßesten Lohn ihrer afrikanischen Unternehmungen betrachten, wenn es ihnen gestattet würde, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln einen solchen Missionsversuch zu unterstützen. Ashmun antwortete mit einer ausführlichen Darlegung auf die Fragen des Komitees in Basel: es sei ein sehr einladender Boden für ein Missionsunternehmen, die amerikanischen Kolonisten würden ein derartiges Vorgehen begrüßen und ihm allen Vorschub leisten, den Missionaren sogar nach Bedürfnis Land und Häuser anweisen.[1]) Das klang sehr einladend. Man verhehlte sich zwar in Basel namentlich die klimatischen Gefahren nicht, gewann aber die Ueberzeugung, daß, wenn europäische Sklavenhändler für ihr schnödes Gewerbe ihr Leben einsetzten, die Rettung unsterblicher Menschenseelen auch dieser Opfer wert geachtet werden müßte, und daß es eine Schmach des Namens Christi wäre, um dieser Todesgefahr willen gegen den Jammer und Hilferuf der armen Neger in Afrika Ohren und Herzen zu verschließen. Man gewann den Mut, zunächst drei Zöglinge für Liberia zu bestimmen, den Preußen Handt, den Hessen Sessing und den Württemberger Hegele; zu ihnen gesellten sich noch vor Jahresfrist zwei weitere: Wulff von Altona und der Schwabe Kißling. Im Jahr 1827 entließ man sie, reichlich versehen mit Instruktionen, mit Geld und Tauschwaren für ungefähr zwei Jahre.

Die Geschichte der Basler Mission in Liberia ist kurz und traurig. Schon auf der Reise hatten die Brüder allerlei Widerwärtigkeiten zu erdulden. Hegele mußte wegen einer bei der Einschiffung erlittenen Kopfwunde vorerst noch in England zurückbleiben, den Handt warf ein Fieberanfall in Sierra Leone darnieder und verzögerte seine Ankunft auf dem Arbeitsfelde. Da standen die Uebrigen, nur notdürftig des Englischen kundig, in Monrovia, der armseligen Hauptstadt des Landes. Kaum daß sich Ashmun ihrer annahm, der aber schon nach wenigen Wochen krankheitshalber die Kolonie verlassen mußte.[2]) So waren sie ganz allein. Sessing suchte die Bassa am Junkflusse auf, litt aber unendlich unter den Fiebern und den Kuren, welche die Weiber des Negerhäuptlings mit ihm anstellten. Ihm schloß sich Hegele an und gewann das Zutrauen des Bassakönigs Joe, daß er ihm die Kinder zur Erziehung übergeben wollte; auch vom Sklavenhandel schien er zu lassen. Sessing sammelte wertvolle Nachrichten über den Bassastamm und legte ein Wörterbuch ihrer Sprache an.[3])

Nun aber erkrankte Wulff und starb im Dezember 1828. Auch Hegele erkrankte schwer, und beides trieb die Brüder nach Monrovia zurück. Schließlich mußte Sessing mit dem geistesgestörten Hegele ganz

[1]) Beide Schreiben mitgeteilt: M. M. 1827, S. 413.

[2]) vgl. Einige Züge aus dem Leben des vollendeten Herrn Ashmun ꝛc. M. M. 1829, S. 493.

[3]) Sessing, Kurze Beschreibung des Bassalandes ꝛc. M. M. 1829, S. 499

heimkehren, der erst später wieder genas und eine neue Arbeit, doch nicht mehr im Dienst der Basler Mission aufnehmen konnte.[1]) Handt war allein zu den Veys gezogen und hatte eine Schule mit sechzehn Kindern begonnen und lebte von Reis und Wasser. Nach einem halben Jahr war auch er am Ende seiner Kraft angelangt und mußte bei Kißling in Monrovia Zuflucht suchen. Aber erst in England fand er völlige Heilung, um dann nie mehr nach Afrika zurückzukehren; er beschloß sein Leben als Missionar und Pastor in Australien. Leider hatten sich die Brüder, durch das Klima und die vielen Entbehrungen aufgeregt, vielfach an einander gerieben. Auch mit den Liberianern hatte sich kein freundliches Verhältnis anbahnen wollen; die deutschen Pietisten mußten sich an der zügellosen und oberflächlichen Christlichkeit dieser amerikanischen Neger stoßen, die zudem von einem solchen baptistischen Dünkel erfüllt waren, daß sie den Deutschen nicht einmal ihre Kanzel einräumen wollten.

Unter all diesen Notständen litt besonders der bedeutendste aus der kleinen Schar, Georg Adam Kißling. Nun stand er ein ganzes Jahr allein in Monrovia, vom Januar 1829 bis zum Januar 1830. Einigen Halt fand er an dem edeln Gouverneur Randall, der indes bald starb. Sein Nachfolger suchte Kißling auf alle Weise entgegen zu arbeiten und unterschlug die Briefe, die aus der Heimat für ihn bestimmt waren. Ein Bassajunge wurde sein erster Schüler. Dazu gesellten sich mit der Zeit andere, Söhne von Kolonisten; in kurzem scharten sich täglich gegen fünfzig Knaben um ihn. Er war ihr Lehrer, wogegen sie ihm halfen den Garten in stand setzen, Kassada und Bataten zu bauen und Ziegen und Hühner aufzufüttern. Unter dieser geordneten Thätigkeit, die er in gesunder Wohnung monatelang fortsetzen konnte, lebte der eifrige Mann ganz auf. Auch das Verhältnis zu den farbigen Predigern besserte sich. Er erteilte einigen griechischen Unterricht und erweiterte ihren engen Horizont, so gut es gehen wollte. Am meisten freute er sich über die Fortschritte seiner aufgeweckten Knaben und gewann darüber große Hoffnung. „Gewiß ist das Feld reif zur Ernte", schrieb er nach Basel; „nach zwanzig Jahren werden wir hier in der Wildnis Wunderdinge sehen. Fahren Sie fort, die Rettungsmittel der Christenliebe dem armen Afrikanervolke darzubieten. Kein Opfer ist auf diesem Gebiete verloren, und des Herrn Segen wird unsere Arbeit krönen."[2])

Inzwischen hatte Sessing in der Heimat das Interesse für Westafrika neu angeregt. So traf zu Beginn des Jahres 1830 die von Kißling längst ersehnte Verstärkung ein: Sessing selber mit seiner jungen Frau und drei neuen Arbeitern. Leider brachten sie Instruktionen mit, die Kißling in keiner Weise paßten. Er sollte seine aufblühende Schularbeit

[1]) vgl. über Hegele den Nekrolog: Von der Glems zur Wolga. H. B. 1864, S. 57.

[2]) cfr. M. M. 1830, 430,

in Monrovia aufgeben und mit den andern Brüdern zu den Bassa ziehen. Aber zwei der Neuangekommenen starben schon acht Wochen nach ihrer Landung; kein Liberianer wollte sie beerdigen, es mußte ein eben entlassener Sträfling dazu angestellt werden. Der dritte folgte den beiden Vorangegangenen zwei Monate später. Sessing verzweifelte an der Mission in Liberia, die unter dem geheimen und offenen Widerstande spanischer und portugiesischer Sklavenhändler litt; er verließ Monrovia und trat in die Dienste der englischen Kirchenmission im nahen Sierra Leone. Kißling hielt an seiner Idee fest, ein Institut zur Heranbildung eingeborner Lehrer zu errichten, die sodann unter der Leitung eines akklimatisierten Europäers ins Innere ausziehen sollten. Aber die finanziellen Mittel gingen aus, Schwierigkeiten aller Art lähmten nachgerade auch den Mut dieses beharrlichen Streiters; endlich nötigte ihn Krankheit, in der Heimat Genesung zu suchen. So verließ Kißling als der letzte der Basler Missionare Liberia. Einige seiner Jungen nahm er auf die Reise mit und übergab sie unterwegs den Brüdern in Sierra Leone zur weitern Ausbildung; dort wurde einer von ihnen — nach englischer Unsitte — dem Basler Missionspräsidenten zu Ehren als Jakob Von Brunn getauft. Damit fand der Basler Missionsversuch in Liberia ein frühes Ende (1832). Amerikanische Gesellschaften nahmen später die schwierige Arbeit wieder auf. Kißling selber trat wie Sessing in die Dienste der C. M. S. in Sierra Leone, kam später nach Neuseeland und beschloß sein Leben 1865 als Archidiakonus von Waitemata.

Wenn die Basler Mission durch ihre solide Arbeit unter den andern Missionen eine bedeutende Stellung einnimmt, so hat sie die Solidität ihres Wirkens in schwerer Schule erworben und mit teurem Lehrgeld bezahlt. Uebrigens waren die Grundsätze, wonach man bei diesen ersten Unternehmungen verfahren wollte, trefflich. Man lernt sie am besten aus den ausführlichen Instruktionen kennen, welche die Leitung in Basel den ausziehenden Pionieren mitgab. Als Probe seien hier einige Bestimmungen aus derjenigen Anweisung mitgeteilt, die den für Liberia designierten Missionaren mitgegeben wurde.[1])

„In dem fernen Afrika ist der Leitung und den Missionaren noch alles fremd. Sie haben beide erst in eine Schule der Erfahrung einzutreten, deren reiflich geprüfte Ergebnisse nach einer Reihe von Jahren zur vollen Klarheit über die beste Art führen werden, „wie den armen Negern die Rettungs- und Erleuchtungsmittel des Evangeliums nahe gelegt werden können." Der erste Eintritt der Brüder auf dem westafrikanischen Ufer erfordert die größte Sorgfalt und ist häufig für ihr Leben oder Sterben im ersten Jahr entscheidungsvoll, da sie das Klima in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes einer fieberhaften Uebergangsperiode unterwirft.

[1]) abgedruckt M. M. 1830, 451.

Ein heiterer, gottergebener Mut, der nicht vorschnell dreinfährt und gerne alles thut, was Erfahrung und Vorsicht und Pflicht thun heißen, ist wohl die seligste Verfassung des Gemüts, die wie überall, so besonders in Afrika auf den Körper wohlthätig zurückwirkt. Vermeidet die Klippe unbesonnener Sorglosigkeit, die europäische Gewohnheiten einfach weiter üben möchte, aber auch jene andere eines weichlichen Sinnes, der sein Leben nicht um Christi willen verlieren mag und bei jedem Schritte Krankheit oder Todesgefahr fürchtet!

Wer einen Jahrhunderte lang mit Dornen und Disteln wild überwachsenen Brachacker anbauen und in fruchtbares Garten- und Ackerland verwandeln will, der hat vorerst gar vieles wegzuräumen und gar vieles anzubahnen und vorzubereiten, ehe er das gute Weizenkorn ausstreuen mag. Achtet diese vorbereitenden Arbeiten nicht gering und gebt euch nicht aus übertriebener Eiligkeit dem Wahne hin, als ob ihr euerem Berufe Genüge geleistet hättet, wenn ihr nur so bald wie möglich durch Dolmetscher den wild herumziehenden Negerscharen das Evangelium verkündigt, für dessen Aufnahme und Verständnis sie noch auf keinerlei Weise vorbereitet worden sind. Vieles hängt von der rechten Auswahl der Stelle ab, wo man den ersten Versuch einer bleibenden Niederlassung machen will. Man gehe dabei nicht zu rasch vor und versuche es zuerst probeweise. Man achte auf eine Lage, die frischer Luft allenthalben zugänglich und mit gutem, gesundem Wasser versehen ist; dabei darf man die leichte Verbindung zu Wasser oder zu Lande mit dem Hauptorte der Kolonie, der doch der Hauptstützpunkt der persönlichen Sicherheit der Missionare bleiben wird, nicht aus dem Auge verlieren.

Ist einmal eine Niederlassung gesichert, so versteht sich von selbst, daß die Erlernung eines oder mehrerer Negerdialekte das gemeinsame Geschäft aller Brüder ist, die nach Afrika gesendet werden. Im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Praxis, die sich nur zu oft mit Englisch oder mit Dolmetschern behilft, kann und mag sich die Basler Missionsleitung zu keiner Zeit einen Missionar in ihrem Dienste denken, der entweder gar nicht oder nur mit Hilfe eines Dolmetschers unter den Erwachsenen und Kindern des Volkes zu arbeiten vermag. Jeder ihrer Brüder hat also so lange, als er nicht ausdrücklich davon entledigt worden ist, die bestimmte Pflicht auf sich, wenigstens eine Volkssprache sich also bekannt und geläufig zu machen, daß er sie ohne Hindernis und mit wachsender Gewandtheit zu sprechen und zu schreiben verstehe, um dem Volke in seiner eigenen Muttersprache zu dienen.

Die Missionsarbeit muß mit der Schularbeit beginnen. Diese Negerschulen denkt man sich von doppelter Art, nämlich eine freie und allgemeine Unterrichtsschule für alle Neger, Erwachsene und Junge, welche der Wohlthat teilhaftig werden wollen, unentgeltlich die ersten Elemente des europäischen Volksschulunterrichtes kennen zu lernen und dabei mit

dem Evangelium bekannt zu werden; daneben errichte man eine Erziehungsanstalt, wo die Kinder und Jünglinge in dem hiezu errichteten Institute wohnen, die stete Aufsicht und Pflege der Missionare genießen, auch die erforderliche Kost und Kleidung von ihnen empfangen, um so als eingeborene Gehilfen herangebildet zu werden. Neben der Schularbeit gehe die Pflege der Heidenpredigt her.

Dabei ist das Leben des Missionars die beste Predigt, die in der Regel in der Heidenwelt lauter spricht und tiefer wirkt, als die glänzendste Beredsamkeit. Der Neger bedarf vor allem eine freundliche, entgegenkommende Liebe; er wird sklavisch gehorchen wenn er muß; aber nie wird sein Herz teilnehmen an dem, was ihm abgenötigt worden ist. Darum gilt es, ihn durch Erweise echter Liebe zu gewinnen und ihn, wie ein Vater sein unmündiges, gedankenloses und leichtsinniges Kind, zu führen. Man vergesse nicht, wie schändlich seit Jahrhunderten die armen Neger fast durchgängig behandelt worden sind und verwundere sich nicht, wenn sie verschlossen und mißtrauisch erscheinen. Ihr seid diesen Geschöpfen eine unerschöpfliche Geduld und ein Uebermaß von wohlthuender Liebe schuldig, wenn auch nur einigermaßen die tausend blutenden Wunden geheilt werden sollen, welche die schmutzige Habsucht und die grausame Arglist der Europäer ihnen geschlagen haben. Soll es euch freilich gelingen, nach dem Wohlgefallen des Herrn und zum Segen der armen Neger in Afrika zu leben, so muß die Missionsfamilie durch das Band der Eintracht und des Friedens innerlich verbunden sein; doch soll das Salz dabei nicht fehlen. — Das Komitee will diese Instruktion nicht für abgeschlossen ansehen, vielmehr gerne zu jeder Zeit die Erfahrungen der Brüder mit redlicher Treue dazu benützen, sie im ganzen oder einzelnen zu berichtigen, abzuändern oder zu erweitern, wo es dessen bedürfe."

Man wird diese und andere Instruktionen aus jener ersten Periode der Basler Mission nicht lesen, ohne die Fülle von treffenden Winken und Bemerkungen, die darin niedergelegt sind, zu bewundern. Man bedenke, eine wie kurze Missionserfahrung dem Komitee und seinem Inspektor zu Gebote stand, als sie diese Anweisungen auszuarbeiten hatten.

Wir kehren nach Westafrika zurück. Die Goldküste bot einen nicht minder schwierigen Missionsboden als Liberia.[1]) Die Küste war seit 1471 von den Portugiesen angefahren worden, die 1482 in der Gegend von Elmina zwei Forts errichteten. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurden die Portugiesen von den Holländern verdrängt, neben denen sich

[1]) Ueber die topographischen, ethnographischen u. religionsgeschichtlichen Verhältnisse der Goldküste cfr. Beilage V zum J. B. 1827. — Zimmermann, Land und Leute 2c. M. M. 1859, 43. — Mader, Die religiösen Ideen der Tschineger, M. M. 1862, 373. — Buhl, Land u. Leute 2c. M. M. 1877, 156. — Kühnle, Die Arbeitsstätten der B. M. Basel 1898.

Engländer und Dänen festsetzten. Aber die europäische Macht reichte nirgends weit ins Innere hinein. Die Negerstämme landeinwärts waren völlig unabhängig und befehdeten sich unaufhörlich. Die größte Macht besaß das Asantereich mit der Hauptstadt Kumase, das zusammen mit dem Nachbarreich Dahome durch seine Menschenschlächtereien einen traurigen Ruf genoß. Die Gegenden hatten durch den schamlos betriebenen Sklavenhandel unsäglich gelitten. Durch die Verbindung von Europäern mit Eingebornen war an der Küste eine zahlreiche Mulattenbevölkerung entstanden, die sich zum Teil die Sprache der beherrschenden Europäer angeeignet hatte. In Christiansborg, der Hauptstadt der dänischen Goldküste, sprachen sie alle dänisch. In religiöser Hinsicht hatten die Europäer so gut wie nichts gethan, sie waren meist selber religiös und sittlich verwildert und übten vielfach einen demoralisierenden Einfluß aus. Bei den Negern herrschte noch der ungebrochene Fetischdienst mit all seinen Gebräuchen und Superstitionen. Die spärlichen Regierungskapläne hatten ihre Wirksamkeit auf Europäer und Mulatten beschränkt; für die Eingebornen war, abgesehen von jenem Missionsversuch der Brüdergemeine, gar nichts geschehen. Wenn daher auch die längst an der Küste heimischen Europäer Verhältnisse geschaffen hatten, die das Leben an der Küste erleichterten, so war doch die geistige Kultur unter der Bevölkerung des Landes eben nur hier und auch in diesem schmalen Gebiete nur in geringem Maße verbreitet. Die Missionare bekamen es demgemäß auf der Goldküste mit einem echten Heidenland und Heidenvolk zu thun, was denn auch die Freunde in der Heimat gewünscht hatten.

Die vier Basler Pioniere waren im Dezember 1828 in Christiansborg gelandet.[1]) Der dänische Gouverneur bereitete ihnen eine freundliche Aufnahme; an Arbeit fehlte es unter der dänisch redenden Bevölkerung auch nicht, denn eine Anzahl Mulatten begehrten die Taufe. Aber welche Unwissenheit offenbarten diese Leute! Man mußte sie zu allererst unterrichten. Die heidnischen Neger schienen nicht unzugänglich, so daß man in dem nahen Usu eine Schule für sie eröffnete. Weiter bot sich hier auch eine passende Wohnung zur Miete in einem europäisch gebauten Hause. Bald aber erkannte man, welch ein entsittlichender Einfluß von Europäern und Mulatten ausging; im holländischen Akra wurde noch heimlicher Sklavenhandel getrieben. Immerhin sah man mit frohen Hoffnungen auf das neue Arbeitsfeld, das baldige Früchte zu versprechen schien. Schon planten Holzwarth und Salbach eine zweite Niederlassung in Ningo, auch einer Küstenstadt, einer Hochburg des Fetischdienstes,[2]) als die junge Mission von einem fast vernichtenden Schlage getroffen wurde, indem schon im August 1829, also im achten Monat ihres afrikanischen Aufenthaltes, Salbach, Holzwarth und Schmid plötzlich dahingerafft wurden.

[1]) Henke, Auszug aus seinem Tagebuch. M. M. 1829, 509.
[2]) Salbachs Brief. H. B. 1830, 25.

So schwer auch dieser Schlag in Basel empfunden wurde, so war man sich doch klar, daß diese Mission nicht dürfe aufgegeben werden. 1831 wurde die Aussendung weiterer Brüder beschlossen, da sich mehrere Zöglinge bereit erklärt hatten, einem Rufe auf die Goldküste zu folgen. Da sich das Fehlen eines Arztes schmerzlich fühlbar gemacht hatte, war das Komitee froh, den Sachsen Heinze, der an der Universität Basel medizinische Studien gemacht und vor der Fakultät das Arztexamen bestanden hatte, seinem Wunsche gemäß für Christiansberg zu bestimmen. Indem man weiter die politischen Verhältnisse berücksichtigte, fiel die Wahl der beiden übrigen Sendboten auf die Nordschleswiger Jäger und Andreas Riis, die des Dänischen kundig waren. Aber ehe sie im März 1832 erreichten, war auch der letzte der vier ersten Pioniere, Henke, ins Grab gesunken, nachdem er in seiner Vereinsamung zuletzt den Posten eines dänischen Regierungskaplans bekleidet hatte. Kaum angekommen, wurden auch die neuen Streiter vom Fieber ergriffen. Heinze, der Arzt, starb schon im April. Noch von Krankheit geschwächt, suchten die beiden andern auf einer Pflanzung am Fuß des Akuapemgebirges Erholung. Dort raffte eine heftige Brechruhr Jäger am 18. Juli hinweg. Der allein übergebliebene Andreas Riis kehrte an die Küste zurück und wurde dort so krank, daß man die Hoffnung für ihn aufgab. Aber die Behandlung mit häufigen kalten Bädern, die ein geschickter Negerarzt verordnete, rettete ihn, und ein zweiter Aufenthalt auf den Akuapembergen gedieh ihm zu unerwartet guter Erholung und vollkommener Kräftigung.

Riis faßte nun den Plan, die Mission ganz auf jene gesunderen Höhen zu verlegen, wurde aber durch seine Verpflichtungen gegen die dänisch redende Bevölkerung an der Küste festgehalten und konnte sein Vorhaben erst im Jahr 1835 ausführen.[1]) In Akropong nahm man ihn außerordentlich freundlich auf. Er erbaute sich in der Nähe der Stadt ein Haus nach Negerart und gewann mehr und mehr das Zutrauen der Eingebornen, die ihn den lieben weißen Mann nannten. Freilich wurde seine Wirksamkeit dadurch unterbrochen, daß ihn der Gouverneur wieder an die Küste berief; er konnte sie aber später wieder aufnehmen. Die freundliche Aufnahme bei den Negern und der günstige Stand seiner Gesundheit ermunterten ihn, in Basel die kräftigere Betreibung der Mission unter dem „Asantevolk", d. h. unter den Tschi redenden Stämmen zu beantragen. Demgemäß beschloß das Komitee im Jahr 1836, die Zöglinge Andreas Stanger und Johannes Mürdter zusammen mit der Braut von Riis, einer Fräulein Wolter, auszusenden. Abermals schaute man mit froher Hoffnung der weiteren Entwicklung des Unternehmens entgegen.

[1]) Riis, Mitteilungen aus seinem Tagebuch. M. M. 1836, 510. 1837, 535. — Die Station Akropong in ihrem vierzigjährigen Bestande. H. B. 1877, 28, eine ausführliche und treffliche Stationsgeschichte.

Wirklich akklimatisierten sich auch die Neuausgesandten auf den Bergen leicht. Sie machten sich energisch an die Bewältigung der Tschisprache, die ihnen in verschiedenen Dialekten begegnete und noch nie grammatisch war bearbeitet worden. Zwei Eingeborne, die mehrerer Sprachen mächtig waren, dienten ihnen als Lehrer und erleichterten ihnen die großen Schwierigkeiten ein wenig. An der eigentlichen Missionsarbeit hinderten sie die beständigen Fehden der Neger untereinander; doch wurden die Missionare, die über den Parteien standen, von allen wert gehalten und geschützt. Die Neger ließen es sich auch gerne gefallen, wenn ihnen die Weißen zur Heilung ihrer Kriegswunden beistanden. Trotz aller Hemmungen freute man sich dieses Werkes. Blumhardt schrieb im Jahresbericht von 1838: Wir leben mit unsern Brüdern der freudigen Zuversicht, daß nach geduldiger Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten und bei erlangtem Gebrauch der Volkssprache ein eigentümlich einladender Missionsboden in jenen Gefilden der heidnischen Wildheit anzutreffen ist, an welchem die Huld unseres Gottes zu ihrer Stunde zur Freude aller Gläubigen sich verherrlichen wird.[1])

Schon faßte man die Aussendung weiterer Arbeiter ins Auge, da aber traf die Nachricht ein, Stanger sei im Dezember 1827 gestorben. Ihm folgte Mürdter im November 1838, nachdem er noch mit Riis eine Reise nach Akwamu unternommen hatte.[2]) So stand denn Riis zum zweitenmal allein auf der Goldküste mit seiner vielgeprüften Frau. In einem Jahrzehnt waren acht Missionare nach kurzer Arbeit ins Grab gesunken. Noch war keine Gemeinde gesammelt, nicht einmal ein einziger Heide hatte in dieser Zeit getauft werden können. Riis wagte es nach Mürdters Tode noch, eine Erforschungsreise ins Asanteland zu unternehmen und bis in die Hauptstadt Kumase vorzudringen, ob wohl dort der Mission die Thüren offen stünden.[3]) Er mußte sich vom Gegenteil überzeugen. Nun kehrte auch er mit seiner Frau nach Europa zurück. Das Komitee in Basel hatte sich am Jahresfest 1839 mit den Freunden besprochen und ihm dann geschrieben, man wage es ferner nicht, das Leben der Brüder an eine so wenig Erfolg versprechende Mission zu setzen, ohne die deutlichsten Winke des Herrn zur Fortführung der Arbeit auf der bisherigen Grundlage empfangen zu haben.

So war mit dem Abzug von Andreas Riis die Goldküste ganz verlassen. Doch hatte man die Verhältnisse kennen gelernt, ein wichtiger Anfang, die Sprache zu bewältigen, war gemacht, und die Basler Mission hatte sich durch ihre Boten einen guten Namen unter den Heiden erworben. — In Basel aber hatte sich in den letzten Jahren von Blumhardts Wirksamkeit das Hauptinteresse der 1834 begonnenen Mission in Ost-

[1]) cfr. M. M. 1838, 388.
[2]) Riis, Missionsreise von Akropong in das Aquambuland M. M. 1839, 455.
[3]) Riis, Meine Reise nach dem Aschantee-Land ꝛc. M. M. 1840, III, 174.

indien zugewendet, die damals reichen und raschen Erfolg versprach. Von ihr wäre nunmehr zu reden. Da indes die Anfänge der indischen Mission bis zum Tode des ersten Inspektors für sich allein kein natürlich abzugrenzendes Bild ergäben, werden sie besser im zweiten Abschnitt geschildert, wo sich die erste Periode der indischen Mission von 1834 bis 1850 als ein Ganzes darstellen wird.

Auf vier Gebieten hatte die Basler Mission unter Blumhardt mit ihrer Arbeit selbständig eingesetzt. Als er starb, waren zwei Felder, Kaukasien und Liberia, endgültig aufgegeben; ob man die Mission auf der Goldküste aufgeben oder weiterführen wolle, war noch unentschieden. Indien allein war recht in Angriff genommen. Pfarrer Staudt verglich an einem Stuttgarter Missionsfest die Basler Mission in ihrer damaligen Lage nicht unzutreffend mit einer Mutter von vier Kindern. Das Erstgeborene, die Mission in Süd-Rußland, befinde sich in der Gefangenschaft, das zweite Kind liege in Liberia begraben, das dritte, die Mission auf der Goldküste, schwebe zwischen Leben und Sterben. So sei ihr denn nur ein Trost geblieben: das vierte Kind, die ostindische Mission, blühe lieblich auf.

6. Das Missionsleben in der Heimat.

Es ist merkwürdig: die erste Periode der Basler Mission war, wie es denn natürlich ist, nach den sichtbaren Früchten zu urteilen, die unergiebigste von allen; manche fehlgeschlagene Versuche, Mißerfolge und nur gar spärliche Siege waren zu verzeichnen. Dennoch lebte diese erste Periode in der Erinnerung der heimatlichen Missionsgemeinde als die eigentlich klassische fort. Man maß das Spätere oft an dem Maßstab des Früheren und fand, die Herrlichkeit des Hoffmannschen oder Josenhansischen Tempels entspreche nicht der Herrlichkeit des vorigen, des Blumhardt'schen. Josenhans mußte oft solche Stimmen vernehmen. Im Jubiläumsjahr 1865 sprach er sich in einer Examenrede einmal darüber aus.[1]) Im Vergleiche zu den kleinen Anfängen der Basler Mission seien der Umfang der zu seiner Zeit getroffenen Anstalten und die Resultate der Arbeit so großartig, daß, wenn seine Vorgänger sie in ihrer Sprache schildern würden, sie kaum Superlative genug finden könnten, um die thatsächlichen Verhältnisse in Worten richtig wiederzugeben. Es sei nicht der Umfang, nicht das Ergebnis der Leistungen, worin sie, Josenhans und seine Zeit, zurückständen; in dieser Hinsicht müßte eine Vergleichung unzweifelhaft zu ihren Gunsten ausfallen. „Das, was jene Zeit aus-

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 27.

zeichnet, fuhr er fort, was sie so hoch über uns stellt, daß wir beinahe das Angesicht bedecken möchten und beschämt dastehen, ist die Begeisterung für das Werk, die hohe Meinung, die man von seiner Bedeutung hegte, die feurige Liebe zur Sache, die in hohen Flammen zum Himmel aufschlug, der Eifer, womit man zum Werke schritt, die Eintracht, die so viele brüderlich verband, die innige Bruderliebe, womit man die Mitarbeiter und Heiden umfaßte." Sehen wir uns also das heimatliche Missionsleben in jener Zeit der ersten Liebe des nähern an.

Mit geringen Mitteln hatte die Gesellschaft angefangen. In der ersten Komiteesitzung lagen nur 150 Napoleonsd'or zur Verfügung bereit, doch waren mündliche und schriftliche Zusagen werkthätiger Unterstützung in schöner Zahl eingegangen; und die Begrüßungsgaben der englisch-kirchlichen und der Londoner Mission wurden dankbar entgegen genommen. Den bestehenden Missionsgesellschaften zeigte man die Gründung der Basler Missionsschule durch ein Rundschreiben an; das christliche Publikum sollte durch eine Mitteilung in den Protokollen der deutschen Christentumsgesellschaft für das Unternehmen interessiert werden. Es bildete und erweiterte sich denn auch alsbald ein Freundeskreis, der die Basler Mission als seine Sache, als sein Kind betrachtete. Die ersten Jahre des Bestehens der Missionsschule waren schwere Teuerungsjahre, die Preise der Lebensmittel stiegen bis aufs Vierfache; aber die Basler Mission litt keine Not. Immer ward für ihr tägliches Brot gesorgt.

Es entstanden Hilfsvereine. Den ersten und ältesten riefen die Väter der nachmaligen Inspektoren Hoffmann und Josenhans, die in dem württembergischen Städtchen Leonberg unter einem Dache wohnten, ins Leben; am 8. Mai 1816 besiegelten sie die angebotene Gemeinschaft des Werkes mit einem ersten Beitrag von 295 Gulden. Ein zweiter Hilfsverein entstand in Stuttgart und bald noch mehrere in Württemberg. Der Jahresbericht von 1819 rühmte die Munterkeit, womit die christlichen Brüder in diesem für alles Gute so empfänglichen Lande die ersten zarten Keime des Missionsgeistes pflegten und wie sich in edelm Wetteifer ein Hilfsverein aus dem andern entwickelt habe. Auch hört man von einem kräftig wirkenden Verein an der Hochschule Tübingen, daran mehrere ehrwürdige Lehrer der Universität mit einem Teil der Studenten thätigen Anteil nähmen.[1]) Zu einem Mittelpunkt regen Missionslebens wurde die von jenem Hoffmann gegründete Gemeinde Kornthal, die Sammelstätte so vieler lebendiger und eifriger Christen. In Württemberg fand man eben in den weitverzweigten Gemeinschaften und Stunden einen für die Pflege des Missionslebens wohl vorbereiteten Boden. Der schon vorher in diesen Kreisen vorhanden gewesene Missionseifer wandte sich nun Basel in erster Linie zu. Nur die Pregizerianer verhielten sich zum Teil ablehnend, in-

[1]) M. M. 1819, 636.

dem sie den Missionsbefehl des Herrn auf die Apostel einschränkten und darum von der modernen Mission nichts wissen wollten. Sonst wurden schier überall in den Erbauungsstunden Mitteilungen aus den Missionsgebieten gemacht, Briefe von Missionaren und Zöglingen verlesen und für die Mission als für Christi Reichssache gebetet.[1] Aber auch im fränkischen Teile von Württemberg, wo das Gemeinschaftswesen nicht so entwickelt war, trat mit Beginn der dreißiger Jahre ein Hohenlohischer Missionsverein ins Leben, der eine fruchtbare Wirksamkeit entfaltete, auch eine der frühesten Sammlungen von Missionsliedern herausgab.

Im Elsaß war es besonders ein Mann, der das Interesse für die Basler Mission zu wecken suchte.[2] Es war dies ein Freund Blumhardt's, der von Oberlin angeregte Direktor des theologischen Studienstiftes St. Thomä in Straßburg, Krafft, „das Haupt der Mucker". Er stand zuerst ganz vereinzelt da, aber „der Herr machte aus nichts etwas"; er gründete einen Straßburger Hilfsverein, der schon 1821 mit einer Gabe von 443 Franken in den Basler Missionsrechnungen auftauchte; der Verein verlor sich aber bald spurlos, nur Krafft blieb treu und war unermüdlich im Sammeln von Gaben. Seine einzige Erholung waren seine Reisen an das Basler Missionsfest, das er bis zu seinem Tode im Jahre 1854 nicht weniger als 34 mal mitfeierte. Auf seine Bitte hin reisten die ausziehenden Missionare meist durchs Elsaß und hielten unterwegs in Mülhausen, Colmar und Straßburg Missionsstunden; in Colmar, seit der vom Genfer Reveil ergriffene Pfarrer Bost sich hier niedergelassen hatte.

In der Schweiz war der Verein von Bern der erste; Zürich, Schaffhausen und St. Gallen ließen nicht lange auf sich warten. In St. Gallen gehörte Anna Schlatter zu den eifrigsten Beförderern der Mission; ihr schienen durch eine einzige Seele, die Jesu Christo gewonnen sei, alle Missionsunkosten überschwänglich gedeckt. In Zürich stand lange Jahre die Familie von Antistes Georg Geßner an der Spitze des Kreises von Missionsfreunden, die ungefähr alle zwei Monate für einen Abend zusammenkamen, um bei einer Pfeife Tabak die neuesten Mitteilungen aus der Mission entgegen zu nehmen und brüderlich zu besprechen; auch in Winterthur bildete sich ein Mittelpunkt für Freunde des Reiches Gottes und der Mission, wogegen aufs Land hinaus nur spärliche Saatkörner gestreut wurden, so daß sich noch lange kein Missionsinteresse zeigte.[3] — Die Verbindungen Basels dehnten sich aber über die Schweiz und Süddeutschland weit hinaus: Frankfurt, Barmen, Bremen, Nürnberg, Halle, Dresden, Berlin und Königsberg wurden Maschen am stetig wachsenden Netze.

Die rasch sich mehrenden Missionsvereine und Gesellschaften waren sehr verschiedener Art, bald loser, bald straffer organisiert in bunter

[1] Strebel, Geschichte des Missionslebens in Württemberg. A. M. Z. 1878, 91.
[2] Krüger, Elsaß und die Heidenmission. M. M. 1879, 204.
[3] Zimmermann, Das Missionswesen im Kanton Zürich. M. M. 1882, 13 ff.

Mannigfaltigkeit. Zum Teil waren es Hilfsvereine ausschließlich für Basel; zum Teil unterstützten sie auch andere Missionen, wie die der Brüdergemeine, Jänickes Missionsschule in Berlin u. s. w. Anfangs verpflichteten sie sich meistens, die Ausbildungskosten für einen oder mehrere Missionszöglinge aufzubringen. So hatten sich schon 1820 fünfzehn Hilfsvereine bereit erklärt, den Unterhalt von achtundzwanzig ausgehenden Missionaren darzureichen. Als es später galt selbständige Missionen zu unterhalten, flossen die Gaben meist ohne derartige genaue Bestimmung. Bei dem zunehmenden Missionsinteresse mehrten sich natürlich auch die Mittel. Und da man in Basel sehr sparsam war, konnte Blumhardt seinem Nachfolger einen Dispositionsfonds von 100 000 und eine Notkasse von 20 000 Gulden hinterlassen. Während man in den ersten Jahren keine öffentliche Rechenschaft über die der Gesellschaft anvertrauten Gelder abgelegt, dafür aber den verbundenen Freunden und Vereinen jederzeit die Einsicht in die Bücher gestattet hatte, ihnen auch etwa einen Rechnungsauszug hatte zukommen lassen, begann man im Jahre 1821 die Haupteinnahme- und Ausgabeposten im Jahresberichte zu veröffentlichen. 1825 überschritten die Ausgaben zum erstenmal die Summe von 100 000 Fr., im Todesjahr Blumhardt's erreichten sie sogar den für jene Zeit ungewöhnlich hohen Betrag von über 150 000 Fr. Die Einnahmen stiegen nicht gerade von Jahr zu Jahr, es zeigten sich vielmehr recht auffallende Schwankungen, so daß sich denn auch von Zeit zu Zeit Defizite einstellten; das Jahr 1836 wies z. B. den sehr bedeutenden Fehlbetrag von 31 000 Fr. auf. Aber im ganzen überwogen doch die Ueberschüsse, zuweilen in solchem Maße, daß man unter dem Eindruck stand, man müsse durch neue Missionsunternehmungen das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wieder herstellen. Anderseits vernimmt man mit Befremden, daß das Komitee 1830 Hebich mitteilt, man könne ihn aus Mangel an Mitteln nicht als Zögling aufnehmen; er konnte nur deshalb eintreten, weil eine reiche russische Dame für die vier Jahre seines Aufenthalts in Basel 1600 Rubel anbot. Es muß eine etwas eigentümliche Finanzverwaltung geherrscht haben, aus Sparsamkeit und Liberalität wunderlich gemischt. Das Aufbringen des nötigen Geldes sollte ganz der freien christlichen Liebe anheimgestellt sein. Man verwarf das Nötigen zum Geben und das Beitreiben der Gaben durch besondere Agenten als einen beklagenswerten Uebelstand, und kam dennoch nicht zu kurz.

Die Leitung der Basler Mission war von Anfang an aristokratisch-patriarchalisch. In der Verfassung, die sich die Gesellschaft im Jahr 1821 gab, nachdem sie den Entwurf dazu den Freunden und Hilfsvereinen vorgelegt hatte, war ihr offizieller Name genannt: „Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel." [1]) Das „zu Basel" sollte indes nur die

[1]) Abgedruckt M. M. 1821, S. 131.

Stelle bezeichnen, wo zur Zeit die Geschäftsführung stattfindet. Das Komitee ist die geschäftsführende Behörde, bildet aber nicht allein die Missionsgesellschaft. Die besteht vielmehr aus einzelnen Mitgliedern und Wohlthätern, die durch freundliche Dienstleistung oder einen Geldbeitrag die Zwecke der Gesellschaft fördern, und aus Hilfsvereinen. Ihnen werden regelmäßig Mitteilungen über den Geschäftsgang gemacht; sind Mitglieder in Basel anwesend, so haben sie Zutritt zu den Komiteeverhandlungen. — Das Komitee ergänzte sich selber. An der Spitze stand nach Von Brunns Tode Simon Emanuel La Roche, Pfarrer an St. Peter. Im übrigen besaß das Komitee zu Blumhardts Zeiten keine große Bedeutung. Blumhardt, Spittler und der Hausverwalter Büchelen entschieden eigentlich alle Fragen von Belang; das ging soweit, daß ein Komiteemitglied, Ryhiner-Christ, einmal im Begriff war auszutreten. Daneben besaßen einzelne Freunde einen maßgebenden Einfluß, so vor allem das Komitee des Stuttgarter Hilfsvereins. Hier, wo Männer wie Häring, Enslin, Haller und andere leitende Brüder vereinigt waren, war man stets von allen Schritten des Komitees in Basel unterrichtet. Blumhardt legte den Stuttgarter Brüdern Gedanken und Wünsche zur Erwägung und Begutachtung vor und ließ ihre Anschauungen in Basel zu Worte kommen. Er selber kam oft nach der schwäbischen Hauptstadt, um sich mit den dortigen Missionsfreunden wie mit denen in Leonberg, Kornthal u. s. w. zu verständigen. Daneben war ein Hauptkonsulent Dr. Barth, der bekannte frühere Pfarrer von Möttlingen und nachherige Begründer des Calwer Verlagsvereins.[1]) Seit Barth als Tübinger Studiosus 1821 zum erstenmal ans Missionsfest gekommen war, gehörte er zu den Männern, die, der Basler Mission aufs innigste verbunden, ihr besonders große Dienste geleistet haben. Er war auch der Sänger, der die Missionslieder zu den Festen lieferte. Basel näher wohnten Zeller in Beuggen und Antistes Spleiß in Schaffhausen, deren Namen in einer Geschichte der Basler Mission nicht fehlen dürfen; auch sie wurden von Basel aus regelmäßig angehört.

Großen Fleiß wendete man auf, das Missionsinteresse in der Heimat zu wecken und zu pflegen. Daß die Zöglinge und ausziehenden Missionare die Missionsfreunde auf ihren Reisen aufsuchten und sie in ihrem Eifer durch ihre Mitteilungen bestärkten, ist schon erwähnt worden. Besonders aber war Blumhardt selber unablässig darauf bedacht, das heimatliche Missionsleben zu fördern. Hiezu diente vor allem das schon 1816 von ihm geschaffene und von ihm redigierte Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften. Es erschien in stattlichen Quartalsheften von oft 200 und mehr Seiten, denen Auszüge aus dem

[1]) Werner, Leben von Dr. Barth. Calw 1865.

Briefwechsel und den Berichten der britischen Bibelgesellschaft beigefügt waren; oft waren sie mit Kupfern oder Karten einzelner Missionsgebiete geschmückt. Bei der damaligen verhältnismäßig noch geringen Ausdehnung der evangelischen Mission war es möglich, fast alles Einschlägige zu berichten; namentlich aber wurden größere englische Originalberichte, für das deutsche Publikum bearbeitet, im Magazin dargeboten. Seit 1820 enthielt eines der Hefte jedesmal den Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft in ausführlicher Fassung mit wertvollen Beilagen als Tagebüchern, Reisebeschreibungen der Missionare, Instruktionen, amtlichen Dokumenten und dergleichen. Das Magazin fand bald einen ausgedehnten Leserkreis, und da die Spedition der gelb umschlagenen Hefte meist von Freunden unentgeltlich besorgt wurde, gestaltete sich das Unternehmen zu einem einträglichen Geschäft. So konnte aus dem, was das Magazin abwarf, das ganze 1820 bezogene Missionshaus in Basel bezahlt werden. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß es dem Komitee ein reines Vergnügen gewährte, den Gang dieses Unternehmens zu verfolgen, und daß der Dank für die uneigennützigen Bemühungen der treuen Freunde aufrichtig war. Was aber das Magazin für die Wirkung und Belebung des Missionssinnes in Deutschland geleistet hat, wäre schwer zu sagen; genug, daß man überall auf diese Zeitschrift stößt, wo man dem Aufkommen des heimatlichen Missionslebens nachspürt.

Für die Missionsfreunde französischer Zunge in Frankreich und der welschen Schweiz entstand schon 1819 in Genf ein „Magasin évangélique", woraus mit der Zeit zwei größere Journale wurden, die „Missions évangéliques", nun das Organ der Pariser Mission, und die „Revue des missions contemporaines", die als ein Organ der Basler erst vor wenigen Jahren eingegangen ist. — Außer dem Magazin wurden den Freunden und Vereinen von Zeit zu Zeit lithographierte Mitteilungen aus der Arbeit der Basler Brüder zugestellt. Man empfand aber schon frühe das Bedürfnis nach einem Blatte, das nicht sowohl den Kreis der Gebildeten sondern den der Freunde aus dem einfachen Volke ins Auge gefaßt hätte, nicht in Heften, sondern in Blättern. Der Stuttgarter Missionshilfsverein trat in den zwanziger Jahren mit den „Nachrichten aus der Heidenwelt" hervor. Es erschienen jährlich zwölf Blätter in groß Oktav, jedes mit einem Stiche geziert. Dann rückte Dr. Barth 1828 mit seinem „Calwer Missionsblatt" auf den Plan, das für noch weitere Kreise bestimmt war. Durch das Wort eines Mitreisenden: „unbekannt bleibt unbeliebt" war ihm schon vier Jahre zuvor der Gedanke an eine populäre Missionszeitung gekommen; er hatte ihn bei einem Besuche in Basel mit Spittler besprochen. Das Blatt sollte den Namen Heidenbote führen. Blumhardt aber trug Sorge, es möchte der Heidenbote dem Magazin Eintrag thun. Da fing Barth auf eigene Faust an, und noch im selben Jahr 1828 erschien nun auch der Evangelische

Heidenbote als Organ der Basler Mission, hauptsächlich bestimmt, die Briefe der Missionare zu veröffentlichen. Auch dieser Heidenbote gewann viele Abnehmer, wenn ihm und dem Magazin mit der Zeit auch all die neu entstandenen Missionsblätter neuer Gesellschaften fühlbare Konkurrenz bereiteten.

Neben seiner litterarischen Thätigkeit — Blumhardt verfaßte auch einen „Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi" in drei Bänden, worin er aber nur bis zum Mittelalter gelangte und wenig kritisch verfuhr — wirkte der Basler Missionsinspektor durch seine vielen Reisen zur Belebung des Missionsinteresses im weiten Umkreise. Zu Beginn der zwanziger Jahre dachte man nämlich kaum daran, daß auch in andern Städten Deutschlands selbständig aussendende Missions-Gesellschaften entstehen könnten. Vielmehr ließ sich alles so an, als ob es möglich sein würde, die Basler zu einer allgemein deutschen Mission auszugestalten, wenn nicht gar zu einem allgemein kontinentalen Unternehmen. Wirklich träumten nicht etwa bloß die Basler von diesem schönen Gedanken: es liefen von allen Seiten Aufforderungen ein, diesen in vielen Geistern lebendigen Wunsch zu verwirklichen. Das Komitee in Basel ernannte eine eigene Kommission, die den Entwurf einer Konstitution für eine in Basel residierende allgemeine deutsche Missionsgesellschaft ausarbeiten sollte. Blumhardt unternahm, zum Teil in Begleitung von Dr. Steinkopf, im Jahr 1820 eine längere Reise durch Deutschland, wo er in mehr als vierzig Städten seinen weit ausschauenden Plan entwickelte. Blumhardt kam sehr befriedigt von seiner Reise zurück; er hatte die folgenreichsten Verbindungen mit bedeutenden Männern angeknüpft oder erneuert und das Missionsinteresse überall kräftig angeregt. Dennoch kam das nationale Unternehmen nicht zu stande. Der Dresdener Missionsverein verlangte aus konfessionellen Gründen die Oberleitung, wogegen Basel nur die Missionsschule verbleiben sollte. Auch nationale Empfindungen, provinziale Interessen, kurz, die Ungunst der Verhältnisse verbannten den schönen Gedanken schließlich doch in das Reich der bloßen Ideale.

Das zu erleben, war für Blumhardt sehr schmerzlich. Er hatte mit seiner schmiegsamen Diplomatie und seinem brennenden Eifer so sehr gehofft, einer Zersplitterung der deutschen Missionskräfte vorbeugen zu können. Doch konnte er sich das Fehlschlagen seiner Hoffnungen zurecht legen, als die Erfahrung bewies, wie fruchtbar die Teilung der Missionsfreunde in verschiedene Gesellschaften für die Weckung und Vertiefung des Missionsinteresses in den verschiedenen deutschen Gauen wurde. Seine Aussaat war ja doch die Frucht nicht schuldig geblieben. Die Entstehung der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen[1]) wie die der norddeutschen

[1]) v. Rhoden, Geschichte des Missionslebens in Rheinland und Westphalen. A. M. Z. 1877, S. 259.

in Hamburg-Bremen waren eine fast unmittelbare Frucht seiner Bemühungen, mittelbar verdanken auch die Berliner und die Leipziger Mission seinem Wirken ihre Entstehung. Ja auch die Pariser Mission ist auf Blumhardts Bemühungen zurückzuführen, indem der Basler Inspektor auf das Ansuchen des Elsässers Krafft nach Paris reiste und den dortigen Missionsfreunden den Mut stählte.[1] Es giebt, Berlin III ausgenommen, keine einzige unter den großen kontinentalen Missionsgesellschaften, die nicht in einem nachweisbaren Zusammenhange mit der von Basel ausgegangenen Bewegung gestanden hätte. „Von besonderem Interesse ist die Beobachtung, daß dies insofern selbst von dem allgemein protestantischen Missionsverein gesagt werden muß, als die von dem Prediger Lisco 1855 in Berlin begründete Vereinigung ihre Sammlungen jahrelang Basel zur Verfügung gestellt hat, also die Unterstützung einer pietistischen Gesellschaft das Mittel gewesen ist, die kirchlich-liberalen Kreise zum erstenmal zu aktiver Beteiligung an dem Missionswerk anzuregen.“ [2]

Die neu entstehenden Missionsgesellschaften von Paris (1823), Berlin I (1824), Barmen (1825/28), Dresden-Leipzig (1832) und Hamburg-Bremen (1836) wurden denn auch in Basel freudig begrüßt. Man fühlte sich frei von dem eiteln Wahne, als ob alle Zuflüsse der christlichen Menschenliebe, die der Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden gelten, nur in einen einzigen Kanal geleitet werden sollten. Allerdings konnte man sich des Wunsches nicht erwehren, „die verhältnismäßig schwachen und den Umfang des Bedürfnisses kaum leise berührenden Missionskräfte“ Deutschlands und der Schweiz möchten möglichst vereinigt bleiben, weil nur auf diesem Wege etwas Namhaftes zu erzielen sei. Um dem nunmehr von verschiedenen deutschen Gesellschaften betriebenen Missionswerke doch eine gewisse Einheitlichkeit zu wahren, die Durchführung gewisser gemeinsamer Grundgedanken zu erzielen, unbrüderliche Konkurrenz und gegenseitige Schädigung zu vermeiden und weiterer Zersplitterung entgegenzuwirken, traten im Jahr 1837 die Vertreter von Basel, Barmen und Bremen in Basel zusammen, um sich über einige Grundsätze „ihrer christlichen Vereinigung“ zu besprechen. Als Mitglieder einer gemeinsamen deutschen Verbindung wollten sie ohne Beimischung partikularistischer Tendenzen einander unterstützen und die Missionshilfsvereine einander nicht abspenstig machen. Sie fühlten sich verpflichtet, im Interesse des gemeinsamen Werkes Gottes jeden spaltenden Einfluß kirchlich-protestantischer Parteiung von ihrer Verbindung abzuhalten mit dem offen ausgesprochenen Grundsatz, daß nicht der Inhalt kirchlich-protestantischer Sonderlehren, sondern allein das seligmachende

[1] Monod, Zur Geschichte des Missionslebens im ev. Frankreich. A. M. Z. 1879, S. 289, erwähnt Blumhardts Reise nicht, dagegen Krüger a. a. O. S. 210.

[2] Mirbt, Die Bedeutung des Pietismus ꝛc. A. M. Z. 1899, S. 158.

Evangelium des herrlichen Gottes in der Gestalt, worin es als köstliches Gemeingut den Bekenntnisschriften der evangelisch-protestantischen Kirchengemeinschaften einverleibt sei, zu der evangelischen Missionspredigt gehöre, die durch ihre Sendboten den Heiden verkündet werden soll. Im Gegensatz zu der Goßnerschen Mission in Berlin wollen sie keine ununterrichteten und unvorbereiteten Jünglinge aussenden, keinen von einer der Schwestergesellschaften entlassenen Missionar in Dienst nehmen und endlich sorgfältig darüber wachen, daß den Missionsgesellschaften der private Charakter verbleibe, damit sich keine kirchlichen Parteien der Leitung bemächtigen könnten.[1])

Man nahm damals eine Wiederholung solcher Konferenzen in Aussicht; doch ist uns nicht bekannt, ob sie mehrmals zusammengetreten sind. Jedenfalls haben wir hier die Vorläufer der kontinentalen Missionskonferenzen vor uns, wie sie seit 1866 in regelmäßigen Zwischenräumen in Bremen zusammen traten und von der zweiten an auch von Basel beschickt wurden. Das Alter und die Erfahrung der Basler Missionsgesellschaft wie das persönliche Ansehen ihrer Vertreter sicherten ihr bei diesen Zusammenkünften eine gewichtige Stimme. Der Basler Missionsinspektor sitzt zur Zeit auch im Ausschuß der deutschen Missionen.

Einzelne Bestimmungen der besprochenen „christlichen Vereinigung" kehren ihre Spitze offenkundig gegen konfessionelle Sonderströmungen, wie sie sich eben damals hauptsächlich von Sachsen aus anfingen bemerklich zu machen. Sie mußten dazu mithelfen, daß die Basler Mission sich ihres eigentümlichen Charakters und ihrer eigentümlichen Aufgabe bewußt wurde.

Schon im Jahr 1821 hatte sich die Gesellschaft, wie schon erwähnt wurde, eine Verfassung gegeben. Der Endzweck ihrer brüderlichen Verbindung ist ihr zufolge die Verbreitung des Evangeliums Jesu Christi und seiner seligmachenden Erkenntnis unter nichtchristlichen Völkern. Bei aller aufrichtigen Wertschätzung der evangelischen Konfessionsverhältnisse stellt sie sich doch bei ihrem Missionsgeschäft auf den allgemeinen Standpunkt des Reiches Gottes und will nur das Wort Gottes, so wie es klar und allgemein verständlich in der heiligen Schrift enthalten ist, und die heiligende und seligmachende Erkenntnis dieses Wortes ausbreiten. Schon hier war Unionscharakter der Basler Mission ausgesprochen, den sie von Anfang an als einen ihr angeborenen trug.[2]) Man erinnere sich, wie die Basler Mission aus dem Zusammenwirken lutherischer Württemberger mit reformierten Baslern entstanden ist in einer Zeit, wo nicht der konfessionelle Gegensatz im kirchlichen Leben herrschte, sondern der zwischen einem erneuten Pietismus und dem absterbenden Rationalis-

[1]) vgl. M. M. 1838, S. 418.

[2]) Oehler, Der Charakter der Basler Mission ꝛc. M. M. 1898, S. 261.

mus. Gegenüber dem Rationalismus schlossen sich damals nicht nur lutherische und reformierte Christen innig zusammen: selbst gläubige Katholiken vereinigten sich mit ihnen in der Gemeinschaft des Glaubens an den Herrn Christus. Des Unterschiedes zwischen Lutheranern und Reformierten mochte man sich in den hier beteiligten Kreisen kaum bewußt sein; jedenfalls empfand man ihn als etwas sehr Unwesentliches gegenüber dem gemeinsamen Glaubensgute.

Demgemäß forderte man auch von den Insassen der Missionsschule keine Verzichtleistung auf die konfessionellen Unterschiede, weil man nicht genötigt, auch nicht willens war, eine künstliche Union zu machen. Sie war als eine weitgehende Gemeinsamkeit des Glaubens, des Empfindens, der Weltanschauung und des Handelns schon vorhanden. Das Gemeinsame sollten die Zöglinge als das weitaus größere Gut anerkennen und daneben die Unterschiede in der Lehrauffassung nicht zu trennenden Gegensätzen, namentlich nicht zu einem Hindernis gemeinsamer Abendmahlsfeier werden lassen.

Der Gegensatz gegen eine konfessionell bestimmte Missionsarbeit wurde von Blumhardt im Jahresbericht von 1837 nachdrücklich formuliert, nachdem durch die Entstehung der lutherischen Mission in Dresden (Leipzig) gewisse Kreise Basel entfremdet und da und dort Verwirrung angerichtet worden war.[1]) Das Missionsleben, liest man da, müßte notwendig schon in der Quelle getrübt und in fleischliche Waffen unseliger Spaltungen verwandelt werden, wenn bei den Missionsunternehmungen auch und sonderlich die theologischen Unterscheidungslehren verpflanzt und verbreitet werden und den Missionskandidaten die dogmatischen Konfessionsunterschiede in der vollen schneidenden Schärfe als verpflichtende Bestimmungen eingeprägt werden sollten. Solches Beginnen stimme mit der apostolischen Missionsweise nicht überein und sei zur Seligkeit der Heiden keineswegs nötig, vielmehr für die Neubekehrten ganz unverständlich und darum verwirrend. Man solle doch nicht aus dem Schoß der Kirche den unseligen Zunder der Zwietracht in die arme Heidenwelt hinüberwerfen.

Die hiedurch geforderte Neutralität gegen die kirchlichen Lehrunterschiede, die in der Basler Mission beobachtet wurde, ist ein wesentliches Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit zum Pietismus. Die Kreise, aus denen sich die Basler Missionsgemeinde rekrutierte, waren wesentlich pietistisch, ebenso die Leiter und Lehrer der Anstalt, immerhin im Sinne jenes nüchternen, kirchlich und wissenschaftlich bestimmten Pietismus, wie er als ein Erbe Bengels in Süddeutschland lebendig war. Der enthusiastische Zug, der in Spittler lebte, gewann keinen dauernden Einfluß auf die Basler Mission. Von den fast 200 Zöglingen, die bis zum

[1]) M. M. 1837, S. 420.

Jahr 1840 die Missionsschule durchliefen, stammten 101 aus Württemberg, 56 aus dem übrigen Deutschland, 29 aus der Schweiz und 12 aus andern Ländern; die Süddeutschen gehörten wohl alle dem Pietismus an.

Für die kirchliche Haltung des Pietismus der Basler Mission zeugte schon in der ersten Periode ihrer Geschichte der Umstand, daß die Präsidenten des Komitees wie der Inspektor selber Pfarrer ihrer Landeskirchen waren. Die Mission suchte aber auch, obwohl in erster Linie aus den Versammlungen und Stunden der Pietisten erwachsen, die kirchliche Oeffentlichkeit. In Basel selber wurde 1821 das erste öffentliche Missionsfest in der Martinskirche gefeiert.[1]) Bald hatten diese Basler Feste ihren bleibenden Typus geprägt: am Mittwoch Examen und öffentliche Feier mit Jahresbericht, am Donnerstag Generalkonferenz und Einsegnung der ausziehenden Brüder, daneben freie Vereinigungen in Gärten missionsfreundlicher Basler. Sonst waren kirchliche Missionsfeste noch selten; umso häufiger die Missions-Betstunden im engen Kreise, meist am ersten Montag eines Monats. In Stuttgart und Tübingen machte man den ersten Anfang mit öffentlich in der Kirche stattfindenden Missionsstunden; sie paßten aber nicht wohl in so große Räume, da man die Missionsnachrichten meistens vorlas. Eigentliche Missionsfeste wurden zuerst in den Kirchen von Leonberg, Kornthal und Calw gefeiert, wogegen die Stuttgarter lange nichts von kirchlichen Missionsfeiern wissen wollten, da man die Oeffentlichkeit scheute. Aber allmählich bürgerten sich die kirchlichen Missionsfeste doch ein. Man hatte in Württemberg 1834 von der Kirchenbehörde die Erlaubnis zu solchen Feiern erlangt unter der Bedingung, daß die kirchliche und bürgerliche Ordnung nicht gestört werde. Der Jahresbericht von 1836 sprach von der Anerkennung, welche die Mission in der Kirche zu finden beginne, nachdem diese von den ersten geringen Anfängen der Mission kaum Kenntnis genommen. Nun hätte ihr der Herr Hunderte von Kirchen aufgeschlossen, in denen die Gemeinden um das Kommen des Reiches Gottes beteten und sich an den Nachrichten von seinem gesegneten Erfolg erquickten.[2]) In Zürich hatte die erste öffentliche Feier für die Bibel- und Missionsgesellschaft im Oktober 1829 im abgeschlossenen Chor des Großmünsters stattgefunden unter zahlreicher Beteiligung von Stadt und Land.

Für den kirchlichen Charakter der Basler Mission zeugte endlich auch der Umstand, daß man von Anfang an eine kirchliche Ordination für die auszusendenden Missionare zu erreichen suchte. Es war dies mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Der Basler Kirchenrat, an den man sich zuerst gewendet hatte, wies das Ansuchen ab; dagegen kamen die Kirchenregimente von Württemberg und Baden dem Wunsche der Basler

[1]) vgl. den Festbericht. M. M. 1821, III, S. 115.
[2]) M. M. 1836, S. 441.

Missionsleitung entgegen und erteilten den ausziehenden Brüdern eine Ordination zum Dienst unter den Heiden. Diese Ordinationen waren wenigstens in Württemberg meistens mit kirchlichen Feiern verbunden.

So wuchs die Basler Mission auch in der Heimat und entfaltete das ihr eigentümliche Leben immer mehr. Sie entwickelte sich aber nicht ohne Kampf. Natürlich bekam sie die Verachtung, die damals noch auf der Missionssache überhaupt ruhte, reichlich zu kosten; in Basel selber sahen weite Kreise mit Geringschätzung auf diese „Schwaben", und es kostete zuweilen Mühe, Männer von Ansehen und Rang dafür zu gewinnen. Im Kleinen Rat von Basel wurde sogar einmal eine Motion eingebracht, die gegen das Missionsinstitut gerichtet war; die Sache gewann aber einen für die Mission ehrenvollen Ausgang. Indes focht Geringschätzung, focht Spott und Hohn der Welt, auch die Verachtung der offiziellen, großenteils rationalistischen Kirche weniger an, als die Opposition, die sich aus den Reihen der eigenen Gesinnungsgenossen, aus den Reihen der Gläubigen erhob. Doch überhob Gott die Basler Mission zu ihrem Segen dieses Kelches nicht. Daß Spittler mit der zunehmenden wissenschaftlichen Ausbildung der Zöglinge nicht einverstanden war, ist im zweiten Kapitel schon gestreift worden. Aber Spittler und Blumhardt waren bei aller Verschiedenheit ihres Wesens so innig befreundet, daß sich ihre Differenzen nie zu einem ernstlichen Konflikt zuspitzen konnten. Bedeutungsvoller wurde Barths und Becks Opposition gegen die Verbindung mit der englischen Kirchenmission, die gleichfalls schon erwähnt worden ist (cfr. S. 24). An Becks Namen knüpft sich aber eine Fehde, die freilich nur noch ihren Anfängen nach in Blumhardts Zeit fällt, die aber am besten hier skizziert wird.[1])

Der einfache, nüchterne, auch eigensinnige Bibeltheologe Johann Tobias Beck war 1836 als Missionsfreund nach Basel gekommen und hatte sich gefreut, mit seinen Vorlesungen an der Universität, die auch von Zöglingen besucht werden sollten, der Mission dienen zu können. Er kam mit den jungen Leuten bald in nähere, persönliche Berührung und fand Gefallen an ihnen. Er stellte ihnen das Zeugnis aus, daß sie ihm in allen Vorlesungen und Uebungen besondere Freude gewährten, indem sie die Gegenstände mit ebenso frommem Ernst als tüchtiger, ausdauernder Denkanstrengung verarbeiteten. Privatgespräche mit ihnen, die sie fleißig aufsuchten, legten einen Sinn dar, dem es aufrichtig nur um evangelische Wahrheit zu thun sei ohne Ansehen menschlicher Autorität, ein emsiges Ringen nach einer nicht nur toten, formalistischen Erkenntnis, sondern einer im Gehorsam der Wahrheit geheiligten.

---

[1]) B. Riggenbach, J. T. Beck ꝛc. Basel 1888 S. 231—272. — Wurm Dr. J. T. Beck und seine Stellung zur Mission. A. M. Z. 1879, 119. — C. J. Riggenbach, Noch einmal Beck u. die Basler Mission. A. M. Z. 1888, 140.

Bald aber stieß sich Beck nicht nur an jener Verbindung mit der englischen Kirchenmission; ihm mißfiel auch der Ton, der im Missionshaus herrschte, vor allem aber war ihm Blumhardt nach seiner ganzen Art zuwider. Josenhans hat einmal seinen Vorgänger im Amt als eine poetische, sinnige, gefühlvolle und liebreiche Natur charakterisiert, die glänzende Farben und sentimentale Sprache liebte, die überall gerne die Lichtseiten hervorhob, so daß man ein gut Stück Schönheit und Größe, die Blumhardts Schilderungen dem damaligen Stand der Dinge beilegten, abziehen müsse. Beck aber erschien eine solche Sprache als schwunghafte Schönfärberei. Er scheute sich nicht, alles was er gegen den Inspektor auf dem Herzen hatte, am Missionsfest von 1838 in einer Festrede der versammelten Festgemeinde auf seine Weise vorzutragen. „Das Zeugnis des Reiches Gottes", bekam man da unter anderm zu hören, „geht einmal nicht einher in weichen Kleidern. Unsere hochfahrenden Gedankenflüge, unsere gefühlsvollen Herzensergießungen und Phantasiebilder, unsere gewaltigen Worte und schönen Redekünste, unsere Klugheit und feiner Takt, womit wir uns den Umständen und Verhältnissen anschmiegen — all das schlägt und bindet ihn nicht, den Starken, der in den Kindern des Unglaubens herrscht."

Selbst ein so unparteiischer Zeuge, wie der nachmalige Professor Biedermann in Zürich, der Becks Rede als Student hörte, war ganz entrüstet über diese Art, gerade am Festtag die Leiter des Missionswerkes an den Pranger zu stellen. Wer will es ihnen verargen, wenn sie empfindlich wurden und so auch die berechtigte Kritik Becks zurückwiesen? Es kam zu allerlei unerquicklichen Erörterungen und Maßregeln. Beck seinerseits schüttete nun auch das Kind mit dem Bade aus und warf sich in alle Folgezeit speziell der Basler Mission gegenüber als Censor auf, der überall nur Missionskünstelei, Reichsgottesfabrik, Missionsterrorismus und Missionsfanatismus zu entdecken vermochte. Persönliche und sachliche Interessen hatten sich eben eingemischt. „Ueberschüsse zur Heidenmission", riet er später einem Schüler, „würde ich nur einer nicht durch öffentliche Schaustellungen und rednerische Aufzüge wirkenden und die Leute nicht an sich kettenden Gesellschaft anvertrauen, bei der noch am meisten einfache Bibellehre und am wenigsten Machtgebahren und Machtanstreben zu finden ist". Die ablehnende Stellung, die Beck zum Pietismus einnahm, hatte folgerichtig zu dieser gegensätzlichen Stellung zur Mission führen müssen, die er selber mit Recht eine seiner großartigsten Evolutionen genannt hat. Sein Widerspruch war überdies auch prinzipiell in seiner Eschatologie begründet. Er meinte — ähnlich wie die Pregizerianer, vor der Wiederkunft Christi sei überhaupt nicht Missionszeit und verwarf daher alles anstaltlich geordnete Missionieren als ein „dem Herrn Beihelfenwollen oder Vorlaufen"; der Missionsbefehl beschränke sich auf die Apostel. Gewiß aber hat Becks freimütige Kritik des Pietismus und der Mission,

wenn sie auch weit übers Ziel hinausschoß und zu einem guten Teile ungerecht und kurzsichtig war, dem Missionswesen mehr genützt als geschadet.

Allerdings hatten sich in den letzten Jahren Blumhardts allerlei Uebelstände teils ausgebildet, teils eingeschlichen. Man darf nicht vergessen, daß der Inspektor längst ein kränklicher Mann war und von reizbarem Charakter, daß der Hausverwalter Büchelen, ein früherer Zögling, ein Regiment führte, darunter viele seufzten. Doch konnte es in einem Hause, dessen Schüler das vorhin mitgeteilte Urteil Becks verdienten, nicht so schlimm bestellt sein, wie es Beck nachher schilderte. Es ist wahr, daß der Charakter Blumhardts das Antlitz zeigte, das der Professor in seiner Festrede — allerdings stark karikiert — gezeichnet hatte. Seine Sprache namentlich ist für uns trotz nicht zu leugnender Schönheiten wegen ihres Schwulstes kaum mehr zu genießen. Er war ein Diplomat, der sich überall anzuschmiegen suchte. Man hat ihm darum schon alle Kraft aberkannt. Wer aber den Mann näher kennen lernt und ihn aus seiner Zeit und nach seinem Lebenswerk beurteilt, wird wohl Gundert zustimmen: „Bei allem sich Durchwinden und Leisetreten war er doch eine, wie immer unscheinbare Kraft von Gottes Gnaden. Nicht durch Sturmlaufen, sondern durch Gebet und Stillesein suchte er den Sieg“.[1])

Unerwartet schnell kam sein Ende. Er wünschte, daß ihm die Zöglinge sängen, wenn es zum Sterben gehe. Bei Gott hoffte er an seiner Reichssache auf Erden noch immer Anteil zu nehmen: „wenn ihr euch hier unten über einen Sieg freuet, so denket immer, ich feire droben mit.“ Am 19. Dezember 1838 segnete er noch die singenden Zöglinge und entschlief dann unter den Gebeten Spittlers und einiger anderer Freunde. Sein Vater, der fromme Schuhmacher in Stuttgart, hatte ihn 1800 sterbend gesegnet: „Dich wird der Heiland mit seines Geistes Gaben also ausrüsten, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst“. Das war Blumhardt geworden.

[1]) Gundert, Blumhardt, Christian Gottlob. Herzogs Realencyclopädie II, 505.

Zweiter Abschnitt.

Die Basler Mission unter Hoffmann.

1839–1850.

Das Schifflein der Basler Mission hatte als ein kleines Boot bisher mehr nur in stillen Buchten geweilt; von nun an sollte es hinausfahren auf die hohe See. Wer aber würde fortan der menschliche Steuermann sein?

Der Heimgang Blumhardts war in eine kritische Zeit gefallen; Becks Angriffe hatten allerlei Uebelstände aufgedeckt und Verwirrung angerichtet. Das Komitee selber war des Regierens ungewohnt; umso eifriger war man — und Spittler allen voran — bestrebt, den rechten Nachfolger zu finden. Der sterbende Inspektor hatte, wie es schien, auf seinem letzten Krankenlager seinen Neffen, den Kandidaten Ostertag, der seit einigen Jahren als Lehrer an der Missionsschule wirkte, zusammen mit dem indischen Missionar Mögling als künftige Leiter des Werkes bezeichnet. Wie dies aber bekannt wurde, erhob sich kräftiger Widerspruch; insbesondere trat der treue Freund und Förderer der Basler Mission, Dr. Barth, der vorgeschlagenen Teilung des Amtes wie der Wahl der beiden Männer entgegen. Von allen Seiten wurde nun Dr. Barth selber als die richtige und gegebene Persönlichkeit bezeichnet, so daß ihn das Komitee einstimmig berief. Barth aber wollte schlechterdings nichts davon wissen. Er tauge nicht auf diesen Posten, er würde gewissenlos handeln, nähme er den Ruf an; wenn Gott ihn nicht wie den Habakuk am Schopfe nehme, so gehe er nicht nach Basel. Auf eine zweite Aufforderung des Komitees, die Wahl anzunehmen, antwortete er mit dem Hinweis auf wichtige dogmatische Abweichungen, die ihn in seinem Glauben von dem kirchlichen Bekenntnis trennten. Wirklich hatten auch einige württembergische Freunde an dieser Heterodoxie Anstoß genommen und von seiner Wahl für den kirchlichen Standpunkt der Basler Mission besorgt. So sah man denn von Barth ab und wählte schließlich aus verschiedenen Vorschlägen der Freunde den Diakonus Hoffmann in Winnenden.

Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann (1806—1873), ein Sohn des im letzten Kapitel genannten früheren Bürgermeisters von Leonberg und nachmaligen Gründers der freien Gemeinde in Kornthal, hatte schon im Elternhause viel von der Mission gehört, da sein Vater zu den ältesten und eifrigsten Missionsfreunden zählte, und die Hefte des Magazins betrachtet.[1]) Aber erst als Vikar bei Pfarrer Nonnenmacher in Neumaden kam er der Mission näher und verband nun mit seinem Missionsinteresse seine stark entwickelte Vorliebe für geographische und ethnographische Studien Wegen seiner Verdienste um die Erdkunde hat der bekannte Geograph Petermann einen Berg im Norden von Nowja Semlja Hoffmannsberg genannt, und der große Ritter zählte ihn zu seinen vertrauten Freunden. Hoffmann war überhaupt mit umfassender Begabung ausgerüstet, sprachbegabt und redegewandt, von erstaunlicher Produktionsfähigkeit, ein Optimist voll Geist und Leben, vorwärts drängend, ohne doch die realen Verhältnisse außer acht zu lassen. Im Lauf seines langen Lebens als schwäbischer Pfarrer, Basler Missionsinspektor, Tübinger Professor und preußischer Oberhofprediger war er viermal verheiratet. Dieser vielseitige Geist, der doch seine pietistische Heimat nie verleugnete und sich als Mann des Glaubens erwies, trat nun vierunddreißig-jährig an die Spitze der Basler Mission; denn als der einstimmige Ruf des Komitees an ihn gelangte, stimmte sein eigenes Urteil mit dem seiner Eltern und aller seiner Freunde und Bekannten zusammen: du sollst gehen.

Hoffmann konnte nachmals rühmen: „das Amt eines Missionsinspektors ist das herrlichste, das ich bekleidet habe und bekleiden werde;" auch hat er in seiner Schrift: „Eilf Jahre in der Mission" öffentlich Rechenschaft von seinem Inspektorat abgelegt. Dazu hat er in einem Briefe an Barth am 6. Dezember 1849 die Bedeutung seiner Wirksamkeit in Basel in folgendes Urteil zusammengefaßt: „1) Ich glaube, der Herr hat mich seiner Zeit hieher gethan, um in der Bildungsweise der Zöglinge diejenigen Aenderungen zu veranlassen, die eine andere Zeit als die erste erfordert. 2) Ein anderer Teil meines Berufes war, das Komitee auf reichere Arbeit hinzudrängen, vom Kapitalisieren weg zur Errichtung von Stationen; 3) die alte Weise der absoluten Monarchie des Inspektors, etwa mit Zuziehung Spittlers, zu beendigen und das Komitee in seine wahre Stellung als wirklich regierende Behörde zu bringen; 4) der Zeitbewegung entgegenzukommen und der Mission den freiern Charakter zu geben und mit ihr mehr in die Offenheit der weiten Welt hinauszutreten."

Wir wenden uns zuerst dem zu, was Hoffmann an zweiter Stelle genannt hat, und begeben uns deshalb hinaus auf die Missionsgebiete.

[1]) W. Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission ꝛc. Stuttgart 1853. — C. Hoffmann, Leben und Wirken des Dr. L. F. W. Hoffmann. Berlin 1878. I, 77—162. — Kögel, Hoffmann, Wilhelm, in Herzogs Realencyclopädie VI, 216.

1. Die erste Periode der Basler Mission in Indien.

1834—1850.[1])

Von allen Arbeitsfeldern, die Hoffmanns Inspektorat unterstellt waren, lag ihm Indien am meisten am Herzen; er betrachtete es als das wichtigste und hoffnungsvollste.

Mit Indien war die Basler Mission schon in ihren ersten Jahren dadurch in Berührung gekommen, daß viele ihrer Zöglinge im Dienst fremder Gesellschaften dort Arbeit gefunden hatten, die durch ihre Berichte das Interesse für jenes Wunderland weckten und die Missionsleitung von den großen Bedürfnissen der heidnischen Welt Indiens überzeugten. Sie riefen aber auch große Hoffnungen wach von dem, was man von einer Mission unter jenen Völkern in der allernächsten Zeit erwarten dürfe. So gewann man in Basel Lust, auch in diesem ungeheuren Gebiet mit einer bescheidenen Arbeit einzusetzen. Zuerst hegte man den Plan, ein paar Missionare zwar für einige Jahre aus Missionsmitteln dort zu unterhalten, dann aber ihren Unterhalt „den neubekehrten Gemeinden" zu überlassen; ein Gedanke, den indes fast alle in Indien arbeitenden Missionare, die man darüber befragte, als undurchführbar erklärten. Auch davon wollten sie nichts wissen, daß sich europäische Sendboten in Indien den Lebensunterhalt selber erwerben könnten.

Aber das Ideal einer Mission im Schema der „imitatio Christi", das franziskanische Missionsideal, machte seine verführerische Macht immer wieder geltend. Die frei- und „glaubens"missionarische Praxis schien so viel schöner, so viel biblischer als die kirchlich oder freigesellschaftlich organisierte. Als der englische Freimissionar Groves, derselbe, den Pfander nach Persien begleitet hatte (S. 33), in den dreißiger Jahren das Komitee bat, zehn bis zwanzig junge Männer nach Indien zu senden, seine Freunde seien bereit sie zu unterstützen, sie sollten aber allein dem Herrn verantwortlich sein und Christi Wort ihre einzige Richtschnur, da wollte man zuerst in Basel weiter darüber reden. Groves kam selber und setzte dem Komitee seine Methode auseinander: die Verbindung mit der englischen Kirchenmission bringe viel Uebelstände mit sich. Es sei durchaus nicht nötig, als wohlbestallter Missionar einer englischen Gesellschaft nach Indien zu gehen und sich dort unter die Befehle eines hierarchisch gesinnten Bischofs zu stellen. Wenn Deutsche in ihrer gewohnten Bescheidenheit und Selbstverleugnung in Indien das einfache Evangelium

[1]) Wurm, Die Basler Mission. A. M. Z. 1875, S. 439. — Stolz, Die Basler Mission in Indien. Basel 1884. — Limbach, An der Westküste Indiens. Basel 1899.

verkünden wollten, gebe es englische Freunde genug, die sich verbindlich machen würden, dreißig bis vierzig solcher Missionare mit je 50 Pfund jährlich zu unterstützen. Sie sollten aber keinem Komitee, sondern allein dem Herrn verantwortlich sein. Die Leiter der Basler Mission hörten mit Interesse zu; sie billigten einen Teil von Groves Grundsätzen, alles was sich auf den Glaubens- und Verleugnungssinn der Missionare bezog. Dagegen schien es ihnen bedenklich, von aller Leitung der Brüder durch Instruktionen und Weisungen absehen zu sollen. So wurden Groves Anträge schließlich doch abgelehnt. Die Missionsnüchternheit siegte über die Missionsromantik.

Indien selber war damit nicht aufgegeben. Schon im Jahresbericht von 1832 hatte Blumhardt davon gesprochen, wie sehr es not thue, den von schwerer Arbeit überwältigten Glaubensboten in Nord- und Südindien zu Hilfe zu eilen; leise war der Wunsch angedeutet, „auf eigene Rechnung ein paar wackere Herolde des Evangeliums dorthin zu senden.“ [1]) Das Jahr darauf trat man mit dem Plane hervor, eine christliche Bildungsschule für indische Nationalgehilfen zu errichten; es sei unstreitig von hoher Wichtigkeit, schon in die ersten Anlagen der evangelischen Missionsthätigkeit den frischen Lebenskeim einer heranwachsenden nationalen Selbständigkeit der künftigen Kirchen hineinzulegen, auch werde es der wachsende Umfang des Werkes dem kleinen Häuflein abendländischer Missionsfreunde unmöglich machen, allen Bedürfnissen zu begegnen.[2]) Blumhardt reiste nun nach London, um mit englischen Freunden über die Gründung einer indischen Mission zu beraten. Während seines Aufenthaltes in England faßte das Parlament den folgereichen Beschluß, die britischen Besitzungen in Indien auch Ausländern zu öffnen, nachdem bisher nur Briten, also auch nur Missionare englischer Gesellschaften sich dort hatten niederlassen dürfen. Dieser Beschluß wurde in Basel als eine göttliche Bestätigung der indischen Missionspläne aufgenommen. Dazu kam, daß der Fürst Viktor von Schönburg, der die Verhandlungen des vorsichtigen Basler Komitees mehrere Male belebt und beschleunigt hat, sich anerbot, zur Errichtung einer Katechistenschule in Indien behilflich zu sein. Am 12. Februar 1834 erhielt man in Basel sein Versprechen, zur Aussendung von drei Brüdern, die eingeborene Prediger und Lehrer ausbilden sollten, 10 000 Thaler beisteuern zu wollen. Schon tags darauf wurde im Missionshause bekannt, Johann Christoph Lehner aus Hessen-Darmstadt und die Württemberger Christoph Leonhard Greiner und Samuel Hebich seien für die neue Mission in Indien bestimmt.[3]) Am 16. März wurden sie vom badischen Kirchenrat Hitzig in Lörrach ordiniert.

[1]) M. M. 1832, S. 361.

[2]) M. M. 1833, S. 398.

[3]) Gundert u. Mögling, Samuel Hebich, ein Beitrag zur Geschichte 2c. Basel 1872.

Aber wohin sich wenden in dem unermeßlichen Indien? Darüber war das Komitee noch immer nicht ins klare gekommen. Ein leitender Gedanke war, die Katechistenschule in der Nähe der Tinnevelimissionare Südindiens, mit denen man eifrig verhandelt hatte, in der Weise zu errichten, daß dies Seminar sowohl von diesen Brüdern eingeborene Hilfsarbeiter beziehen, als auch mit der Zeit solche für sie ausbilden könnte. Andererseits galt als Grundsatz, die kleine Niederlassung in keinem Distrikte anzulegen, der schon von irgend einer Missionsgesellschaft in Angriff genommen sei; auch wollte man Europäerstädte vermeiden und lieber einen Ort im Inlande mit unvermischter heidnischer Bevölkerung aufsuchen. Die drei Pioniere reisten zunächst nach England, und Hebich besprach sich mit Coates, dem Sekretär der englischen Kirchenmission. Hebich hatte den deutschen Charakter des Unternehmens im Auge und wäre darum am liebsten ins Tamilland gegangen, um gewissermaßen das Erbe der alten dänisch-halleschen Mission zu übernehmen, das später, soweit sich nicht die Engländer festgesetzt hatten, den Leipzigern zufiel. Coates nämlich suchte die Basler Mission vom Tamilgebiet fernzuhalten, um es seiner eigenen Gesellschaft zu reservieren, und riet deshalb Hebich. einen Ort nördlich von Kotschin an der Westküste Südindiens zu wählen, In Basel gab man nach und änderte die Instruktion auf eine Stadt zwischen Bombay und Kotschin. Hebich einigte sich mit Coates auf Mangalur als vorläufigen Aufenthaltsort. Dort sollten die Basler Brüder das Kanaresische erlernen und dann die Mission in der Binnenstadt Karkala begründen. Auf dem ganzen Küstenstriche von Bombay bis Kotschin war damals noch kein einziger evangelischer Missionar zu treffen. Die nächsten Stationen protestantischer Missionen lagen erst weit im Innern: Belgam, Bellary, Bangalur und Maisur. Dagegen gab es im Süden des Gebietes syrische Christengemeinden, Reste der alten nestorianischen Kirche, die sogenannten Thomaschristen. Dazu hatte die römisch-katholische Mission verschiedener Orden, namentlich der Jesuiten, seit dem 15. Jahrhundert ihr Hauptquartier im portugiesischen Goa und hin und her Niederlassungen, auch eine ziemlich große Schar von Christen in ihren Kirchen und Kapellen. Damals aber befand sich diese katholische Mission in einem Zustande der Stagnation, der dem völligen Tode glich. Ihre Kirchenglieder waren mit wenig Ausnahmen getaufte Heiden der abergläubigsten Devotion.

Am 14. Oktober 1834 landeten Hebich, Greiner und Lehner in Kalikut. Der englische Richter Nelson war ihnen, ohne es zu wissen, entgegengefahren und nahm sie freundlich auf. Er schenkte ihnen die teuren kanaresischen Wörterbücher und empfahl sie an den Unterkollektor in Mangalur, Findlay Anderson, der sie am 30. Oktober bewillkommte.[1])

[1]) Gundert, Miss. Samuel Hebich in Kanara. N. M. 1869. S. 24.

Durch die treue und wertvolle Hilfe, die er als englischer Regierungsbeamter der ostindischen Mission in ihren Anfängen und durch eine lange Reihe von Jahren leistete, erwarb er sich das Recht auf ein dankbares Andenken († 1884). Die Freundschaft hochgestellter Magistratspersonen, die sich zum Teil in wahrhaft großartigen Gaben und Vermächtnissen bekundete, bildet einen charakteristischen Zug der Basler Mission in Indien, zumal in ihrer ersten Periode. Wenn als ein Hauptbedenken gegen das neue Unternehmen in der Heimat gesagt worden war, das deutsche Geld reiche für den Unterhalt einer Missionsstelle in Indien nicht zu, so begreift man die Dankbarkeit, womit man solche Freundschaft entgegennahm. Wirklich wäre es wohl ohne die überaus thätige Unterstützung der englischen Freunde der Basler Mission nicht gelungen, so Fuß zu fassen, wie sie es unter solchen Umständen thun konnte. Dafür suchten die deutschen Missionare die gottesdienstlichen Bedürfnisse der Engländer nach Vermögen zu befriedigen.

In Mangalur machten sie sich sofort ans Sprachenlernen. Hebich und Greiner trieben Kanaresisch; Lehner begann mit dem von Brahmanen und Kaufleuten gesprochenen Konkani, vertauschte es aber bald mit dem dort viel wichtigeren Tulu, der Volkssprache eines zahlreichen Volksstammes in Kanara. In kanaresischer Sprache existierten damals nur einige Bibelteile und Traktate, die von Londoner Missionaren in Bellary und Belgam herrührten. Das Tulu, das zwar auch dem drawidischen Sprachstamme angehört wie das Kanaresische, und das Malayalam Malabars, war aber noch gar nicht grammatikalisch bearbeitet, weil es bisher nur Dialekt, nicht Schriftsprache gewesen. Das Tuluvolk hatte auch nicht die eigentliche Hindureligion angenommen, sondern war namentlich auf dem Lande in einen groben Bhuten- oder Dämonendienst versunken. Bald wurde in Mangalur eine kleine Schule eröffnet und dann, durch englische Hilfe und eigene Ersparnisse dazu in den Stand gesetzt, mit Dharwar in Südmahratta ein zweiter Missionsdistrikt betreten, wo das Kanaresische Hauptsprache war. Von Basel aus hatte man neue Arbeiter nachgeschoben, darunter den Tübinger Theologen Herrmann Mögling, erst für Dharwar bestimmt, der aber bald die Leitung der „Kostschule" in Mangalur übernahm, die in vorauseilender Hoffnung Seminar genannt wurde.[1])

Von Anfang an trat die Schularbeit in Indien stark hervor, die noch heute einen besonders entwickelten und gepflegten Zweig der indischen Mission bildet. Hebich hatte die Leute in den Häusern aufgesucht, um ihre Kinder „mit demütigen Bitten" zur Schule einzuladen; als man zwölf Schüler beieinander hatte, wurden sie durch Gerüchte, als wolle man sie zum Fleischessen zwingen, fast alle wieder verscheucht. Im Juni

[1]) Gundert, Herrmann Mögling, ein Missionsleben. Calw 1882.

1836 eröffnete man eine zweite Schule. Mögling, der Schulmann, war geistig der hervorragendste von allen Missionaren, von munterem, bewegtem Wesen und einer unbegrenzten Fähigkeit sich hinzugeben. Neben der Kostschule, einer Art Internat, wo Hinduknaben nicht nur geschult, sondern auch zu Christen und womöglich zu Lehrern erzogen werden sollten, begann er auch eine englische Schule. Dabei wollten sich die Brahmanen erst nicht dazu verstehen, sich in demselben Raume mit den Kindern anderer Kasten unterrichten zu lassen; hernach verlangten sie wenigstens eine besondere Seite für sich, mußten sich aber endlich doch bequemen, neben den andern zu sitzen. Doch ging die Wirksamkeit der Missionare schon damals nicht im Schulehalten auf. Hebich war viel auf Reisen, um allerorts Anknüpfungspunkte zu suchen und Engländern und Eingeborenen ins Gewissen zu reden und sie zu erwecken, obwohl er keine Sprache beherrschte. Er war der allezeit schlagfertige, unermüdliche Reise- und Erweckungsprediger der Basler Mission. Greiner entwickelte sich zum Tulumissionar, hernach zum Tulupastor, ebenso der Schaffhauser Johann Jakob Ammann, der 1840 hinauskam.[1]) So entfaltete sich die Mission in Mangalur und dessen näherer Umgebung verhältnismäßig rasch; zu Anfang 1839 bestand die Missionsniederlassung schon aus acht Gebäuden, die freilich außer den Schulgebäuden sehr bescheiden waren. Im September 1837 war der Erstling aus den Heiden, Abraham Mandschu, mit seinem Töchterlein getauft worden.

Die sich bald kräftig erweiternde Kanaramission mußte indes schon 1839 durch eine schwere Krisis hindurch. Hebich und Mögling, zwei schwäbische Originale, jeder von großem Einfluß, waren in ihrer Art so verschieden, daß sie sich bei aller brüderlichen Liebe und Glaubensgemeinschaft nicht in ein und dasselbe Joch spannen ließen. „Beide waren durch merkwürdige Führungen fast plötzlich erweckt und bekehrt worden, beide hatten sich mit ganzer Seele der Mission hingegeben; jeder erkannte die ungewöhnliche Tüchtigkeit und Begabung des andern. Aber die allseitige wissenschaftliche Bildung des Tübinger Kandidaten, sein offenes Entgegenkommen gegen geistige Bestrebungen aller Art, seine unerschöpfliche Erfindungsgabe und Beweglichkeit hatten doch manches Beunruhigende für den alten Praktikus Hebich, während allerlei orakelartige Aussprüche in wunderlichem Verein mit der kaufmännischen Schlauheit und scharfblickenden, unbedenklichem Dreingreifen des ehemaligen Handelsreisenden den Neuling zum Studium und zur Kritik des interessanten Mitarbeiters aufforderten." Beide waren Optimisten im besten Sinne des Wortes. Mögling träumte von einer allseitigen Anfassung, Weckung und Erziehung der in der Heidenwelt schlummernden Kräfte; Hebich vertraute der erprobten Erfahrung und plötzlichen Inspirationen.

---

[1]) Joh. Jakob Ammann, Ein Missionsleben unter den Tulus. Basel 1870.

Zu dieser Verschiedenheit der Charaktere gesellte sich noch ein anderes. Schon die ersten drei Pioniere hatten sehr einfach gelebt; mit ihrem Gehalt von 125 Pfund hatten sie nicht bloß ausgereicht, sondern noch zurückgelegt und dem Komitee das Ersparte gutgeschrieben, damit es noch weitere Brüder sende. Die vier Neulinge aber machten sich anheischig, einen möglichst apostolischen Lebenswandel nach Matthäi 10 und ähnlichen Stellen im Neuen Testamente zu führen; sie wollten keinen Gehalt annehmen und natürlich nicht heiraten. Schon bei ihrer Ankunft wiesen sie den festlichen Schafsbraten von den Ghats ab und beschränkten sich auf das dortige Nationalgericht, Reis und Kari. Die älteren Brüder „konnten sich an solch luftigen Ideen nicht erbauen." Die jüngeren aber suchten unter Möglings Anführung dem franziskanischen Missionsideal nachzujagen. Es war die sich immer wiederholende Geschichte: bei einem Jünger Jesu werden sich diese Gedanken und Ansichten von der richtigen Missionsmethode immer wieder einstellen, weil sie wie eine buchstäbliche Erfüllung der Anweisungen Christi aussehen, und weil der heiße Eifer des unerfahrenen Missionars oder Missionsfreundes gar leicht die vollständig andersartigen Voraussetzungen und Umstände einer modernen Mission in einem Lande wie Indien oder China übersieht und meint, mit einer möglichst treuen Kopie des äußeren Verfahrens Jesu und seiner Apostel apostolischen Erfolg zu haben.

In seinem Liebesdrange, unter einem Uebermaß aufreibender Arbeit und dem Einfluß der indischen Sonne fand Mögling jetzt alles zu herrenmäßig und vornehm in der Mission und begann einen förmlichen Kreuzzug dawider. Er und seine Freunde erwarteten alles Heil von einer Nachahmung des armen Lebens Christi. Je freier von allen persönlichen, ehrsüchtigen Absichten Mögling das Ideal eines apostolischen Sendboten zu verwirklichen trachtete, desto rückhaltloser schlossen sich die Jungen an ihn an, desto entschiedener stieß man die erfahrenen Brüder vor den Kopf. Mögling erschienen die mannigfachen Gebrechen der Neubekehrten, die europäische Lebensweise der Missionare gegenüber dem einfachen Leben der Hindu, die Mängel der bisherigen Thätigkeit, kurz der ganze Abstand modernen Missionierens von dem Vorgehen der Apostel so unerträglich, „daß er lieber alles niederwerfen und auch Nötiges lieber entbehren wollte, als eine so gemeine Arbeit auf eine so gemeine Weise weiterführen." Erst wurde also der Garten, dann auch das Missionshaus, das man nur noch „Palast" betitelte, an Liebhaber vermietet und ein wohlfeiles Häuschen unten in der Stadt am Bazar für Brüder und Hinduknaben notdürftig eingerichtet. Man brauchte ja nur Tisch und Stuhl, schlief neben den dreißig Knaben auf dem Boden und aß mit ihnen dreimal des Tages bloßen Reis. Zugleich hob man ein paar kränkelnde Schulen auf und mutete den Tuluchristen und den eingeborenen Lehrern zu, sofort für sich selber zu sorgen. Zuletzt versteigerte man im Oktober 1839 alles irgend

entbehrliche Missionseigentum, versenkte die Stationskasse als ungerechten Mammon in einen Brunnen und suchte durch ein armes Leben dem stumpfen Volke näher zu kommen.

Keine Mahnungen, keine Bitten der andern Brüder, erst der aus Europa zurückkehrende Dr. Häberlin, ein ehemaliger Basler Zögling, damals Missionar in Bengalen, brachte die eifernden Brüder zur Besinnung. Er wies ihnen nach, nicht so sehr, daß das neue Experiment verfehlt sei und mißlingen müsse, als vielmehr, daß es eigenmächtig unternommen und einem unbrüderlich richtenden Geist entsprungen sei. Noch während Häberlins Anwesenheit bat Mögling seinen älteren Kollegen Greiner und Lehner die lieblosen, vorschnellen Urteile ab, womit er sich an ihnen versündigt habe und rief sie nach Mangalur zurück. Hebich eilte er zu Fuß nach Dharwar nach und versöhnte den Alten, der schon daran war seine Koffer für Europa zu packen. „Die Gärung des neuen Mostes lief ab, ohne daß die Schläuche zerrissen; der Wein klärte sich und wurde milder." Das alte herzliche Verhältnis kehrte wieder. Hebich verließ nun Kanara und wandte sich nach Malabar.

Indes erfuhren die Kanara Missionare immer noch die großen Schwierigkeiten, die der eigentümliche Charakter der Hindus der Mission bereitet, dieser Menschen, deren Wahlspruch heißt: was kann man machen? die Nichtsthun für gut, Schlafen für besser und Sterben für das beste halten. Doch kam es in Mangalur zu einem allmählichen Wachstum der Tulugemeinde durch Uebertritte von Erwachsenen und von Knaben aus der Kostschule. Auch in den nach Norden gelegenen kleineren Ortschaften Kadike, Mulki und Udapi fand man Eingang, so daß bei Greiners Hochzeit im Jahr 1842 schon 120 Christen beim Festmahl bewirtet werden konnten. Kurz zuvor hatten die Missionare aus vielen Dörfern der Provinz eine merkwürdige Bittschrift erhalten. Die Billawer oder Palmbauern wollten dem Dämonendienst entsagen und den einen Gott verehren. Die Padris möchten nur ihre Priester werden, einen Tempel bauen und darin die Bibel zur Anbetung ausstellen. Allein die Missionare trauten mit Recht der Bewegung nicht, hielten auch das Gewinnen von Palmwein für ein den Christen zu versuchliches Gewerbe und kamen deshalb diesen Leuten kaum entgegen. Man dachte daran, Kaffeegärten und andere Pflanzungen in den Wildnissen des Gebirges anzulegen und da allenfalls übertretende Billawer, besonders aber auch Tuluchristen anzusiedeln: die ersten landwirtschaftlichen Pläne der Basler Missionare. Da war es ein willkommenes Geschenk, als der Kollektor (Bezirksamtmann) Blair die Ruinen des von den Kurgs zerstörten Amtshauses in Mangalur samt ausgedehntem Areal, den Balmatthahügel, der Mission als Eigentum übergab. Dort oben, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, entstand so ein Christendörflein und das Hauptquartier der Basler Mission in Indien.

Das bedeutendste Ereignis war aber der Uebertritt einiger Brahmanenjünglinge, geistlicher Söhne Möglings, die am Erscheinungsfest 1843 getauft wurden. Der hervorragendste unter ihnen war Hermann Anandrao Kaundinja; er wurde später in Basel zum Missionar ausgebildet und arbeitete dann lange Jahre unter seinen Landsleuten bis kurz vor seinem Ende (1893).[1] Der Uebertritt dieser Jünglinge erregte das größte Aufsehen und verursachte eine beängstigende Aufregung in der Stadt. Die erbosten Brahmanen ließen den Kopf und die Eingeweide eines Schweines in den Teich der Moschee werfen und gaben die Christen als die Schuldigen an, um sie der Rache der fanatischen Mohammedaner auszuliefern. Zum Glück gelang es dem Kollektor, die Erregten vom wahren Sachverhalt zu überzeugen und sie zu beruhigen. Die nächste Folge für die Mission war, daß die Schülerzahl bedenklich zusammenschmolz.

Dafür ging man in der Organisation der Gemeinde einen Schritt vorwärts. Man ließ vier Aelteste erwählen, die bei der Ordnung der äußeren Angelegenheiten der Gemeinde und bei der Armenpflege mithelfen sollten. Es wurde überhaupt der Grund zu einer Gemeindeordnung gelegt, indem man Regeln über Eheschließung, Familienleben, Kindertaufe, Schulpflicht, Leichenfeier, Sonntagsheiligung und Kirchenzucht aufstellte.[2] Freilich wurde bei weitem nicht alles, was nun auf dem Papier stand, sofort in Praxis übersetzt. Das Wachstum des Missionswerkes nach außen bekundete sich in der Gründung der Stationen Mulki und Honor im Jahr 1845. Mulki wurde zur Europäerstation erhoben, um die Außenstation Kadike besser bedienen zu können und weil sich überhaupt unter der dortigen Tululandbevölkerung viel Empfänglichkeit zeigte. Die soziale Frage spielte dabei eine gewichtige Rolle, da die Leutlein unter ihren Gutsherrn zum Teil arg zu leiden hatten. Die Missionare waren darum möglichst vorsichtig, keine allzu unreinen Elemente in die Gemeinde aufzunehmen; die Führung hatte hier Ammann, der sich immer mehr als einen tiefgegründeten zäh-energischen Mann erwies, streng gegen sich und gegen andere. Honor war schon 1838 vorübergehend von Lehner besetzt worden, der dort in zwei Läden auf dem Bazar eine Schule eingerichtet, während er selbst bei einem Engländer Aufnahme gefunden hatte. Lehner war aber bald wieder weiter gezogen Nun wurde Honor zum zweiten Mal, und zwar aus missionsstrategischen Gründen zur Station erhoben, nämlich um als Mittelglied die weit auseinanderliegenden Stationen Mangalur und Dharwar zu verbinden. Aber auch diesmal währte es nicht lange, so wurde die Stadt wegen vollständiger Unempfänglichkeit der Bevölkerung wieder verlassen; die Leute hatten den Missionar als Zauberer und seine Bücher als Zaubermittel gefürchtet.

[1] Lebensgeschichte des H. A. Kaundinja ꝛc., von ihm selbst geschrieben, als Traktat mehrfach aufgelegt. — Nekrolog H. B. 1893, S. 27.

[2] Greiner, Verordnungen der christl. Kirche zu Mangalur. M. M. 1845, IV. S. 133.

Die Basler Mission in Südmahratta hatte 1837 mit der Besetzung von Dharwar, einer befestigten Militärkolonie, begonnen.[1]) Hebich und Mögling hatten die Niederlassung vorbereitet, Mögling leitete sie in der allerersten Zeit. Das freundliche Entgegenkommen einiger Engländer und der Regierung ermöglichte es, um geringen Preis ein großes Areal in günstiger Lage zu erwerben. Die Bevölkerung war hier von kräftigerem und energischerem Charakter als an der Küste; die Brüder folgten einer Einladung in die Distriktsschulbehörde und erhielten so einigen Einfluß auf die Leitung der Distriktsschulen. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich nicht nur auf die Hindu, sie dienten auch den Europäern und Mischlingen. Eine Predigt Möglings begeisterte die Engländer zu ansehnlicher Beisteuer für die Mission; ihr Beispiel reizte selbst die angesehenen Heiden der Stadt: sie übergaben den Missionaren, die soviel für die geistige Hebung ihres Volkes unternähmen, 600 Rupies. Ein Engländer, Wilkinson, gab seine einträgliche Stellung als Gerichtsschreiber auf, um als Lehrer an einer der Schulen der Mission zu dienen. So begann die Südmahrattamission unter ermutigenden Erfahrungen. Man war rüstig an der Arbeit und begann neben dem Kanaresischen auch das Mahratti und das Hindostani zu erlernen, um noch weitere Kreise zu erreichen.

Von Dharwar aus hatte sich das Werk schon im Jahre 1839 weiter auszubreiten begonnen; man besetzte damals Hubli, die durch Baumwollehandel und Gewerbe bedeutendste Stadt des ganzen Gebietes. Die Station stand dann zweiundzwanzig Jahre lang unter der Leitung ein und desselben Missionars, Johannes Müller von Göppingen, der in Aufnahme von Heiden fast zu ängstlich und nicht eben von unternehmender Thatkraft, doch durch seinen behutsamen und beharrlichen Charakter dazu geeignet war, die dortige Mission zu einer wenn auch äußerst langsamen, so doch stetigen Entwicklung zu bringen. In Hubli wurden 1841 die Erstlinge Südmahrattas getauft, die übrigens nicht aus Hubli selber stammten. Erst sechs Jahre später trat der Erstling aus der Stadt zu den Christen über, der spätere Katechist Paul Nagappa. Auch hier suchte man namentlich durch Schulen zu wirken, deren Zahl sich denn auch rasch vermehrte.

Aber schon damals offenbarte sich die seither schon sprichwörtlich gewordene Unempfänglichkeit der Bevölkerung Südmahrattas für das Evangelium. In Dharwar hatte man bis 1850 ein Gemeindlein von 63 Christen sammeln können, von denen aber nur zwei Kanaresen, also Landeskinder waren; die andern waren alle Tamulen, die als Knechte oder als Soldaten meist nur vorübergehend im Lande wohnten. Da es

[1]) Ziegler, Das Kanaresenvolk und die B. M. in Südmahratta. M. M. 1877, S. 407 und 451.

nun diesen herumziehenden Tamilchristen an Beständigkeit des christlichen Charakters fehlte und sie zudem von der Hand in den Mund lebten und dem Trunk ergeben, auch aus niedriger Kaste waren, fühlten sich die seßhaften und meist auch sparsamen Kanaresen nicht zu ihnen hingezogen. Schon 1838 war es Hebich aufgefallen, daß das Volk in Dharwar seinen Bazarpredigten viel ruhiger zuhörte als in Kanara, wo er unter Heiden und Mohammedanern heftigen Widerstand gefunden hatte; das hatte ihm kein gutes Zeichen für die Empfänglichkeit des Volkes scheinen wollen. Nun zeigte es sich immer deutlicher, daß man hier einem ganz anders festgeschlossenen Heidentum gegenüberstand als bei dem Tuluvolk der Provinz Kanara. Die Bevölkerung Südmahrattas erwies sich als weniger dicht denn die an der Küste. Es waren meist Bauern und Handwerker, die in geschlossenen Dorfschaften lebten, wohlhabend und selbst genügsam, von konservativem Charakter. Von besonderer Bedeutung für die beharrliche Ablehnung des Christentums war aber die dort mächtige, im 12. Jahrhundert entstandene Hindusekte der Lingaiten, die den Schiwa fast als einzigen Gott verehren und sein Symbol im Lingabüchschen von Kindheit an auf dem Leibe tragen. Obgleich im Gegensatz gegen die Vorrechte der Brahmanen und gegen das Kastenwesen emporgekommenen, sind sie doch selbst wieder eine Kaste geworden, geleitet von einem ausgebildeten Mönchstum, den Dschangamas, die göttlich verehrt werden in einer Weise, daß die Gläubigen selbst das Fußwasser dieser Leute trinken. Die Mönche üben eine drückende Herrschaft über das Volk aus, das sie in ihrem feinmaschigen Netz gefangen halten. Ihre heiligen Schriften, die Puranas, sind voll schmutziger Geschichten und nähren den fleischlichen Sinn des Volkes, das „seinen Bauch vor Gott füllt und fröhlich ist" und dessen Sprichwort lautet: ohne Horn kein Ochse und ohne venerische Wunde kein Mann.

Zu der Zeit, die wir schildern, fehlte es aber nicht an Bewegungen unter dem Volke, welche die Basler Missionare mit weitgehenden Hoffnungen erfüllten und zu nicht weniger als drei Stationsgründungen bewogen. Zu Beginn der vierziger Jahre waren nämlich einige Männer aus dem Osten von Hubli und Dharwar bei den Brüdern erschienen, die sich als Abgesandte der Kalagnana- oder Weissagungssekte ausgaben und die Missionare einluden, zu ihnen zu kommen, sie wollten Christen werden. Nach der Prophezeiung eines heiligen arabischen Buches erwarteten diese Kalagnanas den Fall des Götzendienstes und der Kaste durch einen von Westen kommenden König, welcher der wahre Gott sei.[1]) Sie schienen in der Predigt der Missionare die Anbahnung dieser ihrer Erwartung zu erkennen, begehrten von ihnen belehrt zu werden und versprachen sich

[1]) Ueber die Kalagnana vgl. die Berichte der Missionare Frey und Lehner als Beilagen zum J. B. 1841 im M. M. 1841, III, S. 284.

ihnen anzuschließen, wenn man ihnen eine gesicherte Existenz verschaffen würde. Den neuen Missionaren kam eine solche Einladung nur zu erwünscht. Aus Mangel an Erfahrung konnten sie die ernstlichen Bedenken der älteren und vorsichtigeren Kollegen von der Londoner Mission in Belgam, wohin sich die Leute zuerst gewandt hatten, nicht teilen. Als sie zum ersten Mal die Städte und Dörfer der Kalagnanas besuchten, erklärten sich Hunderte zum Uebertritt bereit. Man sah sich auf ein weites, weißes Erntefeld versetzt.

Die Basler Brüder schlugen zuerst vor, in dem von vielen Gliedern dieser Sekte bewohnten Dorf Bentur eine umfangreiche Pachtung für etwa zwanzig Familien anzulegen, die Christum bekennen, Kaste und Konkubinat aufgeben und sich fleißiger Arbeit widmen wollten. Zuerst rief man indes für die Weber eine Missionsniederlassung in dem großen Weberdorf Bettigeri ins Leben (1841), dann erst für die Bauern die Ackerbaukolonie Malasamudra. Aber der Fortgang der Bewegung entsprach den Erwartungen der Missionare nicht; sie ging schnell zurück. Ihr Führer, Koppa Gauda, erwies sich als Betrüger, und die unlautern, rein irdischen Beweggründe der Leute kamen an den Tag. Sie machten sich mit der Zeit alle wieder davon und ließen die Missionare mit ihren neugebauten Häusern allein sitzen. Es blieb nichts anderes übrig, als auch auf diesen Stationen auf die gewöhnliche Weise durch Predigt und Schulen unter den Heiden zu wirken. Hiller, der Bettigeri gegründet hatte, befolgte dabei den Grundsatz, nur durch gelegentliche Unterredungen mit den Einzelnen und durch liebendes und helfendes Eingehen auch in ihre weltlichen Angelegenheiten zu wirken. Er erwarb sich dadurch die Zuneigung vieler als Ratgeber, Helfer und Schiedsrichter und leitete die Anlage von Neu-Bettigeri, das durch seine breiten, rechtwinkligen Straßen vorteilhaft von dem alten Stadtteil abstach; als Anerkennung dieser gemeinnützigen Thätigkeit dekretierte der Stadtrat eine Ehrenwache für das Missionshaus, die lange bestand. Aber von Uebertritten war nichts zu hören. Viele näherten sich, schlossen sich sogar sehr eng an die Missionare an, aber nur verschwindend wenige ließen sich taufen, und von diesen wenigen fielen die meisten wieder ab. Die Station machte so noch zehn Jahre nach ihrer Gründung einen äußerst ärmlichen Eindruck, sie zählte damals 304 Heidenkinder in verschiedenen Schulen, aber keine Gemeinde, auch nicht einen Christen; dafür nannte man einen ausgedehnten Grundbesitz sein eigen, schöne Aecker und Gärten, die sich Hiller von der Regierung in ewige Pacht hatte geben lassen, um mit ihrer Hilfe den Heiden den Uebertritt zu erleichtern. Es war umsonst gewesen, daß man „aus pädagogischen Rücksichten das Kreuz Christi entkräftet hatte", wie sich Josenhans später tadelnd darüber äußerte.

In Malasamudra führten die Missionare nach dem Wegzug der Kalagnanas eine kleine Landwirtschaft mit Zuckersiederei fort; die Kolonie

fristete aber ein höchst kümmerliches Dasein und bot in ihrer einsamen Lage auch nicht viel Gelegenheit zu missionierender Thätigkeit. Man war aber durch diese bittern Erfahrungen doch nicht so entmutigt, daß man die Lust zu neuen Unternehmungen verloren hätte. Im Jahr 1847 kam ein Mann von Guledgudd im Nordosten von Bettigeri nach dieser Station, welcher der in jener Gegend verbreiteten Nudisekte angehörte. Der Gründer dieser Sekte, der Guru Nudi, soll vor etwa 400 Jahren gelebt haben. Die Lehre dieser Leute stellt sich dar als ein wunderliches Gemisch von Pantheismus mit christlichen und mohammedanischen Ideen, vorgetragen in einer mysteriösen Sprache mit ausgesprochener Tendenz gegen Kaste und Lingadienst; auch von einer Auferstehung des Leibes und einem Friedensreich auf Erden reden sie. Jener Wahrheitssucher fand in Bettigeri, was er suchte und ließ sich taufen; es folgten weitere Anhänger der Nudisekte, so daß es zu Ende 1851 im ganzen vierzehn waren, für die alsdann die Station Guledgudd errichtet wurde.

So hatte sich die Basler Mission in vierzehn Jahren an fünf Orten Südmahrattas festgesetzt und mit einer mühseligen Geduldsarbeit sondergleichen begonnen. An tüchtigen Arbeitern fehlte es nicht, wenn auch der Distrikt immer auffallend schwach besetzt war, und auf den meisten Stationen die Missionare oft wechselten. Eine kanaresische Gemeinde war bis dahin nicht entstanden.

Der dritte Distrikt Indiens, den man von Basel aus in Angriff nahm, war Malabar, das Palmen- und Pfefferland, dicht bevölkert von Bauern und Fischern, zum guten Teil abhängig von den fanatischen mohammedanischen Mapillas oder Maplas; die Wälder bewohnt von unzugänglichen Ureinwohnern.[1] Im Jahr 1838 hatte Mögling seinen Universitätsfreund Dr. Hermann Gundert (1814—1893), einen Tübinger Theologen, den ehemals begeisterten Schüler von David Friedrich Strauß, dann Gehilfen des Freimissionars Dr. Groves im Tamillande, zuletzt bei Rhenius in Tinneweli, nach Mangalur berufen, daß er Basler Bruder werde.[2] Und Gundert war gern gekommen, mit ihm seine Gattin, Julie Dubois, aus dem Neuenburgischen, die erste Basler Missionsfrau in Indien, die denn auch sofort in Mangalur eine Mädchenanstalt eröffnete. An Gundert gewann die Basler Mission eine ganz hervorragende Kraft, besonders für litterarische Arbeiten; aber dieser tiefgegründete, wahrhaft gebildete Mann mit seinem nieversagenden Humor wurde überhaupt ein Segen für die Mission, draußen wie in der Heimat. In Kanara war seines Bleibens nicht lange.

Gundert wurde der Begründer der Malabarmission, indem er einer Aufforderung folgend, sich der Pulayersklaven auf der Pflanzung Andschar-

[1] Frion, Malabar und die Missionsstation Talatscheri. Basel 1864.
[2] Hesse, Aus Dr. Hermann Gunderts Leben, Calw 1894.

kandi bei Kannanur annahm, wo ein von Rhenius ausgebildeter Tamilkatechist Michael wie in einem kleinen Sodom treu gearbeitet hatte. Zugleich schenkte der englische Richter Strange sein schönes Heimwesen auf dem Netturhügel bei Talatscheri und ermöglichte so Gunderts dauernde Niederlassung in Malabar im Jahr 1839. Von Talatscheri aus besuchte Gundert die englische Militärstation Kannanur, mit deren Kaplan Lugard er freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Da sich aber die Arbeit in Talatscheri und Umgebung vermehrte, ließ sich der „Einspänner" Hebich 1841 in Kannanur nieder. Er machte diese Station zu einem geistlichen Waffenplatz und focht nicht wenige Kämpfe mit Europäern und Hindus auf seine Art aus, siegreich und unter göttlicher Legitimation.[1]) Er erhielt bei seinem Eintritt in Kannanur eine aus Privatmitteln gebaute Kapelle geschenkt und baute ein einfaches Wohnhaus daran, im Gehöft aber eine Malayalamschule, die bald über hundert Schüler zählte. Auch fand sich gleich Arbeit in dem in Kannanur liegenden eingebornen Regiment, so daß im ersten Jahr 35 Erwachsene und 20 Kinder getauft werden konnten. Neben der schwarzen entstand eine weiße Gemeinde. Beider Glieder behandelte Hebich als seine Kinder, verlangte, daß sie die Kaste aufgaben und sich zur Feier des heiligen Abendmahls vereinigten. Bald entstanden Außenstationen, so besonders in Tschirakal, wo in der Nähe der Residenz des Landesfürsten eine Katechistenwohnung aufgeführt wurde. Hebich begann die großen Götzenfeste in Payanur und Taliparambu zu besuchen, nicht allein, sondern begleitet von einer ganzen, von ihm selbst herangezogenen Evangelistenschar. Seiner Thätigkeit auf diesen Festen hauptsächlich ist es zuzuschreiben, wenn der „Bartherr" auch bei den Heiden eine völlig legendenhafte Berühmtheit gewann.[2])

Unterdessen hatte Gundert in Talatscheri in dem Elsässer Johann Michael Fritz einen tüchtigen Mitarbeiter erhalten, dem in Indien eine einundvierzigjährige Wirksamkeit vergönnt sein sollte (1840—1881). Fritz wurde indes schon 1842 von Christian Irion aus Württemberg abgelöst, der die Missionsarbeit auf der Station zwanzig Jahre lang leitete. Noch unter Gundert waren hier eine Knaben- und eine Mädchenanstalt ins Leben gerufen worden; und um den sprachbegabten Doktor in seinen Arbeiten zu unterstützen und sie fruchtbar zu machen, errichtete man im Oktober 1845 eine lithographische Presse mit Buchbinderei. Die erste sichtbare Frucht der Arbeit waren zwei Frauen, 1840 getauft, deren eine Hanna, 1860 im Glauben starb. Dann erregten einige Uebertritte große Bewegung und große Hoffnungen, sie brachten schmerzliche Enttäuschungen und etliche bleibende gute Früchte, darunter Paul Tschandren bis zu seinem Ende im Jahr 1894 als das vornehmste Beispiel.[3]) Tschandren

[1]) Gundert, Missionar Hebich in Kannanur M. M. 1870, 14.

[2]) Ostertag, Samuel Hebich und das Götzenfest in Taliparambu. M. M. 1860, 105.

[3]) Paul Tschandren, ein Knecht Gottes in Indien, Traktat Nr. 84.

war noch von Gundert getauft worden, der dann zur Erholung nach Europa reiste. Aber die Zeit seiner Abwesenheit war für Irion und seinen gleichfalls jungen Mitarbeiter, ihren Kleinmut beschämend, überaus fruchtbar. Durch den ersten auf der Talatscheri-Presse gedruckten Traktat war der ehemalige Elefantenführer Gowinda, der sich damals als Sanjasi (Büßer) herumtrieb, den Missionaren zugeführt worden, und der half ihnen nach seiner Taufe hauptsächlich in der Straßenpredigt als einer der tüchtigsten eingebornen Gehilfen.[1]) Als ihn 1850 die Cholera wegraffte, war das Andenken an ihn ein völlig ungetrübtes.

Von Talatscheri aus wurde das Evangelium auch nach Malabars Hauptstadt Kalikut getragen.[2]) Nachdem erst ein Katechist dort stationiert worden war, rückte Missionar Fritz nach und wurde der Vater der dortigen Gemeinde, zu der an Weihnachten 1846 durch die Taufe von dreizehn Erwachsenen der Grund gelegt wurde. Sie wuchs aber überaus langsam, und so fand Fritz hinreichend Zeit, sich einer eigentümlichen Missionskolonie anzunehmen, die von dem edeln Kollektor Conolly war ins Leben gerufen worden. Dieser treffliche Mann fühlte sich getrieben, für das von Geburt und Beruf heimatlose Bettlervolk der Nayadis etwas zu thun und siedelte deshalb auf einem großen Stück Land mit etwas Reisfeld solche Leute an und übergab diese Kolonie Kodakal der Basler Mission, die einen Schulmeister dort stationierte. Die harte Arbeit des Lehrers und des besuchenden Missionars wurde von den Vagabunden mit Faulheit und Sittenlosigkeit vergolten. Nachdem 1846 die Cholera eingekehrt war, wurde die Kolonie 1850 durch mohammedanische Propaganda gesprengt, indem alle bis auf drei Getaufte zum Islam übergingen. Dafür war Tschombala, vier Stunden südlich von Talatscheri, seit 1845 Außenstation, von dem wackern Paul Tschandren bedient, 1849 zur Hauptstation erhoben worden unter Christian Müller.

Die ersten Jahre der Malabarmission waren eine Zeit geringer Dinge gewesen, wenn man wenigstens von Hebichs eigenartiger Thätigkeit absieht. Etwas besser wurde es, als sich 1847 von Kannanur aus eine eigentliche Erweckung über die kleinen Gemeindlein ausbreitete. Von denen, die durch diese Bewegung ergriffen und gefördert wurden, war der Fürstensohn von Kotschin, Jakob Ramawarma der bedeutendste, der später der erste ordinierte Malabarprediger werden sollte, eine Zierde der Malayalam-Gemeinden, ein leuchtendes Exempel dessen, was aus einem Eingebornen Indiens zu werden vermag, ein Licht in seiner Umgebung, für die Missionare Krone und Lohn.[3]) Sonst aber mag von dieser ganzen Periode

---

[1]) Gundert, Der Elefantenführer Gowinda, ein Lebensbild aus Malabar. 4. Aufl. Basel 1899.

[2]) Matthissen, Geschichte der Station Kalikut. J. B. 1893, 30.

[3]) Ostertag, Jakob Ramawarma. M. M. 1857, 321. — Gundert, Der indische Fürstensohn Jakob Ramawarma ꝛc. Basel 1862.

der Mission in Malabar, ja auch der andern Gebiete das Urteil Gunderts gelten, das er 1843 nach Hause schrieb: „Die Indifferenz und Indolenz um uns her ist jämmerlich. Da ist vielleicht Zustimmung zur Lehre, etliche Hoffnung auf Christum und ebenso viel auf den Missionar und seine Unterstützung, dann eine ängstliche Taufe und ein verkümmertes Wachstum mit vielen Rückfällen. Wir taufen so viel wir irgendwie mit gutem Gewissen thun können. Es bleibt dabei, wir sind noch in den Tagen geringer Dinge. Aber wir glauben, daß eine große Zeit sich noch vorbereitet".

Wenn die Glut der indischen Sonne und die angreifenden Erlebnisse des Missionslebens die Kraft der Missionare schier aufgezehrt hatten, dann eilten sie wohl aus den Niederungen der Küste, aus den Steppen Südmahrattas hinauf auf die blauen Berge, die Nilagiris, den hochragenden Gebirgsstock, der das Land der Tamulen von dem der Malabaren scheidet.[1] Gottfried Hartmann Weigle, wie Mögling und Gundert ein schwäbischer Kandidat, von weicher, poetischer Anlage, war seit 1839 in Mangalur und Südmahratta besonders litterarisch thätig gewesen.[2] Seine enorme Sprachbegabung hatte ihn zu einem der hervorragendsten Mitgliede der Kommission gemacht, der damals die Revision der Kanaresischen Bibelübersetzung übertragen war. 1845 mußte Weigle mit seiner kranken Gattin, Pauline Bacmeister, auf den Bergen Erholung suchen. Auf einem Ritt nach Ottakamand kehrte er in Keti ein. Da war das Landhaus eines früheren Gouverneurs von Madras, am Fuß des höchsten Berges, Doddabetta, gelegen, in einem winterlosen fruchtbaren Thal. Jetzt hatte es der pensionierte englische Oberrichter Casamajor angekauft. Ein Mann von riesenhafter Statur und hoher Einsicht, gelehrt und belesen wie selten ein Anglo-Indier, dabei fromm und seit einem Menschenalter mit allen Missionsangelegenheiten der Präsidentschaft Madras vertraut und verwoben, ledig und reich, bekannt durch Gutherzigkeit und allerlei Schrullen. Der feine Weigle wurde von ihm herzlich aufgenommen. Casamajor zeigte ihm die Badagadörfer weithin auf den Bergen zerstreut und erzählte von seinen Versuchen, etwas für die Leute und ihre Kinder zu thun. Sein Wunsch wäre, hier eine Mission begründet zu sehen; er wolle dem Bergmissionar ein Haus bauen und die Kosten seines Unterhalts zur Hälfte bestreiten und beanspruche keine andere Stellung zur Mission einzunehmen als die eines beitragenden anonymen Freundes.

Das Anerbieten Casamajors wurde in Basel freudig begrüßt. Die glänzende, freilich überschwängliche Schilderung Ritters, des großen Geographen, von der Herrlichkeit der Nilagiri und von der Empfänglichkeit der dortigen Bevölkerung für das Evangelium tönte aus den Referaten

[1] Ostertag, Die Nilagiri u. die Basler Mission. M. M. 1861, 57 ff.
[2] Mögling, Erinnerungen an G. H. Weigle. M. M. 1855, IV, 94.

des unternehmungslustigen Inspektors Hoffmann immer stärker hervor. Daß die Nilagiris eine Gesundheitsstation für die ganze indische Basler Mission werden könnten, fiel schwer ins Gewicht. Auch stand in Michael Bühler aus Württemberg, einem jungen talentvollen Manne, der erst als Lehrer an der Missionsanstalt gewirkt hatte, nun aber auf seine Verwendung im eigentlichen Missionsdienst harrte, der rechte Mann für den neuen Posten zur Verfügung, da er seine Gaben im tropischen Flachlande nicht hätte verwerten können. Als daher Mögling, der eben in der Heimat weilte, im Komitee die Angelegenheit einer Nilagirimission mündlich und eifrig verfocht, beschloß die Leitung die vorgeschlagene Missionsstation in Keti zu gründen und mit den Geschwistern Weigle und dem Kandidaten Bühler zu besetzen. Im Januar 1847 traf Bühler bei Weigle ein.

Weigles hatten indes in Kateri, einem Badagadorfe, fünfviertel Stunden von Keti vorläufig Wohnung genommen. Frau Weigle unterrichtete die Mädchen vom Gesinde, er machte Hausbesuche und versuchte umsonst, die Knaben in eine Schule zu sammeln. Er impfte die Badagas mit Erfolg gegen die Pocken, wobei ihm ein ganzes Dorf aus Furcht vor Zauberei falsche Namen angab. Schließlich gelang es, in Kateri und Tschogatorre Schulen einzurichten. Da Weigle neben der Predigt- und Schularbeit mit der Revision der kanaresischen Bibelübersetzung beschäftigt war, waren er und Bühler froh, 1847 einen dritten Mitarbeiter bei sich begrüßen zu können, der obwohl schwächer an Kraft und Gesundheit als sie beide, dennoch sie beide überleben und bestimmt sein sollte, die Erstlingsfrüchte von der Saat einzuernten, die Weigle und Bühler mit ihm unter viel Gebet und Arbeit, Leiden und Mühen ausgestreut hatten. Es war Karl Mörike, ebenfalls ein württembergischer Theologe.[1]) Ausgerüstet mit einem schönen Schatz von Kenntnissen, aber noch reicher an Liebe und zartem Mitgefühl für das Elend der dahinsterbenden Heidenwelt, war er seit 1844 in Mangalur und Dharwar thätig gewesen; da aber seine Gesundheit hier allzusehr gelitten hatte, machte er sich nun auch auf die Berge und so waren jetzt — ein in der Basler Mission einzigartiges Faktum — drei akademisch gebildete Theologen neben einander auf den blauen Bergen thätig.

Im Jahr 1849 starb Casamajor und hinterließ seine Besitzung in Keti und fast sein ganzes Vermögen der Nilagirimission; auch eine Uebersetzung des Lukasevangeliums in den Badagadialekt gehörte zu dem Erbe, das den Brüdern zufiel. Sie vollendeten die Arbeit und ließen sie in Mangalur drucken. Der Edelsitz in Keti wurde alles seines Schmuckes beraubt und schier demoliert und zum Wohnsitz der Missionare umgebaut. Der Schmuck war um 10000 Fr. an reiche Engländer verkauft worden. Eine Station war nun da, aber noch keine Gemeinde; noch war kein

[1]) Hesse, Carl Eberhardt Gottlieb Mörike, ein Lebensbild ꝛc. M. M. 1886, 385.

Badaga getauft. Dagegen ließ sich am 24. Februar 1850 ein Sanjasi, Hanu Sing, aus dem Radschputana als David in die christliche Kirche aufnehmen, nachdem er sich einer Kur unterworfen hatte, die ihn aus der Opiumsklaverei erlösen sollte. Aber der arme Mensch konnte sich nicht halten, so viel Licht er suchte, so viel Geist er zuweilen zeigte. Er verschwand für immer, und die Brüder mußten von neuem warten.

So hatte denn die Basler Mission bis 1850 in vier Distrikten Fuß gefaßt; ihr Gebiet dehnte sich ungefähr 600 Kilometer in die Länge und war von etwa fünf Millionen Menschen bewohnt, unter denen etwa acht Hauptsprachen geredet wurden. Die Basler Missionare verkündeten das Evangelium in Kanaresisch, Tulu, Malayalam und im Dialekt der Badagas, daneben auch englisch und gelegentlich auch in andern Dialekten der Eingebornen. Von zwölf Hauptstationen aus hatte man 995 Christen in Gemeindlein gesammelt, die am Neujahr 1850 unter der Pflege von 25 Missionaren standen. 22 Katechisten halfen ihnen in der Heidenpredigt, und in die Arbeit an den 2465 Schülern teilten sich 11 christliche und 45 heidnische Schulmeister; 113 Katechumenen warteten damals auf die Taufe.

Um dem über mehrere Distrikte ausgedehnten indischen Missionswerk einen gewissen Zusammenhang zu wahren, den es bei der stark ausgeprägten Sonderart der verschiedenen Gebiete und Arbeiter leicht hätte verlieren können, war schon 1837 die Generalkonferenz der Missionare ins Leben gerufen worden, die sich von Zeit zu Zeit in Mangalur, dem anerkannten Mittelpunkte zusammenfinden sollte. Die erste dieser Konferenzen entwarf eine förmliche Verfassung für die Mission, wonach die Leitung des Ganzen in die Hände der Generalkonferenz selber sollte gelegt werden; dabei wollte man dem Uebergewicht einzelner Brüder gewisse Schranken setzen. Hebich mit seinem großen praktischen Talent, seinem brennenden Eifer und raschen Handeln hatte bis jetzt wenigstens die Arbeit in Kanara ganz allein bestimmt. Zu gemeinsamem Beraten und Handeln war er nicht angelegt, aber sein Wirken wäre doch noch wertvoller gewesen, hätte er sich einer gewissen Ordnung unterzogen. Der Verfassungsentwurf fiel aber viel zu steif und diplomatisch aus; das Komitee billigte ihn in dem Sinne, daß die Zweckmäßigkeit seiner Bestimmungen durch die Erfahrung geprüft werden sollte. Hebich war es nicht recht, daß auch ganz junge Brüder nunmehr eine Stimme haben und bei allem mitreden sollten; es sei gewiß genug, wenn sie mit dem Herzen Anteil nehmen. Die jungen Männer lachten nur und kritisierten Hebich, und bald war es wieder so weit, daß ein jeder that, was ihm gut dünkte. So gab es denn viel über das brüderliche oder unbrüderliche Verhalten zu klagen; auch stritt man sich nutzlos über allerlei unfruchtbare Principienfragen und kam oft hart aneinander.

Merklich besser wurde es, seit Hoffmann in Basel an die Spitze der Missionsleitung getreten war und seinen Einfluß geltend machte. Der neue Inspektor führte freilich ein ganz persönliches Regiment, verhandelte mit jedem Missionar direkt und war doch abhängig von denen, die vermöge ihrer geistigen Bedeutung seine besonderen Vertrauensmänner waren. Die Brüder genossen eine unbegrenzte Kritisierfreiheit gegenüber dem Komitee, auf das besonders Hebich schlecht zu sprechen war. Kam man dann von Indien zurück und lernte die Herren und Hoffmann näher kennen, so bereute man wohl die frühere Sucht und das Mißtrauen gegen die Leitung. Und doch kam die Unzufriedenheit mit Basel immer wieder zum Vorschein, besonders bei der Regelung finanzieller Fragen. Das Komitee drang je länger desto entschiedener darauf, daß ihm über jede noch so kleine Ausgabe und Einnahme Rechenschaft gegeben und nie eine Summe für einen andern als den von ihr bewilligten Zweck verwendet werde. Es schien den Brüdern, die zwei Systeme des Vertrauens und genauer Berechnung ließen sich nicht vermischen. Dazu beschränkte das Komitee die Geldverwilligung auf ein Minimum, so daß z. B. Mögling und Weigle ernstlich daran dachten, um ihre Entlassung zu bitten. Alles war in Aufregung. Auf der andern Seite konnten es kleinere Geister nicht gut ertragen, daß Mögling, Gundert, überhaupt die Tübinger Theologen bei Hoffmann so viel galten. Sie setzten sich wider diese „Säulen", schrieben auch Briefe voller Klagen nach Hause. Unter dem Einfluß des Klimas und den mancherlei Enttäuschungen des Missionslebens gewannen diese Mißhelligkeiten zuweilen eine schlimme Heftigkeit; die Arbeit litt empfindlich darunter. Daneben her innigste Freundschaft unter denen, die sich verstanden, Geist, Leben, Feuer, Hingebung, ja verzehrende Selbstaufopferung. Schließlich aber befanden sich die Brüder, zumal die Südmahrattas in einem Zustande offener Auflehnung gegen den Inspektor. Am Todestage seiner zweiten Frau erhielt er einen Brief aus Indien, worin sich die Briefschreiber förmlich gegen ihn erhoben. So zeigte sich die Notwendigkeit, die indische Mission neu zu ordnen. Und schon war auch der Mann, der die neue Organisation schaffen sollte, in Basel: Josenhans.

Als Josenhans in Basel eintrat, ging gerade die fünfte von Basel gegründete Mission unter, ein Missionsversuch in Ostbengalen. — Dr. Häberlin, den wir als Korrektor Möglings kennen lernten (S. 70), hatte schon 1838 bei einem Besuche in Europa das Komitee dringend eingeladen, Basler Brüder nach Centralindien abgehen zu lassen, damit sie, von christlichen Freunden in Ostindien mit den nötigen Subsistenzmitteln versehen unter Leitung einer indischen Gesellschaft den missionsjungfräulichen Boden von Dschabalpur bearbeiteten. Längere Verhandlungen folgten diesem Aufruf; allein die Schwierigkeiten, die sich dem

Unternehmen entgegenstellten, waren viel bedeutender, als Häberlin und das Komitee erwartet hatten, und so unterblieb die Sache. Ebenso ging es mit einer Einladung Pfanders nach derselben Gegend; die Verhandlungen zerschlugen sich, und Goßner besetzte den Posten und begründete so die gesegnete Kolsmission. Auch eine dritte Einladung nach Sagor in Centralindien, wieder von Häberlin ergangen, führte zu keiner That. Denn damals (1845) hatte sich die Basler Mission im westlichen Indien und auf der Goldküste rasch ausgedehnt und nahm alle Mittel in Anspruch. Man mußte also auf feste Sicherung des englischen Beistandes bedacht sein, weil man sich nicht verbergen konnte, die Anerbietungen christlicher Freunde in Indien könnten nur für die Zeit ihres Aufenthaltes im Lande gemeint sein. Eine einmal errichtete Mission aber könnte zu einer späteren Zeit eine überwältigende Ausgabenlast auf Basel wälzen. Während man sich also um finanzielle Sicherstellung durch englische Freunde bemühte, besetzte die englische Ausbreitungsgesellschaft jenes Gebiet.

Dr. Häberlin ruhte nicht. Von Kalkutta aus war sein Blick auf Ostbengalen gerichtet worden, auf jene fruchtbaren, oft überschwemmten, feuchtheißen Niederungen am Unterlauf des Ganges und des Brahmaputra. Hier herrschten Heidentum und Islam noch unbeschränkt; nur wenige Missionare hatten den Fuß in dieses große Gebiet gesetzt. Seit 1816 besaßen die englischen Baptisten eine kleine Missionsniederlassung in Dhaka, an einem Seitenarm des Brahmaputra. Doch lebten manche Engländer als Beamte und Kaufleute in Ostbengalen, die sich denn auch für die Mission und für die Jagd interessierten. Sie suchten Häberlin für eine ostbengalische Mission zu gewinnen; und da sich die Herren nicht abgeneigt zeigten und allerlei erfreuliche Zusagen gaben und Anerbietungen machten, schrieb Häberlin an die Missionsleitung in Basel um acht bis zehn Missionare, die Unterhaltungskosten würden die englischen Freunde bestreiten. Das Komitee meinte nicht zweifeln zu können, daß in Häberlins Briefen nicht nur ein wohlgemeinter menschlicher Plan, sondern eine Weisung des Herrn vorliege. Man wollte vorläufig drei Brüder senden, wenn auch die Reisekosten von den indischen Freunden übernommen würden. „Sendet sie nur; wir wollen alles bezahlen, wir haben Mittel für zehn Brüder und Ländereien zu Missionsniederlassungen!“ tönte es aus Kalkutta zurück. So wurden denn drei Zöglinge für das neue Unternehmen ausgewählt, darunter der St. Galler Ruprecht Bion.[1]) Am 8. Februar 1847 langten sie in Kalkutta an und wurden von Dr. Häberlin alsbald nach Dhaka gebracht. Diese ansehnliche, fast ganz mohammedanische Stadt sollte das Hauptquartier der neuen Mission werden.

Häberlin hatte ein großartiges Arbeitsprogramm entworfen. An vier Punkten wollten sie mit ihrer Arbeit einsetzen; er selber in Dhaka

[1]) Aus dem Leben eines St. Galler Missionars. Christl. Volksfreund 1899, 5.

mit reichverzweigter Schulthätigkeit, woraus doch in der Folge gar wenig wurde; Bion in Dajapur oder Gnadenheim, einem von ihm erst neu zu schaffenden Dörflein in einsamer Umgebung; Bost in Komilla, einer bedeutenden Stadt am Fuß der Tipperaberge und Merk sogar oben in Assam bei Tezpur. Die Brüder fanden es schön, ihre Berichte rühmten die große Empfänglichkeit der Bevölkerung. Bion taufte schon am 8. Februar 1848 seine dreizehn Erstlinge und legte sein Dörflein an, das mit seinen wohlgeordneten Ländereien die Heiden anziehen sollte, daß sie um der Aecker willen kämen und dann auch den Schatz im Acker fänden. Von Basel kam Verstärkung und an Epiphanien 1849 suchten alle sieben Brüder Bion inmitten seines Gemeindleins auf und sahen mit Erstaunen den hübsch angelegten Garten in der Einöde, die reinlichen, kleinen Häuser, die weißgekleideten braunen Leute. Am allertiefsten bewegte es sie, als Bion vor ihren Augen abermals dreizehn Heiden taufte und sie ihn von fünfzig Hindus umringt sahen, in denen sie lauter Brüder und Schwestern erblickten. Auf den drei andern Stationen war von solchen Erfolgen nichts zu berichten.

Nun aber kamen verheerende Stürme über die Mission. Zunächst überschwemmte der Brahmaputra und seine Nebenarme das Land, auch die Missionsplantage in Dajapur, so daß es unmöglich wurde, die Niederlassung am selben Orte zu belassen. In Basel hatte man darauf gedrungen, daß ein Lokalkomitee in Bengalen selber zusammentrete, sich an die Spitze des Werkes stelle und Leitung und finanzielle Fürsorge übernehme. Es hatten sich denn auch einige Engländer zusammengethan; sie bildeten zwar nur dem Namen nach ein Komitee, aber sie zahlten doch. Nun aber ließ sich schon einiger Geldmangel verspüren. Das bengalische Komitee erwies sich als sehr unzuverlässig; die Herren hatten wohl einiges Missionsinteresse, begehrten aber je länger je weniger verantwortliche Träger und Leiter des Unternehmens zu sein. Häberlin war durch Krankheit arg heruntergekommen. Immerhin fuhren die Brüder mit ihrer Arbeit fort, ja Bion machte an einem Fest des Götzen Dschagganath den Götzenwagen zu seiner Kanzel und predigte der lautlosen Menge das Evangelium.[1])

Jetzt aber starb Dr. Häberlin im November 1849. Die Missionskasse draußen war leer. Die englischen Freunde zogen sich zurück und bedeuteten den Brüdern, daß sie keine weitere Unterstützung zu erwarten hätten; sie sollten ihre Posten verlassen, das Reisegeld wolle man ihnen noch geben. Daraufhin traten drei Missionare in den Dienst der englischen Kirchenmission über, einer wandte sich nach Kanara. Bion aber wollte mit seinem Gefährten das Gemeindlein in Dajapur halten und bat um Basels Fürsorge; unterdessen lebten sie wie Sperlinge und mußten sich Tag für Tag ihr Brot vom Herrn erflehen. In Basel war man

[1]) vgl., Die merkwürdige Kanzel. H. B. 1850, S. 20.

gewillt, den bedrängten Brüdern beizuspringen. Auf der Generalkonferenz von 1850 erklärte der neue Inspektor Josenhans, er sei durch und durch konservativ und werde mit Gottes Hilfe nichts zu Grunde gehen lassen, keine Station aufgeben, auch wenn man Schulden machen müsse, es sei denn, daß der Herr seinen Willen deutlich kund gebe. Das Gemeindlein in Dajapur sei eine Angel, die Gott der Basler Missionsgemeinde ins Herz geworfen, um sie in Bengalen festzuhalten. Besonders in den schweizerischen Missionskreisen hing man an diesem Werk, weil man die seltene Freude hatte, Schweizer Brüder dabei in erster Linie beteiligt zu sehen. Nun aber kam im November 1850 eine Botschaft aus Ost-Bengalen, die allen weiteren Bemühungen von Basel aus ein Ende machte. Bion war mit seinem Genossen zu den englischen Baptisten in Dhaka übergetreten und hatte den größten Teil seiner kleinen Gemeinde mit sich gezogen. Bion war schon in der Heimat zeitweilig mit Baptisten in Berührung gekommen; nun hatte der bedeutende Baptistenmissionar Robinson in Dhaka Einfluß auf ihn gewonnen, die Not und die Verlassenheit hatten das Uebrige gethan. So hatte Basel in jenem Gebiete keine Missionare und keine Gemeinde mehr. Die Errungenschaften und Hoffnungen lagen wie die Trümmerhaufen einer Brandstätte zu den Füßen der Missionsleitung. Der neue Missionsinspektor aber zog sich aus dem Geschick dieses Versuches die Lehre, nie Brüder ins Ungewisse hinauszuschicken, ohne die sichersten Garantien für deren fortgehende Leitung und ihren Unterhalt in Händen zu haben.

2. Die neuen Anfänge auf der Goldküste und in China.

Mehr als zehn neue Stationen waren unter Hoffmanns Inspektorat allein in Indien errichtet worden. Wer auf dem einen Gebiete so energisch vorging, war gewiß auch anderswo kein Zauderer, auch im Todeslande Afrika nicht.[1])

Wenige Wochen nach Hoffmanns Eintritt in Basel wurde über das Schicksal der Goldküstemission mit den Freunden in der Heimat verhandelt (vgl. S. 47). Aber ehe man einen definitiven Beschluß faßte, wollte man die Rückkehr von Andreas Riis abwarten und seine Meinung

[1]) Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission. S. 56. — Wurm, Anfänge der B. M. auf der Goldküste. M. M. 1874, S. 318. — Steiner, Saat und Ernte. S. 17. — H. N. Riis, Beleuchtnng unseres westafrikanischen Missionsgebietes. M. M. 1847, IV, S. 236.

anhören. Er selber war ein Beweis dafür, daß man auch in Westafrika jahrelang arbeiten könne. Riis bat, das Werk fortzuführen; er ließ die Bitten der Eingeborenen, die sie ihm mitgegeben hatten, sprechen. Er wies auf die europäischen Kaufleute hin, die um irdischen Gewinnes willen und bei einer nicht eben förderlichen Lebensart eine Reihe von Jahren an jenen Küsten lebten, auf die Missionen anderer Gesellschaften, besonders auf Sierra Leone als auf ein leuchtendes Beispiel, welch reiches Leben auch auf den Gräbern der Sendboten emporblühen könne. Und Hoffmann war in der That nicht der Mann, die Hände in Verzweiflung von dem Werke abzuziehen, so sehr einzelne dem Komitee vorwarfen, es gehe mit dem Leben seiner Missionare gewissenlos und verschwenderisch um. Ihm klang allerdings der Todesruf eines westafrikanischen Missionars im Herzen nach: „Gebt Afrika nicht auf; laßt noch tausend Missionare sterben, aber fahret fort zu senden!“ Auch unter den Insassen des Missionshauses schien dieser Sinn zu leben. Zwar auf die Frage des Inspektors: Wer von Euch will freiwillig nach Westafrika ziehen? meldete sich niemand; als es aber hieß: Wer will sich freudig senden lassen? flogen alle Hände rasch empor.

Nichts war der Missionsleitung klarer, als daß das bisherige Verfahren, immer wieder vereinzelt nur einen oder zwei Brüder nach der Goldküste zu senden, um die ins Grab gesunkenen zu ersetzen, nicht in die Länge ausreiche. Hoffmann trat mit einem eigenen, neuen Plan hervor. Es sollte eine Kolonie christlicher Neger aus Westindien in Akropong angelegt und zum Stützpunkt und Centrum des erneuerten Missionsunternehmens werden. Konnten schwarze Kolonisten den Europäern nicht viele zeitraubende und gesundheitsschädliche Arbeiten in Baugeschäften und Agrikultur abnehmen? So manche Missionare hatten sich eben bei derlei Bemühungen den Tod geholt. Eine kleine christliche Kolonialgemeinde aus Negern würde leuchten wie ein Licht an einem dunklen Ort und den Afrikanern vor Augen führen, daß wirklich auch Schwarze Christen werden könnten. Dabei sagte man sich, daß alles auf die rechte Auswahl der Kolonisten ankomme, und wollte deshalb von Sierra Leone-Leuten nichts wissen, weil das Christentum dort noch nicht tief genug ins Volk eingedrungen sei; auch schreckte man vor Einführung der anglikanischen Gottesdienstform, woran die christlichen Neger Sierra Leones gewöhnt waren, in Rücksicht auf die dänische Landesregierung und auf den deutsch-evangelischen Charakter der Missionare zurück. Das Augenmerk Hoffmanns war also auf eine Negermission gerichtet, wo das Christentum schon älter und die kirchliche Art der eigenen verwandter war; dies führte ihn auf die Missionen der Brüdergemeine in Westindien, und zwar in Britisch-Westindien; denn auf den dänischen Inseln war die Aufhebung der Sklaverei eben erst im Gang, der Wegführung schwarzer Kolonisten wären also große Hindernisse erwachsen. Auch sah man damals schon voraus,

daß die englische Sprache und Herrschaft auf der Goldküste unausbleiblich über die der Dänen siegen werde.

Dies der Plan. Aber welche Schwierigkeiten stellten sich seiner Ausführung entgegen! Wie viele Bedenken hatte der Inspektor nur schon im Schoße des Komitees, wie viele bei der heimatlichen Missionsgemeinde zu überwinden! Dann all die weiteren Verhandlungen. Zwar die Unitäts-Aeltestenkonferenz in Berthelsdorf ging gerne darauf ein, daß von den Brüdergemeinen in Westindien Christen, die sich dazu bereit erklären würden, nach der Goldküste übersiedeln sollten. Sie machte freilich darauf aufmerksam, wie leicht sich zwar der christliche Neger für eine neue Unternehmung begeistere, wie wenig nachhaltig aber solches Feuer sei, wie leicht er durch den Umgang mit Heiden wieder dem Heidentum der Gesinnung anheimfalle, und wie traurig oft ein Wechsel der geistlichen Pflege auf ihn wirke. Sie verlangte indes nur die Bürgschaft, daß die Emigranten auf der Goldküste nicht wieder als Sklaven könnten weggefangen werden, und Hoffmann wußte von der dänischen Regierung die hiezu nötigen Garantien zu erlangen. Die englische Kolonialregierung Westindiens mußte dazu vermocht werden, eine solche Ausfuhr schwarzer Arbeitskräfte ausnahmsweise zu gestatten; denn im allgemeinen wachte man seit der Sklavenemanzipation mit drakonischer Strenge darüber, daß die Schwarzen im Lande blieben. Die Missionare der Brüdergemeine schenkten dem neuen „Plane zur Bekehrung Afrikas" ihre herzliche Teilnahme, machten aber die Basler nochmals darauf aufmerksam, daß sie unter der arbeitenden Klasse in den westindischen Gemeinden nicht viele Leute mit solchem Missionssinn finden würden, wie sie ihr Vorhaben eigentlich erheischen müßte. Am besten kämen die Brüder selber, um das Unternehmen in den Gemeinden bekannt zu machen und die Auswahl zu treffen.

Demgemäß beschloß das Komitee, Brüder nach Westindien zu entsenden. Da Andreas Riis mit seiner Frau bereit war, wieder nach der Goldküste auszuziehen, übertrug man ihm die Leitung des neuen Unternehmens. Beigegeben wurden ihm der Württemberger Johann Georg Widmann und ein Neger, Georg Thompson, den Sessing 1829 als zehnjährigen Knaben aus Liberia nach Europa mitgenommen und in der Rettungsanstalt Beuggen untergebracht hatte, und der dann als Zögling ins Basler Missionshaus eingetreten war. Da Riis den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte auch ein europäischer Handwerker, ein Zimmermann oder ein Schlosser, mitgehen, so wurde auch ein solcher in der Person Halleurs aus Mecklenburg-Schwerin ausgesendet, dieser direkt nach der Goldküste, während sich die andern zunächst nach Westindien begaben. Hier fanden sie zuerst unter den Negerchristen keinen rechten Anklang und waren ein paarmal nahe daran, den Mut zu verlieren. Widmann schrieb eines Tages nach Basel: „Ich nehme mir ganz in Rechnung, daß wir im Anfang mit einer kleinen Gemeinde viel Sorgen

haben werden in Afrika und kann mich manchmal des Gedankens, der mir schon zu Hause öfters kam, nicht entschlagen, ob es vielleicht nicht eben so gut oder noch besser gewesen wäre, wenn wir Neger von Sierra Leone mitgenommen oder ganz einfach in der Stille da angefangen hätten, wo Bruder Riis es gelassen hat."

Aber Hoffmann war unermüdlich und ermunterte immer aufs neue: der Plan müsse gelingen. Nach vieler Mühe und Not fanden sich schließlich sechs Familien und zwei Jünglinge von Jamaika und einer von Antigua, im ganzen vierundzwanzig Seelen, bereit, den Missionaren nach Afrika zu folgen. Dazu kam noch Katharina Mulgrave, ein befreites Sklavenkind, die Thompson in Westindien war angetraut worden. Am 7. Februar gingen sie an Bord einer kleinen Brigantine, die man um 600 Pfund Sterling gemietet hatte, wobei Einrichtung und Beköstigung noch extra zu besorgen war. Am Ostersonntag legte das Fahrzeug, das die sonderbare Missionskolonie über den Ocean getragen hatte, an dem Hafenplatz Christiansborg vor Anker. Die Basler Mission auf der Goldküste begann von neuem.

Die zweite Periode dieser Mission, die damit anhob, umfaßt die Jahre von 1843 bis 1869; sie wird abgeschlossen durch den Ausbruch des Asantekrieges, der mit der Zerstörung von Anum, mit der Gefangenführung von Ramseyer und Kühne Epoche machte. Von dieser ganzen zweiten Periode fällt nur ein erster Abschnitt unter Hoffmanns Inspektorat, den fast lauter vorbereitende Arbeiten ausfüllten. Der Uebergang des bisher dänischen Teils der Goldküste in englischen Besitz im Jahr 1850 ist der sehbare Markstein, der ihn begrenzt.

Man hatte sich, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, von der dänischen Regierung die Zusicherung geben lassen, daß die Missionare mit ihren Kolonisten nicht an der Küste zurückgehalten würden, obwohl die Mißgunst des früheren Gouverneurs Mörck gegen Riis so stark gewesen war, daß sich die Regierung vorbehielt, gerade den Mann, auf dem die Zukunft der Mission vor allem beruhte, allenfalls zurückzuschicken. Der jetzige dänische Resident, Carstensen, nahm die Pioniere freundlich auf und ließ sie denn auch frei gewähren. Sie wandten sich alsbald auf das Akuapemgebirge nach Akropong und fanden das frühere Wohnhaus von Riis zerfallen.[1]) So mußte man zunächst auf Wohnungen bedacht sein. An den Westindiern hatte man, wie sich bald zeigte, die erwartete Hilfe nicht. Sie bereiteten den Missionaren viele Schwierigkeiten, Zänkereien und Aergernisse. Auch den Eingeborenen gaben die „Emigranten" nicht gerade ein anziehendes Vorbild; sie waren anmaßend und vielfach faul, so daß nach Verlauf der ersten fünf Jahre nur noch wenige im Verbande der Basler Mission verblieben. Immerhin bewiesen sich einige als wackere

[1]) Stationsgeschichte von Akropong. H. B. 1877, S. 30.

Christen. Von ihren Nachkommen dienen heute noch welche der Mission, so vor allem der farbige Missionar Nikolaus Clerk in Worawora und der eingeborene Pfarrer Hall in Ntschumuru. Der Hoffmann'sche Versuch schlug demnach nicht ganz fehl, wenn auch hier nicht alle Blütenträume reiften. Jedenfalls wurde die Arbeit auf der Goldküste von da an nie mehr abgebrochen, schon die Verpflichtungen gegen die Westindier hielten die Missionare in Akropong fest; ob man sie weiterführen wolle, wurde freilich noch zu mehreren Malen erwogen. Erst unter der Direktion von Josenhans befestigte sich das Werk so, daß auch die Frage verstummte.

Die ersten Arbeiten in Akropong waren Bauarbeiten. Kolonisten und Missionare mußten ihr Obdach erhalten, doch wurde erst 1846 mit der Errichtung eines soliden Steinhauses begonnen. Dagegen hatte man schon am 5. Mai 1844 eine Kapelle eingeweiht, die zugleich als Schullokal diente, das Glöcklein an der Gabel eines großen Baumes. Nach zehn Jahren erhob sich in der früheren Wildnis eine hübsche Ansiedlung von zweiunddreißig Häuschen, von Gärten und Baumalleen umgeben. Daneben her ging die Bewältigung der Landessprache, des Tschi, der sich namentlich Widmann annahm. Er begann das Notwendigste aus Bibel und Katechismus zu übersetzen, und als er einmal in Tschi predigen konnte, bekam er auch Erwachsene in den Taufunterricht. Andreas Riis hatte die Fürsorge für das äußere Durchkommen. Thompson war mit seiner tüchtigen Frau in Christiansborg zurückgeblieben und hatte dort eine Schule eröffnet, die sofort von mehr als dreißig Kindern besucht wurde. Es war schon damals unter Mulatten und Negern ein großes Verlangen Englisch zu lernen, weil ihnen damit die Aussicht auf reicheren Erwerb eröffnet wurde; den Unterricht in der Muttersprache schätzten sie nicht hoch. Nicht in Akropong, wohl aber in Christiansborg an der Küste kam man diesem Verlangen allzusehr entgegen. Wenn sich die Mission im Ga-Distrikte, eben an der Küste, langsamer entwickelte, so hatte das unter anderm seinen Grund auch darin, daß Thompson und seine unmittelbaren Nachfolger sich lange nicht so rasch und so gründlich mit dem Ga vertraut machten als ihre Kollegen im Innern mit dem Tschi, so daß dort das Englische um der Verhältnisse willen alleinige Pflege genoß. Ueberdies mußte Thompson wegen wiederholter grober Ausschreitungen von seiner braven Frau geschieden und aus der Mission ausgeschlossen werden, was dem jungen Werk einen empfindlichen Stoß versetzte.

Die Arbeit wuchs indes trotz kriegerischer Wirren in Akropong den wenigen Brüdern unter den Händen, besonders seit der Handwerker Halleur, von Arbeit und Klima krank, den Mut verloren und heimverlangt hatte. Das Jahr 1845 sah leider auch den Stammhalter der Mission aus der Arbeit ausscheiden. Die sinkende Kraft seiner Gattin nötigte ihn zur Heimkehr; und da man in Basel wahrnahm, „daß auch auf ihn das erschlaffende Klima und die lange Einsamkeit unter einem rohen

Geschlechte eine Wirkung geübt hatte, die dringend verbot, ihn unter dieselben schwächenden Einflüsse zurückkehren zu lassen", löste man das Band. Riis wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen und beschloß 1854 als solcher sein Leben. Dagegen landeten im Januar 1845 drei neue Missionare, von denen wenigstens zwei zu längerer Wirksamkeit berufen waren, während der dritte, Sebald, schon nach wenigen Monaten einem alten Uebel erlag, welches das Klimafieber neu aufgeregt hatte. Hans Nikolaus Riis, ein Neffe des Andreas, beschäftigte sich vorzugsweise mit der Tschisprache, indem er die erste Grammatik und das erste Wörterbuch in diesem noch nicht zur Schriftsprache erhobenen Dialekt ausarbeitete, die beide als ein Werk 1853 in einer englischen und einer deutschen Ausgabe erschienen und ein bedeutendes Hilfsmittel für die Missionsarbeit darstellten. Friedrich Schiedt aus Württemberg ließ sich in Christiansborg nieder und taufte dort 1846 den Erstling aus den Heiden, im Januar darauf fünf weitere Jünglinge, die zum Teil zu Lehrern ausgebildet werden sollten. Er war Optimist, der die leichte Erregbarkeit der Neger gerne dem heiligen Geist zuschrieb. Dafür wurde dem Ga-Distrikt 1850 in Johannes Zimmermann ein Missionar geschenkt, der durch seine Originalität und Kraft das Werk zierte, wie in einem späteren Kapitel zu erzählen sein wird.[1])

Für das Tschigebiet zogen Johann Christian Dieterle[2]) und der Zimmermann Joseph Mohr[3]) mit Johannes Stanger im Jahre 1846 aus; auch ihnen sollten lange Jahre fleißiger Arbeit beschieden sein, wogegen Friedrich Meischel in kurzer Laufbahn wenigstens die Station Aburi oder Abude, wie man zuerst schrieb, südwestlich von Akropong noch auf den Akuapembergen gründen konnte. Von der Mutterstation entwarf der bald entflammte Schiedt bald nach seiner Ankunft folgende begeisterte Schilderung: „Dieses Akropong ist ein Wunder, und Rührung ergriff mich, als ich das Kirchlein sah, gefüllt mit Christen und Heiden, mit Nackten und Gekleideten, und die vielen, die draußen horchen, weil sie sich noch nicht hineinwagen; als ich das Glöcklein hörte, das in der Gabel eines großen Baumes hängt und über diese Berge hin die Einladung zum Hause Gottes erschallen läßt; da ich die Knaben erblickte, die auf dem Lehmboden knieend, auf den Bänken schreiben und die lieblichen Zeugnisse aus ihrem Munde vernahm; da ich sogar Zeuge war, wie heidnische Neger, wenn sie abends im Schatten von ihrer Arbeit ausruhen, christliche Lieder sangen." Doch brachte erst das Pfingstfest des Jahres 1847 der Station die ersten Heidentaufen; es waren Schüler, die von der Küste stammten; wie denn bei der ungebrochenen Macht des

[1]) Hesse, Das Missionsjahrhundert. III, 3. Johannes Zimmermann. Calw 1893. — Auch M. K. 1894, S. 28.

[2]) cfr. Nekrolog von Steiner H. B. 1898, S. 95.

[3]) cfr. Nekrolog H. B. 1884, S. 82.

Fetischdienstes auf diesen Höhen der Weg durch die Schule fast der einzige schien, darauf man hoffen durfte ans Ziel zu kommen. Die Erstlinge aus Akropong selber folgten am Christtag desselben Jahres. Unter ihnen befand sich der Häuptlingssohn David Asante, der später in Basel zum Missionar ausgebildet wurde und dann bis an sein Ende (1892) unter seinen Landsleuten wirkte.[1] Schon Asante war ein Schüler Dieterles, der 1848 mit fünf Zöglingen ein kleines Katechisteninstitut eröffnete.

Ganz langsam gewann man Boden. Das Klima und Uneinigkeit unter den Brüdern, auch starker Wechsel im Personal erschwerten die Einwurzelung der Mission. Von der dänischen Kolonialregierung erfuhr man keine Hemmung. Sie hatte den guten Willen, die Kultur des Landes zu fördern, es fehlte ihr aber an der erforderlichen Macht. Man begrüßte es deshalb lebhaft, als das dänische Gebiet 1850 an England verkauft wurde. Sollte die immer noch um den Bestand ringende Mission nicht endlich erstarken? Es mußte sich in Kürze entscheiden, ob sie leben oder sterben würde. Und sie sollte leben.

Während auf der Goldküste das Missionswerk in dieser Weise darnach rang, eine gesunde Basis zu gewinnen, pochte die Missionsromantik noch einmal vernehmlich an die Pforten der Basler Gesellschaft und verlangte Einlaß. Es handelte sich um China.[2]

Das große Reich der Mitte, vor dessen den Fremden verschlossener Küste bisher nur einzelne Pioniere des Evangeliums gekreuzt hatten, ob sie eine Ritze entdecken möchten, wo sie eindringen könnten, hatte 1842 im Frieden von Nangking fünf Vertragshäfen der abendländischen Welt für Opium und Evangelium öffnen müssen; auch war die der Provinz Kanton vorgelagerte Felseninsel Hongkong an England abgetreten worden. Es fehlte nicht an Stimmen, welche die protestantische Mission aufforderten, durch die geöffneten Thüren einzutreten. Der enthusiastische Dr. Gützlaff war der Rufer im Streit. Aus Jänickes Missionsschule hervorgegangen, hatte er erst im Dienst der niederländischen Missionsgesellschaft gestanden, um dann seit 1831 als Dolmetscher auf verschiedenen Schiffen und als Gesandtschaftssekretär durch Wort und Schrift eine unermüdliche freimissionarische Wirksamkeit zu entfalten.[3] Aus brennendem Verlangen, ganz China mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen, hatte er nun in dem britischen Hongkong einen „Chinesischen Verein" gegründet und

[1] cfr. den Nekrolog im H. B. 1893, S. 2. M. M. 1893, S. 47.

[2] Hesse, Die Anfänge der B. M. in China. M. M. 1875, S. 97. — Wurm, Die Basler Mission. A. M. Z. 1875, S. 513. — Schultze, Im Reich der Mitte 2c. Basel 1897. — Schaub, Die Entwicklung der evangel. Mission in China im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen. M. M. 1899, S. 305.

[3] Gützlaffs Eintritt in die Missionslaufbahn und seine Erweckung. M. M. 1859, S. 450.

entsandte angeblich bekehrte Chinesen in Scharen als Evangelisten in die Provinzen des ungeheueren Reiches. Wie andere Journale, so füllte auch das Calwer Missionsblatt seine Spalten mit jubelnden Berichten über diese neue, grandios-einfache und dabei überaus erfolgreiche Missionsarbeit, neben der die bisherige langsame, komplizierte Methode gar ärmlich und weltlich erschien. Die weitesten Kreise der heimatlichen Missionsgemeinde wollten von nichts anderem mehr hören als von Gützlaffs chinesischer Mission.

Nun hatte dieser Pionier schon 1839 die Bitte um einige Brüder für China nach Basel gerichtet. Damals aber stand nur die portugiesische Stadt Makao den Missionaren offen, und den Chinesen war es auch dort verboten, Unterricht anzunehmen. Chinesisch gekleidet hätten sich die Brüder ins Land einschleichen müssen, dazu hatte Gützlaff mongolische Gesichtsbildung als persönliches Requisit der Auszusendenden gefordert. „Aber wir hatten, so gut die Sache gemeint war, keine Mongolen im Haus." Auch war man mit der Erweiterung der indischen Mission beschäftigt und durch die im Kaukasus gemachten Erfahrungen von solchen Missionen zurückgeschreckt, deren Fortbestand gänzlich nur von dem Belieben eines Einzigen abhing. Das Komitee hatte also die Bitte abgeschlagen. Jetzt aber erneuerte Gützlaff seine Bitten in Basel und Barmen. Deutsche Missionare sollten die chinesischen Gehilfen seines Vereins lehren und leiten, dabei ganz chinesisch leben, mit vielleicht sieben preußischen Thalern im Monat ausreichen und sich ja nicht auf Schulthätigkeit legen, denn davon sei für die Bekehrung einer Nation nichts zu erwarten. Die Sprache würden die Brüder mit Leichtigkeit erlernen, wenn sie sich so ganz unter den Eingeborenen bewegen müßten.

Die Stimmung der Missionsfreunde in der Heimat war so mächtig, daß man sich den Wünschen Gützlaffs nicht mehr entziehen konnte. Wenn freilich Hoffmann in seinem „Abschiedswort" aus dem Jahr 1853 spricht, als ob er von Anfang an der Gützlaffschen Methode und seinen Siegesberichten mißtraut hätte, so stimmt dies doch nicht ganz mit dem Ton, den er am Fest von 1846 angeschlagen hatte. 1853 schrieb er: „Die Komiteen aller Orten, nämlich diejenigen, die seit Jahrzehnten in der Heidenwelt wirklich gearbeitet hatten . . . konnten sich Gützlaffs Illusionen nicht hingeben. Es war ihnen rein unmöglich, allen Zeugnissen der Missionserfahrung von den Tagen der Apostel an, die sämtlich gegen dieses leichte und rasche Erzielen großer Erfolge sprachen, gegenüber zu treten. Lieber wollten sie die Nachhaltigkeit der Wirkungen in China abwarten, doch nicht teilnahmslos, sondern fördernd, oder wenn die vielgepriesene Missionsweise sich als unthunlich zeigen sollte, mit an der Arbeit nachhelfend .. Es ging, wie sie gefürchtet hatten, die Sache wurde auf ihr wahres Maß zurückgeführt, und die Arbeit in China erscheint als vollkommen gleichartig mit der in Indien und andern Ländern, als ein Werk der

Geduld, langer mühsamer Anstrengung." [1]) 1846 aber hatte es gelautet: „Die herrlichen Siegesberichte Gützlaffs über das, was der Herr durch eingeborene Prediger thut, die ihn umgeben, seine dringenden Aufforderungen, von der evangelischen Heimat aus für diese Brüder in China zu sorgen, zeigen uns deutlich den Weg, den eine Mission aus deutschen Ländern nach China jetzt einzuschlagen hat. Durften wir da stillestehen und zusehen! Durften wir, nachdem wir das eine, das uns befohlen ist, das Gebet, in Schwachheit gethan, das andere, nämlich die Arbeit, unterlassen? Durften wir auf die geringen Mittel in unsern Händen hinblicken und dem Herrn sagen: sende reichere Gesellschaften? Durften wir dem Troste, daß die Teilnahme unserer Freunde und Mitverbundenen für China uns kräftig zu Hilfe kommen werde, die naheliegende Frucht entgegenhalten: der Reiz der Neuheit und das große Interesse der Sache wird zwar viele Gaben für die Mission in China herbeiführen, aber die Mittel für die gesegnete Arbeit in Indien und Westafrika werden dadurch abnehmen oder doch nicht wachsen? — Wir durften das alles nicht, sondern wir mußten handeln." [2])

So machte man denn trotz allerlei Bedenken den Anfang einer Mission in China und erwählte hiezu den Schweden Theodor Hamberg und den Schwaben Rudolf Lechler; am Jahresfest 1846 wurden sie zu ihrem Berufe eingesegnet. Hamberg redete dabei über Jes. 45, 22—25. Der Vater Lechlers aber sprach in der Generalkonferenz seine Freude darüber aus, daß sein Sohn nach China berufen sei. Seit 25 Jahren habe er Beiträge für die Mission gesandt; nun gebe er auch sein Fleisch und Blut für sie. Er ersuchte die Versammlung, daß sie ihm helfe im Gebet, im Sinne Abrahams zu bleiben, und seinem Sohne im Sinne Isaaks. Die beiden Pioniere erhielten die Weisung, sich zunächst an Gützlaff anzuschließen und eine kleine Anzahl seiner Prediger auf die Basler Missionskasse zu übernehmen; dabei sollte es im Aeußern niedrig und gering hergehen, „nach dem Batzen- und nicht nach dem Sterlingfuß". Sie reisten mit zwei Barmer Gefährten, Köster und Genähr, und langten nach einer Segelschifffahrt von 72 Tagen am 19. März 1847 in Viktoria auf Hongkong an[3].)

Die Geschichte von Hambergs und Lechlers ersten Jahren im chinesischen Missionsdienst liest sich schier wie eine Robinsonade. Vom ersten Tage an sollten sie in Hongkong missionieren. Sie mußten sich chinesisch kleiden und in einem dunkeln Winkel der Stadt unter allerlei chinesischem Gesindel und von ihrem Schmutz umgeben wohnen. Der Blick auf Gützlaffs eigene Erlebnisse, der wie ein Heros vor ihnen stand, gab ihnen

[1]) Hoffmann, Eilf Jahre in der Mission S. 45.
[2]) M. M. 1864, IV, 144.
[3]) Lechlers Reisebericht H. B. 1847, 87.

Kraft. Am Tage nach ihrer Ankunft besprach sich der Leiter des Vereins mit ihnen über das Sprachstudium; sie sollten das Neue Testament, Grammatiken und Wörterbücher lesen und täglich dreihundert Schriftzeichen malen, daneben die chinesischen Prediger auf ihren Ausflügen begleiten. Dabei hoffte Gützlaff, daß sie in zwei bis drei Monaten thätig sein und chinesisch predigen könnten. „So geht jetzt mit den Leuten fort und hört, wie sie das Evangelium verkünden!" So zogen sie mit den Gehilfen Tag für Tag aus und hörten ihren Ansprachen zu und sahen es nun selbst, daß Maurer ihre Meisel, Ackerleute ihre Geräte, ja solche, die am Essen saßen, ihre Eßstäbchen weglegten und auf die Predigt des Wortes hörten; wie sich freilich das Ohr allmählich an die fremden Klänge gewöhnte, wollten ihnen die Ansprachen der Gehilfen wundersam eintönig vorkommen. Die Predigtausflüge wurden indes auf das Hongkong gegenüberliegende chinesische Festland ausgedehnt, dabei kam man ab und zu in gefährliche Berührung mit Seeräubern, die damals die ganze Küste unsicher machten. Kehrte man zu Gützlaff zurück, so wurde man immer wieder Zeuge davon, wie seine Prediger mit Neugewonnenen aus entlegenen Provinzen nach Hongkong kamen, bei ihrem Auszug Säcke voll chinesischer Bibelteile und Traktate mit fortnahmen, um nach einiger Zeit mit leeren Säcken wieder zu erscheinen.

Hamberg war von Gützlaff besonders dem ärmeren Stamme der in der Provinz Kanton eingewanderten Hakkas oder „Gäste" zugewiesen worden, während sich Lechler der Hoklos annehmen sollte; von beiden Stämmen hielten sich viele in Hongkong und dessen Umgebung auf. Man lernte nach und nach mit den beigegebenen Gehilfen verkehren und merkte, welch eigentümlicher Art ihr Christentum war. Noch im Juni 1847 schrieb Lechler: „Ich muß gestehen, daß es eine Freude ist, das Häuflein dieser Chinesen zu sehen, die von Gottes Geist erweckt sind und in denen ein unverkennbarer Trieb ist, das Evangelium ihren Landsleuten zu verkünden." Daneben machte er aber die Entdeckung, daß sein Lehrer Weib und Tochter nicht liebe, nur die Eltern und seine drei Söhne, dafür alles mit chinesischen Schriftzeichen bemalte Papier heilig halte und zu ihm sagen konnte: Du mußt es auf den Schrank legen und es, wenn viel beisammen ist, verbrennen; dann steigen die Zeichen wieder zum Himmel auf." Die Gehilfen erwiesen sich immer deutlicher als schwach, als Kinder, die noch selbst der Leitung bedurften. Hamberg fand nötig, im Hause eines Predigers auf dem Festlande zuerst die Götzenbilder von der Wand herunterzureißen und die ihnen aufgestellten Theetassen und Leuchter nebst Rauchwerkstäbchen wegzuräumen.[1])

In Tamschui, sechs Stunden im Innern, versuchten die Basler Brüder eine gemeinsame Niederlassung; es war aber nicht von langer

[1]) M. M. 1847, IV, 154—160. H. B. 1847, 88.

Dauer; denn als sie von einem Ausflug nach Hongkong nach Tamschui zurückkehren wollten, wurden sie in der Nacht auf ihren Booten überfallen und rein ausgeplündert, ein Gehilfe, der Hamberg wegen seiner Tüchtigkeit, seiner Gaben und seines offenen Wesens besonders lieb gewesen, hatte den Ueberfall wahrscheinlich angestiftet, kam aber dabei ums Leben. Infolge dieses Mordes wurden die Missionare aus Tamschui vertrieben und kehrten nach Hongkong zurück. Hier bot sich des Befremdlichen immer mehr. Immer deutlicher erkannten die Brüder, daß Gützlaffs Weise mit ihren Grundsätzen nicht übereinstimmte. So löste sich das Verhältnis zum chinesischen Verein, obwohl man in christlicher Liebe verbunden bleiben wollte. Sie konnten nach genauerer Einsicht in den Stand der Dinge die Verantwortung nicht mehr übernehmen, „noch wenig befestigte Neubekehrte als Prediger der Heiden auszusenden". Der eifrige Gützlaff aber wollte sich zu keiner wesentlichen Aenderung seines Verfahrens verstehen. Die Trennung von Gützlaff erfolgte wohl noch 1847. „Eine Eiche konnte man nicht mit einem Federmesser fällen."[1])

Den Winter von 1847 auf 48 hatten Hamberg und Lechler zu eifrigen Sprachstudien benützt, während sie im Hospital der Londoner Mission auf Hongkong wohnten. Selbst dem sprachbegabten Hamberg preßte das Chinesische mit seinen wunderlichen Tönen, der bunten Menge seiner krausen Schriftzeichen manchen Seufzer aus; er trachtete nach der Meisterschaft; denn undeutlich sprechen sei oft schlimmer als schweigen.[2]) Im Mai 1848 brach dann Lechler auf, um irgendwo unter den Hoklos Eingang zu finden; er wählte dazu die Gegend von Swatau und der, oberhalb des Deltas des dort mündenden Hanflusses gelegenen Stadt Tschautschufu.[3]) Seine Gehilfen nahm er mit. Er versuchte eine Niederlassung nach der andern, immer als Chinese gekleidet; dazwischen mußte er auch drei Monate im Gartenhause eines englischen Kapitäns auf der Insel Namo weilen; denn es war damals noch keinem Europäer erlaubt, sich außerhalb der fünf Vertragshäfen auf chinesischem Boden aufzuhalten, jedenfalls lief man immer Gefahr, ohne weiteres von heute auf morgen ausgewiesen zu werden. Aber Lechlers Liebe war unermüdlich, seine Hoffnung lebte nach jedem fehlgeschlagenen Versuche wieder auf. Endlich schien Jamtsau in der Nähe der Kreishauptstadt Tschautschufu sein Standquartier werden zu sollen.[4]) In vielen Predigtausflügen trug er das Evangelium zu den Bauern und zu den Fischern und sammelte sich durch vorsichtiges Taufen ein kleines Gemeindlein. Daneben legte er sich ein Hoklo-Wörterbuch an. Mitten aus erfreulicher Wirksamkeit vertrieb ihn im Februar 1852 ein Erlaß des Kreismandarinen, dem es zu Ohren

[1]) M. M. 1848, IV, 154—159. H. B. 1848, 6. 17. 67.
[2]) H. B. 1848, 95.
[3]) M. M. 1849, III, 143—145. 1850, II, 234. H. B. 1850, 12. 22. 83. 1851, 20.
[4]) M. M. 1851, II, 249—269. IV, 282—294. H. B. 1851, 64. 1852, 49. 62.

gekommen war, „daß sich das unwissende dumme Volk hin und wieder von einem herumstreichenden Barbaren verführen lasse, ihm auch Schriften abnehme und daraus lerne, obwohl sie voller Lügen und Unsinn und durch und durch unklassisch seien."

Es gab einen ergreifenden Abschied von den ihm lieb gewordenen Leuten. In Hongkong erhielt Lechler die Weisung von Basel, es im Glauben an die Verheißung des Herrn mutig und getrost zu wagen, zu dem kleinen Gemeindlein in Jamtsau zurück zu kehren. Lechler aber schrieb: „Nachdem ich sechsmal vertrieben worden bin, soll ich einen neuen Versuch im Hoklolande machen; das bringt mich ganz außer Fassung. Meine Hoffnung für das Gelingen des Versuches ist sehr gering. Nie bin ich so mutlos gewesen als jetzt. Ich habe nichts als die Hoffnung, daß die Sonne auch wieder durch den Nebel brechen und mich wieder neu beleben werde zu dem Berufe, darin ich durch Gottes Gnade stehe." Der Versuch war wirklich vergeblich. Lechler hatte unter Erpressung und allerlei feindseligen Handlungen zu leiden und mußte definitiv nach Hongkong zurück. „Der Herr weiß, daß ich kein fauler Knecht bin; aber ich kann nicht mehr thun, als ich fühle, daß der Herr von mir fordert".[1]) Damit nahm die Basler Mission unter den Hoklos ein Ende. Was Lechler in jener Gegend an den Mündungen des Hanflusses gelitten und gewirkt hatte, war damit doch nicht verloren. Als nämlich die englischen Presbyterianer 1856 das Gebiet besetzten, konnten sie vielfach die Fäden aufnehmen, die Lechler angesponnen hatte. Ein Chinese Aki oder Limki, den Lechler am 6. Oktober 1850 getauft, wurde Gemeindeältester von Jamtsau und war nicht die einzige sichtbare Frucht, die auf Lechlers Aussaat zurückzuführen ist.[2])

Hamberg hatte sich unterdessen die Gegend unmittelbar nördlich von Hongkong als Arbeitsfeld ersehen und versuchte in Tungfo oder Satheukok an der Mirsbay eine feste Niederlassung unter den Hakkas zu gründen. Dabei richtete er sein Augenmerk vor allem auf die Heranbildung tüchtiger eingeborner Gehilfen. Auch begann er frühe mit Schulehalten und ärztlicher Hilfeleistung in seinem „milden Heilungshaus". Aber Räubereien, Erpressungen und allgemeine Unsicherheit bewogen ihn schon im Sommer 1849, sich nach Hongkong zurückzuziehen. Hier lebte er seinen Sprachstudien, missionierte aber auch unter den dort niedergelassenen Hakkas, indem er immer mehr mit dem Gedanken umging, in Hongkong einen Kristallysationspunkt für evangelische Mission zu schaffen und zunächst hier eine Gemeinde zu sammeln. Mit welchem Erfolg, wird später zu erzählen sein.

Vorläufig harrte seiner in Hongkong noch eine andere, schwere Aufgabe. Da nämlich Gützlaff zur Erholung nach Europa ging, bat er

[1]) M. M. 1853, II, 23. H. B. 1853, 57.
[2]) H. B. 1863, 76. H. B. 1881, 86.

Hamberg, die Leitung seines chinesischen Vereins inzwischen zu übernehmen. Der Basler Missionar that es, nicht aus Neigung, denn er gestand offen, Heiden mit Geld zur Predigt des Christentums zu engagieren, sei gegen seine Meinung von der wahren Mission; nicht das tote Reden vom Wasser könne den Durst stillen, sondern allein der lebendige Strom selbst, wie er aus dem Herzen eines von Gott erfüllten und belebten Menschen als die ewige Wahrheit hervorquelle. Hamberg hoffte aber, der Sache einen wirklichen Dienst zu thun, wenn er sich ihrer annehme. Und nun sah er dem Treiben bis auf den Grund. Sein scharfer Blick und sein eindringendes Wort brachte die Gehilfen Gützlaffs dazu, daß sie sich ihm in ihrer wahren Natur entdeckten. Gützlaff war das Opfer eines unerhörten, raffinierten Betrugs geworden. Die „Prediger" waren größtenteils ganz unbekehrte Leute, die sich um des Geldes willen der Taufe unterzogen hatten. Die ihnen anvertrauten Schriften hatten sie in Hongkong schon abgesetzt und sie dann dem kurzsichtigen Meister als neue Exemplare in die Hände gespielt. Andere hatten die Traktate einfach ins Meer geworfen. Statt in die Provinzen zu reisen, hatten sie sich ganz in der Nähe herumgetrieben, bis sie ihren Sold verthan, um sich hierauf mit ein paar Tagedieben ihresgleichen als den von ihnen für das Evangelium Gewonnenen wieder vor Gützlaff zu präsentieren und neue Löhnung zu empfangen. Hamberg nahm ein genaues Protokoll auf von den Geständnissen dieser Leute und teilte es den Leitern der verschiedenen Missionsgesellschaften mit. Gützlaff allerdings wollte nicht glauben, daß sein schönes Unternehmen wie eine Seifenblase zerplatzen sollte. Er kam wieder nach Hongkong und stellte sich nochmals an die Spitze des Vereins; doch war sein Kredit bei allen Einsichtigen dahin. Sein Tod im Jahr 1851 bedeutete vollends das Ende dieses enthusiastischen Missionsversuches. Die heimatlichen Missionsleitungen waren um eine vielsagende Erfahrung reicher.[1])

Hamberg war übrigens durch jene Uebernahme der interimistischen Leitung des chinesischen Vereins in eine schiefe Stellung zu seinem Komitee geraten, die noch durch seine Verlobung mit einer Schwedin verwickelter wurde. Es war einige Zeit nahe daran, daß dieser tüchtige Mann der Basler Mission wäre entfremdet worden, was bei der damaligen kritischen Lage des ganzen Unternehmens sicher dessen Auflösung herbeigeführt hätte. Zum Glück gelang es aber, die Mißverständnisse aufzuhellen und die Krisis friedlich auszutragen. Die von Hamberg begonnene Arbeit unter den Hakkas wurde nun die Grundlage, darauf die Basler Mission in China weiterbaute. Und nicht im Fluge, nur in langsamem, treu ausdauerndem Wirken erreichte man auch hier wirklichen und bleibenden Missionserfolg.

[1]) M. M. 1850, II, S. 219—233.

3. Der Ausbau der Missionsschule.

In den elf Jahren von Hoffmanns Inspektorat wurden ungefähr 120 Zöglinge nach den verschiedenen eigenen und fremden Missions- und Evangelisationsgebieten ausgesandt. Ihre missionarische Ausbildung nach den Erfordernissen des Berufes und der Zeit umzugestalten war nach Hoffmanns eigener Aussage eine der Hauptaufgaben, die zu lösen er sich berufen wußte.[1])

Er hatte das Missionshaus noch nie gesehen, in das er 1839 als Inspektor einzog, dafür waren ihm schon früher am Studiertisch allerlei Gedanken über die beste Heranbildung tüchtiger Sendboten durch den Kopf gegangen, die er nun auf ihren praktischen Wert erproben konnte. Da fand er denn freilich, daß der Stand der Dinge seinen Idealen nicht entsprach. Zwar die leitenden Grundsätze und die wesentliche Einrichtung der Anstalt, wie sie Blumhardt geschaffen hatte, erschienen ihm im ganzen musterhaft; er fühlte sich auch vom ersten Augenblicke an im Hause heimisch. Doch trat ihm auch vieles befremdlich entgegen, das er sich zu überwinden vornahm. Der Geist, der im ganzen in den Zöglingen lebte, gefiel ihm nicht; es fand sich doch zu viel von jenem rumorenden Satzungswesen und von jenem splitterrichterlichen Hochmut, von jenem aufdringlich demütigen, gesalbten Christentum vor, das Beck in allerdings übertriebener Weise dem Hause vorgeworfen hatte. Durch die mehrjährige Kränklichkeit des ersten Inspektors, durch die Ueberbürdung und körperliche Angegriffenheit des Hausverwalters und das Fehlen weiblicher Fürsorge war das tägliche, häusliche Leben der Zöglinge des Hauses sehr heruntergekommen; sie waren in manchen Dingen gezwungen gewesen, sich selber zu helfen, und hatten sich so daran gewöhnt, die Direktion des Missionshauses als ihre allgemeine Angelegenheit zu betrachten. Manche Verbesserungen waren vom Komitee bis auf den Eintritt des neuen Inspektors verschoben worden; aber das Bedürfnis einer Neuordnung und festen Leitung war offenkundig und allen Einsichtigen bewußt.

Hoffmann gelang es rasch, die ihm zukommende Autorität geltend zu machen. Mit fester Hand ergriff er die Zügel. Nachdem er sich einmal stundenlang vergeblich bemüht hatte, einen Zögling, der sich nicht in die Hausordnung finden wollte, von seinem Unrecht zu überführen, zog er seine Uhr und stellte den Jüngling vor die Wahl, entweder sich binnen einer halben Stunde zu fügen oder seine Entlassung zu gewärtigen. Der Zögling gab nach und bekannte später, wie manch anderer Bruder auch, das feste Entgegentreten des Inspektors sei ihm zum Heil gediehen.

---

[1]) Hoffmann, Die evangel. Missionsgesellschaft zu Basel 2c. S. 24—35. — Eilf Jahre in der Mission. S. 15, 73.

Jedoch solch festes in die Zügel greifen war nur selten nötig und bezeichnet nicht die vorherrschende Weise von Hoffmanns Verkehr mit den ihm Untergebenen. Seine persönlich gewinnende Art, die Freiheit und der Reichtum seines geistigen Mitteilungsvermögens fesselte zu jeder Zeit die empfänglichen Herzen und die geweckten Geister. Ein evangelisch-freierer Ton kehrte mit ihm im Missionshause ein.

Wenn der Inspektor an der langgestreckten Missionstafel saß, ihm zunächst die Lehrer, dann in langen Reihen auf beiden Seiten die Brüder, so belebte seine Rede die ganze Tischgemeinde. Er verbreitete gerne Heiterkeit um sich her und ging lieber und leichter in der Offenherzigkeit zu weit als in bedachtem Ansichhalten. Kandidat Mörike, der vor seiner Aussendung einige Zeit im Hause weilte, rühmte den wahrhaft evangelischen Geist, der alle Verhältnisse der Anstalt, der Zöglinge zu einander wie ihre Stellung zu den Lehrern und Vorstehern durchdringe; es sei der Geist Christi als ein Geist der Liebe, der Zucht und des Gebets, der ihm da mit besonderer Macht beschämend, läuternd und kräftigend entgegen getreten sei. Zwar mußte selbst ein Mörike manches verlernen, was er von der Hochschule mitgebracht hatte, manche innere Höhe mußte abgetragen, manche fühlbare Lücke ausgefüllt, manche Blöße durch Gottes Gnade zugedeckt werden. Aber er fühlte sich auch unter einer steten inneren Zucht des lebendigen, christlichen Gemeingeistes und hatte namentlich dem erfrischenden und belehrenden Umgang Hoffmanns viel zu danken.[1]) Bei aller Zucht und durchgreifenden Ordnungsliebe, die im Missionshause herrschte, konnte sich doch der Einzelne frei entwickeln, wie dies gerade ein Mann von so ausgeprägter Sonderart wie Johannes Zimmermann bezeugte. Was Zimmermann überdies noch besonders rühmte, war die Frische und noch nicht erkaltete Innigkeit der brüderlichen Gemeinschaft.

Auch die äußeren Verhältnisse des Hauses gestalteten sich unter Hoffmann wesentlich besser. Bald nach seinem Amtsantritt war der bisherige Hausverwalter Büchelen gestorben. Die Leitung des Hauswesens übernahmen Hoffmanns Gattin und deren Mutter, und so wurde nun für die vielen Bewohner der Anstalt wenn auch in überaus einfacher, so doch in liebevoller, aufmerksamer Weise gesorgt. Einer der Lehrer beaufsichtigte je eine Woche die Zöglinge, leitete ihre Privatstudien und beriet sie. Jede Woche wurde auch ein Senior aus den Brüdern für die Erhaltung der Ordnung aufgestellt. Er hatte über die Reinlichkeit und Pünktlichkeit in allen Dingen, über die Verwaltung der gemeinsamen Hausdienste (Wasserholen, Reinigung der Zimmer, Herrichtung der Betten, Heizung u. s. w.) zu wachen, auch mit seinem Gehilfen, dem Famulus, die Aufträge der Vorsteher und Lehrer auszuführen. Die Zöglinge

[1]) Hesse, Carl E. G. Mörike ꝛc. M. M. 1886, S. 389.

genossen ihre bestimmten Erholungsstunden; auch waren Bewegung und Handarbeit im Garten und auf dem Holzplatz vorgesehen. Strafen kannte die Anstalt als eine auf Grund evangelischen Lebens erbaute auch unter Hoffmann nicht. Es wurden nur Warnungen und Mahnungen erteilt. Ein untauglicher Zögling konnte nur entlassen werden.

Die durchschnittliche Bildung der angehenden Missionare fand Hoffmann bei seinem Eintritt in Basel weder gründlich genug noch so einfach, wie er sie wünschte. Der Kursus war in den letzten Jahren Blumhardts eigentlich auf fünf Jahre angesetzt gewesen, hatte sich aber in der Praxis längst wieder auf vier Jahre verkürzt. Es war unmöglich, in dieser kurzen Zeit die gestellte Aufgabe wirklich zu lösen. Hoffmann drang darauf, daß keine Zöglinge mehr vor Vollendung des fünften Jahreskurses ausgesandt wurden, und war auf eine zweckmäßige Stufenfolge der Unterrichtsfächer bedacht. Dabei suchte man der ersten Jahresklasse, der sogenannten Präparanden-Abteilung, diejenigen Disziplinen abzunehmen, die eine genauere Kenntnis der Muttersprache und eine schärfere Uebung in regelrechtem Denken und richtigem Gedankenausdruck voraussetzten. Auch den Unterricht in den fremden Sprachen wollte man vom ersten Jahr oder doch vom ersten Semester fernhalten und nahm dafür als einfachste Denk- und Sprachübung eine „Anschauungslehre" ins Pensum auf; denn viele der Neueintretenden brachten nur eine ganz bescheidene Primarschulbildung mit, und diese schon mit einem sechs bis zehnjährigen Staube bedeckt. Es war also durchaus nötig, erst einen Boden zu legen, darauf sich der höhere Unterricht aufbauen konnte. Das Präparandenjahr sollte auch dazu dienen, die zu höheren Studien Untauglichen oder sonstwie Ungeeigneten zu erkennen und ihnen bei Zeiten die Rückkehr in ihre früheren Verhältnisse nahezulegen.

Es zeigte sich aber bald, daß mit all dem nicht einmal dem dringendsten Bedürfnis Genüge geschehen sei. Die Zöglinge waren mit Aufgaben überladen; auch mit den klassischen Sprachen war man unvermerkt wieder ins erste Jahr hinuntergerückt. Das Heilmittel hatte keinen durchschlagenden, bleibenden Erfolg gehabt. Der Kursus mußte durchaus auf sechs Jahre ausgedehnt und die Missionsschule in zwei Abteilungen zerlegt werden. Hoffmann hatte schon als Helfer in Winnenden die Frage erwogen, ob es nicht wohlgethan wäre, wenn für die Ausbildung künftiger Missionare ein Schritt herab gethan würde, d. h. wenn die schwächer begabten unter den sich meldenden Jünglingen in einer einfacheren Weise vorbereitet und nicht sogleich mit Latein und Griechisch beschäftigt würden, vielmehr in der deutschen Bibel recht einheimisch, in klarer evangelischer Erkenntnis recht gegründet würden, um dann erst nach Befund ihrer Gaben und Fortschritte entweder in die höhere Anstalt vorzurücken, oder als Schullehrer und Gehilfen in die Missionsfelder auszugehen. Hoffmann

spann diese Gedanken weiter aus und ließ sie nach Basel gelangen; Blumhardt aber hatte nicht einmal darauf geantwortet. Nun konnte sein Nachfolger seine früheren Ideen wieder aufgreifen und dem Komitee vorschlagen, eine Voranstalt für die Mission in Württemberg zu errichten. Er hatte Kornthal als Sitz dieser Missionsschule niederen Ranges gedacht, in der Meinung, damit dem Wunsch nach einer eigenen Missionsanstalt, der hie und da in schwäbischen Kreisen auftauchte, entgegen zu kommen. Würden nicht, wenn sich die Voranstalt in Württemberg, die Hauptanstalt in der Schweiz befände, beide Länder umso fester und unzertrennlicher verknüpft sein?

Aber das Komitee war voll begründeter Bedenken. Die Einheit der Leitung gehe verloren, in der Voranstalt möchte das württembergische Wesen allzusehr überwiegen und in der Missionsgemeinde Zertrennung angerichtet werden, und dies um so leichter, als Hoffmann die Voranstalt wenigstens zuerst auch für andere Zweige der Arbeit für das Reich Gottes dienstbar machen wollte. Der künstliche Mechanismus, den er sich ausgedacht hatte, um die württembergische Anstalt mit der in Basel in festem Zusammenhang zu halten, erweckte in ihm selbst ein unsicheres Gefühl von der Sache. Als sich aber zeigte, daß mit der Ausdehnung des Kurses auf fünf Jahre und den andern Maßnahmen doch nicht geholfen sei, trat Hoffmann mit seinem Vorschlag wieder hervor. Es gelang dem für seinen Plan begeisterten, einnehmenden Inspektor, irgendwie die Bedenken des Komitees zurückzudrängen und zum Schweigen zu bringen. Schon war Kornthal als Sitz der Voranstalt in Aussicht genommen, wo Hoffmanns Vater als Stifter und oberster Leiter der dortigen Rettungsanstalten für die Sache thätig war, und dem Gedanken fehlte nur noch die Ausführung, als erhebliche Einsprachen aus Württemberg und besonders aus Baden der Sache eine andere Wendung gaben. Man stieß sich an dem spezifischen Charakter von Kornthal, man fand die Sache nicht kirchlich genug und vermutete darin ein bedenkliches Zugeständnis an die in Württemberg so einflußreichen Michelianer, die man durch das Unternehmen gewinnen wolle. Nun erwachten auch im Schoße des Komitees die nur mühsam eingeschläferten Bedenken, und man beschloß endlich, die Voranstalt in Basel selber in eigenem Hause und unter einem besondern Hausvater, aber unter der Leitung des Inspektors und des Komitees zu errichten.

Der Jahresbericht von 1845 sprach sich ausführlich über die Aufgabe des neuen Instituts aus.[1]) Es sollte nicht nur eine Voranstalt für den Unterricht, sondern und vor allen Dingen eine Prüfungsanstalt sein, in der die Präparanden nach ihrer ganzen geistlichen, intellektuellen und leiblichen Tüchtigkeit erprobt werden sollten. Man hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß auch vertraute Missionsfreunde hin und wieder

[1]) M. M. 1845, IV, S. 116–127.

junge Männer zur Aufnahme ins Missionshaus dringend empfohlen hatten, die sich bald so, bald anders als gänzlich untauglich zum Missionsdienst erwiesen. Es war darum von jeher eine ernste Frage für die Missionsleitung, wie eine genauere, dem einzelnen Zöglinge nachgehende Beobachtung und eine speziellere Einwirkung auf einen jeden in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Basel zu erlangen sei. Es war klar, daß dies nur dann zu erreichen war, wenn die Zahl der Zöglinge kleiner, die Unterrichtsgegenstände einfacher und gleichartiger wurden. In einer solchen Voranstalt mußte es sich auch zeigen, wer sich für die höheren sprachlichen und theologischen Studien eignete und dann als ordinierter Missionar in die Heidenwelt ausziehen konnte, oder wer eher zum Schullehrer und Gehilfen in der Mission bestimmt sei. Der Unterrichtsplan der Voranstalt, auf zwei Jahre berechnet, umfaßte vor allem Bibellektüre und biblische Geschichte samt Religionsunterricht, der von einem der theologischen Lehrer des Missionshauses erteilt wurde, während der Hausvater der Voranstalt wie später seine Gehilfen geprüfte und erprobte Volksschullehrer zu sein pflegten. Neben jenen biblischen Fächern erstreckte sich der Unterricht auf Lesen, Schreiben, Zeichnen und deutsche Sprache, Arithmetik und Geometrie. Großes Gewicht wurde auch auf Gesang und Musikunterricht gelegt. Damit waren praktische Schulübungen verbunden, während im zweiten Jahr Latein, später auch Griechisch den Zöglingen erteilt wurde, die in das eigentliche Missionsseminar vorrücken sollten. In ihren freien Stunden arbeiteten die Zöglinge der Voranstalt, meist zwischen 15—25, als Tischler oder sonst als Handwerker. Einige Aecker boten Gelegenheit zu tüchtiger Anstrengung der körperlichen Kräfte. Alles in allem sollte diese Voranstalt einen einfachen, aber durchaus soliden Grund für die weitere Ausbildung im Seminar legen. Der Lektionsplan des Seminars selbst hielt sich im ganzen innerhalb der schon von Blumhardt abgesteckten Grenzen, nur daß der Inspektor nach seiner besonderen Gabe und Vorliebe Geographie und Ethnographie in vorher und nachher nicht erlebter Weise vortrug.

Die Gründung der Voranstalt und die ganze Reorganisation der Missionsschule, so notwendig und heilsam sie waren, erregten doch viele Bedenken. Es schien, als ob man in Basel in der wissenschaftlichen Ausbildung der angehenden Missionare immer weiter gehe. In den Kreisen der einfachen Stundenleute konnte man hören, die wissenschaftliche Haltung des Unterrichts im Missionshause schädige das geistliche Leben, die Herzenseinfalt, die innige, lebendige Frömmigkeit; die Herzensglut werde durch den Kopf abgedämpft. Hoffmann mußte immer wieder versichern, man habe das Unterrichtsziel nicht höher gesteckt als zuvor; es sei nur der Stoff, der früher in vier bis fünf Jahren habe bewältigt werden müssen, auf sechs Jahreskurse verteilt worden, um den Unterricht weniger anstrengend und dabei doch gründlicher und zweckentsprechender zu gestalten.

Er konnte aber auch noch ein Weiteres bemerken. Wenn ein Zögling nicht in derjenigen Herzensstellung in die Anstalt kam, die ihm auch das schwierige Lernen zur Freude machte, die ihm wenigstens frohen Gehorsam zum Tragen der auferlegten Last gab, dann gab es wohl in ihm ein Ringen und Kämpfen, ein ungeduldiges Zerren und mühseliges Schleppen, das dem geistlichen Leben zu schaden schien. Aber nicht das Leben selbst, sondern nur der Schein des Lebens litt. Was die innere Behaglichkeit, den geistlichen Selbstgenuß störte, was das angenehme Ergehen in frommer Phantasie hemmte und in die bequeme Neigung zum Sichgehenlassen störend hineingriff, das nannte man erkältend, herabstimmend, schädlich für das innere Leben. So gehörte denn das anstrengende Lernen zu den heilsamsten Förderungs- und Erziehungsmitteln des künftigen Missionars, wie es die Zöglinge selbst am besten erkannten, so bald einmal die Periode der frommen Weichlichkeit überwunden war.

Aber die Voranstalt blieb vielen Missionsfreunden ein Dorn im Auge. Nun begab es sich, daß in der Festwoche von 1845 das Landhaus, das sie eben ein Jahr beherbergt hatte, in Flammen aufging. Die Insassen fanden zunächst in Ostertags Landhaus zu Gundeldingen ein freundliches Asyl, aber der Hausvater der Voranstalt, der württembergische Lehrer Tröscher, war durch den Schreck so angegriffen worden, daß seine schon zuvor schwache Gesundheit nicht Stand hielt; er erlag im Juli 1845 einer rasch verlaufenden Krankheit. Die verwaisten Zöglinge wurden nun in das Missionshaus in der Stadt übergesiedelt und erhielten bald in dem zum zweiten Lehrer berufenen Schullehrer Eppler aus Kirchheim am Neckar wenigstens für einstweilen wieder einen unmittelbaren Leiter und Pfleger. Als neuer Hausvater für die Voranstalt wurde dann Christian Kolb, ebenfalls ein Württemberger, berufen und auf dem Drahtzug in Kleinbasel eine Mietwohnung bezogen. Kolb aber erkrankte bald nach Uebernahme seines neuen Amtes ernstlich; nach ihm seine Frau. In ein einziges Jahr drängte sich eine ganze Fülle von Leid und Trübsal. Und jetzt ließen sich die Bedenklichen wieder vernehmen, Gott wolle diese Voranstalt nicht, sonst hätte er nicht in so kurzer Zeit ihr Obdach in Flammen aufgehen, den Vorsteher sterben und seinen Nachfolger erkranken lassen. Hoffmann ließ sich nicht irre machen. „Ueber den Fortbestand der Voranstalt kann nicht der Brand des Hauses, nicht der Tod des Vorstehers, sondern nur die Frage entscheiden, ob sie für die Ausführung des uns vom Herrn übertragenen Werkes erfordert wird, und ob die Erfahrung zeigt, daß ihre Leistungen ihrem Zweck entsprechen.“[1]) Man fuhr also fort, in dem ärmlichen Hause, aus dessen Erdgeschoß der Lärm einer Farbmühle in die zwei mehr als primitiven Lehrsäle hinaufdrang, in der begonnenen Weise des Inspektors Gedanken zu verwirklichen. Und die Erfahrung hat dem Inspektor Recht gegeben.

[1]) M. M. 1846, IV, S. 146.

Hoffmann zur Seite wirkten als Lehrer der Zöglinge neben verschiedenen Kandidaten, die immer nur wenige Jahre in Basel weilten, hauptsächlich Staudt und Ostertag. Beide waren schon unter Blumhardt thätig gewesen. Als aber 1843 der Bürgermeister Hoffmann seinen Sohn zum Pfarrer der Gemeinde Kornthal von Basel reklamieren wollte und das Komitee seinen Inspektor nicht glaubte entbehren zu können, mußte man Staudt an seiner Stelle abtreten. Der feingebildete, mit der Feder malende Ostertag, war nicht eben ein bedeutender Lehrer. Seine breite und oft überschwängliche Art, die sich auch in seinen Schriften zu erkennen giebt, schloß aber ein fruchtbares Lehren und Lernen nicht aus. So war es vorzugsweise Hoffmann selber, der die Kosten eines anregenden Unterrichtes bestritt, wozu er denn auch vorzüglich begabt war. Namen von Zöglingen aus jenen elf Jahren wie Rebmann, Kölle, Zimmermann, Christaller, Hamberg und viele andere beweisen am besten, welch gründlicher und anregender, weitherziger und frommer Unterricht damals in Basels Missionsschule erteilt wurde. Und was das schönste war: die aus diesem Seminar hervorgingen, waren sich der Unvollkommenheit ihres Wissens bewußt und — wußten nichts, denn allein Christum, den Gekreuzigten.

4. Die Missionsleitung und die Missionsgemeinde.

Trotz aller Gebrechen, die Hoffmann bei seinem Eintritt in Basel bemerkte, mußte er doch gestehen, eine so wohl geordnete, festgeregelte und schön sich ergänzende Arbeit sei ihm noch nicht begegnet. Er war eher gewöhnt, eine ganze Masse von einem oder zwei Männern geistig geleitet und bestimmt zu sehen, als ein solches Zusammenwirken so verschiedener Charaktere und Gaben zu beobachten, wie es in der Basler Mission stattfand.[1])

Schon der Eintritt wie die Arbeit hernach wurde dem Inspektor besonders durch das Komitee erleichtert. Hier fand er Männer, denen es mit der heiligen Sache der Mission ein ganzer Ernst war. Zwar der wenigstens nominell an der Spitze stand, übte keinen großen Einfluß aus. Simon Emanuel La Roche war schon als Pfarrer von Binningen in der ersten Komiteesitzung 1815 anwesend gewesen und hatte dann als Diakonus und Pfarrer von St. Peter die Missionsanstalt aus den ersten unscheinbaren Anfängen herauswachsen sehen. Als Präses war er nicht zu bewegen, sich wirklich als solchen anzusehen, und obschon er die

[1]) Hoffmann, Die ev. Missionsgesellschaft ꝛc. S. 78—100. — Derselbe, Eilf Jahre in der Mission. S. 16, 104.

Sitzungen regelmäßig präsidierte, betrachtete er sich stets nur als Vizepräses. Später erschien er nur noch selten, versuchte aber zu Zeiten durch seine Machtsprüche alles Beschlossene wieder auf den Kopf zu stellen. Man war froh, als er 1854 seine Würde als Präses niederlegte. Doch blieb er bis an sein Ende in treuer Fürbitte mit der Mission verbunden und bezeugte in seinem eigenhändigen Lebensabriß, die langjährige Verbindung mit ihr gehöre zu den segensreichsten Führungen seines Lebens.[1]) Neben diesem geistreich-bewegten Manne saß bei Hoffmanns Eintritt der ehrenfeste ruhigklare Kaufherr Socin-Heusler, das älteste Mitglied des Kollegiums, der als Ratsherr die Finanzen des Kantons Basel zu verwalten hatte, ein regierungskundiger Greis. Da waren weiter der emsige, in allem kleinsten treue, pünktliche, säuberliche und grundgediegene Pfarrer E. Burckhardt, der das Protokoll führte und in 34 Jahren (1834—1869) an 1497 Sitzungen teilnahm; neben ihm Adolf Saraſin, „der Volksbote", ein feiner, gemütvoller, poetisch-anschauungsreicher und vielseitig gebildeter Theologe. Dann kam der Mann des praktischen Lebens, der Ratsherr Adolf Christ, der mit sicherer Klarheit die Menschen und ihre Charaktere oft mit einem Wort bezeichnete. Es folgten der strenge Geschäftsmann Ryhiner-Christ, der über dem Großen das Kleine nicht vergaß, und nicht zuletzt Spittler, der stets hoffnungsreiche, der die ganze weite Welt des Reiches Gottes auf dem Herzen trug und überall willig in den Riß trat, sich aber in dem geordneten Gang der Dinge still, fast nur wie ein Zuschauer bethätigte und allmählich in der freien Thätigkeit für die Ehre Christi ergraute. Mit solchen Männern zusammenzuarbeiten, war für den jugendlichen Inspektor eine große Freude.

Das Komitee mußte aber erst seiner eigentlichen Aufgabe zurückgewonnen werden. Es ist aus Blumhardts Zeit bekannt, daß das Missionskollegium wenigstens gegen das Ende jener ersten Periode nicht viel mehr als eine Dekoration war (vgl. S. 52). „Dem reichen und gewandten Geist des ersten Inspektors gegenüber waren die damaligen Mitglieder des Missionsrates mehr oder weniger in die Stellung eines bloßen Ratskollegiums geraten" und hatten die Missionsleitung ganz aus den Händen gegeben. Auch war es wegen Blumhardts zarter und reizbarer Konstitution immer schwieriger geworden, im Komitee mit der nötigen Offenheit und unumwunden zu Werke zu gehen, und so hatte es denn das Regieren ganz verlernt. Hier vor allem wollte Hoffmann Wandel schaffen. Es gelang ihm auch, aber nur, indem er alle Hebel ansetzte. Nach den ersten sechs Wochen nach seinem Amtsantritt dachte er, sofort wieder nach Württemberg zurückzureisen, wenn das Komitee nicht seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß als oberste, alles entscheidende Behörde anerkannt werde. Auch der mächtige Einfluß des Stuttgarter Hilfskomitees

[1]) Nachruf H. B. 1861, S. 25.

sollte in Zukunft zurückgedrängt werden. Es war dies nur möglich, weil sich nun zwischen dem Basler Missionsrat und seinem Inspektor ein schönes Verhältnis hohen gegenseitigen Vertrauens herausbildete.

Das Komitee ließ auch jetzt sehr Vieles und Großes in der Hand des Inspektors; er aber fühlte sich gerade dadurch zu unbegrenzter Offenheit verpflichtet. So verband man den Segen eines starken, einheitlichen Mittelpunktes in der Person Hoffmanns, dem das Referat über fast alle Gegenstände und die Ausführung fast aller Beschlüsse anvertraut war, mit dem Gewinn einer reichen und reifen Erfahrung, wie sie im Komitee verkörpert war. So vermied man auch einen allzu bureaukratischen Mechanismus, wie er sich bei dem starken Wachstum des Werkes leicht hätte ausbilden können, in gleicher Weise aber auch die allzu individuelle Haltung eines nur auf den Schultern eines Mannes ruhenden Unternehmens. Verwickeltere und weitläufige Fragen wurden durch die Prüfungskommission, den geistlichen Mitgliedern des Komitees mit dem Inspektor, oder durch die Verwaltungskommission, der die weltlichen Mitglieder mit dem Inspektor angehörten, vorberaten, je nachdem sie religiöser, pädagogischer, litterarischer oder aber finanzieller, merkantiler oder technischer Natur waren. Ueber die motivierten Vorschläge verhandelte dann das Gesamtkomitee. Das reine, nur auf die Sache selbst gerichtete Interesse, die freudige Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, die Bereitwilligkeit, sich stets besserer Belehrung offen zu halten, wie der Ernst und die Ruhe der Verhandlungen, die im Komitee zu Hause waren, machten es möglich, in allen wichtigen Angelegenheiten nie bloß mit Stimmenmehrheit, sondern immer nur mit Stimmeneinheit zu beschließen. Und die Einhelligkeit kam, ohne daß man einer Meinung Gewalt angethan hätte, nach reiflicher Beratung immer zu stande. Man begreift, daß ein solches Zusammenarbeiten aller Beteiligten eine Quelle der Freude wurde und das gegenseitige Verhältnis sich durchaus freundschaftlich gestaltete. Eine solche Missionsleitung lernten auch die Brüder immer besser schätzen. Gundert war mit großem Mißtrauen gegen das Komitee erfüllt, aus Indien zurückgekommen; nun wurde er ganz zufrieden gestellt. Er merkte, es ging alles viel offener zu als zu Blumhardts Zeiten; man durfte sich auch ganz frei aussprechen, „viel freier als gegen Brüder in Indien, wie auch ihr Alter sie geduldiger macht." Gundert war wiederholt Zeuge davon, wie bedachtsam und liebevoll die Herren die Sache der Missionare von allen Seiten erwogen.[1]) Auch Mögling wollte Gott zeitlebens für seinen Aufenthalt beim Komitee, hauptsächlich aber beim Inspektor danken. Menschen und menschliche Dinge angesehen, wie sie sind, nicht wie man sie phantasiert, wußte er in Basel nichts anders zu wünschen, als es war.[2])

[1]) Hesse, Aus Gunderts Leben. S. 217.
[2]) Gundert, Hermann Mögling ꝛc. S. 216.

An der aristokratisch-patriachalischen Form der Missionsleitung hielt Hoffmann fest in der Ueberzeugung, sie sei historisch geworden und für Basel auch einzig möglich. In seinem Abschiedswort sprach er sich ausführlich darüber aus, indem er nachwies, daß und weshalb keine andere Art von Leitung wünschbar oder auch nur möglich sei. Wer hätte ein Wahlkomitee, das doch seinen Sitz am Anstaltsorte haben mußte, wählen sollen? Ein periodischer Wechsel in den leitenden Personen hätte nicht nur die kompakte Einheit des Handelns und den traditionellen Zusammenhang der Erfahrung geschwächt, auch wäre es in Basel selber kaum möglich gewesen, viel mehr geeignete Männer zu finden, als sich bisher durch Selbstergänzung des Ausschusses zusammenthaten. Die englischen Vorbilder von Direktionswahlen, die eine reine Formsache waren, oder das Vorbild der Norddeutschen Missionsgesellschaft mit ihrer Majoritätswahl und dem Wechsel der Personen im Ausschusse waren nicht ermutigend; denn wenigstens die Norddeutsche Mission war in ihrer ersten Gestalt mit aus diesem Grunde untergegangen. Auch die Generalversammlungen der Rheinischen Missionsgesellschaft hatten nichts Verlockendes, indem dort entweder doch das Komitee allein wahrhaft bestimmend wirkte, oder aber jene mehr wechselnde Korporation auf leichte Informationen hin, ja von üblichen Ansichten aus Beschlüsse faßte, die auf den handelnden Ausschuß nur hemmend wirkten.

Man räumte demgemäß auch den Hilfsvereinen kein Recht der Mitregierung ein. Als einmal ein Pfarrer, der einen solchen Verein gründen wollte, den Inspektor fragte, welche Rechte das Komitee ihm zubilligen würde, wenn er sich der Basler Mission anschlösse, antwortete Hoffmann: das Recht, mit uns täglich auf den Knieen für die Mission zu beten; das Recht, mit uns die Missionskunde so weit als möglich durch alle Kanäle zu verbreiten; das Recht, so viele Gaben für die Mission als immer möglich zu sammeln. Ein rechter Missionsverein werde seine Pflichten für seine schönsten Privilegien halten; im übrigen sei man gerne bereit, brüderlichen Rat anzuhören und nach Umständen zu befolgen. Wie bedenklich aber ein bestimmendes Mitreden auch nur der Ausschüsse der Hilfsvereine für die Missionssache werden könne, davon erhielt Hoffmann einen Eindruck, als die Begeisterung für die Gützlaff-Mission in China erwachte. Auf die Berichte aus Hongkong hin wurde ein großer Bruchteil der Gaben von den Freunden für China bestimmt, so daß sich das Komitee eigentlich genötigt sah, die Bitten Gützlaffs wenigstens in etwas zu erfüllen (vgl. S. 91). Hätten damals die Hilfsvereine zwingende Beschlüsse fassen können, so wären die alten Missionen, wo nicht ganz ruiniert, so doch schwer geschädigt worden; denn die Mission in Indien fand man in der Heimat nicht interessant, die auf der Goldküste erschien zu viele Opfer zu erfordern. Die allgemeine Gunst wandte sich durchaus der enthusiastischen Methode Gützlaffs und seinem chinesischen Vereine zu. In solchen und

ähnlichen Zeiten konnte nur ein sachkundiges, erfahrenes Kollegium das Schifflein der Basler Mission durch alle Stürme und Klippen ungefährdet hindurchsteuern, wogegen z. B. die Norddeutsche Mission, die nach vielzähligen Abstimmungen der Missionsvereine ihr Vorgehen einrichtete, eben damals genötigt wurde, fast zu gleicher Zeit in Neuseeland, in Ostindien und in Afrika Missionen zu beginnen; auf diese Weise zersplitterte sie ihre Kräfte und es kam auf lange hinaus nirgends zu einem kräftigen und zielbewußten Arbeiten.

Wenn sich darum innerhalb der Basler Missionsgemeinde der Wunsch regte, die streng aristokratische Art der Missionsleitung durch eine andere, mehr demokratische zu ersetzen, so konnte Hoffmann darin nur einen recht schlimmen Feind der teueren Sache und ihres Gedeihens erblicken. Er gewann auch mit immer steigender Gewißheit die Ueberzeugung, Basel sei der rechte Ort und Mittelpunkt für die Missionssache wenigstens Süddeutschlands und der Schweiz. Doch schienen nicht alle Freunde diese Ueberzeugung zu teilen. Es war schon im letzten Kapitel von einem Verlangen württembergischer Missionsfreunde die Rede, ein eigenes Missionsinstitut zu besitzen. Dies Verlangen schien im Jahr 1847 so mächtig zu werden, daß es zu Thaten kommen sollte. Ein Kreis angesehener Geistlicher und Laien traten nämlich mit dem Projekt hervor, eine neue Missionsschule in Württemberg ins Leben zu rufen. Die Vorbereitung der Missionare sollte mit geringeren Kosten und in einfacherer Weise bewerkstelligt werden; Hauptmotiv war doch der Wunsch, etwas Eigenes zu haben. In Basel aber wurde man durch den ausgegebenen Prospekt sehr erschreckt, drohte doch eine bedenkliche Zertrennung der Missionsgemeinde gerade in dem Lande, wo die Basler Mission die meisten und stärksten Wurzeln getrieben hatte. Die Angelegenheit nahm eine so bedrohliche Gestalt an, daß das Komitee den Ratsherrn Adolf Christ mit zwei Begleitern — Hoffmann selber mußte am Sterbebett seiner ersten Frau zurückbleiben — nach Württemberg abordnete, um womöglich der drohenden Zersplitterung zu wehren. Man besprach sich mit den Freunden. Zum Glück mischte sich nichts Konfessionelles, keine persönliche Antipathie, kein Zweifel an der rechten Grundlage des Missionswesens in Basel ein, kurz nichts, was einen Prinzipienstreit bedeutet hätte. Man erwirkte, daß der Prospekt zurückgenommen und die „Fildermission" begraben wurde, ehe sie ins Leben getreten war. Das Band zwischen Basel und den schwäbischen Freunden wurde wieder enger geknüpft. Auch in Neuenburg tauchte einmal das Verlangen nach einer eigenen Mission auf, da es den welschen Brüdern schwer falle, dem deutschen Unterricht in Basel zu folgen. Auch diesmal gelang es der Weisheit und Milde Christs, die Freunde zu bewegen, daß sie von ihrem Vorhaben abstanden.

Eine wirkliche Schädigung erwuchs der Basler Mission aus dem zunehmenden Erstarken des Konfessionalismus in Deutschland, insofern sich infolge davon manche Kreise von Basel abwandten, um Gesellschaften zu gründen oder zu unterstützen, die sich auf den Boden irgend eines kirchlichen Sonderbekenntnisses stellten. Namentlich in Bayern, und hier besonders in Erlangen und natürlich vor allem in Sachsen wandten sich die Sympathien immer mehr der strenglutherischen Dresdener (Leipziger)-Mission zu; nur Leipzig ließ noch einzelne Gaben nach Basel gelangen. Ebenso kehrte sich Dänemark, das sich früher recht teilnehmend zeigte, um der kirchlichen Fragen willen immer entschiedener Dresden zu. Selbst im nahen Elsaß schlug die 1834 von Franz Härter gegründete „Evangelische Gesellschaft", welche die Missionen unterstützen wollte, immer entschiedener eine streng-lutherische Bahn ein.

Die Führer des Luthertums in Bayern, Harleß und Löhe, hatten zuerst Widerspruch gegen den unierten Standpunkt der Basler Mission erhoben und verlangten von ihr, daß sie sich der lutherischen Kirche bestimmt anschließe und ihre Sendboten auf deren Symbole verpflichte. Auch von Stuttgart ließen sich Stimmen hören, welche die Verpflichtung der Missionare auf die konfessionellen Symbole als einen erwünschten Ausweg bezeichneten gegenüber der Zertrennung, die nun in Bayern und Sachsen die Missionsfreunde in verschiedene und schier feindliche Lager auseinander trieb.

So wehe es nun thun mochte, von bisherigen Freunden als unentschieden oder halb- und falschgläubig verlassen zu werden, so hielt man in Basel doch an dem historisch gewordenen und hier allein möglichen Unionsstandpunkt fest. In einer offiziellen Darstellung der Basler Mission aus dem Jahr 1842 sprach sich Hoffmann des näheren darüber aus.[1]) „Was die kirchlichen Grundsätze betrifft," hieß es da, „die das Komitee bei seinem Verfahren leiten, so beruft es sich vor allem auf seinen Namen als evangelische Missionsgesellschaft. Diese war von Anfang an der Ueberzeugung, daß es die Absicht eines evangelischen Missionars sein müsse, die reine Lehre des Evangeliums, nicht ihre besondere Färbung in irgend einer kirchlichen Fassung, sei es nun die lutherische oder kalvinische oder irgend eine andere, den Heiden zu bringen. Sie hat von jeher geglaubt, daß die Gliederung der Einen evangelischen Kirche in verschiedene Bekenntnisformen eine Folge der menschlichen Beschränktheit sei, und daß keine dieser Bekenntnisformen eine ewige, sondern alle vergänglich seien, daß keine durchaus und allein die Wahrheit habe, sondern daß sie sich gegenseitig ergänzen. Darum war auch der theologische Unterricht in der Missionsanstalt stets darauf gerichtet, die großen und tiefen Grundlagen des gemeinsamen Glaubens der evangelischen Kirche zur Hauptsache zu

[1]) Hoffmann, Die ev. Missionsgesellschaft ꝛc. S. 36.

machen, während die freie wissenschaftliche Untersuchung die Unterschiede der Konfessionen ohne Ansehen der Personen und der Kirchen nach der Schrift beurteilte. Es war nie darauf abgesehen, weder Luther noch Calvin noch Zwingli, sondern stets Christum den Zöglingen teuer und klar zu machen. Sie bekennt sich als Missionsgesellschaft zum Worte Gottes oder, wenn man je eines kirchlichen Ausdruckes bedarf, zu dem Gemeinsamen aller evangelisch-protestantischen Bekenntnisse. Einzelnen Personen in ihr, Lehrern, Zöglingen, Missionaren verwehrt sie dabei nicht im mindesten, von dem in den Bekenntnissen Verschiedenen dasjenige sich anzueignen oder festzuhalten, was ihnen laut der heiligen Schrift als das Richtige erscheint. Sie läßt aber ihre ausgehenden Missionare kein Symbol unterzeichnen, weil sie höhere Bürgschaften als diese hinfälligen hat, daß ihre Missionare schriftgemäß lehren werden. Sie weiß wohl, daß sich niemand der bestimmten kirchlichen Fassung entziehen kann, worin er von Jugend an unterrichtet wurde; aber sie weiß auch, daß kindlich gläubige Prediger in der Heidenwelt trotz dieser Unterschiede im Frieden stehen können und wirklich stehen, daß keinerlei Verwirrungen durch die geringen Unterschiede, die auch so noch bleiben, unter die Heidenchristen kommt. Sie achtet die kirchlichen Eigentümlichkeiten hoch, aber sie hält sie für die Heidenwelt unbedeutend. Andern läßt sie hierüber gern ihre Meinung."

Während so der Kreis der Basler Missionsgemeinde nach der einen Seite enger wurde, suchte man ihn nach einer andern Richtung hin zu erweitern. Hoffmann machte seinen Einfluß vor allem geltend, um die Mission aus den Stuben der „Stillen im Lande" in die Hallen der Kirche überzuführen. Der Inspektor kannte den Ursprung der Mission wohl und wußte, daß ihre Lebenswurzeln in diesen stillen Kreisen der Privaterbauung zu suchen waren, zumal in Württemberg. Er selber war in diesen Kreisen aufgewachsen und verleugnete ihre Art bis an sein Ende nie völlig, auch im hohen Norden und in ausgesetzter kirchlicher Stellung nicht. Als er aber nach Basel kam, stand er nur noch mit einem Fuß auf dem Boden des Pietismus, den andern hatte er schon auf den breiteren Grund der aus der rationalistischen Erstarrung aufwachenden Kirche gesetzt, deren orthodoxe Glieder eben damals eine eigentümliche Verbindung mit dem Pietismus eingingen. Die Mission fand Hoffmann in ihren Grundsätzen und in ihrer Selbstanschauung noch ebenso, wie sie gegründet war, als ein Werk jener Stillen, jener Brüder, ihr zärtlich geliebtes und mit Opfern gepflegtes Kind. Die Mission suchte sich denn auch an dieses mütterliche Herz anzuschließen und ihrem Ursprung treu zu bleiben.

Immerhin war der Pietismus, dem die Basler Mission entsprungen war, von Anfang an kirchlich bestimmt gewesen. Sie hatte darum schon unter Blumhardt, wenn auch nur zögernd und wie verschämt, die kirchliche Oeffentlichkeit gesucht und immer eine kirchliche Haltung beobachtet. Durch

die Verbindung mit der englischen Kirchenmission hatte die deutsche einen weiteren Horizont gewonnen. Dennoch lag noch ein großes Feld brach da, das zur Bestellung einlud. Es gab Geistliche und Gemeindeglieder in nicht geringer Zahl, die am biblischen Evangelium festhielten, ohne sich doch in die Stille der Erbauungsstunden zurück zu ziehen. Sie fingen an, sich für die Mission zu interessieren und sich mit Gaben daran zu beteiligen. Die Verhältnisse hatten sich in fünfundzwanzig Jahren doch verändert; die Mission wurde nicht mehr in dem Maße wie früher als eine verächtliche Winkelsache bei Seite geschoben. Diese Kreise sollten nun recht eigentlich zur Mitarbeit aufgefordert werden. Man lief nicht mehr Gefahr, die Grundsätze verändern oder abschwächen zu müssen, wenn man die allzuengen Schranken erweiterte; mit denselben Prinzipien konnte man jetzt, da die Kirche überwiegend nicht mehr rationalistisch war, eine weit größere Zahl von Teilnehmern gewinnen. Allerdings waren auch hier viele Bedenken zu überwinden. Schon die älteren Mitglieder des Komitees waren voller Besorgnisse, und viele Stundenleute wurden mißtrauisch; sie hatten das Gefühl, als sollte ihnen ihr Kind entwunden und entfremdet werden. Es zeigte sich in den letzten Jahren von Hoffmanns Inspektorat, daß er das Vertrauen dieser Leute nicht mehr durchaus besaß. Er war eben für ihr Empfinden zu großartig zu Werke gegangen und hatte der Mission auch gar weite Kreise gewinnen wollen; auch war die Sprache des Komitees eine andere geworden. Der Inspektor ließ sich nicht irre machen; er betrachtete die Mission nicht als eine Liebhaberei eines engen Kreises, sondern als die der ganzen Kirche übertragene heilige Aufgabe, daher er sie mit kräftigem Nachdruck in die kirchliche Oeffentlichkeit rückte. Und wenn sein Vorgänger die Sache in seinen Reden und Publikationen meistens apologetisch behandelt hatte, so verfuhr Hoffmann aggressiv und schob die Mission allen Christen, die am Evangelium festhalten wollten, als kategorischen Imperativ ins Gewissen.

Den ersten und wichtigsten Vorstoß in diesem Sinne, die Mission in die kirchliche Oeffentlichkeit einzuführen, bedeutete das Erscheinen einer schon mehrfach erwähnten Werbeschrift von 128 Seiten, die in 40000 Exemplaren gratis verteilt wurde: „Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahr 1842, eine Bekanntmachung an alle evangelischen Christen, geschrieben im Auftrag des evangelischen Missions-Komitee von W. Hoffmann, Inspektor." Das Büchlein führte in beredter Weise aus, daß die Mission in der Bibel befohlen sei und skizzierte kurz den Gang der Mission seit den Tagen der Apostel bis auf die Gegenwart; es beantwortete die Frage, was weiter zu thun sei, und schilderte dann ausführlich die Basler Mission, ihre Entstehung, ihre Missionsschule, die kirchlichen Grundsätze und die Arbeitsgebiete. Unter der Ueberschrift: der innere Gang der Gesellschaft erteilte es Aufschluß

über das Komitee und seine Bedeutung, das Basler Missionsfest, den Kreis von Hilfsvereinen, die Finanzen und die von Basel geschaffene Missionslitteratur. Hoffmann schloß mit einer Einladung an alle evangelischen Christen, an diesem Werke mitzuarbeiten, indem er darlegte, wie Kirchenbehörden, Geistliche, Lehrer, schließlich alle und jeder sich dabei beteiligen könnten. „Möge der Herr, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, diesen Blättern die Herzen aufschließen und Tausende erwecken, daß sie das Werk, das einst am großen Tage Jesu Christi auch von ihren Händen wird gefordert werden, nicht sinken lassen, sondern ihm zum Fortwachsen verhelfen." Die kleine Schrift hatte großen Erfolg, wenn sie auch manchen Widerspruch herausforderte; denn so klar und offen war den deutschen Christen noch nie von der Mission gesprochen worden.

Dabei zeigte sich denn auch, welche Bedeutung einer guten Missionslitteratur als einer Werberin für die Mission eignet; und so verwandte Hoffmann auch darauf großen Fleiß. Das Missionsmagazin wurde unter seiner Redaktion noch inhaltsreicher und interessanter; er fügte namentlich eine Missionszeitung bei, wo jedesmal aus den Veröffentlichungen von gegen dreißig Missionsgesellschaften das Neueste aus allen Gebieten kurz gemeldet wurde. Der Jahresbericht teilte mit seinen Beilagen möglichst viele Originalberichte der Missionare mit, ja, der Inspektor machte es sich hierin wohl allzubequem, indem er die verschiedenen Stationsberichte einfach aneinanderreihte und so seinen Lesern wohl einen Einblick, aber kaum einen Ueberblick über das Ganze gewährte. Den Heidenboten redigierte Ostertag und füllte ihn ebenfalls mit Originalkorrespondenzen der Missionare. Einen besonderen Zweck verfolgte ein Aufruf Hoffmanns an die christlichen Frauen Deutschlands und der Schweiz über die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien; er wollte damit besondere Frauen-Missionsvereine bilden helfen, was denn auch nicht umsonst war (1841). Damals erschienen auch die ersten Basler Missionstraktate aus Zarembas Feder, eine Schilderung der Christenverfolgung auf Madagaskar und „das evangelische Missionswerk auf Neuseeland", das Exemplar zu vier Kreuzer. 1844 folgte die von Hoffmann mit Hilfe einiger Lehrer des Missionshauses herausgegebene Missionsweltkarte, die von einer volkstümlichen Beschreibung und einem Aufruf an das Christenvolk zu Gunsten der Mission begleitet war.

Hoffmann legte es darauf an, in allen Veröffentlichungen der Gesellschaft einen tieferen Einblick in die Zustände auf den Arbeitsfeldern zu geben, als es bisher üblich gewesen war. Es war nicht im Sinne der Leitung, bloß das Erfreuliche, was Hoffnungen weckte oder Wünsche erfüllte, aus den einlaufenden Berichten zu veröffentlichen. Dieses Verfahren war nur zu sehr und zu lange geübt worden, so daß sich allmählich das Gefühl verbreitet hatte, als hielten die Herausgeber

von Missionszeitschriften ihre Leser mit Aussichten und Verspechungen hin. „Jetzt war es an der Zeit, auch die Schatten dieses Gemäldes sichtbar werden zu lassen, damit die Teilnahme eine begründete, bewußtere werde, die sich an die großen Grundsätze und Zielpunkte der Mission knüpft". Daran aber mußten die Missionsfreunde erst gewöhnt werden. Man meinte auch die schonen zu müssen, die den Mut zur Sache verlieren, wenn sie die Schatten erblicken, die dunkel und schwer neben dem schönen Lichte liegen. Endlich dachte man daran, daß die Missionsleitung die Schützerin und Vertreterin ihrer Sendboten sein müsse, die, in die Ferne gerückt, die Motive ihres Thuns und Lassens nicht selbst darlegen, die Entschuldigungen ihrer Fehler nicht selbst vorbringen konnten. Wie schlecht würde das Komitee seine Aufgabe wahrnehmen, wollte es die Fehler und Mißgriffe seiner Missionare ohne weiteres dem Urteil der Vielen bloßstellen, die kein Korrektiv zur Hand haben, um das Urteil billig und richtig zu fällen. Trotz dieser gerechtfertigten Erwägungen wird man doch auch Hoffmann von dem Vorwurf der Schönfärberei nicht ganz freisprechen können; denn die Missionsromantik fand gerade in ihm ihren gewandtesten und imponierendsten Vertreter. Hamberg, der Basler Pionier in China, wies doch auf die bessere Spur, wenn er im Jahr 1850 nach Hause schrieb: „Ich bedauere, daß ich nicht im stande bin, interessant zu schreiben; ich darf aber hoffen, daß das wahre Interesse für die Mission in der Heimat nicht zu sehr von den Berichten aus der Heidenwelt abhängig ist. Wer Glauben hat, der handelt, weil er glaubt, nicht weil er sieht; wer aber im Glauben beharrt, der wird gewiß auch schauen dürfen."

Wenn Hoffmann auch Missionsstunden im Druck erscheinen ließ, so war dies eine Frucht seiner mündlichen Vorträge, die er allmonatlich in der alten St. Elisabethenkirche zu Basel hielt; denn wie durch das geschriebene, so wolle er auch durch das mündliche, frei gesprochene Wort für die Mission gearbeitet wissen.[1]) Seine Missionsstunden versammelten bald eine ansehnliche und nicht nur den eigentlichen Missionskreisen angehörende Zuhörerschar. Auch Männer wie De Wette fanden sich ein, wenn auch mehr durch die Art und Weise der Behandlung, als durch den Stoff angezogen. Eine ganz bedeutende Wirkung übten diese Missionsstunden in Buchform aus. Nicht nur wurden manche dadurch überzeugt, daß sich der lebendige Christenglaube nicht bloß in engen Gedanken bewege, sondern frei ins Große hinaus thätig sein könne — so der nachmalige Präsident der Basler Mission, Christoph Johannes Riggenbach[2]) — auch als Vorbild regten sie kräftig an. Es mehrten sich hin und her die Geistlichen, die in ihren Kirchen Missionsstunden hielten oder

[1]) Hoffmann, Missions-Stunden, 32 Vorträge ꝛc. Stuttgart 1847. — Derselbe, Neue Sammlung, Stuttgart 1851 — auch als Anhang zu seinen „Eilf Jahren".

[2]) vgl. H. B. 1890, 74.

doch in ihren Schulen und sich dabei nicht mehr mit dem Vorlesen von Briefen und gedruckten Nachrichten begnügten, sondern in freier Rede aus der Mission erzählten.

In noch schwunghaftere Aufnahme kamen jetzt die kirchlichen Missionsfeste. Besonders in Württemberg.[1]) Im Jahr 1843 wurde das erste Stuttgarter Missionsfest von etwa fünftausend Teilnehmern gefeiert. Die alten Stuttgarter Brüder waren freilich nicht dafür gewesen, daß die Mission in solcher Weise an die Oeffentlichkeit trete; sie hätten sie lieber wie bisher in den Kreisen der Stillen im Lande gehalten. Allein die Sache hatte schon weit über die Kreise hinaus die Aufmerksamkeit und Teilnahme des christlichen Volkes gefunden. So hatte sich z. B. in den Stuttgarter Handwerkerzünften schon früher eine Art Kollekteverein für die Mission gebildet. Dr. Barth, sein Freund, Buchhändler Hänel in Stuttgart, und andere Freunde traten Hand in Hand mit Hoffmann für größere Oeffentlichkeit ein. So wagte man es, zum ersten Male in Schwabens Hauptstadt mit einem Missionsfest in der Stiftskirche hervorzutreten; der gute Eindruck der Feier war entscheidend für alle kommenden Jahre. Die offizielle Kirche bekundete ihr Wohlwollen gegen die Mission, indem in das neue Gesangbuch von 1842 sechs Missionslieder aufgenommen wurden. Württemberg war freilich auch das Land der Missionsdichter. In Baden hatte sich das Kirchenregiment in einem Generale von 1839 an sämtliche Dekanate auf schöne Weise über die Mission geäußert. 1845 zählte das Großherzogtum, wo Professor Stern in Karlsruhe und Buchhändler Winter in Heidelberg besonders eifrige Missionsfreunde waren, schon neunzehn Hilfsvereine, deren Missionsfeste sich durch die rege Teilnahme der Landleute zu christlichen Volksfesten gestalteten. Von Heidelberg nach Mosbach fuhren auf einem eigens dazu bestellten Dampfschiffe neunzig Missionsleute den Neckar hinauf zum Fest unter Gesang, Gebet und Ansprachen. Ueberall kam ein neuer Zug in die Sache. Am Missionsfest in Bretten nahmen 1841 etwa achtzig Geistliche des Landes teil.

Auch in der Schweiz gewann die Missionssache an Boden.[2]) Noch zu Blumhardts Zeiten waren in Schaffhausen monatliche Missionsbetstunden eingeführt worden, in Zürich dagegen vierteljährliche Missionsvorträge zu St. Peter, bei welchen ein erster Sprecher etwas Historisches behandeln, ein zweiter die erbauliche Ansprache halten sollte. Diese Vierteljahrsversammlungen dauerten fast bis 1852; dazu hatte die Evangelische Gesellschaft seit 1847 monatliche Missionsstunden in der alten St. Annakapelle eingerichtet. Auch auf dem Lande wuchs die Zahl der Missionsfeste beständig; davon erhielt das in Ottenbach von 1841 politische

[1]) Strebel, Geschichte des Missionslebens in Württemberg. A. M. Z. 1878, 116.
[2]) Zimmermann, das Missionswesen im Kanton Zürich, M. M. 1882, 20.

Berühmtheit im Zusammenhang mit den Straußischen Wirren. Ein etwas gewaltthätiger Statthalter verbot die Feier, und als sie doch abgehalten wurde, kam es zu argen Störungen, die sich besonders gegen Zaremba als gegen einen auswärtigen Prediger richteten. Der „Republikaner", ein fortschrittliches Zürcherblatt, brachte einen gehässigen und unverständigen Artikel: „Auch die Abkömmlinge Zwinglis werden mit Missionen beglückt". Was den Missionsgegnern bei vielen einigen Schein verlieh, war die freilich erst nachher erkundete Nachricht, daß dem Missionar Zaremba das öffentliche Auftreten im Großherzogtum Baden verboten worden war. Das war wegen einer unvorsichtigen Aeußerung Zarembas, die von Gegnern sofort ausgebeutet worden war, geschehen. Die Ottenbacher Angelegenheit beurteilte Hoffmann sehr objektiv, die Geistlichen dort seien im Irrtum gewesen, als sie die Missionsfeier wie einen schon recipierten Gottesdienst betrachteten. Die Störung selbst erschien ihm nicht bedenklicher Art; er hoffte, dergleichen werde zur Förderung der heiligen Sache ausschlagen, die eben ihr gutes kirchliches Recht erkämpfen müsse. „Daß Kämpfe für das Missionswesen kommen und es eben durch diese in das Kirchen- und Staatsleben unserer Zeit tief hineingearbeitet wird, kann nur erwünscht sein und giebt der zu neuem Selbstbewußtsein erwachenden Kirche Gelegenheit, faktisch zu erklären, wie unablöslich ihr die Thätigkeit für die Ausbreitung des Evangeliums von ihrer eigenen Lebensentwicklung erscheint". Und in der That konnten solche Stürme den Fortschritt der Missionssache in der Heimat nicht hindern.

Von Basel aus war man bemüht, sich nach Kräften an diesen Missionsfesten zu beteiligen; Hoffmann selber besuchte so viele Feiern als ihm nur möglich war. Ihm zur Seite standen jetzt Missionsreiseprediger, Zaremba als erster und ständiger, daneben andere heimgekehrte Missionare auf längere oder kürzere Zeit wie Bischof Gobat, Weitbrecht, Leupolt, Lacroix und Fjellstädt, der dann Direktor einer schwedischen Missionsgesellschaft in Lund wurde. Auch Kolporteure waren eine Zeitlang im unmittelbaren Dienst der Basler Mission, um den Missionsschriften besseren Eingang im Volk zu verschaffen. Die Krone aller Veranstaltungen, den Missionssinn in der Heimat zu wecken und zu pflegen, war natürlich das Basler Missionsfest. So gestaltete sich das heimatliche Missionsleben unter Hoffmann glänzend, wie man es bisher noch nie erlebt hatte. Der geistvolle, weltmännisch gewandte Inspektor wußte alle möglichen Leute für die Sache zu interessieren; unermüdlich war er thätig, ihr neue Freunde zu gewinnen. Die Missionsfeste wurden immer größer. „Das war ja eine Pracht, sagt Josenhans in einem Rückblick auf Hoffmanns Zeit, wenn man zwischen 1839 und 1849 zu den Missionsfesten zog; da kamen ja Fürsten sogar, da wurde in den größten, gewaltigsten Kirchen vor Tausenden und aber Tausenden über die Mission geredet." [1])

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden, S. 164.

Dabei war es nicht anders möglich, als daß viele alte Freunde über Verweltlichung der Mission Klage führten, während andere durch solchen Eifer erst recht angetrieben wurden, die allgemeine Missionspflicht zu leugnen; sie warfen Hoffmann vor, er lasse die Teilnahme an der Mission als Hauptkennzeichen lebendigen Christentums erscheinen, und verwahrten sich dagegen.

Die Basler Mission stund im Zeichen des wachsenden Mondes, daheim wie draußen auf den Missionsgebieten. Das zeigte sich nicht zuletzt auf dem Gebiete der Einnahmen und Ausgaben. Die von Blumhardt umsichtig gesammelten und ängstlich gehüteten Dispositionsfonds von 120000 Franken waren bis 1847 gänzlich aufgezehrt. Die Ausgaben stiegen von 1837 bis 1842 auf das Doppelte des Gewohnten und betrugen jetzt über 213000, im Jahr 1849 über 250000 Franken. Mit den Ausgaben mußten die Einnahmen Schritt halten. Auf den vorsichtigen Rat: beschränket euere Arbeiten, richtet euch nach den vorhandenen Mitteln! antwortet Hoffmann schon 1842: „Wären wir am Ende der Möglichkeit, mehr Beiträge zu empfangen, so wäre nichts natürlicher und gegründeter als eben dieser Rat. So lange sich aber nur wenige um die Mission bekümmern und Scharen evangelischer Christen nichts von ihr wissen, wenigstens nichts Wahres, kommt er zu früh. Es gilt nach dem Wort der Schrift zu thun, was wir können, so lange es noch Tag ist, um zu wirken. Die Bescheidenheit, nicht mehr ausrichten zu wollen, als man kann, ist wohl an ihrem Orte, wo einem die Grenzen des Könnens bekannt sind. Aber die Mutlosigkeit, nicht einmal zu versuchen, nichts zu erstreben, sondern sobald es Anstrengung gilt, von einem Nichtskönnen, von einer göttlich geordneten Grenze zu reden, wäre Sünde. Dieser will und darf sich das Missionskomitee nicht schuldig machen. Es kann und soll noch weit mehr als das Bisherige geschehen. Ob es geschehen wird, steht in Gottes Hand. Nur wenn es nicht geschieht, soll es nicht die Schuld des Missionskomitees sein."

Die Einnahmen wuchsen denn auch; doch war hier der Fortschritt nicht so stetig wie bei den Ausgaben. Von über 126000 Franken im Jahr 1839 stiegen sie auf über 237000 im Jahr 1849. Die höchste Jahreseinnahme während dieses Decenniums hatte aber mehr als 293000 Franken betragen. Siebenmal wies die Kasse einen Fehlbetrag auf und zwar bis auf 70000 Franken und nur fünfmal einen Ueberschuß von nie mehr als 38000 Franken. Da begreift man, daß die Fonds allmählich aufgebraucht wurden. Nun aber befand man sich in einer argen Klemme. Hoffmann mußte 1847 an Barth schreiben: „Unsere Mittel sind durch die Erweiterung des Werks bis auf den Boden hinaus erschöpft, so daß wir jetzt mit ein paar tausend Franken in der Kasse die sechs- bis achtmal größeren Ausgaben des Monats vor uns stehen sehen." An die indischen

Brüder wurde ein Zirkular versandt, worin man die ihnen zustehenden Mittel aufs allernotwendigste beschnitt. Die Revolutionsstürme von 1847 auf 1848 hatten diese schwere Krisis heraufgeführt; daß man die Mission ihrem ganzen Umfange nach aufrecht erhalten konnte, verdankte man damals hauptsächlich den englischen Freunden in Indien, die eine Liebessteuer von 45 000 Franken zusammenlegten. Die Erhaltung des in so rascher Folge Entstandenen nahm auch weiterhin alle Kraft in Anspruch, und schon kündigte sich die Reihe der magern Jahre an, die zu Beginn der dritten Periode der Basler Mission die Entwicklung des Werkes empfindlich hemmen sollten.

Aber auch die Kraft Hoffmanns schien nun zu Ende. Seit 1846 war er viel kränklich. Der Tod seiner ersten Frau versetzte ihm einen schweren Schlag, nicht nur ihm: auch dem ganzen Hause. Da er neben dem Inspektorat noch eine außerordentliche Professur an der theologischen Fakultät der Basler Hochschule bekleidete, war der Arbeit zu viel und dies und das mußte unter dem Uebermaß der Aufgaben leiden. Mögling hatte nicht ohne Grund gesagt: „wir könnten einen vollkommenen Missionsinspektor haben, wenn er dies allein sein wollte." Am meisten litt doch seine Gesundheit darunter. Im Laufe des Jahres 1847 wurde er bedenklich krank. Schon hatte er gehofft, in Jahresfrist als Visitator nach Indien zu gehen; nun war er ins Zimmer, bald auch ans Bett gebannt. Und wenn er sich auch erholte, so versagte doch die Gesundheit nach jeder großen Anstrengung. Das Komitee forderte ihn auf, sich einen jüngeren Mitarbeiter zuzugesellen, aber Hoffmann wollte fortarbeiten, bis die Kräfte versagten und dann einem andern die Stelle einräumen. Im April 1848 kündigte er seinen Rücktritt auf den Herbst an. Aber das Komitee wollte ihn nicht ziehen lassen und schlug nochmals vor, die Arbeit zu teilen. Eine Reihe von Württembergern: Barth, Werner, Staudt, Christoph Hoffmann, der Bruder des Inspektors, lehnten ab. Endlich fand sich in Josenhans der Mann, der 1849 als „Vorsteher" die Leitung des Missionshauses und des Unterrichts übernahm, während sich Hoffmann auf die Direktion der Missionsgebiete und des heimatlichen Missionslebens zurückzog.

So gewann Hoffmann den Mut, sein Amt weiter zu führen. Auch sein häusliches Leben gestaltete sich wieder freundlicher, da er eine zweite Gattin heimführte. Aber sein Wiedererstarken war nicht auf lange. Bedenkliche Krankheitsanfälle nötigten ihn, die Führung der Inspektoratsgeschäfte wenigstens zeitweilig zu übergeben, und im November 1849 war er entschlossen, ganz zu gehen. Er war des immerwährenden Konfliktes zwischen Gewissen und Fähigkeit, zwischen Sollen und Können müde. „Ein Inspektor muß zu Pferd steigen können und wäre er so alt wie Radetzky; kann er das nicht, so verlasse er seinen Posten! Ich bin der

guten Zuversicht, daß man in einem Jahr sagen wird: es ist recht, daß der alte, schwächlich gewordene Inspektor fort ist". Aus Indien kamen die schlimmen Berichte von der Uneinigkeit und Unbotmäßigkeit der Brüder; die von Südmahratta waren recht eigentlich gegen den Inspektor aufgestanden. In der Heimat waren so manche alte Missionsfreunde bedenklich geworden: bei all dem Vorwärtsdrängen Hoffmanns war ihnen der Atem schier ausgegangen. So wollte er denn weichen.

Sein Abschied von Basel gestaltete sich ganz tragisch. Seine zweite Gattin starb im Wochenbett. Als Hoffmann starr neben der geliebten Leiche saß, öffnete er ohne besondere Gedanken einen der angekommenen Briefe. Nachdem er ihn überflogen, reichte er ihn Josenhans, der neben ihm stand, mit den Worten: „Da sieh! ich bin gerichtet". Es war ein Erguß eines bitter gestimmten Missionars, seines ehemaligen Schülers voll bitterer Klagen wider ihn. Mit tiefer Wehmut im Herzen, aber auch mit herzlicher Liebe schied er von der Stätte seiner reichen und gesegneten Thätigkeit am 1. Mai 1850. Er sei zur rechten Zeit hergeführt worden, und zur rechten Zeit führe ihn Gott wieder hinaus; denn er habe für jede Zeit seine eigenen Leute. Von zwei Berufungen hatte er die zum Ephorus des Stiftes zu Tübingen erwählt. Doch war seines Bleibens in der schwäbischen Musenstadt nicht lange; schon 1851 siedelte er als Hof- und Domprediger Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin über, um zwei Jahrzehnte hindurch als der Mann des königlichen Vertrauens und das einflußreichste Mitglied des preußischen Kirchenregimentes eine große Wirksamkeit zu entfalten, doch bis an sein Ende im Jahr 1873 mit Basel in Liebe verbunden.

Die große schwere Missionslast aber, die er in Basel getragen, legte sich nun ganz auf die Schultern von Joseph Josenhans.

Dritter Abschnitt.

Die Basler Mission unter Josenhans.

1850—1879.

Beschaut man sich die Basler Mission unter Blumhardt, so ist's als betrete man einen Stunden- oder Versammlungssaal; der Inspektor sitzt am Harmonium und spielt mit gefühlvollem Ausdruck die Missionsweise als ein Glaubenslied der Stillen im Lande. In der zweiten Periode gewahrt man Hoffmann auf der Orgelbank; er hat alle Register gezogen und läßt das Missionslied als Choral durch die weiten Kirchenhallen brausen, und die Kirche füllt sich mit verwunderten und lauschenden Leuten. Jetzt naht der dritte Inspektor, ein Dirigent, bereit, ein ganzes, großes Orchester zu leiten; man sieht sein Auge auf allen ruhen, sein Ohr empfindet peinlich jeden Mißton, und zuweilen schlägt sein Dirigentenstock auf das Pult auf, daß sich alles erschreckt ansieht. Es ist aber ein großes Tonwerk, daran sie sich mühen, eine gewaltige Symphonie; man ahnt ein herrliches Finale.

Der Dirigent ist Joseph Josenhans.[1]) Am 9. Februar 1812 geboren, wuchs er als Sohn eines frommen, pietistischen Hauses in Leonberg mit Hoffmann unter einem Dache auf und wurde schon in der Jugend mit der Mission bekannt. Als Seminarist in Blaubeuren drang er zu selbständigem Glauben durch und war als Student in Tübingen der Mittelpunkt eines kleinen Kreises gesinnungsverwandter Studierender; als Lehrer in Stetten, als Repetent in Tübingen und als Helfer in Winnenden offenbarte er seinen entschiedenen, zielbewußten, christlichen Charakter. Für seine theologische und kirchliche Bildung war besonders eine größere Studienreise durch Deutschland bedeutsam geworden; nach seiner eigenen

[1]) Hesse, Joseph Josenhans, ein Lebensbild, Calw und Stuttgart 1895. — Josenhans, Ausgewählte Reden, Basel 1886. — Inspektor Josenhans, Charakteristik und Lebensriß von einem seiner Schüler, Basel 1885. — Wurm, Joseph Josenhans ꝛc. A. M. Z. 1885, 209.

Aussage machte sie ihn zu einem anderen Manne. Nicht nur, daß er das schüchterne, im Umgange mit Gebildeten unbeholfene Wesen ablegte und von da ab am liebsten mit Aristokraten des Geistes und des Charakters verkehrte: auch sein geistiger Gesichtskreis erweiterte sich. Namentlich lernte er die äußere, sichtbare Kirche schätzen mit ihren Einrichtungen und dem Segen der Objektivität gegenüber dem pietistischen Subjektivismus, darin er aufgewachsen war. Als Missionsinspektor war er denn auch ein Kirchenmann im besten Sinne des Wortes und drang überall auf den kirchlichen Charakter des Werkes so sehr, daß er z. B. mit seinem Rücktritt drohte, als das Komitee daran dachte, die monatlichen Missionsstunden in Basel aus der Elisabethenkirche in das neuerbaute Vereinshaus zu verlegen.

Seiner Bekanntschaft mit der Mission verdankte Josenhans Eindrücke, die für seine Bekehrung entscheidend geworden waren; darum war er ihr von Herzen zugethan. Eine Zeitlang hatte es sich angelassen, als ob er im Dienst der Pilgermission von Chrischona nach Palästina gehen würde, um dort ein Missions- und Evangelisationswerk zu leiten. Als er aber von Spittler berufen wurde und fragte: wer wird mein Vorgesetzter sein? wer werden die Männer sein, die das Komitee bilden, darunter ich stehen soll? da erhielt er von Spittler keine Antwort. Er hätte große Lust gehabt, dem Ruf zu folgen; aber in eine Mission hinein zu gehen, die entweder keine Vorgesetzten hat oder ihre Leute nicht nennt, die keine klaren Prinzipien verfolgt, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. So war er denn frei, dem Ruf zu folgen, der ihn an Hoffmanns, seines Jugendfreundes Seite als „Vorsteher" ins Basler Missionshaus führte. Im März 1849 traf er in Basel ein, um schon ein Jahr darauf in die Stelle des ersten und einzigen Inspektors vorzurücken. Als ein „Mann ohne Steckenpferd" hatte er sein ganzes Herz der Mission geschenkt. Es fehlte auch an großer und schwerer Arbeit nicht.

Josenhans sah bei seinem Amtsantritt die kommenden Jahre nicht als seine Zeit an, wie dies Hoffmann von den vorausgegangenen elfen gesagt hatte; er meinte, in Zukunft werde das Gelingen der Mission weit weniger von der überragenden Kraft und Einsicht eines einzelnen abhängen als bisher. Aber sein Nachfolger, Inspektor Schott, war doch im Rechte, wenn er am Jahresfest von 1879 ausführte, die dreißig Jahre von 1849—1879 seien die Zeit von Josenhans gewesen, der er sein persönliches Gepräge aufgedrückt habe. Der Gnadengabe der Regierung bewußt, habe Josenhans das von Blumhardt Gepflanzte und von Hoffmann zu fröhlichem Gedeihen Geführte in die Bahnen fester Ordnung geleitet und in festem, geregeltem Gange erhalten; die göttliche Versiegelung aber lasse sich in der zuvor nie geahnten Ausdehnung erkennen, wozu das Werk unter dieser Ordnung erwachsen sei. Und allerdings ist Josenhans wesentlich der Organisator und Gesetzgeber der Basler Mission geworden,

der ihr die Bahnen wies, darin sie sich im wesentlichen bis heute entwickelt hat. Josenhans selber unterschied dabei zwei Perioden in der Geschichte seiner dreißig Jahre. Die Grenzlinie bildete nach seiner Auffassung die Errichtung des neuen Missionshauses im Jahr 1860; vorher die Zeit der Kämpfe, der Krisen draußen und daheim, der Visitation und Organisation; nachher die Zeit der stillen Ausgestaltung und Weiterführung des Werkes ohne bedeutende Veränderungen im Aeußern, ohne besondere Kämpfe und Sorgen. Auch auf den Missionsgebieten draußen sei in der zweiten Hälfte unseres Abschnittes alles im Vergleich zur früheren Zeit ruhig und ungestört verlaufen.[1])

Für unsere Darstellung müssen wir von dieser Zweiteilung absehen und die Geschichte der Basler Mission unter Josenhans nach den verschiedenen Wirkungskreisen gesondert betrachten; aber auch so wird es nötig, in einem ersten Kapitel von der durch Josenhans ins Werk gesetzten Visitation und Organisation zu handeln.

---

1. Visitation und Organisation.[2])

„Noch fehlt unserer Mission etwas Wichtiges: die Ordnung der Stationen in ein regelmäßiges Verhältnis der Unterordnung; doch sind einleitende Schritte gethan." So hatte Hoffmann Ende 1849 an Barth geschrieben und damit die Aufgabe bezeichnet, die sein Nachfolger zunächst zu lösen hatte. Dringlich war sie hauptsächlich im Blick auf das indische Missionsgebiet.

Die Basler Missionsgemeinden in Kanara, Südmahratta und Malabar waren freilich noch klein; man zählte alles in allem nicht ganz tausend Getaufte, unter denen allerdings — wenn auch nur spärlich — die höheren und höchsten Klassen vertreten waren. Dazu hatten die Missionare in den Schulen und in litterarischen Arbeiten schon Bedeutendes geleistet, und die Reisepredigt in Verbindung mit reichlicher Verbreitung christlicher Schriften hatte den Namen Christi weithin bekannt gemacht. Die großartige Unterstützung, die hohe englische Beamte wie Anderson, Strange, Conolly, Casamajor und andere den Arbeiten der Basler Sendboten zugewendet hatten, der Umstand, daß die Bibelgesellschaft in Madras die Revision der kanaresischen Bibel Basler Brüdern übertragen hatte, und andere Thatsachen bürgten dafür, daß die Arbeit in Indien das volle

---

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 138.
[2]) Hesse, Joseph Josenhans II. Kap. 2 und 3.

Zutrauen urteilsfähiger Augenzeugen gewonnen hatte. Dagegen war der Mangel an einer festen Organisation des Werkes schon lange schmerzlich fühlbar geworden und hatte die größten Uebelstände gezeitigt. Hoffmann und besonders Josenhans litten schwer unter der Wahrnehmung, wie frei sich namentlich die hervorragenden Brüder bewegten: der schlagfertige, aber doch sehr eigenmächtige Hebich, der kluge, geistvolle, aber überaus bewegliche und unberechenbare Mögling, dann Gundert, der sich selbst versteckte, aber alles menschliche Regieren und Gesetzemachen gründlich geringschätzte. Es bekümmerte Josenhans, daß die Einheit der Missionsarbeit noch so wenig angestrebt war, und daß die Leitung aus der Ferne durch allerlei Differenzen der Arbeiter untereinander und mit dem Komitee erschwert wurde. Es fehlte am rechten Zutrauen zu einander; auch hatte das Komitee die Brüder im Verdacht, sie seien bequeme Herren, die den apostolischen Geist vermissen ließen.

Anfänge einer Organisation der Mission in Indien waren freilich vorhanden; man erinnere sich dessen, was früher von der Generalkonferenz der indischen Brüder berichtet wurde (S. 80). Der 1839 von den Brüdern ausgearbeitete Verfassungsentwurf zielte darauf, diese Generalkonferenz als die leitende Missionsbehörde hinzustellen in möglichster Unabhängigkeit vom Komitee in Basel. Aber gerade hiemit drangen sie in Basel nicht durch. Hoffmann setzte es durch, daß das Komitee als Vermittler der Gaben für die Erhaltung der Mission auch Rechenschaft zu geben habe von der Verwaltung dieser Gelder und sich also die finanzielle Leitung der Mission vorbehalten müsse; ebenso aber auch als Bildner und Erzieher der Missionare wie als deren Sendungsorgan ihre übrige Direktion. Man billigte der Generalkonferenz in Indien nur die Stellung einer beratenden Versammlung zu, deren Anträge erst vom Komitee zu Beschlüssen erhoben werden konnten. Für die finanzielle Ordnung ernannte man in Hebich einen Generalkassier. Die Missionare behielten übrigens noch Spielraum genug zur freien Entfaltung; die Generalkonferenz ließen sie aber einfach fallen, da ihr das Komitee die Flügel beschnitten hatte. Hoffmann verkehrte nun mit den einzelnen Brüdern und besonders mit denen, die als Säulen galten, direkt und nun zeigten sich neue Uebelstände, die das Gedeihen der Mission gefährdeten, die aber, weil schon mehrfach erwähnt, nicht noch einmal geschildert werden sollen. Die Brüder waren sich rechtlich alle gleichgeordnet; es waren ja eben nach gut pietistischer Auffassung Brüder, die ohne Gesetz und Ordnung das Rechte schon finden und durch Glaube und Liebe verbunden sein sollten; es herrschte denn auch eine Art brüderlicher Ordnung, aber die Brüderlichkeit überwog die Ordnung. Man genoß eine weitgehende Kolonialfreiheit, jeder that an seinem Posten, was ihm zunächst lag und paßte. Keiner hatte Autorität über den andern. Man wußte nicht, wer gebietet und wer gehorcht.

Im Jahr 1849 that man einen Schritt vorwärts und gab der indischen Mission eine neue Verfassung. Während bisher die einzelnen Stationen und Missionare unter sich nur lose verbunden waren, rief man jetzt die Generalkonferenz wieder neu ins Leben. Alle zwei Jahre sollten Abgeordnete der vier Distrikte in Mangalur zusammentreten; ebenso sollten in bestimmten Zwischenräumen Distrikts- und Stationskonferenzen mit festbegrenztem Wirkungskreis regelmäßig abgehalten werden, um unter der Leitung frei von den Missionaren gewählter Präsidenten und Sekretäre die Angelegenheiten der Mission zu beraten und sich gegenseitig zu ermuntern, zurechtzuweisen und zu erbauen. „Diese Einrichtung, hieß es im Jahresbericht von 1850, wird, wenn gleich keine dieser Konferenzen das Recht hat, unabhängig vom Komitee neue Anordnungen und Verfügungen zu treffen, doch wesentlich dazu beitragen, die bestehenden Komiteeverordnungen allseitig auszuführen, die Einheit des Ganzen zu sichern, die Kräfte zu koncentrieren, Mißverständnissen vorzubeugen, den Mut und die Freudigkeit der Brüder zu beleben und dem Komitee gründliche Berichte über den Stand der Dinge und die jeweiligen Bedürfnisse zu verschaffen. Zugleich sind auf diese Weise in den Personen der Präsidenten und Sekretäre diejenigen Männer gefunden, welche das Komitee für die Durchführung der Beschlüsse verantwortlich machen kann, so daß falsche Freiheit und Brüderlichkeit ebenso wie unbefugtes Regieren beseitigt werden können".

Aber eben diese Neuordnung ließ die Eiterbeule aufbrechen. Nun kam es in Südmahratta zu einem eigentlichen Aufstand gegen die heimische Missionsleitung. Die Brüder im Oberland beschickten die Generalkonferenz einfach nicht und widersetzten sich auch einer Anordnung, wonach Missionar Würth von Hubli nach Mangalur übersiedeln sollte. Es war, als ob der Revolutionsgeist von 1848 in die Brüder in Indien gefahren sei. Es war unmöglich, die Differenzen brieflich zu lösen. Nur ein Mittel konnte zum Ziele führen: der Inspektor mußte sich selbst an Ort und Stelle begeben, sich selbst vom Zustand der Dinge überzeugen und dann handeln. Eine neue Organisation war nur möglch auf Grund einer eingehenden Visitation. Schon Hoffmann hatte die Notwendigkeit eines solchen Besuches klar erkannt und mit seinem Nachfolger davon gesprochen. Im August 1850 stand es Josenhans fest, er habe nur die Wahl, nach Indien zu gehen oder aber sein Amt niederzulegen; auch im Schoße des Komitees brach sich diese Erkenntnis Bahn. Hätte man sich auf ein bloßes allgemeines Regiment beschränken wollen, so hätte man in Indien einen Superintendenten einsetzen müssen; aber eine durchgreifende, umfassende und bis ins Einzelne gehende Leitung von Basel aus war nur möglich, wenn der Inspektor die genaueste Spezialkenntnis der Verhältnisse, Oertlichkeiten und Personen besaß. Daneben leitete Josenhans auch der Gedanke, die Leiden und Nöte der Brüder zu teilen, denn er

wollte ihnen nie etwas zumuten, was er nicht selber auf sich genommen hätte. So wurde denn im März 1851 die ostindische Visitation durch den Inspektor endgültig beschlossen.

Das Komitee erteilte dem Visitator die weitgehendsten Vollmachten und genehmigte die von ihm ausgearbeitete ausführliche Instruktion. Sein sterbender Vater wünschte ihm noch des Herrn Segen und Geleite, während ihn der weise Ratsherr Socin ermahnte, sich nicht in Abhängigkeit von einem Missionar, auch nicht in die von einem seiner Freunde: Mögling, Gundert, Weigle zu begeben, nicht nach Freundschaftsrücksichten zu handeln, sondern die Amtspflicht walten zu lassen, — für Josenhans ein ziemlich unnötiger Rat, denn er war eher geneigt, gerade seinen Freunden gegenüber sich recht schroff zu geben. Am 3. September 1851 fuhr der Inspektor mit einer ganzen Karawane, darunter den zum Missionar ordinierten Brahmanen Kaundinja, von Basel ab; am 14. Oktober landete man in Mangalur. Der Besuch aller Gebiete und Stationen, die Prüfung sämtlicher Rechnungen, Urkunden und Kirchenbücher, die seelsorgerlichen Besprechungen mit den Missionaren schloß mit der Generalkonferenz in Mangalur vom 29. März bis 3. April 1852. Am Jahresfest konnte der Heimgekehrte in der St. Leonhardskirche über den Stand der Basler Mission und die vorläufigen Ergebnisse seiner Visitation berichten.[1]) Eine ausführliche Beschreibung seiner Reise mit einer Fülle religionsgeschichtlicher, sachlicher und persönlicher Excurse aus seiner Feder blieb leider unvollendet, indem sie nur von der Visitation Kanaras und Südmahrattas Bericht giebt, aber nicht mehr von der Malabars und der blauen Berge.[2]) Und der Erfolg? Mögling hatte Josenhans zum Abschied von Indien gesagt: „Ich wundre mich, was Dir Gott alles hat gelingen lassen in diesen sieben Monaten. Keiner von uns würde das jemals zustande gebracht haben. Das ist der Segen des Amts, der Autorität. Du hast Dinge fertig gebracht, die wir alle seit Jahren wünschten und nicht zustande gebracht haben." Von diesen Dingen ist nun einzeln zu reden.

Eine erste wertvolle Frucht der indischen Visitation war die lebendige Anschauung und die genaue Kenntnis der Mission, die der Inspektor mit nach Hause brachte. Das Komitee und auch Hoffmann hatten bis jetzt keine so genaue Kunde von dem, wie es in Indien stand, daß sie alles einigermaßen sicher hätten beurteilen können. Die Mission draußen war anders, als man sie sich daheim gedacht hatte; die Wirklichkeit erschien Josenhans größer und schöner als seine frühere Vorstellung davon; aber auch die Schwierigkeiten des Werkes waren lebendig vor seine Seele getreten. Seine Berichte und Reden haben seit der Visitation ein anderes

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 1.

[2]) M. M. 1853, II., 139—202. IV., 70—233. 1854, II., 60—163. IV., 114—226. — Vgl. die Reisebriefe im H.B. 1851 und 1852.

Gepräge, man merkt ihnen ab: es redet einer, der die Dinge selber gesehen hat, das Lokalkolorit ist ein ganz anderes als zuvor. Er wußte nun, wie einfach die Missionare lebten, und konnte sie gegen lieblose, ungerechtfertigte Angriffe in Schutz nehmen. Die Distanzen der Stationen und der Außenposten von einander und so manches andere, was die Arbeit hemmt und bestimmt, war ihm bewußt geworden. Seine theoretische Kenntnis der Mission war nun mit Anschauung gefüllt.

Die Organisation von 1849 wurde jetzt ausgebaut, indem die Kompetenzen der Stations-, Distrikts- und Generalkonferenzen genau gegeneinander abgegrenzt und ihre Ueber- und Unterordnung festgestellt wurde. Die Ausschüsse dieser Konferenzen wurden zu ständigen Behörden, die Distriktsausschüsse allerdings erst 1861, die allen Verkehr mit der heimatlichen Missionsleitung vermittelten, so zwar, daß alle Angelegenheiten, die nicht rein persönlicher Natur waren, von der Stationskonferenz an den Distriktsausschuß, von diesem an den Generalausschuß und erst von diesem an das Komitee in Basel gelangen sollten, wie dann auch das Komitee seine Anordnungen in umgekehrter Reihe den einzelnen Stationen und Missionaren vermittelte. Auch für die kleinste Neuerung, den Neubau einer Küche und ähnliches, sollte dieser Modus innegehalten werden; denn die Missionsleitung war fest entschlossen, die Direktion bis in alle Einzelheiten, auch bis ins kleinste finanzielle Detail in der Hand zu behalten. Das Korrespondenzwesen wurde geordnet, regelmäßige Jahres- und Quartalsberichte der Stationen und Missionare, Protokolle der Konferenzen und Ausschüsse gefordert, wobei diese Berichte denselben Instanzenweg zu durchlaufen hatten und von der höheren Amtsstelle mit einem Beiberichte zu versehen waren. Wie auf den Stationen, so wurden in den Distriktsausschüssen und im Generalkonferenzausschuß Präsidium, Schulinspektorat und die ökonomische Verwaltung je einem Missionar übertragen, wobei der Schulinspektor meist auch das Aktuariat zu versehen hatte. Alles in allem bekamen die Brüder zu fühlen, daß eine feste Hand das Ruder ergriffen hatte, die vor allem Unterordnung verlangte. Wer sich nicht fügte und nicht eben ein Hebich war, den ließ man über die Klinge springen, sogar einen Mögling, der aus dem Verband der Basler Mission ausscheiden mußte, als er die Kurgmission auf eigene Faust begann. Es kam vor, daß ein Missionar, dem ein Amt übergeben wurde, Bedenken hatte, es anzunehmen; er fühle keinen Beruf, über andern Brüdern als Stations- oder Distriktspräses zu schweben und über sie zu berichten. Josenhans entgegnete scharf, er sei bevollmächtigt, jeden zu entlassen, der nicht im Sinne des Komitees regieren wolle. Gegen den Grundsatz: ich will nicht regiert sein und nicht regieren, setzte er seine Existenz ein. Und er drang durch, wenn auch unter vielen Kämpfen und Krisen. Schließlich empfand es doch jeder mit der Zeit als eine Wohlthat, in eine feste Ordnung eingereiht zu sein.

Der Inspektor hatte eine große Regellosigkeit im gottesdienstlichen Leben vorgefunden. Der eine feierte auf seiner Station den Gründonnerstag, der andere den Karfreitag. Der eine feierte das Neujahr, der andere nicht, der eine Epiphanias, der andere nicht, der eine an den großen Festen zwei oder drei Tage, der andere nur einen, wie's eben jeder von seiner Heimat her gewohnt war. Der eine stand beim heiligen Abendmahl, der andere kniete und zwar an einem und demselben Altar. Man hielt das Abendmahl extempore und taufte extempore. Der alte Hebich sagte: „Herr Inspektor, Sie müssen den jungen Leuten eine Liturgie machen, sie können's nicht; ich brauche freilich keine, weiß auch nicht, ob ich sie lesen würde". Die von Hebich Getauften wollten die anders Getauften nicht als rechte Christen anerkennen und was dergleichen Willkürlichkeiten mehr waren. Josenhans setzte eine dreigliedrige Kommission ein unter Gunderts Vorsitz; die schuf nun eine Liturgie für die Basler Missionsgemeinden. Sie war größtenteils der württembergischen nachgebildet, enthielt auch die württembergische Spendeformel beim Abendmahl. Der Gottesdienst erhielt indes eine reichere liturgische Ausgestaltung als in Württemberg, weil die anglikanische Form bisher von vielen Missionaren war adoptiert worden. Die Kommission benutzte denn auch das Common Prayer Book und die Liturgie der Brüdergemeine. Auf den Sonntagnachmittag wurde eine Kinderlehre mit den Nichtkonfirmierten angesetzt; auch ein Wochengottesdienst wurde vorgesehen und endlich bestimmt, daß vor jeder Abendmahlsfeier die Kommunikanten im sogenannten Durchgang eine seelsorgerliche Besprechung mit dem Missionar der Gemeinde haben sollten.

Von noch größerer Bedeutung für die einheitliche Gestaltung der Basler Missionsgemeinden als diese einheitliche Gottesdienstordnung wurde die allerdings erst 1859 fertig gestellte Gemeindeordnung. Sie ging auf eine Skizze zurück, die Missionar Bühler auf den blauen Bergen entworfen und die dann auf allen ostindischen Stationen cirkuliert hatte und besonders von Weigle und Greiner mit eingehenden Bemerkungen bereichert worden war. Dann war der Entwurf nach Basel gewandert, hier von Josenhans, Müller und Huber neuredigiert, vom Komitee beraten, auch der afrikanischen Generalkonferenz vorgelegt worden, um schließlich die Gestalt zu erhalten, in der diese „Ordnung für die evangelischen Gemeinden der Basler Mission in Ostindien und Westafrika" 1859 gedruckt und den Stationen zur provisorischen Einführung in den Gemeinden zugestellt wurde.

Ihr erster Teil handelt von der in den Gemeinden zu beobachtenden Sitte, von den Vorbedingungen der Taufe und der Taufe selbst, von der Aufgabe der Gemeindeglieder Christen und Heiden gegenüber, von den Aemtern in der Gemeinde und dem kirchlichen Leben, von der Ehe und dem Familienleben und der Kinderzucht, vom Verhalten des Christen im Beruf und im öffentlichen und im staatlichen Leben. Die ostindischen

Christen müssen erkennen, daß alle und jede Verbindung mit dem Kastenwesen unzulässig ist und sie daher willig aufgeben. An Ceremonien, die mit dem Götzendienst in irgendwelcher Beziehung stehen, wie an heidnischen Festen, Totenkostümen und dergleichen werden sie sich nicht mehr beteiligen. Jede Art von Abzeichen, Amulette, Marken im Gesicht, Haarzöpfe, besondere Arten von Haarschuren sind als dem Heidentum angehörige Dinge in einer christlichen Gemeinde unzulässig, ebenso alle Arten von Wahrsagerei, Zauberei, Beschwörung u. s. w. Vielweiberei ist dem ausdrücklichen Gebote Christi zuwider und muß abgethan werden, soweit dies ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann. Polygamische Ehen, die von Gemeindegliedern in heidnischem Zustande eingegangen wurden, dürfen, da die Unauflöslichkeit der Ehe vom Worte Gottes ebenso deutlich gelehrt wird wie die Monogamie, nicht ohne weiteres und unter allen Umständen aufgelöst werden. Als solche Ehegatten, die nicht verlassen oder entlassen werden dürfen, gelten alle Frauen, die ihre Unschuld dem Manne zum Opfer gebracht und die Ehe nie gebrochen haben, es sei denn, daß sie hartnäckig im Heidentum verharren und ein christliches Familienleben durchaus unmöglich machen; ferner alle Frauen, die ihrem Manne Kinder geboren haben und untadelhaft wandeln; endlich Männer, welche die Ehe nie gebrochen haben und ihre Christenfrauen als Gattinen behandeln und gewähren lassen. Ein Polygamist darf aber nie ein Amt in einer Gemeinde bekleiden. Die Glieder der Gemeinde des Herrn enthalten sich aller betäubenden und berauschenden Genüsse, als da sind Opium, Hanf, Branntwein 2c.; auch der Handel mit diesen Dingen ist verboten. Ganz oder halbnackt gehen, die Kinder unbekleidet umherlaufen lassen, heidnischen Schmuck anlegen, den Körper tättowieren oder auf andere Weise verunstalten wird in den Gemeinden nicht geduldet; dagegen sollen die Wohnungen und Dörfer der Christen durch ihre zweckmäßige, gesunde Einrichtung und Anlage, namentlich aber durch Reinlichkeit und Ordnung, Bescheidenheit und Einfachheit jedem schon von ferne sagen, daß hier ein Volk des Herrn wohnt. Jeder Christ soll seinen festen und bestimmten irdischen Beruf haben.

Der zweite Teil der Gemeindeordnung handelt von der Kirchenzucht, die von der Verwarnung in verschiedenen Stufen bis zum Ausschluß vom Abendmahl oder von der Gemeinde aufsteigt. Im dritten Teil, der von Josenhans allein ausgearbeitet wurde, finden sich die Bestimmungen über die Verwaltung der äußeren Gemeinde-Angelegenheiten in Kirche und Schule, Armenpflege und Lokalmissionskassen. Die Gemeinden, die von besondern Gemeindebrüdern bedient werden sollten, erhielten in ihren Presbyterien Verwaltungsbehörden, denen indes auch einige disziplinarische und pastorale Befugnisse eingeräumt wurden. Das Wichtigste war vorderhand doch die Verwaltung der Kirchen-, Schul-, Armen- und Lokalmissionskassen, die nun überall angelegt und gemehrt werden sollten. Eine

Zusammenfassung der einzelnen Stationsgemeinden in größere Kirchenverbände war ursprünglich nicht vorgesehen und erwies sich erst mit der Zeit als notwendig.

Mit den Missionaren teilten sich die Katechisten und eingeborenen Lehrer in die Arbeit an den Gemeinden und unter den Heiden. Auch hiefür arbeitete der Inspektor besondere Schul- und Katechistenordnungen aus.

So wurde denn die ganze Missionsarbeit in allen ihren Zweigen und Aemtern geordnet. Dabei giebt es kaum ein schwieriges Missionsproblem, für dessen zweckmäßige Lösung von Josenhans nicht feste Grundsätze aufgestellt worden wären, die sich bewährten. Es mag aber doch etwas zu viel regiert und verordnet worden sein. Kurz nach der Visitation, da der Inspektor die ostindischen Missionsstationen, die weißen und schwarzen Arbeiter persönlich kannte, war die straff centralisierte Organisation wohl am Platze. Aber schon damals ertrugen viele der tüchtigsten Missionare das Joch all dieser Verordnungen nur schwer. Mögling versuchte im Frühjahr 1853 alle ihm lästigen Reglements mit einem Schlag über den Haufen zu werfen, — umsonst! Auch Gundert litt darunter, daß man die Brüder nur als Unterhändler, Aufseher und Berichterstatter wolle und ihnen keine Vollmachten gebe. Es war ja auch eigentümlich, wenn z. B. die Anstellung und Versetzung eines eingeborenen Gehilfen von einem Komitee entschieden wurde — allerdings auf Antrag der zuständigen Konferenzen — in welchem niemand die betreffenden Leute persönlich kannte, oder wenn eine Sprachenfrage zu entscheiden war von einem Kollegium, in welchem niemand die betreffende Sprache verstand. Indes werden mit jeder Art Missionsleitung gewisse Uebelstände verbunden sein, und im allgemeinen ist doch zu sagen, daß die Basler Mission mit der Organisation von Josenhans nicht schlecht gefahren ist, und daß sie eben dadurch wie durch die Visitation als solche für andere Gesellschaften ein anregendes Vorbild wurde.

Mit der Organisation, die Josenhans in der Basler Mission durchführte, erhielt sie endlich auch ein bestimmteres kirchliches Gepräge. Die Gottesdienstordnung und alles, was damit zusammenhängt, ist von mild-lutherischer Art. Hatte bisher der reformierte Basler Missionar das Abendmahl reformiert gespendet, der Unierte uniert und der Lutheraner lutherisch, so wurde nun die mild-lutherische Form der württembergischen Kirche in den Basler Missionsgemeinden heimisch. Dazu kam, daß Luthers kleiner Katechismus, allerdings mit reformierter Zählung der Gebote, und das württembergische Konfirmationsbüchlein sozusagen überall eingeführt wurden. Die Basler Mission blieb also nur der Herkunft ihrer Missionare und dem Charakter ihrer heimatlichen Gemeinde nach uniert, auf den Missionsgebieten und schon in der Missionsschule in Basel gewann die württembergisch-lutherische Ausprägung evangelischen Glaubens das ent-

schiedene Uebergewicht. Allerdings hatte auch jetzt noch der reformierte Missionar die Freiheit, beim hl. Abendmahl die Spendungsformel seiner Kirche zu gebrauchen. Die Gemeindeordnung läßt sich über das Bekenntnis gar nicht aus. Sie weist vielmehr in ihren Bestimmungen einfach auf „die in diesen Gemeinden schon längst verkündeten und befolgten Grundsätze des göttlichen Wortes" hin. Ob man lutherisch oder uniert oder reformiert sei, wird nirgends auch nur besprochen. Lehrstreitigkeiten kamen sozusagen keine vor. Die Arbeits-, Gebets- und Geistesgemeinschaft der Leiter und Missionare erwies sich als ein festes Band; daneben blieb so viel Freiheit, daß es nur wenige waren, die sich in der also gestalteten und organisierten Mission nicht wohl fühlten.[1])

2. Die zweite Periode der Basler Mission in Indien.

„In unserem Indien sind die Morgenstunden oft am drückendsten; da gerade wird die Hitze manchem am gefährlichsten. Um zehn Uhr dagegen beginnt der Seewind, der den Tag hindurch fortdauert und, soweit er reicht, überall die Hitze des Tages mildert. Die heißen Morgenstunden unseres Missionslebens, hoffen wir, seien zurückgelegt und ein frischer Gnadenhauch begleite uns nun während der übrigen Zeit unseres Arbeitstages. Noch kommt der Mittag erst, das dürfen wir nicht vergessen; aber wir werden Seewind haben, der uns immer die nötige Erfrischung bringt." So Josenhans im Eingang des Jahresberichtes von 1852. Allerdings lag nun die Morgenzeit der Basler Mission in Indien als ein Perfektum hinter ihr; in wiefern sich die Erwartungen, die der Inspektor von dem weiteren Verlauf des indischen Arbeitstages hegte, erfüllten, wird sich zeigen.

Die zweite Periode der Basler Mission in Indien trägt den Charakter stillen Ausbauens, mehr nach innen, denn nach außen. Die Zahl der Stationen wurde nur mäßig und langsam vermehrt. Man war in Basel entschlossen, das Werk nur da zu erweitern, wo es die organischen Fortschritte des Begonnenen erfordern würden, und nur dann vorwärts zu gehen, wenn klare Fingerzeige des Herrn in den Verhältnissen vorlägen. Dazu kam, daß auch die finanziellen Nöte der fünfziger Jahre die Gesellschaft an der Errichtung neuer Stationen hinderten. Josenhans hätte gerne auf seiner Visitation in Schimoga im Hochlande von Maisur eine

[1]) Ueber den dogmatischen oder undogmatischen Charakter der Missionspredigt ꝛc. in der neueren Zeit vgl. die Auslassungen Inspektor Oehlers F. B. 1891, 73.

Missionsniederlassung begründet, allein die beschränkten Mittel, daran ihn jede europäische Post erinnerte, ließen es nicht zu. 1854 wurde Missionar Albrecht versuchsweise dort stationiert „als eine Frage an den Herrn, ob man sich dort festsetzen solle;" es wurde nichts daraus. In Südmahratta blieb es bei den vier Stationen Dharwar, Hubli, Bettigeri und Guledgudd; Malasamudra mußte man 1862 aufheben. Die Tulumission in Kanara besetzte 1854 Udapi und dann erst achtzehn Jahre später infolge der Tulubewegung Karkala und 1876 Kundapur-Basarur. In Malabar erhob man die Außenplätze Palghat und Kodakal 1858 und 1862 zu Hauptstationen; auf den blauen Bergen gesellte sich 1867 Kotageri zu dem schon bestehenden Keti. Endlich übernahm man 1858 gegen den eigenen Wunsch, durch die Verhältnisse gezwungen, die von Mögling auf eigene Faust begonnene Kurgmission mit den beiden Stationen Anandapur und Merkara. Josenhans drang auf den Grundsatz, die Missionare sollten sich nicht sowohl auf möglichst viele Punkte im Lande verteilen, als vielmehr von wenigen festen Hauptstationen aus auf die Umgegend wirken; die Außenposten sollten mit Katechisten besetzt werden, für die man schon zur Zeit der Visitation baldige Ordination in Aussicht nahm. Und wenn es bis dahin dann und wann geschehen war, daß die Missionare da und dort eine Außenstation begründeten, wo man doch noch keine Christen hatte, so beschloß das Komitee 1863 nur noch an denjenigen Orten Bauten zu bewilligen, wo man wenigstens einige Uebergetretene zähle und ließ sich darin auch durch den Austritt zweier Missionare nicht irre machen.

Die äußere Ausdehnung des Werkes war, wie schon bemerkt, durch die Geldklemmen, darin die Basler Mission wiederholt und namentlich von 1852 an steckte, sehr gehemmt. Die Jahresberichte führen immer wieder darüber Klage, daß man die Brüderschar nicht in genügender Weise ergänzen und verstärken könne. Die Neueintretenden mußten meistens Lücken ausfüllen, aber zwei Neulinge waren nicht im Stande einen sprachkundigen und erfahrenen Mann zu ersetzen. Nun vollzog sich aber von 1855—1860 ein durchgreifender Wechsel im Personal. Die alten Missionare: Hebich, Greiner, Mögling, Weigle, Gundert, Irion und viele andere traten damals vom indischen Schauplatze ab, die Kraft anderer bewährter Arbeiter war gebrochen oder sehr gedämpft, und der Nachwuchs war nur sehr spärlich. Doch standen immerhin jederzeit so viel auf dem Plane, daß die zum Teil so teuer erkauften Missionserfahrungen überliefert werden konnten, und die Stetigkeit der Entwicklung verbürgt blieb. Die neuen Arbeiter waren, als die alten ausschieden, noch an Händen und Füßen gebunden, weil ihre Zungen noch gebunden waren. Dagegen hielten sie zur großen Genugthuung des Inspektors untereinander auf Disciplin und gehorchten. Der Geist der Unzufriedenheit, des ewigen Kritisierens, der Eigenmächtigkeit war gewichen. Aber noch zu Ende der sechziger Jahre war der Abgang der alten, begabten, tüchtigen Missionare

noch immer nicht ganz ersetzt, woran freilich die Josenhansische Methode Missionare auszubilden auch schuldig sein mochte; denn sie ließ kräftige Individualitäten kaum aufkommen. Es war dem Inspektor im Grunde wohl, als die ihm gleichaltrigen und ebenbürtigen Geister wie Hebich, Mögling und Gundert nicht mehr in Indien weilten. Die zweite und dritte Generation indischer Missionare zeichnete sich allerdings weniger durch hervorragende Persönlichkeiten und Genialität aus, dafür aber durch eine bewundernswerte Hingebung und stille, verborgene Arbeitstreue, der dann auch Segen und Erfolg als Lohn zu teil wurde.

Aeußere, politische Ereignisse haben auf den Gang ihrer Arbeit in diesen dreißig Jahren keinen sehr großen Einfluß ausgeübt. Allerdings fällt in diese Periode der indische Militäraufstand von 1857, der für Indien überhaupt und für die indische Mission insbesondere von großer Bedeutung wurde.[1]) Aber von den Unruhen jenes Aufstandes blieb das Basler Missionsgebiet so gut wie verschont, und die Uebernahme der Regierung durch die britische Krone machte sich nur allmählich und fast ausschließlich auf dem Gebiet des Schulwesens spürbar, hier allerdings in nachdrücklicher Weise. Es ist aber zu sagen, daß durch den Militäraufstand die britischen Freunde, die in großer Zahl der Basler Mission zugethan gewesen und sie als Beamte und Private thatkräftig unterstützt hatten, zum Teil in weite Ferne gerückt wurden. Ein neues Geschlecht von Beamten ersetzte sie, das die früheren Tage nicht gesehen hatte. Auch später (1868) vernimmt man die Klage, die entschiedenen Christen unter den in Indien residierenden Engländern seien mit dem Abgang der alten treuen Freunde seltener geworden. Man kann aber nicht sagen, die Mission habe darunter empfindlich gelitten; auch fehlte es ihr fernerhin nie an Gönnern, wie denn solche z. B. das Erholungshaus für die Basler Brüder auf dem Kuduremuk, einem Gipfel der Westghats erbauen halfen; und die Gaben der Engländer bildeten eine ständige und ansehnliche Rubrik unter den Einnahmen der indischen Mission. Die Basler wiederum hielten auf den einzelnen Stationen je nach Bedürfnis englische Gottesdienste.

Die Arbeit der Basler Missionare wurde vornehmlich Gemeinde- und Schulpflege. Zwar betonte man daheim und draußen immer wieder die Notwendigkeit der Reise- und Heidenpredigt. Gleich nach der Visitation wurde mit neuem Eifer damit begonnen. Dann aber rief gerade der Militäraufstand vielfach eine gereizte Stimmung bei den Hindu wach, welche die Heidenpredigt sehr erschwerte. Der Kollektor von Malabar verbot damals Hebich den Besuch des Götzenfestes in Taliparambu,

[1]) M. M. 1857, 401. Der Militäraufstand in Indien und die Mission. — 1859, 57. Rückblicke auf das Jahr 1858 in Indien. S. 537. Bemerkungen über die Folgen der Krisis in Indien.

wo Hebich seit Jahren ein ständiger und vielgenannter Gast gewesen war. Aber gerade in jener Zeit regte sich im Kreis der Brüder aufs neue die Ueberzeugung, die Heidenpredigt müsse nachdrücklicher als bisher betrieben werden, sie bilde doch die eigentliche Aufgabe der Mission und sei den dazu befähigten Missionaren als ihr besonderes Wirkungsgebiet zuzuteilen. Man bestellte Ammann als Reiseprediger für Kanara, Hebich als solchen für das ganze Basler Missionsgebiet. Aber bald wurde die alte Klage wieder laut; die vorhandenen beschränkten Kräfte reichten nicht hin, die Heidenpredigt in gewünschter und notwendiger Weise zu betreiben. Seit Hebichs Abschied und Ammanns Tod litt dieser Arbeitszweig besonders not, so daß sich durch alle Berichte das Bedauern hören ließ, daß man der ersten und wichtigsten Missionsaufgabe nicht gerecht werde. Die Hauptschuld daran trug übrigens nicht der Mangel an Arbeitern, sondern die naturgemäße Entwicklung der Missionsarbeit, wie man sie in Basel verstand. Die Pflege der gesammelten Gemeinden erschien nämlich der Leitung — nicht theoretisch, aber praktisch — die zunächst liegende Aufgabe zu sein. Der Visitator hatte die Missionare nachdrücklich auf die Pflege der Gemeinden und ihren innern Ausbau hingewiesen. Sie wollte man zu wahren Mustergemeinden heranbilden von selbständigem Charakter und regem geistlichen Leben und hoffte dann, sie würden als Lichter scheinen und als missionarische Anziehungspunkte wirken. Die ersten zehn Jahre unserer Periode waren fast ganz mit der Ordnung der Gemeinden ausgefüllt, mit dem Bestreben, sie ökonomisch selbständiger zu machen. Diesem Zwecke sollten die industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen dienen, von denen im nächsten Kapitel besonders die Rede sein muß. Sollten die Gemeinden erstarken, so mußte auch das Schulwesen organisch angelegt und ausgebaut werden, auch mußte man darauf bedacht sein, einen tüchtigen eingeborenen Lehrer- und Predigerstand heranzuziehen. Also Arbeit genug, wobei die Heidenpredigt notwendig zu kurz kommen mußte. Einen Ersatz dafür fand man in der Pflege des Heidenschulwesens.

Die Mission in Kanara blieb vorzugsweise eine Arbeit unter dem wenig gebildeten Volksstamme der Tulu. Mangalur freilich, als Hauptquartier der ganzen, von Basel aus in Indien betriebenen Arbeit, wahrte sich einen etwas universelleren Charakter; doch war die Christengemeinde auch hier wesentlich eine Tulugemeinde.[1]) Ihre hervorragende Bedeutung erhielt diese Station durch das hier besonders gepflegte Schulwesen, namentlich durch das Predigerseminar, und durch die hier zuerst betriebene Missionsindustrie. Auf Balmattha besaß die evangelische Gemeinde ihr eigenes, wohl abgegrenztes Quartier, das von Zeit zu Zeit erweitert werden mußte. Die 629 Christen, die 1861 zur Gemeinde

[1]) Hauff, Die Entwicklung der Station Mangalur 1857—1864. J. B. 1865, 27

gehörten, betrieben einundzwanzig verschiedene Berufe, während früher fast alles Palmweinzieher gewesen waren. Ihren sichtbaren Mittelpunkt erhielten sie in der 1862 eingeweihten Friedenskirche, deren Notwendigkeit sich beim ersten, das Jahr zuvor in Mangalur abgehaltenen Missionsfest des Distriktes ergeben hatte. Ein kleiner Kreis von Außengemeinden sammelte sich um Mangalur; zuweilen verlor freilich ein solcher Posten, wo sich einige Zeit erfreuliches Leben gezeigt hatte, alle Bedeutung. So geschah es mit Bolma, wo die auf Kirchengütern angesiedelten Christen 1861 alle bis auf einen ihre Pachtungen verlassen mußten, weil sie außer stande waren, sich als Landwirte fortzubringen. Dafür blühten andere Außenstationen auf. So trat am Südende Kanaras ein Mann über, der durch das Lesen christlicher Schriften zum Suchen angeregt, den Mohammedanern in die Hände gefallen war, aber schon nach zwei Jahren ihre Gemeinschaft wieder verlassen hatte. 1867 wurde er als „Abraham" mit Frau und zwei Kindern getauft und sein Wohnort, Rawaneschwara, wurde nun mit einem Katechisten besetzt, worauf das Werk unter treuer Aufsicht der Missionare von Mangalur erfreulich wuchs.[1]) Durch ähnliche Uebertritte gelangte man zu kleinen Gemeindlein in den ebenfalls im Süden Kanaras gelegenen Ortschaften Hosadurga und Kasergod. Die Mangalurgemeindlein standen zuerst unter Greiners Pflege; dann folgte Bührer, endlich Brigel, dem es vergönnt war, in neunjähriger Arbeit (1866—1875) die Gemeinden von 800 auf 1167 Seelen wachsen zu sehen und dessen Abschied von seinen Christen in erfreulicher Weise von der Dankbarkeit und Anhänglichkeit dieser Leutlein zeugte.[2]) Die vereinzelten Uebertritte einiger Brahmanen waren für die betreffenden Missionare sorgenreiche Erquickungen, übten aber einen geringen Einfluß auf den allgemeinen Gang der Entwicklung. Es war mehr, wenn man hie und da einen Eingebornen fand wie jenen Elieser, den Katechisten von Bolma, bei dessen Tod es heißen konnte: „Er war im Leben und im Tod des Herrn Knecht und hat sich nicht geschämt, ihn zu bezeugen; er hatte unser (der Missionare) ganzes Vertrauen gewonnen".[3])

Zu den Feinden der jungen Gemeinden, namentlich in Mangalur, gesellte sich seit 1854 auch die römische Propaganda. Die katholische Mission, die seit zwanzig Jahren der fortschreitenden Ausbreitung der Basler völlig regungslos zugesehen hatte, erwachte auf einmal aus ihrer Erstarrung und zog zahlreiche Verstärkungen von Europa nach Mangalur, ebenso nach Kannanur und Kalikut in Malabar und nach andern Orten des Basler Missionsgebietes, um die kaum gesammelten Gemeinden zu verwirren und womöglich zu vernichten. Besonders auf dem Gebiete des

[1]) Ein Besuch in Rawaneschwara und Hosadurga. H. B. 1875, 17.

[2]) Digel, Abschied Missionar Brigels von der Gemeinde. J. B. 1875, 33.

[3]) Brahmanenübertritte J. B. 1862, 55. 1872, 29. 34. 1873, 67. 1874, 71 H. B. 1879, 27.

Schulwesens entfaltete sie bald eine fühlbare Konkurrenz; zuweilen suchten sich ihre eingebornen Anhänger, von den Priestern besonders eingeschult, in Disputationen hervorzuthun, wovon sie doch bald wieder abstanden.

Der Volksstamm, der sich in Mangalur am zugänglichsten erwies, die Tulu, gewährten auch nordwärts von diesem Hauptquartier einen empfänglichen Boden.[1]) Seit 1842 hatte sich eine ganze Kette kleiner Außenposten der Küste entlang gebildet, die Station Mulki war entstanden, und nun befand man sich vor den Thoren der Götzenstadt Udapi, dem religiösen Mittelpunkt des Tulugebietes; denn die Uebertritte aus den Kreisen der Reis- und Palmbauern dauerten fort. Greiner legte 1854 noch in der Nähe der Stadt, doch weit genug von ihrem Lärm auf der Anhöhe von Beilur die Station Udapi an; der Erstling der Stationsgemeinde war ein Priester der Göttin Garodi von Gudde. Sein Götzenhaus ging ein, das Gebet seiner Großmutter um eine Station hatte sich erfüllt; als nachmaliger Aeltester Gideon genannt, trat der stattliche Mann überall für die Wahrheit ein.[2]) Bis jetzt war die Mission im Tululande unangefochten geblieben; nun aber kamen allerlei bedenkliche Krisen. Die gefährlichste war verschuldet durch die Untreue und die Sündenfälle einiger Missionare, die offenbar wurden, zur Ausscheidung dieser Elemente führten und auch in den Gemeinden eine eingehende Sichtung nötig machten. Zu gleicher Zeit regte sich auch der Widerstand der Heiden. Am 19. August 1855 war die Kapelle in Udapi in bescheidener, stiller Feier eingeweiht worden; aber die stolze und mächtige Brahmanenschaft grollte und zürnte. Der Haß gewann die Oberhand über die ruhige Ueberlegung. Als Missionar Kammerer auf dem Krischnafest predigen wollte, erhob sich mitten in der Stadt ein Tumult. Kammerer wurde mit Steinen geworfen und war in Lebensgefahr.[3]) Bald ging das Gerücht, einer der Swamis der acht Klöster zu Udapi, die abwechselnd die Würde eines Oberpriesters des Tululandes bekleiden, hätte geäußert, die Padres müßten vertrieben werden, man brenne ihnen die Häuser über den Köpfen zusammen oder bringe sie ums Leben. Und aus den Worten wurden Thaten. In der Nacht vor dem dritten Advent wurde das Missionshaus niedergebrannt, im März darauf die Kirche. Ammann, der nach Greiners Ausscheiden die Leitung übernommen hatte, verlor bei dem Brande nicht nur sein ganzes Besitztum, sondern auch das einzige Manuskript seiner Tuluübersetzung des neuen Testamentes. Die Aufregung wurde immer größer, bis endlich ein Brandstifter die hohen Herren, die hinter der Sache standen, verriet, und jener Swami ins Gefängnis wandern mußte.

---

[1]) Brigel, Die B. M. unter dem Tuluvolk in Ostindien M. M. 1878, 69. — Daimelhuber, zur Geschichte der Tulumission H. B. 1880, 17.

[2]) Gideon, der Teufelspriester und Erstling Udapis. K. B. Nr. 150. — K. B. Nr. 104.

[3]) Kammerers Berichte über die Vorfälle in Udapi. J. B. 1856, 30—60.

Neben solch heidnischer Anfeindung hatte man auch mit widerspenstigen Elementen in den Gemeindlein zu thun. Die Leute, deren christliche Erkenntnis und geistliches Leben meistens sehr ärmlich war, erhoben sich z. B. in Mulki und in der Außenstation Utschilla gegen sämtliche Missionare, weil man zwei Katechisten und einige diebische Christen gemaßregelt hatte. Es blieb in Utschilla nichts anderes übrig, als die ganze Gemeinde vom Abendmahl auszuschließen. Ein ernstes Schreiben des Komitees, das Ammann in einer vielstündigen Gemeindeversammlung vorlas, brach endlich den hartnäckigen und kurzsichtigen Tulutrotz.[1]) Einer um den andern und zuletzt auch der Anstifter bekannten ihr Unrecht und konnten wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden. Einen Halt erhielten die Gemeinden an den Schulen und Anstalten, die im Lauf der Jahre eröffnet wurden. Nach Mulki verlegte man 1863 die Mädchenanstalt von Mangalur, damit ihre Zöglinge in der Landwirtschaft geübt werden könnten und den Einflüssen der großen Stadt entzogen seien. In Udapi befand sich eine Knabenanstalt, daran sich eine Art Lehrerseminar anschloß. Im Jubiläumsjahr der Basler Mission, 1865, wurde Santuru als Außenstation von Mulki eröffnet, indem man einen Bhutentempel in eine Kapelle umwandelte; der Erstling, ein früherer Teufelspriester, hielt sich trotz vielfacher Anfeindung wacker. Ein Jahr zuvor war der unermüdliche Tuluprediger, der geistliche Vater von Mulki und Udapi, Johann Jakob Ammann, gestorben.[2]) Seine Aussaat ging vielerorts auf, jedes Jahr konnte man von neuen Außenstationen berichten. In Utschilla wurde als erster eingeborener Pfarrer oder Diakon Sebastian Furtado, der bisher Lehrer am Predigerseminar in Mangalur gewesen war, ordiniert, um die Leitung der kleinen Gemeinde selbständig zu übernehmen. Und nun sollten größere Dinge geschehen.

Aus den sozial schlecht situierten Palmbauern hatten sich in den letzten Jahren immer mehr und an immer neuen Orten zur Taufe gemeldet, immerhin in noch sehr bescheidenem Umfange. Ein eigentliches Vorspiel zu der Tulubewegung aber, die im Jahr 1869 anhob, stellte sich in dem Anerbieten dar, Arasappa, ein Wortführer der Billawer in Mangalur, wolle mit 5000 Kastengenossen übertreten unter der Bedingung, daß ihnen eine Sonderstellung eingeräumt werde und sie einige heidnische Gebräuche beibehalten dürften. Natürlich konnte hievon keine Rede sein. Die Leute wandten sich hierauf an die Hindureformsekte des Brahma-Samadsch, und Babu Kesáb Tschander Sen schickte ihnen seinen Freund und Schüler Mosumdar mit zwei Gehilfen, und denen gelang es, eine Gemeinde von achtzehn Anhängern zu sammeln, was sich ihren

[1]) Gnadenheimsuchung in Mulki und Utschilla. J. B. 1858, 56. — Die Entwicklung der Station Mulki 1859—1865. J. B. 1866, 76.

[2]) Joh. Jakob Ammann, ein Missionsleben unter den Tulu. Basel 1870. — Vgl. den Nekrolog H. B. 1864, 29.

pompösen Ankündigungen gegenüber etwas dürftig ausnahm. Einer aus dieser Gemeinde, Arasappas Neffe, wurde übrigens 1881 Christ.

Lebensfähiger als diese ganz oberflächliche Bewegung, war diejenige, die nun im Stationsgebiet von Mulki und Udapi den Basler Gemeinden auf lange Zeit namhafte Verstärkung zuführen sollte.[1]) Die leisen Anfänge gehen in das Frühjahr 1869 zurück, da in dem kleinen Dörflein Koppala zwei Familien heraustraten. Ihnen schloß sich bald eine solche in Schirwa an. Eine der beiden in Koppala gewann ihre Verwandten in Kurkal, und diese zog wieder andere Familien mit. So ging es fort. Verwandte gewannen immer wieder Verwandte, und bald übte das Beispiel so vieler Vorgänger eine immer größere Macht auch über ferner stehende. Am Anfang waren in sechs Mulkidörfern 120 Heiden übergetreten, in 11 Außenorten von Udapi gegen 230. Die Leute kamen aus den Kasten der Bants, der Birwes und der Billawer, Grundbesitzer, Reisbauern und Palmweinzieher, zu denen sich auch noch Angehörige der Fischerkaste gesellten. Die Mission mußte alle verfügbare Mannschaft aufbieten, um den plötzlich so gesteigerten Anforderungen einigermaßen nachzukommen. Das Komitee schickte sofort zwei Brüder nach Kanara und beschloß die Gründung von vier Außenstationen. Alle disponibeln, sprachkundigen Missionare sollten herbeigerufen werden. Der tüchtige Würth, der auch litterarisch thätig gewesen war und eben damals als Generalpräses in Mangalur stand und als solcher durch die Tulubewegung in Anspruch genommen wurde, brach unter der Last der Arbeit zusammen. Die Anmeldungen zur Taufe mehrten sich immer noch. Es waren jetzt über 600.

Nun trat teils wegen der Ernte, teils wegen einiger Rückfälle ein gewisser Stillstand ein. Manche erkannten, daß ihre Hoffnungen Illusionen gewesen; Ausbrüche von Haß und Widerstand bei den Heiden, eine ganze Musterkarte raffinierter Bedrückungen und Plackereien hielten andere vom Uebertritt ab; endlich gingen da und dort die Taufbewerber scharenweise, wie sie gekommen, auch wieder zurück. Doch dauerte Rückschlag und Stillstand nicht lange an. Bald traten neue Taufbewerber heraus. Die Taufen größerer Gruppen mehrten sich. Die Zahl der Gemeindeglieder von Mulki und Udapi, die zu Anfang 1869 noch nicht ganz 600 betragen hatte, belief sich zwei Jahre später schon auf über 950 und der Hauptzuwachs an Taufen erfolgte noch später, weil die Missionare mit dem Taufen so vorsichtig als möglich verfuhren. Die Gründe der Bewegung waren nämlich, wie dies bei ähnlichen Vorkommnissen immer zu sein pflegt, sehr gemischter Natur und machten den Missionaren eine genaue Prüfung der so zahlreich zuströmenden Taufbewerber zur Pflicht. Viele waren des Bhutendienstes und des immer

[1]) Zur Tulubewegung vgl. die Berichte J. B. 1870, 87—97. 1871, 79—90. H. B. 1869, 155. 159. 1870, 4. 14. 51. 102. 129. 1871, 9. 47. 104.

straffer werdenden Regimentes der Bhutenpriester herzlich müde; die europäische Kultur und die Missionare hatten sich unter diesen Landleuten steigenden Kredit erworben, dazu war das Evangelium jahrelang von überaus treuen Männern unter ihnen verkündigt worden; aber die sozialen Nöten hatten doch wohl in den meisten Fällen den Ausschlag gegeben, man konnte vom Anschluß an die Missionare irgendwelche äußere Hilfe erwarten. Doch befanden sich unter den Uebertretenden auch Leute mit eigenem Land und Haus, die durch ihren Uebertritt äußerlich nur verlieren konnten.

Die Bewegung dauerte an, wenn auch nicht in der ursprünglichen Stärke. Es schien nötig, in dem Gebiete, wo die meisten Uebertritte stattfanden, einen weiteren Mittelpunkt für die Arbeit unter den Tulu zu schaffen und man beschloß deshalb, in Karkala eine weitere Hauptstation zu errichten.[1]) Ueber dreiunddreißig Plätze hatte sich die Bewegung jetzt verbreitet; das Kriegsjahr von 1870 auf 1871 hatte die heimatliche Leitung verhindert, die nötige Verstärkung auf das so fruchtbare Gebiet hinauszusenden. Nun wollte man das Versäumte nachholen. Karkala, etwa zehn Stunden im Innern zwischen Mulki und Udapi gelegen, war schon 1834 als Stationsort in Aussicht genommen worden; aber erst jetzt wurde das Vorhaben ausgeführt (1872). Die Hoffnungen, die man auf diese neue Station gesetzt hatte, erfüllten sich freilich nicht. Bis zum Ende unserer Periode konnten dort nur dreißig Heiden getauft werden und die Stationsgemeinde belief sich am Neujahr 1879 nur auf siebenundvierzig Seelen. Und in den letzten zwanzig Jahren stieg die Zahl der Gemeindeglieder bei 39 Heidentaufen auf bloß 107; auch das Schulwesen entwickelte sich auf dieser Station nur unbedeutend. Der Zuwachs an Tuluchristen kam also durchaus den Mutterstationen von Mulki und Udapi zu gute, namentlich letzterer. Mulki, das zu Neujahr 1869 eine Gemeinde von 366 Christen gezählt hatte, erlebte in den folgenden zehn Jahren über 400 Heidentaufen, so daß die Stationsgemeinde am 1. Januar 1879 mehr als 740 Glieder umschloß. Udapi war bei ungefähr 650 Heidentaufen im gleichen Zeitraum von 232 auf 991 Christen angewachsen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß eine große Zahl Getaufter in diesen zehn Jahren als allzu unlautere Elemente wieder ausgeschieden werden mußten oder aus eigenem Willen wieder zurückgingen. Ein besonders fruchtbares Jahr war 1875 gewesen mit nicht weniger als 262 Heidentaufen. Offenbar im Blick auf diese reiche Ernte wurde 1876 in Kundapur-Basarur, nördlich von Udapi an der Grenze von Nord- und Südkanara noch eine weitere Station ins Leben gerufen. Es war seit 16 Jahren ein von einer Württembergerin gestifteter Fond für eine

[1]) Ritter, Gründungsarbeit auf der neuen Station. J. B. 1872, 44. — Hartmann, Erstlinge der Station. J. B. 1873, 77. — Hermelink, unter den Dschains bei Karkala. J. B. 1877, 28. — H. B. 1873, 6. 1874, 6. 74.

Mission in dieser Stadt vorhanden, der unterdessen von verschiedenen Freunden war vermehrt worden und nun 25 000 Fr. betrug. Auch hieß es, die Bevölkerung in der Umgebung der beiden Städte verlange nach einer Missionsstation. Leider bewahrheitete die Folgezeit diese Rede nicht; denn zuerst wollte sich doch gar keine Gemeinde bilden und bei bloß achtzehn Heidentaufen in den letzten zwanzig Jahren zählt dort die Basler Mission heute erst 117, meist zugezogene Anhänger.[1]) Dagegen erlebte man hier einige besonderes Aufsehen erregende Uebertritte von Heiden höherer Kaste, doch erst in der folgenden Periode.

Es war ein lieblicher Tag für die Christen des Tulugebietes, als an Epiphanien 1876 in Udapi in einer großen, aus Palmblättern erstellten Halle ein Missionsfest gefeiert wurde, und sich die 700 Gäste hernach zu einer einfachen Mahlzeit zusammenfanden, wobei es wohlthat, die Kastenunterschiede überwunden zu sehen, die man freilich in der Gemeinde von Anfang an energisch bekämpft hatte. Aber das Festliche trat für gewöhnlich sehr hinter die Nöten und Gebrechen dieser Christen zurück. Die Tulugemeindlein waren unter sich freilich sehr verschieden; am schlimmsten stand es in der Muttergemeinde zu Mulki, hauptsächlich, weil die Christen fast alle arm und arg verschuldet waren; es war aber auch, als ob der Fluch jener früheren Empörung (S. 134) noch nachwirkte und das Gedeihen beeinträchtigte. In Udapi gab es viel Arbeit mit dem alten heidnischen Sauerteig, da die Christen besonders in Krankheitszeiten wieder bei Götzen und Zaubermitteln Hilfe suchten. Die Missionare mußten alle Kraft daran setzen, das Vorhandene zu stärken, daß es nicht wieder erstarb. Neben manchen erfreulichen Lichtbildern erblickte das Auge auch manche dunkle Schatten. Ein lehrreiches und bewegliches Beispiel für die Nöte, die manche dieser Tulugemeindlein gewährten, bietet das von Santuru, von dem schon die Rede war. Während der Tulubewegung standen die Dinge hier sehr hoffnungsvoll; bis 1875 hatte die kleine Gemeinde regelmäßigen Zuwachs. Da wurde der Betsaal in Brand gesteckt und seitdem ging es abwärts. Das Gemeindlein schmolz immer mehr zusammen; einige starben, andere zogen weg, noch andere fielen ins Heidentum zurück. Jener Erstling, der frühere Bhutenpriester, der bei seinem Uebertritt viel daran gegeben hatte, ein rechter Christ und mehrere Jahre als Gemeindeältester ein Halt für die Gemeinde gewesen war, mußte ausgeschlossen werden. Eines der Familienhäupter, schon 1863 getauft, wurde durch den Geiz wieder zum völligen Heiden, bis er als ganz verkommener Mensch im Lande herumlief.

Die Mission unter den Tulu war indes bei allen Schwächen doch ein Werk, das Früchte zeitigte und das deshalb aller Opfer und aller

[1]) Brasche, Vorwärts nach Kundapur. J. B. 1876, 44. — Hafner, Aus dem ersten Jahresbericht der neuen Station. J. B. 1878, 27. — H. B. 1877, 5. 65. 1878, 25.

Hingebung wert erschien. Wie ganz anders stand es in Nordkanara! Dort hatte man in Honor[1]) durch Ammann die schon mehrmals abgebrochene Arbeit neu aufnehmen lassen, und Ammann hatte das Evangelium teils an der Küste, teils im Hochland bis Sircy und Bonawasi hinauf gepredigt. Dann aber war Ammann in Udapi nötig geworden, und die Arbeit in Honor blieb wieder einige Zeit liegen. Eine Frucht seiner dortigen Wirksamkeit war die Taufe des Brahmanen Suwartapa Watsa, eines edel angelegten Menschen, der später Evangelist wurde, dessen Gedankenleben aber so von Hinduphilosophie durchdrungen war, daß er zwar bei seinem Tode (1871) als ein Mann von kindlich gläubigem Herzen, aber nicht völlig bekehrtem Kopf geschildert wurde. Sein Sohn Christanudscha Watsa wurde Hausvater und Sanskritlehrer am Predigerseminar in Mangalur. Nach langer Verwaisung Honors wurde 1861 die Station von Missionar Albrecht wieder besetzt; doch Krankheit nötigte ihn drei Jahre darauf abzuziehen, ohne eine Gemeinde zu hinterlassen. Aus den Plänen, in Sircy und Schimoga Stationen anzulegen, wurde nichts. Mit Neujahr 1866 machten Walz und Deuber einen neuen Anfang in Honor und fanden in dem noch nördlicher gelegenen Karwar einigen Eingang, indem sie sechs Heiden tauften und einige zwanzig dort lebende Christen zu einem Gemeindlein sammelten; es mehrte sich unter der Pflege eines Katechisten, und die Regierung förderte das Werk, indem sie sechs Morgen Landes als Bauplatz für Katechistenhaus und Betsaal anwies. Rechte Lebensfähigkeit war dem Gemeindlein nicht eigen, denn es bestand aus lauter hergezogenen Leuten, und im übrigen wollte sich im ganzen ausgedehnten Stationsgebiet von Honor kein Leben regen. Endlich mußte Schott auf seiner Visitation zu Ende 1880 die „verrottete und versunkene Gemeinde" in Karwar auflösen. Die um der „Missionsstrategie" willen gegründete Station in Nordkanara hatte in der zweiten wie in der ersten Periode der Basler Mission in Indien bewiesen, daß in der Mission nicht Menschen die Strategen sein können.

Zuweilen aber wollte es scheinen, als rufe wirklich nicht menschliche Berechnung, sondern Gottes Wille auf ein neues Feld.[2]) So erging es dem beweglichen Mögling. Ende Oktober 1852 erschien bei ihm in Mangalur ein Sanjasi, ein indischer Büßer, von höchst zweifelhafter, aber vorläufig noch verdeckter Vergangenheit. Er stammte aus Kurg, dem

[1]) Deuber, Die Wiederbesetzung Honors. J. B. 1867, 48. — Walz, Karwar wird Außenstation. J. B. 1868, 40. — Walz, Von dem prüfungsvollen Arbeitsfeld 2c. J. B. 1872, 47. — Nübling, Hoffnungsstrahlen. J. B. 1876, 47. J. B. 1877, 34. 1878, 28. 1879, 32.

[2]) Mögling und Weitbrecht, Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg, Basel 1866. — Richter, Aus Anandapur. J. B. 1862, 73. — Kauffmann, Ein Taufsonntag. J. B. 1863, 62. — Kaundinja, Erfreuliches aus Anandapur. J. B. 1872, 49.

erst 1834 von den Engländern unterworfenen, von stolzen und starken, stattlichen Menschen bewohnten Berglande südöstlich von Kanara. Mögling glaubte in dem merkwürdigen Manne einen echten Erstling zu finden und taufte ihn im Januar 1853 auf den Namen Stephanus und begleitete ihn in seine Heimat, auf die Berge des Kurglandes. Er wollte sich dort gesundheitlich erholen, aber auch dem Stephanus in den Stürmen beistehen, die sein Uebertritt hervorrufen mußte. Nun waren es freilich zumeist Gläubiger, die den arg verschuldeten Stephanus bedrängten. Mögling aber sah trotz all dem Bedenklichen in eine rosige Zukunft, entschloß sich, in Kurg zu bleiben und hier eine Mission auf eigene Faust zu beginnen; denn daß das Komitee in Basel in jener Zeit finanzieller Nöte, wo das Bestehende kaum zu halten war, nichts Neues und zumal nichts eigenwillig Begonnenes übernehmen werde, war ihm von vorneherein klar. Er löste also seine Verbindung mit Basel, die ihm seit der neuen Organisation lästig geworden war, und suchte bei den englischen Freunden in Indien die nötige Unterstützung zu finden.

In Almanda, dem väterlichen Gute des Stephanus, sammelte er ein kleines Gemeindlein aus drei Familien, bediente es und baute ihm ein Kirchlein, das ihm Hebich einweihte. Bald aber zeigte es sich, daß auf weiteren Eingang bei den stolzen Kurgs nicht zu hoffen war, und daß auch die schon Gewonnenen höchst bedenkliche Elemente waren. Mögling behielt guten Mut und eröffnete mit Unterstützung der englischen Regierung eine englische Schule in der Landeshauptstadt Merkara und übergab sie einem tüchtigen Schulmanne, Missionar Richter, der bis jetzt die englische Schule in Mangalur geleitet, sich aber jener versuchungsvollen Umgebung nicht gewachsen gezeigt hatte. Unter Richters Führung nahm die Schule in Merkara einen bedeutenden Aufschwung und veranlaßte so die Regierung, das Schulwesen in Kurg an die Hand zu nehmen; auch die Missionsschule von Mögling und Richter wurde nach kurzer Zeit eigentliche Regierungsschule.

Unterdessen hatte sich in Almanda eine größere Zahl Holeyer, ehemaliger Leibeigener, zusammengefunden, die sich christlichem Unterricht zugänglich zeigten. Bei Mögling reifte der Plan, sie auf einem urbar zu machenden Landstücke anzusiedeln und so eine christliche Ackerbaukolonie oder Plantage zu schaffen. Er ging seinen Schüler und Freund Kaundinja um die hiezu nötigen Mittel an, und der gute Mann steckte wirklich sein nicht unbeträchtliches Vermögen fast ganz in dieses Unternehmen und ermöglichte auf diese Weise die Gründung von Anandapur (Freudenstadt). Die ganze Gründung war aber von Anfang an von den größten Schwierigkeiten bedrückt. Um seine Kurgmission über Wasser zu halten und sein eigenes Leben zu fristen, mußte Mögling, dessen indische Freunde lässig geworden waren, über Kopf und Hals nach Europa reisen, um dort ein Komitee zu suchen, das seine Mission übernehme und damit ihren Bestand

sichere. Die englische Kirchenmission, zu der sich der schwäbische Theologe immer besonders hingezogen gefühlt hatte, lehnte es ab, Mutterstelle an der so ins Ungewisse begonnenen Mission zu übernehmen. Schließlich mußte Mögling froh sein, als sich das Basler Komitee im Oktober 1858 herbeiließ, ihn selber und seine Schöpfung in den Verband der Basler Mission wieder aufzunehmen. Mögling kehrte ins Kurgland zurück, mußte aber schon Ende 1860 mit gebrochener Gesundheit Indien auf immer verlassen.

Die Missionskolonie Anandapur kämpfte um ihre Existenz. Die Holeyer waren zum größten Teil sehr tiefstehende, unzuverlässige Leute, böse Lügner und faule Bäuche. Dazu war ein häufiger Wechsel der leitenden Missionare der Konsolidierung des Werkes sehr im Wege. Der Erstling Stephanus entpuppte sich nun als ein ganz unlauterer Mensch und mußte wie die anderen paar Kurgchristen aus der Gemeinde ausscheiden; und nachdem man in den ersten Zeiten dreimal größere Taufeiern hatte halten können, wurde auch der Zuwachs aus den Holeyern immer geringer und blieb oft ganz aus. Viele mußten entlassen werden, weil es sich immer deutlicher zeigte, daß es bloße Reischristen waren; doch fehlte es auch an erfreulichen Erfahrungen nicht ganz; so erwies sich z. B. ein am Palmsonntag 1859 getaufter Matthäus im Leben und im Sterben als ein Christ.[1]) Almanda, das von frevelnder Hand angezündet worden war, hörte ganz auf, Missionsposten zu sein. In Merkara waren meist nur Brüder der Missionshandlung stationiert. Von 1861 bis 1868 leitete Missionar Kauffmann das Werk in Kurg, d. h. wesentlich in Anandapur.[2]) Die Kolonie war ein Sorgenkind ohne gleichen und wurde es noch mehr, als Kaundinja die Leitung übernommen hatte. Der Bohrer, ein schädliches Insekt, ruinierte 1870 die Kaffeeplantage, darin sämtliche Gemeindeglieder arbeiteten, fast ganz, und stellte so die leibliche Existenz des Gemeindleins in Frage. Kaundinja, dem die ganze Gemarkung als Eigentum angehört hatte, konnte bei so bedeutenden Verlusten den großen Besitz nicht länger behaupten. Wäre das Gut an einen nichtchristlichen Grundherrn übergegangen, so wäre die Gemeinde aufgelöst worden. Die Mission übernahm deshalb wenigstens einen Teil des Gutes. Da aber um jene Zeit der erfahrene Generalkassier Pfleiderer in die Heimat zurückkehrte und ein Neuling die Verwaltung der Güter übernehmen mußte, wurde der Ertrag der Plantage noch geringer, die Pächterzahl mußte beträchtlich vermindert werden, und der ganze Betrieb stockte. Dazu kam eine beängstigende Sterblichkeit unter der Ortsbevölkerung, so daß es einige Zeit schien, als sei der Anfang vom Ende da.

---

[1]) vgl. K. B. Nr. 99. Matthäus von Anandapur.

[2]) Riehm, Die Missionsniederlassung in Merkara. J. B. 1869, 55. — Kittel, Stellung der Kurgs zum Evangelium. J. B. 1874, 86. 1875, 43.

Die Plantage erholte sich indes wieder ein wenig. Kaundinja gelang es, in dem nahen Attolimani mit 38 Taufbewerbern aus den Holeyern eine Außenstation zu begründen (1872); drei Jahre darauf feierte man ein größeres Taufffest und errichtete Katechistenhaus und Betsaal.[1]) In Merkara schlossen sich an Missionar Kittel, der zur Erholung auf den Bergen weilte, zwei vornehme Kurgs an. Der eine, Karjappa, der reichste Mann des Landes, starb indes bald, ohne daß er sich hätte taufen lassen; auch der andere, Subaja, ein hochgestellter Gerichtsbeamter trat nicht über, begleitete aber den Missionar auf seinen Reisen und lud ihn ein, in seinem Hause regelmäßigen Gottesdienst zu halten. Es machte keinen großen Eindruck. Zu Neujahr 1879 zählte Merkara ein Gemeindlein von 44 hergezogenen Christen, zu Anandapur gehörten 161, meist Holeyer. Möglings rosige Erwartungen waren bis dahin nicht in Erfüllung gegangen.

Mit unverkennbarer besonderer Teilnahme schildern die Josenhansischen Jahresberichte die Mission in Südmahratta,[2]) als ob der Inspektor damit die dort unter besonders schwierigen Verhältnissen und auf unfruchtbarem Boden wirkenden wenigen Missionare hätte ermuntern und zu weiterem, treuem Ausharren ermahnen wollen. Jedes aus dem dürren Erdreich aufsprossende Pflänzlein wurde mit besonderer Freude begrüßt. Nun zeigte sich mit Beginn der fünfziger Jahre wirklich ein kleiner Fortschritt; es bildeten sich auf allen Stationen kleine Gemeindlein, vorübergehend sogar in Malasamudra. Hatte man am Neujahr 1850 auf vier Stationen nur 60 Christen gezählt, so waren es zehn Jahre später doch 240, also viermal so viel. Gar kein Wachstum wies Dharwar auf; die Zahl der Gemeindeglieder stieg nie über 74, sank aber zuweilen hinunter bis auf 20. Neben dem von vielen Europäern gegebenen Aergernis und dem gar nicht erhebenden Beispiel der zahlreichen Katholiken hatte auch der häufige Wechsel der leitenden Missionare einen ungünstigen Einfluß auf die Arbeit. Die heidnische und mohammedanische Umgebung war wie früher in Aberglauben und Geistesknechtschaft unter das tausendköpfige Heer der Lingaitenmönche verstrickt; daneben machte sich auch die Neologie Jungindiens breit und blendete viele mit ihrem ärmlichen Licht. Einzig durch die Schulthätigkeit vermochten die Missionare einigen Einfluß auszuüben.

In Hubli sah es noch zehn Jahre lang recht armselig aus.[3]) Das kleine Gemeindlein von dem alternden, überaus vorsichtigen Müller bedient, wollte nicht wachsen. Dagegen wurde es 1857 von dem Wellen-

---

[1]) Ueber Attolimani, J. B. 1873, 81. 1874, 88. 1875, 45.

[2]) Ziegler, das Kanaresenvolk und die B. M. in Südmahratta. M. M. 1877, 451. — Kies, die deutsche Mission in S. M. überhaupt. J. B. 1858, 71.

[3]) Geschichte der Station Hubli H. B. 1870, 42 ff.

schlag des Militäraufstandes gestreift, indem ein Emissär von Delhi nach Hubli gekommen war und unter den Mohammedanern große Gärung hervorgerufen hatte. Müller wollte erst fliehen; da er aber merkte, daß seine Flucht das Signal zum Ausbruch von Unruhen geben würde, entschloß er sich zum Bleiben, und bald dämpften die englischen Siege in Nordindien das unheimliche Feuer. Im selben Jahr trat Müller in Johannes Huber ein Mitarbeiter zur Seite, der bei mehr unternehmender Natur ebenso gründlich zu Werke ging. Und nun empfand man es als eine besondere Gnadenheimsuchung, als sich 1859 zuerst vier Männer, zum Teil Väter wohlhabender Familien, lauter kräftige Landleute aus dem Dorfe Unankallu zur Taufe meldeten, sie auch erhielten und sich als redliche und wackere Christen bewährten.[1]) Dazu kam Hubers Sprachlehrer, ein Jüngling aus der Priesterkaste, der allen Lockungen und Drohungen der aufgebrachten Angehörigen und Heiden das Eine entgegnete: „Christus hat Worte ewigen Lebens, — ihr habt Worte des Todes." Solche Erlebnisse kompensierten viel Not und jahrelanges Harren. Zu Unankallu gesellte sich auch Hebsur mit einem kleinen Gemeindlein, so daß Müller bei seinem Tode im Dezember 1863 von einer Schar von 120 Christen als Vater betrauert wurde.[2]) Eine Knabenanstalt gab der Station seit 1865 einen festen Mittelpunkt. Noch länger als Hubli mußte Bettigeri auf einen kleinen Frühling warten.[3]) Wohl füllte 1854 eine Teuerung die Waisenhäuser hier und in Malasamudra mit Heidenkindern, die durch die Barmherzigkeit der abendländischen Christen dem Hungertode und allem möglichen Verderben entrissen wurden, und Würth pflegte sie mit seiner Frau in rührender Treue, aber nur ganz allmählich hob sich der hier vor Jahren durch mancherlei Mißgriffe wie durch Rücktritte und Sündenfälle erschütterte Kredit der Mission, eben durch Würths ruhiges Ausharren und tüchtige Arbeit. 1865 gabs auf der Außenstation Schagoti ein Erwachen mehrerer heidnischen Familien.[4]) Als Frucht einer früheren Schule regte sich ein Geist des Forschens, und als Erstling konnte Demana Gauda oder Danappa getauft werden, der mehrere Jahre als Lehrer wacker arbeitete. Im Frühjahr 1867 folgte ein Mann mit zwei Söhnen nach und wurde im Tempel eines Affengottes getauft angesichts des Götzen, dem der Priester am Morgen eine Chinarose als Opfergabe dargebracht hatte. Alle Anwesenden folgten mit Interesse der in klassischem Kanaresisch gehaltenen Taufpredigt Würths. Man baute ein Schul- und Versammlungshaus und machte die Gastfreundschaft des Tempels unnötig. Auch

---

[1]) vgl. den Traktat: Reife Aehren v. Missionsfeld in S. M. 2c. Basel 1868. — J. B. 1858, 61. 1862, 75. 1866, 87.

[2]) Huber, Erste Taufe in Hebsur J. B. 1863, 51.

[3]) vgl. den Nekrolog H. B. 1864, 26. f. — Schagoti, ein geschichtliches Bild 2c. K. B. Nr. 106. 107.

[4]) Würth, Blumen in der Sandwüste J. B. 1855, 49.

unter Würths Nachfolger, dem Badenser Roth, erhielt sich unter der Mitarbeit treuer und brauchbarer Katechisten einiges Leben. Doch zählte die Gemeinde Ende 1876 erst 135 Glieder.

Das Werk in dem kleinen, etwa 4000 Einwohner zählenden Fabrikstädtchen Guledgudd war 1851 wegen der Bewegung unter den Nudi-Leuten begonnen worden. Es waren damals vierzehn Heiden übergetreten, darunter einige besonders kräftige Charaktere und durch Verstand und Einsicht achtungswerte Männer. Der Missionar wohnte in einem unausgebauten Götzentempel. Die Gemeinde rang unter mancherlei Nöten um ihr Dasein. Wegen der weiten Entfernung von Bettigeri wurde Guledgudd zur Hauptstation erhoben. Als der Fabrikant Schantappa nach langen Kämpfen übertrat und seine Gläubiger ihn von allen Seiten bedrängten, standen alle Gemeindeglieder, seine Arbeiter, zusammen, und erklärten sich bereit, außer ihrem Lebensunterhalt keinen Lohn zu beanspruchen, bis seine Gläubiger befriedigt seien. Missionar Kies gab sich im Verein mit Webermeister Haller von Mangalur Mühe, die Weberei unter diesen Leuten zu verbessern und diese Industrie auch durch Einführung haltbarer Farben zu heben. Seine Bemühungen um das Gemeinwesen wurden durch seine Wahl in den Stadtrat anerkannt. Es entstand in Guledgudd ein christliches Weberquartier, klein genug, aber durch Reinlichkeit und Stille fiel es wohlthätig auf. Das von Kies in strenger Zucht gehaltene, von der Mission finanziell stark abhängige Gemeindlein bereitete viel Freude, stellte aus seiner Mitte auch den ersten Nationalgehilfen aus Südmahratta und gab den Anstoß, daß auch in diesem Distrikt ein Missionsfest gefeiert wurde, wobei sich die Christen der verschiedenen Stationen zum erstenmal ihrer Zusammengehörigkeit bewußt wurden (1860). Aber die Fortschritte blieben auch hier sehr gering.

Malasamudra wurde 1862 aufgegeben. 1854 hatten sich freilich die Gebäulichkeiten rasch bevölkert durch einen Zuzug von 60 Hungerleidern.[1]) Es waren Landstreicher, die den Missionaren viel Not bereiteten und bald wieder wegliefen. Die Missionsleitung in Basel hatte sich lange gesträubt, den Posten aufzugeben; schließlich nötigte die Heimkehr Missionar Leonbergers, der lange Jahre in der Einöde ausgehalten hatte, es doch zu thun. Die ausgedehnten Ländereien verblieben freilich als Ballast, dessen man sich erst in den achtziger Jahren unter Inspektor Schott entledigte.

Die kleinen Gemeindlein, die man von Hubli, Bettigeri und Guledgudd aus gesammelt hatte, erfreuten durch manchen Erweis christlichen Lebens. Von den Goldschmieden Hublis hatten die Heiden die Ueber-

[1]) Müller, Missionar Leonbergers Arbeit in Malasamudra. J.B. 1855 53. 1856, 65. 1858, 69.

zeugung, daß sie nicht wie ihre heidnischen Kollegen Diebe seien. Besonderen Zutrauens erfreute sich der Goldschmied Simon, der das Sprichwort zu Schanden machte: „Wenn auch der Reis zu Gold würde, läßt doch der Goldschmied das Stehlen nicht.“ [1]) Manche Gestalten sprechen einen an, so Hublis Erstling Isaak und der als Katechist verstorbene frühere Lingaitenpriester Johann Gurusiddha, ein edler, lauterer Charakter; dann jener Fabrikant aus Guledgudd, Schantappa, und sein Freund Dewapria.[2]) Wo sich aber solche Charaktere in den Gemeinden fanden, mußte es auch zuweilen zu Absonderungen kommen, da man sich gegen die Leitung der Missionare auflehnte. So verlor Hubli um 1870 gegen 20 Gemeindeglieder durch Ausschließung, weil sie sich um irgend einer Sache willen gegen das Presbyterium aufgelehnt hatten. Die Ausgeschlossenen erklärten, Christen bleiben zu wollen; sie hielten Gottesdienste miteinander und traten erst nach einigen Jahren der Gemeinde wieder näher. Auch in Unankallu war einmal eine Spaltung zu befürchten. Eine solche entstand in Guledgudd wirklich nach dem Tode der oben genannten beiden Fabrikanten.[3]) Erbschaftsfragen veranlaßten hier den Widerstand gegen die Missionare und die Gemeindeordnung, so daß die Gemeinde sich beinahe von Basel losgesagt hätte. Die Unzufriedenen riefen einen Jesuitenpater aus Dharwar herbei, der dann bei einer Prozession die Mission öffentlich beschimpfte. Einer Disputation wollte er sich erst „als ungelehrter Sanjasi“ nicht stellen, konnte sich indes auf die Dauer einem solchen Wettkampfe nicht entziehen, wurde aber sogar von Heiden mit der Bibel in der Hand in die Enge getrieben. Immerhin gingen manche Christen zu ihm über und fanden sich erst allmählich wieder zu der Gemeinde zurück.

Was Josenhans 1854 gehofft: „Wenn die Missionare nicht mehr so an die Gemeinden gebunden sind, werden sie in die Höhe fahren, und die Netze werden sich füllen“, was er 1861 unmittelbar vor der Thüre glaubte: „alle Südmahratta-Stationen stehen an einem Wendepunkt ihrer Entwicklung, wo sie weiter hinausfahren in die Höhe; bald werden die Fischer ihre Boote sinken sehen und ihren Gesellen rufen, daß sie kommen und ihnen helfen“, — das wollte und wollte sich nicht einstellen. Im großen und ganzen blieb die Arbeit unfruchtbar. Von 60 war die Zahl der Christen in zwanzig Jahren nur auf etwa 300 gestiegen. Die Gründe dieser Unfruchtbarkeit waren dieselben wie in der ersten Periode: der konservative Charakter des Volkes, die geschlossenen Organisationen des Lingadienstes, auch die geringe Zahl der Missionare und ihr noch sehr

---

[1]) Huber, Der Goldschmied Simon, ein Lebensbild ꝛc. H.B. 1868, 6.

[2]) Kies, Lebensbild des Hinduchristen Schantappa ꝛc. H.B. 1864, 121.

[3]) Kies, Die Nöte in der Gemeinde seit Schantappas Tod. J.B. 1865, 62. — vgl. J.B. 1866, 92.

bescheidenes Schulwesen.[1]) Dazu kommen die hier besonders große Versunkenheit des weiblichen Geschlechts und der verhältnismäßig satte Wohlstand. Besonders als die während des amerikanischen Freiheitskrieges unsinnig beförderte Baumwollkultur eine Unmasse Geld ins Land brachte, wurde der Uebermut der Gewinnenden grenzenlos, während die Armen unter der Entwertung des Geldes litten und die Lebensmittel im Preise um das drei- bis sechzehnfache stiegen. So war man der Verkündigung des Evangeliums nicht zugänglich, ja, die Missionare mußten immer noch fürchten, Gewalt und Mißhandlung zu erleiden.

Von 1875 auf 1876 waren alle Südmahrattastationen in der Zahl ihrer Gemeindeglieder nicht nur nicht gewachsen, sondern noch zurückgegangen. Am Basler Missionsfest von 1876 wie auf den Missionskonferenzen hin und her hatte man das unergiebige Feld und die geprüften Arbeiter der besonderen Fürbitte der Freunde empfohlen. Noch in den Tagen des Festes machte ein alter Freund aus Baden eine Schenkung für einen besonderen Südmahrattafonds; andere ahmten sein Beispiel nach, aus Frankfurt lief von einem einzelnen eine größere Gabe ein, ebenso vom Vorstand eines größeren württembergischen Missionsvereins. Draußen aber erfüllte sich zunächst die Zeit des prüfungsvollen Wartens; die Zahl der Christen schmolz noch mehr zusammen. Nun aber brach eine neue Zeit an, eine Zeit des Jammers und des Schreckens.[2]) Der Regen war im Sommer 1876 ausgeblieben; an vielen Orten gingen alle drei Ernten zu Grunde, so daß schon im Oktober Vorzeichen einer Teuerung eintraten. Im November und Dezember steigerte sie sich zu einer förmlichen Hungersnot, die im neuen Jahr mit jedem Monat höher stieg. Jammerszenen der erschütterndsten Art waren im ganzen Lande zu sehen. In einem Bezirke Südmahrattas starben 1877 allein 12 000 Menschen den Hungertod, 83 500 im ganzen Kollektorat Kaladgi. Man that, was man konnte, der Not zu wehren. In Basel kamen über 41 000 Fr. für die Hungernden zusammen. Bei der Verteilung dieser Gaben lernten manche Notleidende die Missionare zum erstenmal näher kennen. Viele, die das Christentum längst kannten, trieb die Not zum Uebertritt; andere schlossen sich wenigstens probeweise an. Mehr als 200 Heidenkinder wurden den Missionserziehungsanstalten in Hubli und Bettigeri übergeben; auch viele erwachsene Heiden suchten Anschluß an die Gemeinden. Guledgudd zählte schon im Mai 1877 über 210 Taufbewerber, darunter 111 von Muschtigeri, wo man zwei Jahre zuvor die Erstlinge getauft hatte. Hubli wies 104 Katechumenen auf, Bettigeri 45 und Dharwar 16; bis Juni ver-

[1]) Tschinappa, Referat über den langsamen Fortschritt ꝛc. J. B. 1871, 108. — Weigele, Was thut unserm Distrikt not zur Förderung des Missionswerkes? J. B. 1876, 54.

[2]) Ueber die Hungersnotbewegung, vgl. J. B. 1877, 40—49. 1878, 34—49. 1879, 34—40. H. B. 1877, 25. 43. 61. 76.

doppelten sich diese Zahlen. Die Südmahratta-Mission stand auf einmal als die Zuflucht der Elenden und als reiche Kindermutter da.

Nun gabs auch neue und große Sorgen. Es galt zu bauen: in Muschtigeri, Guledgudd und Bettigeri neue Betsäle, in Hubli ein neues Missionshaus u. s. w., alte Räume mußten erweitert werden, in Dharwar und Guledgudd errichtete man neue Erziehungsanstalten, dort für Mädchen, hier für Knaben. Die Kosten der Mission in dem einen Distrikt stiegen, abgesehen von allen Hungergeldern, um 34 000 Fr. Die Uebertritte mehrten sich noch. Zu Ende des Jahres 1877 standen in Südmahratta 1104 Heiden im Taufunterricht der Basler Brüder. Da sich ein großer Mangel an christlichen Lehrern fühlbar machte, verwandelte man die Anglovernacularschule in Hubli in ein kleines Lehrerseminar. Die Missionare waren überanstrengt und erkrankten in großer Zahl. In Guledgudd mußten sich in fünfviertel Jahren acht Brüder in der Arbeit ablösen. Der edle Weigele erlag den Anstrengungen eines solchen Missionslebens.[1]) Die Not blieb groß bis ins Jahr 1879. Auf das Hungerjahr 1877 war ein Jahr der Teuerung gefolgt; die neue Ernte war gering ausgefallen und fast ganz von den Ratten verzehrt worden. Bei den Handwerkern, besonders bei den Webern kehrte Verdienstlosigkeit ein, und infolge des ausgestandenen Hungers viele Krankheiten. Ohne die Hungersnotgelder wäre das Elend auch in den Gemeinden grauenhaft geworden. Nach Kräften hatte man sich bemüht, nur durch Arbeit und Arbeitslohn zu helfen, aber die schlaffe Hindunatur war durch die allgemeine Not bei vielen noch schlaffer und energieloser geworden. Die äußere Lage der Neuübergetretenen war äußerst traurig. Mit wenigen Ausnahmen waren alle bettelarm. Wie würden sie sich bewähren? Am Neujahr 1877 hatten die Basler Missionsgemeinden Südmahrattas 414 Glieder gezählt, zwei Jahre später waren es 1057, dazu noch 416 Taufbewerber. Die Hoffnung von Josenhans war zum Schlusse seiner Wirksamkeit noch erfüllt worden. Die Netze waren voll, schier zum Zerreißen. Aber es war ein vereinzelter Zug gewesen; und unter den Fischen wie viele faule!

„Aber der gesegnetste Teil unseres Missionsgebietes ist doch Malabar. Da sind die größten und fast auch die lebendigsten Gemeinden; diese Provinz liefert die meisten Katechisten, da ist das reichhaltigste Gesangbuch, da sind die meisten Schulbücher zu Stande gekommen, da ist ein ganz bekehrtes Dörflein, da sind drei Christenkolonien, da ist einer der Hauptgötzenplätze, Taliparambu, von uns besetzt worden, ungeachtet die Brahmanen alles aufboten, uns den Eintritt zu verschließen. Ueberdies ist diese Provinz am meisten unter allen mit dem Schall des Evangeliums durchzogen und erfüllt". Diese Schilderung der Mission in Ma-

[1]) Christian Gotthilf Weigele, Basler Missionar in Südmahratta. Traktat. Basel 1879. — H. B. 1878, 18.

labar, die Josenhans nach seiner Visitation vor der Basler Festgemeinde entwarf, trifft auch die ganze folgende Periode zu. Zwar von solch raschem Wachstum, wie es die Tulubewegung in Kanara, die Hungersnot in Südmahratta brachte, gab es hier nie zu erzählen. Es blieb bei einem sehr langsamen und stillen Zunehmen der Gemeinden; sie zählten zu Beginn des Jahres 1850 erst 523 Glieder, zehn Jahre später waren es circa 1200, wieder zehn Jahre später 1681; 1880 waren die Gemeinden 2448 Seelen stark. Das Wachstum verlangsamte sich also mit den Jahren. Neben der sorgfältigen Pflege der Gemeinden legte man besonderes Gewicht auf das Schulwesen, und auch die Heiden- und Reisepredigt wurde hier kräftiger betrieben als anderswo.

Die ersten zehn Jahre war Hebich, der unermüdliche Herold eines aggressiven Evangeliums, noch an der Arbeit. Von seiner bedeutenden Thätigkeit unter den Regimentern, die in Kannanur garnisonierten, kann hier nicht die Rede sein; bezeichnend hiefür ist, daß 1853 ein solches Regiment den Namen „Hebichs own", „Hebichs Leibgarde" erhielt. Seine soldatische Diaspora hat weithin Segen gestiftet. Aber auch unter den Heiden entfaltete er nach wie vor seine evangelisierende Thätigkeit, besonders auf den Götzenfesten. In Taliparambu wurde er freilich 1855 nicht mehr wie früher aus Verstecken heraus mit Steinwürfen verfolgt, sondern im Reisehaus mit allen seinen Leuten von einem, über den Uebertritt eines Mädchens wütend erbosten Tijerhaufen überfallen, er selbst persönlich mißhandelt und geschlagen, seine Katechisten und Diener zu Boden geworfen, und das ganze Häuflein der Christen mit dem Missionar im Amtshause mehr als einen Tag belagert, bis die Polizei die Rädelsführer in Gewahrsam führte.[1]) Die Woche darauf brach im Missionsgehöfte in Kannanur, von den Tijern angelegt, Feuer aus, das dritte innerhalb dreier Jahre. Es war damals überhaupt eine erregte Zeit; im Oktober jenes Jahres fiel der edle Kollektor Conolly dem Fanatismus der Mohammedaner in Kalikut zum Opfer.[2]) Uebertritte erregten von Zeit zu Zeit gesteigerte Feindschaft, so wurde z. B. 1870 auf das Einbringen eines Taufbewerbers ins heidnische Elternhaus ein Preis von tausend Rupies gesetzt; man hört immer wieder von gewaltigen Kämpfen, die von Taufbewerbern auszufechten waren. In Wadakentscheri, einer Außenstation Palghats, versuchten 1874 die Heiden durch Brandstiftung, falsche Anklagen, Ueberfallen und Wegschleppen der Katechumenen die christliche Niederlassung zu vernichten; nur mit Mühe und Kosten wurde ihr Anschlag vereitelt. Natürlich gehörten die Maplas (Mohammedaner) zu den ärgsten Feinden des Christentums. Als 1873 auf einer andern Außenstation Palghats eine Mohammedanerin zur Gemeinde übergetreten war,

[1]) Gundert, der Angriff auf Hebich u. seine Leute. J. B. 1855, 56.
[2]) Fritz, Kollektor Conolly's Ermordung. J. B. 1856, 79.

zündeten sie das Katechistenhaus an und brachten falsche Anklagen gegen die Katechisten vor Gericht.

Daneben fehlte es auch an ermutigenden Erfahrungen nicht. Die Bekehrung des Munschi Ramotti aus der Tijerkaste in Kannanur verursachte eine große Bewegung unter dem Volk. Dieser Mann wurde als Abraham Mulil ein besonders eifriger Reiseprediger, der ganz Malabar mit seiner Verkündigung durchzog und schließlich noch als Diakon der Mission diente. Von Jakob Ramawarma war schon früher die Rede. Am 3. September 1856 wurde er im Beisein von achthundert Europäern und Hindu und eines Radscha (Fürsten) zum ersten Malabarpastor ordiniert; leider raffte ihn die Cholera schon ein halbes Jahr später weg. Tschombala konnte 1875 von einem Radscha in Menapuram berichten, der die Bibel studiere und Jesum anrufe; auch von Nayern hört man, die christliche Schriften lasen und beteten. Die Stimmung der Heiden gegen das Christentum wurde oft als freundlich gerühmt; das Volk lerne es mit immer größerem Interesse kennen, die Menschenfurcht sei der Hauptgrund, warum die Malabaren nicht scharenweise kämen. Seit der Einführung der Eisenbahn im Lande und den Anstrengungen der Regierung im Schulwesen zeigte sich ein immer wachsender Drang nach Bildung, der der Mission vielfach zu statten kam, aber auch nach Aemtern und Ehren, nach zeitlichem Gewinn durch Handel und Industrie, so daß die Gefahr bestand, das weltliche Treiben möchte das im Volk erwachende religiöse Leben mit Schutt bedecken. Umsomehr galt es alle Gelegenheiten, auf das Volk einzuwirken, auszunützen. Der Reisepredigt, der man eifrig oblag, ging seit 1853 auch Kolportage zur Seite.[1])

Von der starken Ausdehnung des Missionsschulwesens in Malabar wird gelegentlich noch die Rede sein. Die Zahl der Schüler, die 1855 in Kanara und Malabar noch gleich groß gewesen war, um die 650, betrug in Malabar bald darauf das doppelte von der Kanaras. 1861 waren es 1359 Christen und 1528 Schüler. Die Missionsleitung mußte der riesigen Ausdehnung wehren durch das Gebot, es dürften keine heidnischen Lehrer mehr angestellt werden. Das Verhältnis zwischen Gemeindegliedern und Schülern wurde hierauf wieder ein natürlicheres. Neben 2339 Christen wiesen die Missionsschulen Malabars Ende 1878 nur noch 1265 Schüler auf; in Kanara waren es 3226 Gemeindeglieder und 860 Schüler.

Neben der Schularbeit war es besonders die Gemeindepflege, welche die Brüder in Anspruch nahm. Der Wechsel der Arbeiter um 1860, wo fast alle Begründer der Malabarstationen in die Heimat zurückkehrten, und auch Missionar Fritz, der einzige, der auch die zweite Periode noch

[1]) Ueber Reisepredigt: J. B. 1862, 77. 1864, 80. 1867, 72. 77. 1868, 70. 81. 1870, 144. 148. 1872, 81. 88. 1873, 114. 118. 1876, 69. 1878, 54.

ganz miterlebte, auf Urlaub in der Heimat weilte, fiel zusammen mit der Einführung der Gemeindeordnung und namentlich mit der finanziellen und ökonomischen Neuordnung der Gemeindeverhältnisse. Bis jetzt waren die Gemeindlein fast ganz aus der Tasche der Mission erhalten worden. Besonders Hebich hatte für seine Christen wie ein Vater für seine unmündigen Kinder gesorgt. Das sollte nun anders werden. Die Generalkonferenz von 1859 hatte auf Anregung des Komitees die Grundsätze über Sammlung, Placierung und Unterbringung von Katechumenen und Gemeindegliedern beraten. Das bisherige Versorgungssystem mußte einem andern weichen, das die Leute auch zum Tragen der Lasten heranzog. Die neue Regelung dieser Verhältnisse wurde mit großer Behutsamkeit an die Hand genommen. Man war sich klar, daß die diesbezüglichen Anordnungen bei Gemeinden und Presbyterien mancherlei Nöte erzeugen würden. Jahre waren erforderlich, um ans gewünschte Ziel zu gelangen. Aber der Weg wurde wenigstens von Basel aus ernstlich beschritten. Einzelne Missionare machten freilich in der alten Weise weiter und bezahlten die von den Gemeinden nunmehr geforderte, sehr bescheidene Kirchensteuer lieber aus der eigenen Tasche.

Das Ziel der ökonomischen Selbständigkeit der Gemeinden war aufgestellt. Aber die vielhundertjährige bürgerliche und religiöse Tyrannei, die auf Malabar wie auf andern Distrikten gelastet hatte, hatte den Angehörigen der niedern Kasten einen völligen Sklavensinn vererbt. Mit täglicher Anstrengung mußten die Missionare den Freiheits- und Selbständigkeitstrieb wecken und zugleich Auswüchse der Zügellosigkeit beschneiden. Es hielt überaus schwer, die Gemeinden der ökonomischen Selbständigkeit auch nur ein wenig näher zu führen. Das kleine Christendörflein, das Christian Müller in Tschombala allmählich aus den Heiden gesammelt hatte, wies lauter arme und seit ihrem Uebertritt brotlose Bewohner auf.[1]) Mit harter Taglöhnerarbeit auf dem Missionsgut und in verschiedenen Gewerben: Fischerei, Oelpressen, Arrowrootfabrikation ernährte er sie mühevoll unter tausend Nöten, bis er durch Diez ersetzt wurde. Wer die Station kannte, mußte sich freuen über die Verwandlung, die der treue Fleiß der jungen Christengemeinde an dieser, einst wüste gelegenen Stelle hervorgebracht hatte. Aber die frühere Hoffnung, es werden die Christen allmählich eine von der Mission unabhängige Existenz gewinnen, erfüllte sich nicht. Das zeigte sich deutlich, als Diez die Station übernahm. Viele Gemeindeglieder konnten ihr Brot in Tschombala nicht finden und mußten nach größeren Stationen verpflanzt werden; es war zweifelhaft, ob das Dörflein noch wachsen könne oder ob es Außenstation von Talatscheri werden müsse. Einige Jahre stand niemand als der eingeborene

[1]) Ueber Tschombala: J.B. 1856, 77. 1863, 80. 1864, 73. 1865, 71. 1873, 124. 1874, 112. 1875, 72. 79. 1877, 62.

Gehilfe Paul Tschandren dort, dessen Kräfte nach und nach geringer wurden. Die Gemeinde erwies sich als sehr blutarm und wurde immer schwieriger. Erst als die Mädchenanstalt von Tschirakal dorthin verlegt und eine Weberei unter der freundlichen und doch energischen Leitung Walters (aus dem Kanton Schaffhausen) errichtet worden war, konnte man mit Erfolg dem Müßiggang und der Armut steuern, so daß sich die Gemeinde wieder hob und auch das Zutrauen der heidnischen Bevölkerung wiederkehrte. Doch mußte sie um der beschränkten Gemarkung willen eine der kleineren bleiben.

Eine ähnliche Stellung nahm die Missionskolonie Kodakal ein.[1]) Nachdem sich die Nayadis (S. 77) verlaufen hatten, stellten sich Tijer, Palmweinzieher, auf den Missionsgütern ein. In Missionar Boßhard, einem Zürcher, erhielt das Gemeindlein einen ökonomischen Leiter und geistlichen Pfleger, so daß es bald ein gutes Zeugnis erhielt. 1862 wurde Kodakal zur Hauptstation erhoben. Die äußere Lage der Gemeinde verbesserte sich, indem mehrere Familien auf andere Stationen übersiedelten, indem man bisher nicht bearbeitete Kirchengüter anpflanzte und noch andere in größerer oder geringerer Entfernung Arbeit fanden. Es stellten sich hier immer neue Taufbewerber ein. Obwohl arm, entrichteten die Christen ihre Kirchen- und Schulsteuer und brachten für die Armen noch Reis auf. Einen Höhepunkt bildete die Vollendung der aus Gaben schwarzer und weißer Christen in Indien und aus dem Jubiläumsfonds erbauten Kirche im Jahr 1869. Bald aber erwies sich auch hier die Markung des Christendörfleins als zu klein, so daß viele Christen fortziehen mußten. Die Ueberbleibenden pflegte der eingeborene Diakon Joseph Jakobi mit großer Treue.[2]) Es war eine arme Gemeinde, die sich aber doch mehr und mehr aus der Armut emporarbeitete, dabei fleißig und wohlgeordnet, die für Kirche, Mission und Arme freudiger steuerte als irgend eine Gemeinde in Indien. Leider ging sie Mitte der siebziger Jahre etwas zurück, da manche Glieder doch wieder wegen Armut und Verdienstlosigkeit wegziehen mußten.

In ruhiger Weise entwickelte sich Talatscheri, das im Schulwesen Malabars die erste Stelle einnahm. Die Gemeinde mußte 1860 ihren alten Stammhalter Irion nach Europa scheiden sehen und gab ihm einen rührenden Brief an das Komitee mit.[3]) Irion war ein energischer, in seinen Urteilen unbestechlicher Charakter gewesen, der bei aller Liebe zu den Seelen doch mehr zur Strenge als zur Nachsicht neigte und stets auf Zucht und Ordnung gehalten hatte. Auch nach seinem Abgange hatte

---

[1]) Ueber Kodakal vgl. J. B. 1866, 109. 1876. 83. 1878, 64. — H. B. 1865, 19. 75. 1867, 54. 88. 168. 139. 1868, 153. 1877, 82.

[2]) Der neue Diakonus Joseph Jakobi. H. B. 1868, 149.

[3]) abgedruckt J. B. 1861, 105. — Ueber Talatscheri J. B. 1855, 61. 1856, 75. 1864, 71. 1866, 100. 107. 1872, 78. 1873, 103. 1875, 77.

unter Christian Aldinger aus Württemberg alles seinen stillen Fortgang. Das Arbeitsbedürfnis für unbemittelte Gemeindeglieder hatte auch hier zur Anlage einer Farm in Edakadu geführt und bald auch zur Errichtung einer Weberei, die seit 1859 regelrecht betrieben wurde. Die Gemeinde wuchs von 1850—1879 von 68 auf 412 Glieder.

Eine noch schönere Entwicklung erlebte die Station in der Landeshauptstadt Kalikut. Fritz zur Seite trat Ende 1856 Lauffer als Handwerksmeister für die in einer Schreinerei beschäftigten christlichen Jünglinge. Ein großer Verlust war der Tod von Frau Fritz, der treuen Hausmutter einer Mädchenanstalt und unermüdlichen Pflegerin der Frauen in der Gemeinde. In neunzehnjähriger Arbeit wirkte hier der Württemberger Schauffler, in welcher Zeit die Gemeinde bedeutend wuchs. Seit Mitte der sechziger Jahre war sie die größte Malabars und zählte am Schluß unserer Periode 717 Christen. Die Glieder gehörten etwa zehn verschiedenen Kasten an. Nicht eine reiche Familie war darunter; wenige waren etwas vermögliche Leute. Es befanden sich unter den Christen namentlich viele Witwen. 1869 wurden in ganz Malabar allein 77 aus dem Distriktswitwenfonds und aus den Gemeindearmenkassen unterstützt. In Kalikut hatte die Gemeinde durch die hier besonders kräftig entwickelte Missionsindustrie einen festen Halt bekommen.

Die Industrie war es auch, die Kannanur über Wasser hielt. Diese Station, so lange Hebich im Lande weilte, die wichtigste in Malabar, verlor zunächst nach seinem Wegzug fast alle Bedeutung. Die Mission litt unter der Ungunst des englischen Platzkommandanten, und man mußte 1867 den Senior Fritz hinbeordern, um ihren erschütterten Kredit wieder herzustellen. Die Thätigkeit unter dem Militär war seit Hebichs Abzug sehr zurückgegangen. Hebichs willkürliche Sonderart gab hier viel zu schaffen. Schon die Entlarvung eines seiner Katechisten, Gnanamuttu, dem er namentlich in ökonomischen Dingen unbegrenztes Vertrauen geschenkt und der ihn schmählich hintergangen hatte, führte zu einer kleinen Krisis; denn Hebichs Methode hatte auch andere eingeborene Christen in Versuchung geführt, den ehrwürdigen Vater auszustudieren und zu hintergehen. Dann aber wollte die in Kannanur und Tschowa auf Missionsland angesiedelte Gemeinde sich in die ökonomische Neuordnung der Dinge gar nicht finden. In Tschowa war nämlich 1855 die kleine Gemeinde aus Andscharkandi angesiedelt worden. Hebich hatte über zwanzig kleine Wohnhäuser gebaut und 1500 Kokospalmen gepflanzt. 1858 war auch eine Kapelle eingeweiht worden. Die Leute waren alle Hebichs Tagelöhner, vielfach auch Hebichs Tagediebe. Nun mußte Hebich 1859 nach Europa zurück. Die Tschowagemeinde sollte jetzt von der Missionskasse unabhängig werden, ihre Glieder sollten die Grundstücke pachten und von ihrer Arbeit leben. Das setzte einen harten Kampf ab. Die Gemeinde befand sich noch nach Jahren in einem solchen Zustande,

daß sie Boßhard, den man auf den schwierigen Posten gestellt hatte, den Missionsdienst ganz entleidete. Im Herbst 1865 wurde Walter an seine Stelle beordert. Der Widerspenstigkeit der entschieden ungebrochenen und unlauteren Geister wurde mit Hilfe der Obrigkeit ein Ende gemacht. Wer sich nicht fügen wollte, mußte das Missionsland verlassen; die erledigten Pachtstücke wurden treuen Christen aus Tschombala und Kodakal gegeben. Es wurde nun besser; immer aber blieb die Arbeit in dieser Missionskolonie eine schwere Aufgabe, wie denn überhaupt die Station Kannanur ein sehr geringes Wachstum aufzuweisen hatte. 1850 waren es 333, 1879 erst 576 Gemeindeglieder.[1])

Schon 1858 war von Kannanur die seit 1853 mit zwei Katechisten aus Hebichs Schule besetzte Außenstation Palghat, ganz im Süden Malabars an der Bahnlinie von Kalikut nach Madras gelegen, zur Hauptstation erhoben und unter die Leitung von Strobel aus Frankfurt a. M. gestellt worden. Die dringenden Bitten des Stifters eines bedeutenden Fonds, des Kollektors Robinson, der damals in Palghat residierte, hatten das Komitee dazu bewogen. Leider konnte Strobel nicht lange bleiben; es gab mehrfachen Wechsel im leitenden Personal. Im Anfang der sechziger Jahre schien sich eine Thüre unter den im Distrikt ansässigen Palmbauern aufzuthun. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Eine umfangreiche Bewegung unter den sogenannten Schanars trieb etwa vierzig Heiden, eine Bitte um Unterricht in Gottes Wort, um einen Katechisten und einen Betsaal direkt nach Basel zu richten; die Bewegung dauerte eine Zeitlang fort, führte aber nur zu wenig Taufen. Das Gemeindlein bestand aus Tamulen und Malabaren, die sich nur schwer vereinigen ließen. Man versuchte sich in Schulen mit wechselndem Erfolg. Als unter den Katholiken in Wadakentscheri einige zur Basler Mission übertraten, besuchte der eingeborene Bischof jenes Sprengels die Gegend mit großem Pomp, um die Seinen vor dem Abfall zu bewahren. Er verbrannte den „englischen Veda“ (die Bibel) und die Sanskritwörterbücher und Grammatiken, die ihm in die Hände fielen. Etliche ließen sich einschüchtern, andere traten doch zu der Gemeinde über. Auch an andern Orten, in Kinanur und Kanani fand man Eingang. Wenn die Station nicht zu Zeiten verwaist und überhaupt stärker besetzt gewesen wäre, hätte sich wohl mehr Erfolg gezeigt. So zählte die Station Neujahr 1879 nur 151 Christen.[2])

Die Berghöhen im Osten Malabars, das Wainad, wurde von Missionaren und eingeborenen Gehilfen oft aufgesucht, da sich auch die Katholiken dort verspüren ließen. Ein christlicher Pflanzer in Weiteri

---

[1]) Ueber Kannanur: J. B. 1856, 68. 1865, 66. 1869, 76. 1871, 126. 1872, 74. 1874, 103. 1877, 52. — über Tschowa J. B. 1858, 78. 1866, 97. 1868, 68. 1869, 131. 1873, 101.

[2]) Ueber Palghat. J. B. 1863, 86. 1867, 91. 1868, 83 (Kinanur, auch 1869, 107). 1874, 119.

forderte um 1860 zu einer Stationsgründung auf, um die vielen Kaffeeplantagen besser erreichen zu können; aber die Sache zerschlug sich. Auch eine Bitte der Wainadchristen, in Manantoddi eine Station zu errichten, mußte aus Mangel an Mitteln abgeschlagen werden.[1]) Aber auch in der Küstenebene, wo man arbeitete, war es immer noch wie zu Ende der ersten Periode, eine Zeit der geringen Dinge; die letzten Jahre dazu noch äußerlich eine Zeit vielfacher Krankheits- und Teuerungsnot. Aber der von der Mission in Malabars Volk gemengte Sauerteig wirkte; die christliche Sitte war in der Gemeinde ein Faktor geworden; Christi Befehl gab Kraft zum Ausharren, seine Verheißung Glauben an den endlichen Sieg.

Und nun hinauf auf die blauen Berge, die Nilagiris![2]) Dort standen im Todesjahr Casamajors, 1849, die drei Theologen Weigle, Bühler und Mörike in einer mühseligen Arbeit, die bis jetzt noch keine sichtbaren Früchte getragen hatte. Weigle wurde noch im selben Jahr nach Dharwar versetzt; für ihn trat ein anderer Württemberger, aber kein Theologe, in die Reihe der Bergmissionare ein, J. F. Metz, dem eine vierundzwanzigjährige Thätigkeit in Keti beschieden sein sollte. Die drei Brüder waren alle oft durch ihre schwankende Gesundheit in der Entfaltung ihrer Kräfte gehemmt. Bühler erlag am 7. Juli 1854 den Ueberanstrengungen bei der Pflege von Cholerakranken, die in seiner Umgebung in großer Zahl weggerafft wurden, nach fünfzehnjähriger treuer Arbeit. Von Keti aus zogen die Brüder und besonders Metz über die steilen Berge, durch die heißen Schluchten, über die brückenlosen Gebirgswasser, wo man manchmal der Gefahr des Ertrinkens ins Auge schaute. In der Einöde gingen ihnen zuweilen die Lebensmittel aus, und die Eingeborenen verweigerten hie und da sogar die Bitte um eine Schale Milch. An die Stelle der früheren Neugierde trat bei den Badagas ein entschiedener Wiederwille oder ein scheues Sichzurückziehen; ihr Widerstand preßte dem weichen Metz oft Thränen aus. Bis zum Jahr 1857 hatten wohl die meisten das Evangelium gehört; aber der Bann der väterlichen Sitte und die Scheu, zuerst herauszutreten, war noch von niemandem durchbrochen. Der von der Wahrheit ergriffene und verstandesmäßig völlig überzeugte Munschi Nandscha wies auf seinem letzten Krankheitslager die Taufe wiederholt zurück. Metz wohnte eine Zeitlang ausschließlich unter den Todas, einem noch versunkeneren Volksstamme als die Badagas. Manche hörten ihn mit Aufmerksamkeit an; aber die Häuptlinge bedrohten jeden mit dem Tode, der Lust zum Uebertritt zeigen würde. Auch die Empfänglichen unter ihnen brachten es nur zum Anbeten eines Neuen Testaments in Tamil, das sie nicht zu lesen vermochten. Neben der Reisepredigt ging einige Schulthätigkeit her. In einem der Berg-

[1]) Ueber das Wainad. J. B. 1878, 51. 1879, 44.
[2]) Die Nilagiri und die Basler Mission. M. M. 1861, 57.

dörfer erklärten die Vorsteher sogar, auf eigene Kosten eine Schule bauen zu wollen. Einige Badagajünglinge wurden zum Schuldienst vorbereitet.

Am 31. Januar 1857 konnte endlich der Erstling aus den Badagas, Abraham Halea getauft werden.[1]) Nach einer ersten Meldung zur Taufe war dieser Mann aus Nerkambe wieder zurückgegangen, dann aber doch gekommen und bewährte sich nun durch seinen lautern Wandel bis zu seinem Tode im Jahr 1871 als einen wirklichen Christen. Er gereichte den Brüdern zu Trost und Freude; streitende Heiden riefen ihn gern als Vermittler an, weil er in der Wahrheit wandle und unparteiisch richte. Obwohl er nicht mehr lesen lernte, diente er der Mission doch als ein tüchtiger und gesegneter Katechist. Am Anfang waren die Heiden freilich über seinen Uebertritt sehr erbost; sie errichteten eine hohe Umzäunung um sein Heimwesen, um ihn von allem Handel und Verkehr auszuschließen, die erst fünf Jahre später wieder entfernt wurde. Aber ihre Feindschaft hinderte nicht, daß an Ostern 1857 ein zweiter Badaga, Joseph Mandscha, mit seiner Familie folgte.[2]) „Dieser Sieg ein Angeld für noch viele Siege." Alle vierzehn Tage hielt Mörike der kleinen Badagagemeinde von vierzehn Seelen in einer elenden Hütte Sonntagsgottesdienst und fand kaum Worte, um dem Gefühl heiliger und seliger Freude über diese ihm von Gott geschenkte Herde Ausdruck zu geben. Zwei Jahre darauf traten wieder zwei Familien mit zwölf Gliedern zur Gemeinde über.

Das Eis war nun gebrochen, wenn auch zunächst die Furcht vor der Mission größer wurde. 1864 wurde in Nerkambe eine hübsche kleine Kapelle eingeweiht, wobei der Bischof von Madras englisch, Metz kanaresisch, zwei Gäste Tamil und Telugu und Abraham in Badaga redete.[3]) Aber das Volk ringsherum war noch im ärgsten Aberglauben befangen, erwarteten sie doch damals einen von einem weißen Elefanten geborenen Gott und gingen ihm entgegen. Das Gemeindlein aus den Badagas wuchs sehr langsam. 1865 mußte Mörike krank nach Europa zurück und starb in der Heimat im Frühjahr darauf. Ein Leben und Sterben wie das Mörikes erschien Josenhans als die sicherste Bürgschaft dafür, daß die Badagamission nicht vergehen, sondern einmal zu des Herrn Zeit einen Tag der Pfingsten erleben werde. In seinem Todesjahr erlebten die Brüder den ersten Rückfall eines Badagachristen. Ihre Zahl war namentlich durch den Eintritt von Albert Wenger aus dem Kanton Bern verstärkt worden.

Im Herbst 1861 war ein Jüngling in dem östlich von Keti gelegenen Kotageri getauft worden; im Mai darauf ein zweiter, beide Diener einer englischen Familie Cockburn. Diese Uebertritte gaben den ersten Anstoß zur

---

[1]) Ueber Abraham Halea vgl. J. B. 1858, 92. 1862, 85. 1863, 89. — K. B. Nr. 75. 76. — Traktat: Neumann, Tagesanbruch auf den blauen Bergen, Basel 1897.

[2]) Mörike, Leben und Ende des Badaga Joseph. J. B. 1864, 83.

[3]) Metz, Das erste Basler Missionskirchlein auf den Bergen. S. B. 1865, 85.

Gründung einer zweiten Nilagiristation.[1]) Miß Cockburn, die das Werkzeug zu ihrer Erleuchtung gewesen war, bot der Basler Mission aus Dankbarkeit ein Grundstück an und die Erbauung eines Missionshauses aus ihren Mitteln, wenn das Komitee einen Missionar nach Kotageri setze. Die Bekehrung eines weiteren Badagahäuptlings bewog einen englischen Offizier, der mit seinem Gut in den Besitz einer Kapelle in Kotageri gelangt war, diese der Mission zu schenken unter der Bedingung, daß sie auch von Angehörigen anderer Denominationen dürfe benutzt werden. Darauf wollte man in Basel nicht eingehen. 1867 wurde aber Kotageri als zweite Station von dem Schaffhauser Adam Bührer bezogen; neun bisher von Engländern unterhaltene Nachtschulen wurden der Mission übergeben. Es war ein hartes Arbeitsfeld. 25 Jahre nach dem Uebertritt des Erstlings waren es erst sechs Jünglinge aus den Badagas nebst einigen Familien, die durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen waren. Doch verschwägerten sich die Jünglinge mit den Christen der Station Keti und das Gemeindlein gewann auch aus Tamulen der amerikanischen Arkotmission Zuzug. Die Badagas wie die andern Bergvölker erschienen noch weniger zugänglich als früher, obwohl an 300 Dörfer regelmäßig mit der Heidenpredigt besucht wurden und man sogar auf dem Manemele, dem Totenfest, das Evangelium verkündete. Bührer hatte in Kotagiri einen tüchtigen Gehilfen in dem von Wenger in Keti unterrichteten Jakob Kanaka, der zur Zeit noch — seit 1887 als ordinierter Pfarrer — an diesem Posten steht. Die so eifrig betriebene Reisepredigt[2]) erweckte 1870 in einem jungen Bruder den Gedanken, entweder seien die Badagas bereits tot gepredigt, oder Gott wolle gar nicht, daß an ihnen missioniert werde. Davon wollte Josenhans nichts wissen. Daß das Gebiet so unfruchtbar war, suchte man daraus zu erklären, daß die Missionare nicht inmitten der Heiden lebten, in den siebziger Jahren auch oft wechselten, daß keine industriellen Unternehmungen den Gemeinden ökonomischen Halt boten und daß bis 1871 keine Erziehungsanstalt auf den blauen Bergen bestanden hatte. Erst damals wurde in Keti ein Distriktswaisenhaus eröffnet. Die Hungersnot von 1877 und die darauffolgende Teuerung führte 1878 zur Zerlegung der Anstalt, indem mit Hilfe eines Regierungsbeitrages in Kotageri ein Waisenhaus für Mädchen erbaut wurde; die Knaben blieben in Keti, wo sich an die Anstalt eine bescheidene Art Seminar anschloß.

Die Mission auf den blauen Bergen zählte, als Josenhans zurücktrat, 183 Gemeindeglieder, darunter viele Tamulen, und 69 Schüler. Die Station Kunnur von den Nordamerikanern zu übernehmen, hatte das Komitee 1878 abgelehnt. Noch war's Verheißung, was 1856 ein Badaga

[1]) Kurze Stationsgeschichte. H. B. 1898. 26. — J. B. 1862, 87. 1876, 84.
[2]) Metz, Beobachtungen 2c. eines alten Reisepredigers. J. B. 1871, 185. — Stokes, Ein Volk mit hartem Herzen. J. B. 1878, 66.

zu Metz gesagt hatte: „Du bist wie einer, der ein Wassergefäß füllen will; in den ersten Jahren deiner Predigt wurde es ein viertel voll, jetzt ist es nahe daran, ganz voll zu werden, bald wird es überlaufen."

Auf 20 Hauptstationen, 26 Filialen und 67 Außenstationen waren die 6800 Gemeindeglieder verteilt, die bis zum 1. Januar 1879 von den Basler Missionaren in Indien waren gesammelt worden. Bis 1864 war in allen Gemeinden nicht nur die neue Gottesdienstordnung (vgl. S. 125), sondern auch die 1859 beschlossene neue ökonomische Gestaltung der Verhältnisse wenigstens nominell eingeführt worden. Alle Stationen hatten jetzt ihre Gemeinde-, Kirchen-, Schul- und Armenfonds zur Erbauung und Unterhaltung von Kirchen und Schulen, zur Besoldung eingeborener Gehilfen und Lehrer, zur Unterstützung von Armen und Kranken. Verwaltet wurden sie von den Presbyterien unter Aufsicht der Missionare und des Komitees. Lokalmissionskassen hatte man auch ins Auge gefaßt, aber bis zum Jahre 1876 befanden sich solche bei weitem nicht überall. In diesem Jahre wurde beschlossen, die Generalkasse (der Mission) werde künftig kein Geld mehr für Taufkandidaten oder Lehrgelder für Gemeindeknaben 2c. darbieten; solche Ausgaben übertrug man den erstarkten Gemeindekassen. Die finanziellen Leistungen der Gemeindeglieder waren noch sehr gering, Kirchenopfer und Kirchensteuer, die beide in die Gemeindekassen fielen, waren höchst unbedeutend. Die Gemeindeglieder waren ja auch zum großen Teil arme Leute. Kostgelder für die in Anstalten versorgten Kinder finden sich seit 1871 verzeichnet, Schulgelder schon seit 1863.

Um nicht nur den Missionaren, sondern auch den Gemeinden und ihren Presbyterien mehr Fühlung untereinander zu ermöglichen und ihre kirchliche Selbständigkeit zu fördern, traten seit 1862 die Distriktssynoden zusammen.[1] Hier sollten neben den Missionaren auch alle Aeltesten des Distrikts erscheinen und die Angelegenheiten der Gemeinden, der Kirchenzucht, der Verwaltung beraten. Ihre Beschlüsse waren freilich nur Anträge an das Komitee. Die Eingeborenen in dieser Weise herbeizuziehen, schien Josenhans von großer Wichtigkeit. Einerseits hoffte er, daß durch die Teilnahme an den Verhandlungen ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme an den Gemeinde- und Missionsangelegenheiten angeregt und belebt und ihre Einsicht vermehrt, ihre Selbständigkeit und Kraft erhöht werde. Daneben sollten sie auch der Erbauung der Mitglieder und Gemeinden dienen. Die Distriktskonferenzen der Missionare allein bestanden fort zur Behandlung der Angelegenheiten, „die über das Verständnis der Eingeborenen hinausgehen." Man suchte jeder Ueberstürzung vorzubeugen. Neben Verhandlungen über die Einführung einer Kirchensteuer und Mitteilungen über Sammlung von Armen- und Gemeindegütern kehren auf

[1] Miescher, Die Arbeit der kirchl. Synoden auf dem Missionsgebiet. M. M. 1898, S. 133.

den Synoden Fragen wieder wie die: was kann geschehen, daß unsere jungen Leute nicht so oft willkürlich den Beruf wechseln und daß die jungen Handwerker selbständiger werden? Es wird geklagt, wie der alte Kastengeist darin noch nachwirke, daß man gewisse Berufsarten z. B. das Barbierhandwerk verachte und über das Vorurteil, als ob, wer englisch lerne, für ein Handwerk zu vornehm sei. Auf der Kanara-Synode von 1865 werden speziell noch vorhandene heidnische Ueberbleibsel aufgeführt; auch die Schamlosigkeit der Weiber und Kinder, die fast oder ganz nackt herumgehen, wurde damals gerügt. In späteren Protokollen findet sich diese Klage nicht mehr. Auch über die Namenfrage debattierte man, und während die einen für Beibehaltung der alten Namen eintraten, erklärten die andern, daß das bei Namen wie Schiwalinga und ähnlichen nicht angehe, weil sie zu sehr mit heidnischem Schmutz verkettet seien. Diese Synodalverhandlungen lassen tief in den Kampf hineinblicken, den die junge Missionskirche gegen das sie umringende und noch in ihr selbst wirksame Heidentum zu führen hat.

In unsere Periode fallen auch die ersten Versuche, die Pastoration kleinerer Gemeinden eingeborenen Gehilfen, die man zu Diakonen ordinierte, zu übergeben. Jakob Ramawarma, 1856 ordiniert, war der erste in ihrer Reihe, dem aber noch keine bestimmte Gemeinde zugewiesen war. Am Missionsfest in Mangalur von 1866 wurde Sebastian Furtado von Missionar Brigel für die Gemeinde Utschilla zum Diakon geweiht. 1868 zählte man schon drei, nämlich neben Furtado noch Paul Tschandren in Tschombala[1]) und Joseph Jakobi in Kodakal. 1872 folgten Daniel Aaron in Santuru und Diego Fernandez in Schirwar.[2]) Die Heranbildung tüchtiger, eingeborener Gehilfen war von Josenhans als eine Hauptaufgabe ins Auge gefaßt worden, wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird. Und wenn die Missionare stellenweise all ihre Kraft dem Bemühen gewidmet haben, die christlichen Gemeinden zu einem Grad von Reinheit, Ordnung und geistlicher Tüchtigkeit zu erziehen, die den Heiden nicht nur Achtung abnötigen, sondern sie auch anziehen sollte, so sprach es Josenhans schon 1865 aus, daß die weitere Entwicklung zu der Erkenntnis geführt habe, die kleinen Gemeinden könnten weder für sich zur Vollendung geführt noch gegen das Wiederhereinbrechen des Heidentums verwahrt werden, wenn nicht gleichzeitig mit der tieferen Gründung der Gemeinden das Heidentum im Volksganzen bekämpft und überwunden werde. Die Pflege des Missionsschulwesens wurde von da an noch energischer als bisher gefordert; den Gemeinden aber suchte man durch die Missionsindustrie einen festeren ökonomischen und sozialen Halt zu geben.

[1]) Eine Ordinationsfeier in Tschombala. K. B. Nr. 57. —

[2]) Brigel, Eine Ordinationsfeier in Mulki. H. B. 1872, 109—114 mit den Lebensläufen der Ordinierten.

3. Das Missionsschulwesen in Indien.

Von Anfang an hatte die Basler Mission auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern durch Schulen zu wirken gesucht, besonders aber in Indien. Die Errichtung einer Gehilfenschule war als eigentliche und erste Aufgabe genannt worden, als man 1834 daran ging, Missionare nach Indien auszusenden. Seitdem war eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Schulen von den Basler Brüdern begonnen worden, so daß man am 1. Januar 1850 auf 11 Stationen schon 2465 Schüler zählte. Ueber den Stand dieses Schulwesens legte Josenhans am Schlusse seiner Visitationsreise den englischen Freunden einen Bericht vor, der dann auch im Jahresbericht von 1852 veröffentlicht wurde. Die Schulen zerfielen damals in drei Gruppen. Die erste Gruppe, die dem Inspektor von besonderer Wichtigkeit schien, bildeten die christlichen Gemeindeschulen, teils bloße Elementarschulen, teils Erziehungsanstalten für die Kinder der Gemeindeglieder oder solcher Heidenkinder, die der Mission zur Erziehung übergeben wurden. Bis dahin hatte die Mission fast sämtliche Gemeindejugend nicht bloß im Unterricht, sondern auch in der Erziehung; dies war notwendig, weil den eben erst gewonnenen Eltern alles Verständnis und alle Befähigung, ihre Kinder christlich zu erziehen, natürlicherweise abging. In sieben Erziehungsanstalten befanden sich zum genannten Termin 110 Knaben und 115 Mädchen; außer in den Volksschulfächern wurden sie hier auch in leichten Handarbeiten unterrichtet, meist von Katechisten, die Mädchen von den Missionarsfrauen. Bei allen Unvollkommenheiten erschien ihr Zustand im ganzen befriedigend. Auch die Kinder der unteren Kasten erwachten hier zu einiger geistigen Lebendigkeit. Besondere Schwierigkeiten bereitete indes die Mehrzahl von Sprachen, namentlich in Mangalur; auch fehlte es noch an guten Schulbüchern. Die Lehrer besaßen schier keine theoretische Bildung, oft auch wenig pädagogisches und didaktisches Geschick.

Eine zweite Gruppe bildeten die niedern Heidenschulen mit 1831 Schülern und nur 122 Schülerinnen. Einzelne dieser Schulen, wo die Missionare oder die Katechisten mehrstündigen und regelmäßigen Unterricht erteilten, leisteten wohl soviel wie einfachere Volksschulen in der Heimat. Aber die meisten Lehrer waren Heiden, die das ihre suchten und ihren gewohnten Hinduschlendrian beibehielten, so daß diese Schulen fast nichts leisteten. Zur dritten Gruppe rechnete man die höheren Unterrichtsanstalten, nämlich die beiden „englischen Schulen“ in Mangalur und Kalikut; mit der in Mangalur war eine Erziehungsanstalt für Indobriten verbunden. Diese Schulen, die außer der englischen Sprache die Unterrichtsfächer etwa einer Realschule in ihrem Plan aufwiesen,

hatten sich bisher einer sehr großen Frequenz (231) erfreut, waren sie doch die höchsten den Heiden zugänglichen Schulen ihrer Distrikte; wer irgend eine höhere Bildung begehrte, mußte sie durchlaufen. Ihr Einfluß auf die höheren Stände war nicht unbedeutend, obwohl der Missionscharakter dieser Institute nicht eben sehr ausgesprochen erschien. Die Krone aller Bildungsanstalten war die Katechistenschule in Mangalur unter Mögling, neben der seit 1847 auch eine solche in Talatscheri unter Irions Leitung bestand. Außerdem gab es auf verschiedenen Stationen einzelne Brüder, welche die tüchtigsten unter ihren Bekehrten selber zu Katechisten auszubilden versuchten, mehr in praktischer Weise; besonders zog sich Hebich immer solche Gehilfen heran, in die er etwas von seinem Feuer verpflanzte, oder die ihn wenigstens zu kopieren suchten. Für die Ausbildung christlicher Lehrer war sozusagen noch nichts geschehen.

Was Josenhans so vorfand, schien ihm auf der ganzen Linie der Verbesserung und planvollerer Gestaltung sehr bedürftig; auch wollte er größere Einheitlichkeit in das Schulwesen bringen, das sich bis jetzt je nach der Eigenart des leitenden Missionars durchaus individuell verschieden gestaltet hatte. Vor allem schien es ihm wichtig, das Katechisten-Institut als Predigerseminar neu zu organisieren.[1]) Die Zweiganstalt in Talatscheri hob er auf und bestimmte die Katechistenschule in Mangalur zur gemeinsamen Anstalt der ganzen indischen Mission, ihre eingebornen Prediger heranzubilden. Unter einer solchen Anstalt dachte er sich ein Institut, wo man die Theologie dociert und studiert, wenn er auch nicht meinte, es müsse ein Tübinger Stift werden. Er forderte namentlich Exegese des neuen Testaments mit Zugrundelegung des griechischen Textes; auf das Hebräische wollte er nicht dringen. „Wäre freilich die früher in Indien und Afrika geltend gemachte und von subjektiv gerichteten oder genialen, das einemal die Wissenschaft mit Mißtrauen betrachtenden, das anderemal festbestimmten Ordnungen abgeneigten Männern immer wieder vorgebrachte Behauptung, daß besser einzelne Missionare nebenbei, mehr gelegentlich und praktisch Nationalgehilfen unterrichten und bilden als Seminare, richtig, dann wäre unsere Praxis verfehlt. Wir wissen aber aus Erfahrung, einerseits was sehr häufig die wahren Gründe sind, warum man der Seminarbildung und einem geordneten Schulsystem abgeneigt ist, anderseits was bei jenem System der Privatbildung von Lehrern und Predigern faktisch herauskommt. Wir wissen, daß entweder die Leute, die von einzelnen Missionaren nebenher gebildet werden, nichts lernen, oder daß, wenn sie etwas lernen, ihre Meister die Heidenpredigt

[1]) Hoch, Aus dem Predigerseminar in Mangalur (geschichtl. Ueberblick). H. B. 1888, 89. — vgl. J. B. 1863, 51. 1864, 33. 1866, 62. 1867, 33. 1868, 27. 1869, 31. 1872, 22. 1875, 24. 1877, 17.

und den Dienst an der Gemeinde vernachläßigen müssen, wenn sie nicht außerordentliche Männer sind, die alles vermögen — bekanntlich seltene Menschen." [1])

So wurde 1852 eine neue Klasse von vierzehn Schülern aus Kanara und Malabar aufgenommen und die Leitung des neuorganisierten Seminars den Brüdern Kullen und Kaundinja übergeben. Die schönsten Hoffnungen knüpften sich an diesen neuen Anfang. Aber noch war der vierjährige Kurs nicht zu Ende, als das Institut infolge von Sündenfällen, Krankheiten und Todesfällen aufgelöst werden mußte. Es galt einen neuen Anlauf zu nehmen. Die Malabarbrüder sammelten alle Jünglinge und jungen Männer ihrer Stationen, so viele sie zum Katechistenberufe tauglich hielten und vereinigten sie wiederum zu einer besonderen Katechistenschule für Malabar unter Irions Leitung in Talatscheri. In Mangalur begann der Theologe August Finckh von Calw, der sich der Mission für einige Jahre zur Verfügung gestellt hatte, 1858 mit neun Jünglingen einen neuen Kurs. Das Komitee war zwar mit der Trennung der Katechistenschule in zwei Anstalten als einer unnötigen Kräftezersplitterung nicht einverstanden, willigte aber nach längeren Verhandlungen doch in den Versuch, beide Institute getrennt fortzuführen und behielt sich die definitive Regelung vor. Die Malabaren machten hauptsächlich geltend, daß ihre Zöglinge eine Versetzung in ein anderes Sprachgebiet scheuten und lieber keine Katechisten würden, als in Mangalur ausgebildet zu werden. Josenhans aber ruhte nicht, bis 1863 das Seminar in Mangalur doch wieder als für die ganze indische Mission gemeinsame und einzige Anstalt eröffnet wurde, zunächst unter Finckhs Leitung, doch so, daß neben einem kanaresischen Bruder immer auch ein Malabare sich in die Leitung teilte und der Unterricht in einzelnen Fächern in Kanaresisch, in andern in Malayalam erteilt wurde. Von da an entwickelte sich das Predigerseminar in ruhiger Weise. Es gab freilich Zeiten, wo in den Gemeinden die Abneigung gegen den Katechistenstand so stark war, daß man für den Fortbestand der Schule fürchtete. Doch fehlte es ihr nie an Zöglingen, ihre Zahl schwankte zwischen 6 bis 20. Von den Vorstehern haben sich außer Finckh, der auf der Heimreise nach Europa starb, besonders der schwäbische Theologe Burkhardt und der im Missionshaus gebildete Benignus Gräter, ebenfalls aus Württemberg, verdient gemacht.[2]) Auch Samuel Gundert, ein Sohn des bedeutenden Malabar-Missionars, hatte ihm einen Teil seiner Zeit und Kraft gewidmet.[3]) Neben den europäischen Leitern ist aber auch der tüchtige eingeborene Unterlehrer und Hausvater Christanudscha Watsa zu nennen, selber

[1]) So Josenhans in einem undatierten Schreiben an die chinesischen Stationen (1869?), S. 6.

[2]) vgl. den Nekrolog H. B. 1895, 26.

[3]) Zum Gedächtnis Samuel Gunderts. H. B. 1880, 50.

ein ehemaliger Seminarist, begabt und gelehrt, aber sehr bescheiden, der in drei südindischen Sprachen fließend predigte und im Seminar selbst in Englisch, Sanskrit und Griechisch Unterricht erteilte.

Sollte das Seminar tüchtige Zöglinge erhalten, so mußte auf den Ausbau der christlichen Primarschulen alles Gewicht gelegt werden, denn aus diesen rekrutierte sich jenes zumeist. Die besten Gemeindeschulen waren natürlich die mit Erziehungsanstalten verbundenen. Daß diese durchaus nötig waren, um eine christliche Jugend heranzuziehen, zeigte sich, als man zu Beginn der fünfziger Jahre den Versuch machte, wenigstens die Mädchen den christlichen Familien zur Erziehung zurückzugeben und sie nur zum Unterrichte in den Gemeindeschulen zu sammeln: nur ganz wenige christliche Familien waren hiezu befähigt. Die Schulen lieferten verhältnismäßig befriedigende Resultate, gingen aber an manchen Orten nicht den erwünschten regelmäßigen Gang. In Malabar fehlten sie, abgesehen von den Anstalten, fast ganz, da die Brüder dort es vorzogen, die Christen mit den Heiden zusammen zu schulen. In der Schulordnung von 1869 wurde aber auch für diesen Distrikt auf reinliche Scheidung zwischen Gemeinde- und Heidenschulen gedrungen. Es wurde aufs neue als Grundsatz ausgesprochen, daß nicht bloß auf jeder Hauptstation, sondern auch auf jedem Filial eine oder mehrere christliche Gemeindeschulen für die Kinder der Christengemeinden bestehen sollen; denn nur in solchen könne das religiös-christliche Element rein und kräftig und durchgreifend zur Entwicklung kommen. Nicht, daß sie nur von Christenkindern hätten besucht werden dürfen, es erschien sogar erwünscht, daß auch Heiden ihre Kinder sie besuchen lassen, aber „wie sie in dem Grund und Boden des Gemeindebewußtseins wurzeln, so sollten sie auch der Erbauung der Gemeinde des Herrn, nicht bloß der Kultur und Humanität dienen und sich darum aller Akkomodation an die Vorurteile der Heiden enthalten und die christlichen Grundsätze vielmehr ganz und rein ausprägen und ins Volksleben einführen."

Noch bestand aber zwischen der Gemeindeschule und dem Predigerseminar eine fühlbare Lücke. Ein Grund, weshalb es an Katechisten mangelte, und weshalb die Zöglinge eine überaus mangelhafte Bildung ins Seminar mitbrachten, lag darin, daß man keine christlichen Schulen für die Stufe vom 14. bis 18. Jahr besaß. Man beschloß also 1859, in jedem Distrikt eine christliche Mittelschule zu errichten, worin zunächst die aus den Gemeindeschulen entlassenen Konfirmanden höhere Elementarbildung erhalten könnten. Diese Mittelschulen dachte man sich zugleich als Erziehungsanstalten, daraus die christlichen Jünglinge höherer Begabung und nach längerer Erprobung teils als künftige Lehrer der Volksschulen an tüchtige Schullehrer zur weiteren Einführung ins Lehramt abgegeben werden, teils ins Predigerseminar weitergehen, teils einen andern Beruf ergreifen sollten. Mit der Zeit traten denn auch solche

Mittelschulen in Udapi, Talatscheri und Hubli ins Leben; bald schlossen sich an sie kleine Lehrerseminare an, während als Mittelglied zwischen Elementar- und Mittelschule noch Sekundarklassen für das 12. bis 14. Altersjahr, hauptsächlich in Stadtgemeinden, eingeschoben wurden.

So war nun das Schulwesen der Gemeinden theoretisch aufs schönste geordnet; von den Elementarschulen aufwärts durch Sekundar- oder Stadtschule und Mittelschule konnten die begabteren Söhne der Gemeindeglieder bis in die Lehrerseminare, ja ins Predigerseminar eine organisch sich aufbauende Bildung erhalten. Fortbildungskurse für Lehrer und Katechisten sorgten im weiteren dafür, daß das mühsam Erlernte nicht wieder verloren ging und daß die Gehilfen ihre Weiterbildung nicht ganz außer acht ließen.[1])

Natürlich waren diese Schulen in ihren Leistungen sehr verschieden. Man mußte sich besonders in den ersten Jahren mit überaus schwachen Lehrkräften begnügen. Lehrbücher und Methode ließen oft sehr viel zu wünschen übrig. In der Kanara-Mittelschule konnte z. B. der alte Suwartappa nach ächter Hindu-Panditenart mit heraufgezogenen Beinen auf seinem Stuhle tronen, die etwas lose auf der Nase sitzende Brille mit einer Schnur am Turban befestigt. Er sollte indische Geschichte mit seinen Schülern behandeln und ließ sie das betreffende Lehrbuch lesen. Die Schüler berieten eben unter sich, was wohl mit dem Gelesenen gemeint sein könne, als der visitierende Missionar eintrat. „Nach welcher Ordnung geht es denn bei euch zu?" — „Herr, wer etwas unter uns weiß, der sagt's, und die andern sind still". Ein eigentlicher Schulzwang bestand zuerst für die Schulen nicht. Erst 1868 wurde es als Gesetz ausgesprochen, daß die Christenkinder bis zu einem gewissen Alter die Gemeindeschulen, eventuell neben den Regierungsschulen den christlichen Religionsunterricht besuchen sollten. Für die Kinder in den Anstalten strebte man seit jenem Jahr Kostgelder an, später sollten die Anstalten von den Gemeinden übernommen werden. Mit dem Erheben von Schulgeldern hatte man schon früher begonnen.

Mit dem Ausbau des Gemeindeschulwesens von der Elementarschule an bis zum Predigerseminar hinauf war die Aufgabe der Basler Mission auf dem Gebiete des Schulwesens nicht beendigt. Schon ihre ersten Missionare in Indien hatten auch Schulen für Heidenkinder errichtet und sie zum Teil durch Geschenke zum Besuch dieser Heidenschulen ermuntert. In den Kreisen der Brüder in Kanara und Malabar lebte sogar zu Zeiten die Meinung, die Basler Mission sollte das ganze, wenigstens

[1]) Ueber Mittelschulen J. B. 1865, 69. 1866, 71. 103. 1867, 55. 1869, 90. 1870, 104. 1874, 80. 1878, 62. — Lehrerseminare: 1858, 53. 1876, 42. — Fortbildungskurse für Katechisten: 1870, 136. 1872, 53. 1874, 96. für Lehrer 1868, 47 1869, 66. 1870, 99. 1871, 97. 1873, 122. 1876, 73.

das ganze höhere Schulwesen organisieren und in der Hand behalten und auf diese Weise die künftige Generation in allmählicher und schier unvermerklicher Weise für das Christentum erziehen. Die kühnsten Pläne und die weitgehendsten Hoffnungen wurden ausgedacht und ausgesprochen. Nun war ja ein schöner Anfang in dieser Richtung gemacht, und Josenhans hatte auf seiner Visitationsreise die Ueberzeugung gewonnen, daß man allerdings das Gemeindeschulwesen in erster Linie zu pflegen, daß man aber auch in der Förderung des Heidenschulwesens eine hohe Aufgabe der Mission zu erkennen habe. Die Gedanken und Arbeiten der großen schottischen Vorkämpfer für Indiens Eroberung durch die Schulen, Wilson und Duff,[1]) hatten auf ihn wie auf die Brüder in Indien ihren anregenden Eindruck nicht verfehlt. Aber die Heidenschulen, wie Josenhans sie auf dem Basler Gebiet antraf, schienen ihm durchaus einer Neugestaltung bedürftig zu sein, wenn sie nicht bloß als Anknüpfungspunkte für die eigentliche Missionsarbeit dienen, sondern eigentliche Früchte bringen und dem Begriff einer Schule entsprechen sollten. Er empfand es namentlich als einen Uebelstand, daß die meisten Lehrer an diesen Schulen Heiden waren.

Die Erziehungsanstalt für Indobriten in Mangalur hob er auf. Für die englischen Schulen hier und in Kalikut erließ er 1851 die strikte Bestimmung, die Gleichheit aller Kasten, auf die man bisher große Rücksicht genommen hatte, in der Schule durchzuführen.[2]) Die Brahmanenschüler in Mangalur traten auf dies hin fast alle aus, es entstand eine heidnische Konkurrenzschule und die Mohammedaner folgten ihrem Beispiel, weil sie sich nicht mit der Bibel beschäftigen wollten. Indes die beiden Schulen erholten sich bald von diesen Schlägen und füllten sich wieder; die Oppositionsschule in Mangalur ging ein, und die Brahmanenjungen bequemten sich, neben den Sudras zu sitzen. Englische Schulen entstanden auch in Talatscheri und Kannanur; Bitten um solche von Udapi, Taliparambu und Palghat mußten aus Mangel an finanziellen und persönlichen Kräften abgeschlagen werden. Für die Schulen in Mangalur und Talatscheri bildeten sich Subkomiteen aus Missionaren und Engländern, und trotz römischer Konkurrenz blühten sie auf. Zweihundert Hindus höherer und niederer Kasten, Katholiken und Protestanten, erhielten hier Unterricht in Realkenntnissen und Englisch und in der Bibel. Die Zahl der von Basel unterhaltenen niederen Heidenschulen verminderte sich zunächst, teils, weil Uebertritte von Schülern, Eltern und heidnische Lehrer erschreckten, andere, weil einer Weisung von Basel gemäß diejenigen niedern Heidenschulen aufzuheben waren, die nicht regelmäßig von Missionaren bedient werden konnten. Aber an eine eigentliche Reorganisation konnten die Basler Missionare aus Mangel an Zeit und weil die nötigen Vor-

[1]) Wurm, Dr. John Wilson ꝛc. A. M. Z. 1882, 97. — Schreiber, Dr. Alexander Duff. A. M. Z. 1882, 145.

[2]) Ueber Englische Schulen J. B. 1855, 39. 1858, 80. 1863, 84.

arbeiten fehlten, noch nicht gehen. Von großem Einfluß waren diese niedern Schulen nicht.

Das Eingreifen der englischen Regierung wurde nun für die weitere Entwicklung auch des Missionsschulwesens von höchster Bedeutung.[1]) Bis zum Jahr 1854 war von der Regierung für das Schulwesen so gut wie nichts geschehen; man hatte dieses Gebiet fast ganz der Privatinitiative d. h. wesentlich den Missionaren und ihren Gesellschaften überlassen. Da weckte auf einmal eine Depesche des englischen Kolonialministers Sir Charles Wood das schlummernde Unterrichtsdepartement in Kalkutta zu neuem Leben auf. Die Regierung wollte künftig ebenso für die Erziehung und den Unterricht ihrer indischen Unterthanen sorgen wie für andere Zweige ihrer Verwaltung. Jede Präsidentschaft erhielt einen „Director of public instruction" und wurde in eine Anzahl Unterrichtskreise oder Inspektorate eingeteilt, die von je einem Schulinspektor verwaltet wurden. Der Unterrichtsdirektor sollte das ganze Unterrichtswesen seiner Präsidentschaft überwachen und besonders die höheren Schulen visitieren und pflegen; die Schulinspektoren sollten alle Schulen, mittleren und niederen Ranges, beaufsichtigen, neue Regierungsschulen gründen u. s. w. Die bereits bestehenden Schulen der Missionen und Eingebornen sollten nicht verdrängt, sondern so viel als möglich den Absichten der Regierung dienstbar und von ihr abhängig gemacht werden dadurch, daß sie sich den Normen der Regierung fügen, eine jährliche Inspektion sich gefallen und periodische Berichte einsenden würden, wogegen sie von der Regierung ihren Leistungen entsprechende Beiträge (grants-in-aid) zu erwarten hätten. Diese Beiträge wurden pro Schüler und pro Schulstufe berechnet, indem die Regierung verschiedene „standards" festsetzte mit genau bezeichneten Lehrzielen.

Dies Vorgehen der Regierung wurde zuerst von Basel aus freudig begrüßt. „Die Bedingungen, von denen die Regierung ihre Beiträge abhängig macht, werden die von uns verfolgten Missionszwecke in manchen Beziehungen fördern, in keiner schädigen", ließ sich Josenhans im Jahresbericht von 1854 vernehmen, und das Jahr darauf hieß es: „Das neue Unterrichts- und Schulgesetz der britischen Kolonialregierung wird in wichtigen und höchst wesentlichen Beziehungen die Stellung der Missionare umgestalten, aber jeder einsichtsvolle und glaubensmutige Freund der indischen Jugend muß es begrüßen, auch wenn er für seine Person mit den englischen Behörden unvermengt bleiben möchte." Und 1856: „Das neue Unterrichtsgesetz hat bereits mehr als eine erfreuliche Frucht getragen. Die Schulen von Mangalur wurden vom Direktor des öffentlichen Unterrichts in der Präsidentschaft Madras persönlich inspiziert. Auf seinen Antrag bewilligte die Regierung eine monatliche Unterstützung von 62 Rupies

[1]) Mack, das Regierungsschulwesen in Ostindien 2c. H. B. 1871, 117. — Schmolck, das indische Schulwesen. M. M. 1881, 189. — Stosch, Das englische Schulwesen in Indien. A. M. Z. 1893, 385.

und einen einmaligen Beitrag von 450 Rupies zu verschiedenen neuen Schuleinrichtungen. Man hofft auch auf einen Regierungsbeitrag für die englische Schule in Talatscheri." Da in den ersten Jahren das neue Regierungsinstitut mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, besonders aber mit dem Mangel an persönlichen Kräften, so mußte sich die neutrale Regierung einige Zeit dazu verstehen, Missionare als Schulinspektoren anzustellen. So wurde auch Dr. Gundert 1856 Regierungsschulinspektor für Kanara und Malabar; er quittierte aber seine Stelle schon nach einem Jahre, weil er von dieser Arbeit unbefriedigt war, und weil der Direktorenhof gegen Missionare als Schulinspektoren war. Die von Basler Brüdern verfaßten Schulbücher waren auf die Liste der von der Regierung autorisierten Lehrbücher gesetzt worden, Mögling und Gundert hatte man um Ausarbeitung weiterer Schulbücher ersucht.

Nun aber brach 1857 der indische Militäraufstand aus. Von gewisser Seite wollte man die Mission dafür verantwortlich machen.[1]) Jedenfalls wehte nun ein der Mission ungünstiger Wind von oben her; die Regierung suchte ängstlich alles zu vermeiden, was Hindu und Mohammedaner stoßen konnte. Ihre neutrale Stellung wurde nun vielfach zu einer fast antichristlichen. Das Unterrichtsdepartement entwickelte jetzt eine umfassende Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete des mittleren und höheren Unterrichtswesens. Eine Anzahl neuer Regierungsschulen wurden gegründet, Musterschulen (normal schools) und Seminarien (training schools) wurden eingerichtet, Lehrer herangebildet und gut bezahlt und das ganze Unterrichtswesen in eine wohlorganisierte Einheit gebracht. Das Missionsschulwesen sah sich einem mächtigen Konkurrenten gegenüber, der mit seiner heidenfreundlichen Neutralität ihm allerorten das Wasser abgrub. Wollte man mit ihm wettlaufen, so mußte man seine Schulen anders gestalten, auf Englisch und Realien ein ganz anderes Gewicht legen als bisher; wollte man die heidnischen Schüler nicht verlieren, so mußte man sich in ganz anderer Weise als bisher hüten, ihnen Anstoß zu geben, und den christlichen und Missionscharakter fast verhüllen. Die Religion als Fach, in dem die Regierung bei ihren Visitationen nicht examinierte, verlor in den Augen der Schüler leicht alle Bedeutung, mochten die Missionare den Religionsunterricht noch so sehr als Hauptsache betrachten. Und die Forderungen der Regierung ließen fast keine Zeit mehr frei für eingehenden Bibel- und Religionsunterricht. „Vor der Revolution, hieß es 1859, schien es, als ob wir auf Grund des neuen Schulgesetzes eine Verbindung mit der Regierung eingehen könnten, woraus Regierung, Mission und Volk wesentlichen Gewinn zögen; neuerdings aber hat die Regierung in ihren Schulerlassen einen Weg eingeschlagen, der es höchst fraglich erscheinen läßt, ob wir die Verbindung mit ihr

[1]) Hoch, Stimmung der engl. Beamten gegen die Mission. J. B. 1858, 54.

nicht besser abbrechen. Dann müssen wir allerdings reducieren oder unsere Schulmittel mehr als verdoppeln."

Die Frage, ob man die Verbindung mit der Regierung aufrecht erhalten, oder aber auf die grants-in-aid verzichten wolle, um sich dafür die Freiheit zu sichern, die Missionsschulen nach rein missionarischen Gesichtspunkten einzurichten, wurde nun bald dahin entschieden, es sei auf die Verbindung mit der Regierung zu verzichten. Diesen Beschluß hatte namentlich der damalige Vorsteher des Predigerseminars und Generalschulinspektor der Mission, Finckh, herbeiführen helfen. Er war durchaus gegen eine solche Verbindung, weil sie den Charakter der Missionsschulen als solcher von Grund aus alteriere. Das Komitee hatte sich von ihm überzeugen lassen. Nun suchte man die Heidenschulen und namentlich die höheren, die „englischen" auch gegen die Konkurrenz der überall enstehenden religionslosen Regierungsschulen zu halten. Es ging nicht auf die Dauer. Das Provinzialschulwesen in Kanara und Malabar wurde der Basler Mission von der Regierung völlig entwunden. Zuerst ging die englische Schule in Kannanur ein, weil die Regierung eine solche errichtete (1861). Für die in Kanara fehlte es an Brüdern, die neben höheren Realfächern auch englische Sprache und Litteratur so beherrschten, wie es die Regierung für eine Provinzialschule forderte. Die heidnischen Väter stellten ihrerseits unerfüllbare Forderungen. Die Brahmanen Mangalurs boten 10 000 Rupies an, wenn man die das Heidentum angreifenden Schulbücher abschaffe. Geschehe das nicht, so wollten sie eine neutrale Regierungsschule fordern. So fingen die englischen Schulen alle an zu kränkeln. Die Schule in Kalikut war seinerzeit auf Anregen des damaligen Kollektors Grant eröffnet worden. Seither ermöglichte seine edle Freigebigkeit ihre Fortführung. Das Schulhaus war freilich bescheiden genug, aus Lehm gebaut; aber die Schule blühte. Nun errichtete die Regierung ein grandioses Schulgebäude mit Hallen für 400 Kinder. Bald blieben von 179 Missionsschülern nur noch 40 zurück, am Eröffnungstage des neuen Gebäudes nahmen fast alle Heidenknaben Reißaus; nur wenige kehrten zurück. Die englischen Schulen der Mission gingen immer mehr zurück. Und das Komitee in Basel hielt sich nicht für verpflichtet, sie durchaus gegen die Konkurrenz der Regierungsschulen zu halten. 1867 ging die in Mangalur ein. „Aber die Krisis schlägt zum Gewinn aus: von der Meinung, unsere Mission könne das ganze Schulwesen der drei oder vier Distrikte in der Hand behalten, sind nun alle Missionare zurückgekommen. Dazu haben wir weder die Mittel noch die Leute. Nun sucht man das der Mission Ersprießliche auf dem Schulgebiet herauszufinden".

Als man auf die Regierungsbeiträge verzichtet hatte, mußte man das Schulwesen einschränken. Man strebte nun energisch die schon früher versuchte Reform der niederen Heidenschulen an, mit besseren,

womöglich christlichen Lehrern. Denn diese Volksschulen für Heiden, die bis 1862 immer noch mit heidnischen Lehrern besetzt gewesen waren, standen, wenn sie auch Religionsunterricht von Missionaren oder Katechisten erhalten hatten, doch auf einer so niedrigen Stufe der Leistungen, daß sie nicht einmal den niedrigsten Ansprüchen genügten. Man schloß deshalb 1863 eine ganze Reihe, um sie allmählich zu reorganisieren. Dabei wurde grundsätzlich beschlossen, an den neu zu eröffnenden Heidenschulen dürften nur christliche Lehrer angestellt werden. So wurde die Zahl der Heidenprimarschüler um fast 1000 verringert. Von 1454 Schülern im Jahr 1862 war sie bis 1866 auf 648 zurückgegangen, und betrug 1880 noch nicht mehr als 637 Knaben und 116 Mädchen. Der Unterricht in diesen Elementarschulen für Heiden sollte Biblische Geschichte und Memorieren von Bibelsprüchen, Lesen, Schreiben und Rechnen, Geographie und Gesang umfassen. Sanskrit, Mahratti oder Englisch durfte nur in Privatstunden erteilt werden. Eine Vermehrung solcher Heidenschulen wünschte man für Kanara und Südmahratta, wogegen den Malabarbrüdern bedeutet wurde, sie hätten ohne solche Vermehrung schon genug Werg an der Kunkel.

An die Stelle der „englischen" Schulen suchte man jetzt sogenannte Anglovernacularschulen zu errichten. Darunter verstand man Schulen, in denen zwar in der Landessprache unterrichtet wurde, deren Lehrplan aber eine eingehende Pflege des englischen Unterrichts verlangte. Sie sollten ungefähr dieselbe Bildung vermitteln, wie die christlichen Sekundarschulen. Nur beschränkten sie sich natürlich im Fach der Religion auf biblische Geschichte als Geschichte des Reiches Gottes alten und neuen Testaments; doch sollte auch hier das Memorieren von Bibelsprüchen nicht unterlassen werden. Den geographischen, geschichtlichen und mathematischen Unterricht mochte man hier so weit treiben, als es die Zeit erlaubte und der Gründlichkeit des Lernens kein Eintrag geschah. Solche Anglovernacularschulen entstanden mit der Zeit in Dharwar, hier lange Zeit unter der Leitung des eingeborenen Missionars Titus Costa, in Talatscheri, Kalikut und Palghat, zeitweise auch in Hubli und Kannanur, also hauptsächlich in Malabar, während Kanara in dieser Kategorie gar nicht vertreten war. Diese Schulen wurden auch von Christenkindern besucht; so waren 1880 von 487 Schülern 426 Heiden und 61 Christen. In Dharwar hatte der heidnische Magistrat ein Grundstück zur Erweiterung des betreffenden Schulgebäudes unentgeltlich gegeben, das früher um keinen Preis erhältlich gewesen war; überhaupt fanden diese Schulen immer größere Anerkennung. Die Bedeutung der englischen Schulen konnten sie freilich nicht mehr gewinnen, weil sie nun nicht mehr die höchsten der Distrikte waren.[1])

Ueber den christlichen und missionarischen Charakter dieser Heidenschulen enthielt die Schulordnung von 1869 folgenden Passus:

[1]) über Anglovernacularschulen J. B. 1869, 67. 1871, 119. 1872, 70. in Malabar: 1873, 126. 1875, 58. 1876, 74.

„Unter Heidenschulen verstehen wir in der Basler Mission alle diejenigen Schulen, die für Heiden, sei es allein, sei es vorzugsweise für sie errichtet sind, um sie, indem man sie in verschiedenen Fächern, namentlich in abendländischer Wissenschaft und nach abendländischer Methode unterrichtet, zugleich mit der christlichen Religion bekannt zu machen und so die Bekehrung und Wiedergeburt der Einzelnen und des Volkes zu bewirken; also Schulen, die das christliche Element immer nur in dem Grad walten lassen, durchführen und ausprägen können, als es die Stimmung des heidnischen Teils des Volks oder der einzelnen heidnischen Eltern verträgt. Das Minimum von Christlichkeit jedoch, das auch von einer Heidenschule gefordert wird, ist daß ein Schulgebet gesprochen, biblische Geschichte getrieben und Bibelsprüche auswendig gelernt werden". Die Forderung aber, womöglich auch an diesen Schulen nur christliche Lehrer anzustellen, scheiterte an der Unmöglichkeit, solche in genügender Zahl und notwendiger Tüchtigkeit zu bekommen. Immerhin war die Zahl heidnischer Lehrer von 49 im Jahr 1860 auf 19 anno 1866 zurückgegangen, und bis 1880 hob sie sich nur auf 34; wogegen aus etwa 20 christlichen bis zum selben Jahr 75 geworden waren bei viel mäßigerer Steigerung der Gesamtschülerzahl.

Die schon mehrerwähnte Schulordnung war ein Erlaß des Komitees als Antwort auf die Vorlagen der indischen Generalkonferenz von 1869. Hier waren alle wichtigen Schulfragen eingehend behandelt worden, hier hatte man besonders auch von der Stellung zur Regierung und ihrer Schulpolitik gesprochen. Die Schulbrüder in Malabar hatten nämlich schon 1867 dem Komitee vorgeschlagen, die Beziehungen zum Regierungsschulwesen wieder anzuknüpfen und sich ihren Anordnungen zu fügen, dann auch die Grants wieder zu erlangen und mit ihrer Hilfe das Missionsschulwesen auszubauen. Geschehe das nicht, so werde das Missionsschulwesen unaufhaltsam zurückgehen und allen nennenswerten Einfluß auf das Volk verlieren. Das Komitee war bedenklich. Ist es nicht ratsamer, die Basler Mission geht in Demut und Geduld ihren eigenen Weg, langsam und sich bescheidend, aber späterer Anerkennung sicher, nicht stillstehend, selbstzufrieden, Verbesserungen verschmähend, aber mit den vorhandenen Mitteln und Kräften rechnend?" Auf Grund der Verhandlungen der indischen Generalkonferenz beschloß nun das Komitee, dem Drängen der meisten Schulbrüder nachzugeben und die Verbindung mit der Regierung wieder anzuknüpfen, die Schulen ihrer Inspektion wieder zu unterstellen und die Regierungsbeiträge zur Förderung des Schulwesens zu verwenden. Dabei wollte man aber Sorge tragen, daß durch die neue Verbindung das englische und realistische Element im Unterricht nicht zu stark betont werde, weil solches die nationale Entwicklung der Hindu nur aufhalten und beeinträchtigen könne. „Die Mission würde aber ihre Aufgabe verkennen, wenn sie das nationale Leben, statt christlich umzugestalten, angli-

sieren würde und durch Einführung eines übergreifenden Realismus dem Geistesleben des ganzen Volkes eine Richtung auf den Materialismus hin einpflanzen würde." So wurde denn fast das ganze Schulwesen, teilweise auch die Gemeinde- und Mittelschulen nach den von der Regierung erlassenen Schulordnungen organisiert und in mancher Beziehung in einen besseren Stand gebracht. Der Schulversäumnisse wurden weniger, die Klasseneinteilung strenger innegehalten, und die Leistungen hoben sich. Die Regierungsbeiträge waren eine höchst willkommene Hilfe; sie betrugen 1871 über 10 500, 1875 sogar fast 20 700 Fr., sanken dann aber wieder und betrugen im Durchschnitt im Jahr 14 000 Fr.

Diese Neuordnung des Schulwesens behagte doch nicht allen Brüdern und schien manchen mit dem Charakter einer evangelischen Missionsunternehmung unverträglich. Es kam zu neuen Verhandlungen des Komitees mit den Missionaren über die Wünschbarkeit der Aufhebung oder der Fortdauer der Verbindung mit der Regierung.[1]) Die Klage bezog sich besonders darauf, daß die vielfach besseren, christlichen, von den Missionaren Gundert, Mögling, Kies u. a. ausgearbeiteten Schulbücher immer mehr verdrängt würden und den religiös neutralen oder sogar anstößigen Regierungsschulbüchern weichen müßten.[2]) Hie und da herrschte auch bei den Brüdern der Eindruck, das Komitee ziehe einen höheren Betrag der Grants dem Festhalten der Missionsprincipien im Schulwesen vor! Man kann sich denken, daß Josenhans von derartigen Unterstellungen nicht sehr erbaut war. Das Komitee hielt denn auch für das Heidenschulwesen an der Verbindung mit der Regierung fest, indem die Anklagen zum Teil von andern Missionaren schon waren entkräftet worden, indem es aber auch auf die Förderung hinwies, die dem Missionsschulwesen aus der Verbindung erwuchs. Es habe sich unter dem Einfluß der Regierungsexamina thatsächlich gehoben; auch hätten die Missionare einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das Regierungsschulwesen, der ihnen bei der Lösung des Bandes verloren ginge. Man fuhr also in der begonnenen Richtung weiter in der Ueberzeugung, auch so an der Lösung der großen Missionsaufgabe mitzuarbeiten. Waren gleich nicht viele Schüler der englischen und Anglovernacularschulen Christen geworden, so hatten diese Schulen doch unter den höheren Ständen, namentlich unter den eingeborenen Beamten, die sie zum großen Teil durchlaufen hatten, eine gewisse Achtung vor dem Christentum, in Einzelnen auch Liebe zur Wahrheit verbreitet. Viele Uebergetretene aus dem Volke verdankten ihre ersten Eindrücke den Heidenschulen; hier konnte man den christlichen Sauerteig am besten in die Welt heidnischer Anschauung und Sitte hineinwirken.

[1]) Verhandlungen 2c. als Manuskript gedruckt, Basel 1876.

[2]) Ziegler, Denkschrift über das Missions- und Regierungsschulwesen in Südmahratta J. B. 1873, 96.

4. Landwirtschaft, Industrie und Handel in der Mission.

Wer in Indien zur christlichen Gemeinde übertrat und sich taufen ließ, wurde von seinen heidnischen Landsleuten aus dem nicht nur religiösen sondern auch sozialen Verband der Kaste ausgestoßen. Die Kaste verlieren, hieß in Indien so viel als Familie, Versorger, Freunde, Arbeitgeber, Vermögen, Kredit, Anstellung und Arbeit einbüßen. Dazu rekrutierten sich die Uebertretenden meist aus den niederen und ärmeren Klassen der Bevölkerung. Da mußte sich frühzeitig die Frage aufdrängen: wie soll man sich solcher Elemente annehmen? was soll man ihnen bieten? Almosen oder Arbeit?

Bei den einigermaßen begabten unter den übertretenden Jünglingen und Männern war es gegeben, daß man sie in der Katechistenschule auf Missionskosten ausbildete und als Katechisten und Gehilfen besoldete. Das war aber bloß ein kleiner Bruchteil der Neugetauften. Die meisten und vorab Frauen und die zahlreichen Witwen verlangten eine andere Auskunft. Das erste, was man in kleinerem und größerem Maßstabe versuchte, war, die Leute landwirtschaftlich zu beschäftigen.[1]) Zu jeder Missionsniederlassung gehörte wohl ein größeres oder kleineres Areal, das man etwa von der Regierung oder von englischen Gönnern geschenkt oder in Pacht erhalten oder das man um wenig Geld käuflich erworben hatte. Man siedelte auf diesen Grundstücken die Christen an, auch die Taufbewerber, um sie bei der Arbeit mit Hacke und Axt auf ihre Lauterkeit zu prüfen und um auf diese Weise zu christlichen Dörfern zu gelangen. Mit dem Wachstum der Gemeinden mußten sich auch diese Ansiedelungen vergrößern. Es wurden neue Grundstücke erworben und bei einiger Entfernung von der Station ein Katechist hingesetzt und eine Schule eröffnet. So entstanden in Kanara die Gemeindlein Bolma bei Mangalur, Kadike, Utschilla und Gudde im Stationsgebiet von Mulki, in Malabar solche in Kodakal, Koilandi, Edakadu, Tschombala, Tschirakal, Tschowa und andere. In Südmahratta erwarb man allerdings bedeutenden Grundbesitz, aber nur in Unakallu bei Hubli gelang es, einige christliche Bauern zu sammeln. Von dem Schicksal der Kolonie Malasamudra war früher die Rede. Die ausgedehnten Ländereien mußten alle an Heiden verpachtet werden und bildeten für die Mission nichts als eine große Sorgenlast. Aber

[1]) Irion, Referat über die Oekonomie in Malabar J. B. 1859, 56. — Würth, der Weg der Kolonisation in der Mission a. a. O. S. 67. — Ammann, die leibliche Versorgung der Heidenchristen in Kanara a. a. O. S. 72. — Kies, die landwirtschaftl. Versuche in Südmahratta a. a. O. S. 77.

auch wo es einigermaßen gelang, christliche Plantagen einzurichten, war es mit einer Unsumme von Mühe und Not für die leitenden Missionare verbunden; denn die Mehrzahl der hier Angesiedelten waren nichts weniger denn an regelmäßige Arbeit, die meisten nicht einmal an Landarbeit gewöhnt.

Die gewaltige Arbeit, womit die Aufsicht und der Betrieb dieser Plantagen die Missionare belastete, führte 1859 dazu, daß für jeden Distrikt ein besonderer Distrikts-Oekonomieverwalter bestellt wurde, dem man die ganze Fürsorge für diesen Zweig des Missionswesens zuwies. Man bestimmte hiezu womöglich geschulte Oekonomen, die nun als unordinierte aber in allem andern den ordinierten gleichgestellte Missionare mit dem Rechnungswesen auch diese Arbeiten so viel als möglich leiteten; doch waren wenigstens zu Zeiten auch diese Verwalter ordinierte Brüder. Es machte sich denn auch bald der Nutzen dieser Einrichtung fühlbar, insofern nicht nur die übrigen ordinierten Missionare von der Besorgung äußerer Geschäfte zu einem guten Teil entbunden wurden: auch die Plantagen kamen vielfach in einen besseren Stand und lohnten die viele auf sie verwandte Mühe, indem sie wenigstens einer beschränkten Zahl von Christen ein bescheidenes Auskommen sicherten und in kleinem Umkreise die Bildung von streng geregelten Christengemeindlein ermöglichten.

Dennoch erwuchsen aus dem stetig wachsenden Güterbesitz der Mission in Indien gewaltige Schwierigkeiten.[1]) Man hatte Bauern heranziehen wollen, und schuf zu einem guten Teile nichtsnutzige Leute. Mochte man den Pacht noch so niedrig stellen, der christliche Hindu denkt in vielen Fällen nicht daran, seinen Gutsherrn zu bezahlen, wenn er weiß, daß dieser die Mission oder das Kirchengut ist, die doch nie so auftreten können und dürfen, wie sonst ein Kapitalist und Geschäftsmann. Das System erwies sich als ungenügend und bedenklich schon dadurch, daß man die faulen Christen austreiben und heidnische Pächter an ihre Stelle setzen mußte, um nicht so sehr zu Schaden zu kommen. Vielfach hatte man Taufbewerber in die Oekonomie hineingesetzt und ihnen Geld vorgestreckt, und als sie nicht bezahlen konnten, pfändete man sie aus. Die Mission mußte manchem wie der Wucherer erscheinen, der Geld ausleiht, um seine Schuldner zu ruinieren und dann ihr Eigentum an sich zu ziehen. In diesen Schein kam die Mission um so leichter, als man der indischen Anschauung folgend, die das Kapital von vornherein verloren giebt und sich an die Zinse hält, sehr hohe Zinse forderte. In Gemeinden, wo die Ländereien Kirchengut der Gemeinde waren und rentierten wie z. B. in Mangalur, kam es vor, daß die Christen auf weitere Bekehrungen scheel sahen, weil die Teile dadurch vermehrt und also verkleinert wurden. Auch von der meist schwankenden Rentabilität der Plantagen abgesehen, war es

[1]) Schott, ostindischer Visitationsbericht. Manuskript S. 22.

vom Uebel, daß die Mission im Urteil der Leute als ein Geldinstitut und eine geschäftliche Unternehmung erschien. Daß der Missionar ein Pflanzer war, dazu noch vielfach ein verschuldeter Pflanzer, machte die Mission als solche in vieler Augen verächtlich. Unter derartigen Umständen war es trotz des Segens, den diese landwirtschaftlichen Unternehmungen für manche Christen gebracht hatten, begreiflich, wenn der Nachfolger von Josenhans sein Urteil besonders über die 2620 acres Missionsland in Südmahratta in die Worte zusammenfaßte: „unser kolossaler Güterbesitz in Indien ist das Bleigewicht, das die Missionsarbeit lähmt, der Meltau, der sich auf die Verkündigung des Evangeliums legt, der Alp, der das geistliche Leben unserer Gemeinden niederhält".

Aber auch ehe sich diese Uebelstände ausgebildet hatten, war man zu der Einsicht gekommen, daß es nicht angehe, alle Uebertretenden in Plantagen zu beschäftigen. Schon 1842 hatte Mögling an Inspektor Hoffmann geschrieben: „Ihr lieber Herr Vater (der Gründer von Kornthal) sprach 1835 sehr bestimmt davon, daß er die Aussendung von christlichen Handwerkern in Verbindung mit unserer indischen Mission für eine notwendige Bedingung ihrer festen Begründung und ihres sicheren Wachstums ansehe. Und je mehr sich unser Werk ausdehnt, desto größeres Gewicht bekommt die Frage, ob unsere Gemeinden ohne ein Handwerk zu erlernen, nicht unserer Mission eine zu schwere Last werden. Die erwachsenen Mitglieder freilich können schwerlich in ganz neue Beschäftigungen eingeführt werden, die jüngeren aber würden sich wohl aus ihrem bisherigen Kreise herausrütteln lassen, um ihren Unterhalt zu erwerben." [1]) Als Mögling 1846 in der Heimat weilte, wurde die Sache eingehend besprochen. Das Resultat war, daß das Komitee 1847 zwei Uhrenmacher, Bösinger und Müller, nach Mangalur sandte, um dort die Fabrikation von Schwarzwälder-Uhren einzuführen und Gemeindeknaben als Lehrlinge heranzubilden. Aber Großuhren wurden alsbald durch die übermächtige amerikanische Konkurrenz ganz verdrängt, und auch das Taschenuhrengeschäft wollte nicht rentieren. Es erwies sich als unmöglich, bei einer heidnisch gewesenen oder noch heidnischen Bevölkerung, die zudem der uns gewohnten Energie und Intelligenz entbehrte, ein Gewerbe heimisch zu machen, das zu erlernen und mit Erfolg zu betreiben selbst in der Schweiz ein Menschenalter erfordert hatte. Ein bekehrter Hindu war noch lange kein Europäer. Es fehlte die christliche Civilisation und ihr Einfluß; auch das Klima und die freigebige Natur wirkten mit, daß sich die Leute so nicht anstrengen wollten. Endlich beschränkten sich die Bedürfnisse der Leute in dieser Branche auf ein Minimum.

Auch mit der Einführung einiger anderer Erwerbszweige wollte es nicht gelingen. Ein Versuch des bald näher zu erwähnenden General-

[1]) Gundert, Hermann Mögling, S. 229.

kassiers Pfleiderer, die Seidenzucht in Mangalur einzuführen, brachte es zu keiner ersprießlichen Entwickelung. In Tschombala gab man sich lange mit der Fabrikation von Arrowroot ab, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen; auch mit der Bereitung von Kokosnußöl wollte es nicht gehen, ebenso wenig mit der Hafnerei. Da und dort hatte man einzelne Handwerker unterstützt, Schlosser, Kupferschmiede, Schreiner und andere und sie ermuntert, Lehrlinge heranzuziehen. Es führte zu nichts. Denn die Hindumeister hatten nicht Energie genug, solche Lehrlinge auch wirklich auszubilden, und diese liefen meistens davon, wenn sie die ersten Anfangsgründe ihrer Kunst erlernt hatten.

Das erste bedeutendere Gewerbe, das die Basler Mission auf ihrem indischen Gebiete mit Erfolg einführte, war die einer Mission unentbehrliche Buchdruckerei und damit verbunden die Buchbinderei.[1]) Die Anfänge der Missionsbuchdruckerei gehen bis ins Jahr 1841 zurück. Man hatte mit der Schularbeit begonnen, aber es fehlte an Lehrmitteln; und den Erwachsenen konnte man fast nichts Geschriebenes in die Hand geben, den Tuluchristen jedenfalls nichts. Deshalb ging Weigle nach Bombay, erlernte den Steindruck und kehrte mit einer von englischen Freunden geschenkten Handpresse nach Mangalur zurück und fing nun an zu lithographieren. Die ersten Producte waren Barths biblische Geschichten in Kanaresisch und das erste Evangelium in Tulu. 1842 erhielt man von englischen Freunden eine zweite, bessere Presse, worauf zuerst Zellers Göttliche Antworten in Kanaresisch und ein von Gundert bearbeitetes Gesangbuch in Malayalam gedruckt wurden. Bald siedelte die Presse auf den Balmatthahügel über und veröffentlichte eine Reihe Traktate, Bibelteile und Schulbücher, daneben eine Auswahl kanaresischer Klassiker, von Mögling besorgt. So wertvoll diese primitive Herstellungsweise für den Anfang war, so wurde doch mit der Zeit die Einführung einer eigentlichen Druckerpresse nötig und das Komitee betraute denn auch 1851 Georg Plebst von Lauffen am Neckar mit dieser Aufgabe.[2]) Allerlei technische Schwierigkeiten wurden mit der Zeit überwunden, auch der Mißmut des Vorstehers, der 1863 die Aufhebung der Druckerei beantragt hatte, und das Unternehmen entwickelte sich von da an immer günstiger. Eine große Aufgabe wurde ihm gestellt durch den Auftrag, den Malayalamdruck einzuführen. In Malabar hatte man sich seit vielen Jahren mit einer lithographischen Presse in Talatscheri begnügt; nun sollte auch hiefür der Typendruck eingeführt werden und zwar in Mangalur, um das Geschäft nicht zerteilen zu müssen. Auch hier galt es viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Arbeit wuchs immer mehr. Waren von 1864—1873 in Englisch 25, in Kanaresisch 182, in Malayalam 94, in Tulu 9, im

[1]) Stolz, Ein Jubiläum (der Missionspresse in Mangalur), H.B. 1891, 92.
[2]) Stolz, Zur Erinnerung an Georg Plebst. H.B. 1888, 82.

ganzen 322 verschiedene Bücher und kleinere Schriften von 8 bis 1100 Seiten in über 970 000 Exemplaren gedruckt worden, so mehrten sich nun, namentlich infolge der Ausdehnung des Regierungsschulwesens, die Bedürfnisse nach allen Seiten. Schulbücher für Malabar, Kanara, Südmahratta, Bibeldrucke für die Bibelgesellschaften in Madras und Bangalur mußten geliefert, der Verlag der Missionsbuchhandlung ergänzt werden. 1878 wurden allein über 190 000 Exemplare gedruckt. Die „Madras Mail" rühmte, daß die Basler Missionspresse hinter keiner in Indien zurückstehe und in der Schönheit des Druckes die erste der Madraspräsidentschaft sei. Jahrelang wurden die Aufgaben für die Regierungsexamina in Mangalur gedruckt, ohne daß je eine Indiskretion vorkam, während selbst dem Regierungsschulinspektor einmal 1000 Mark angeboten wurden, wenn er die verhängnisvollen Papiere vorzeitig ausliefere, und die Behörden anderwärts alle möglichen Mittel anwenden mußten, um die Geheimhaltung zu sichern.

Die Presse beschäftigte in der zweiten Hälfte unserer Periode eine zwischen 40 bis 50 Köpfe zählende Arbeiterschar, von der europäischen Leitern der Abschied schwer werden konnte. Unter ihnen ragten besonders hervor der chinesische Schriftgießer Thommy Luklin, ein Mann von klarem praktischen Verstand, der oft Streitigkeiten unter Gemeindegliedern mit wenig Worten zu schlichten wußte, der Faktor Moses Schiri, durch Fleiß, Treue und Wahrhaftigkeit ein Vorbild für alle. Als ihm einmal die Regierung bei doppeltem Lohn die Leitung ihrer Presse antrug, schlug er es aus, da er es als eine Pflicht der Dankbarkeit betrachtete, der Mission zu dienen. Von Bedeutung war auch der energische und begabte Buchbindermeister Lukas Josua, der in seinem Geschäft auf eigene Rechnung bis zu 30 Arbeiter beschäftigte. An die Druckerei hatte sich eine Buchhandlung angeschlossen, die seit 1869 als besonderes Geschäft weitergeführt wurde.

Noch weit mehr Arbeiter als die Missionsbuchdruckerei und Buchbinderei beschäftigte die Basler Mission mit der Zeit in verschiedenen Webereien.[1]) Die Weberei nach Hinduart war in Kanara und Südmahratta heimisch und es hatte deshalb nahe gelegen, sich in diesem Arbeitszweige zu versuchen, um den Uebertretenden ein bescheidenes Auskommen zu verschaffen. Das Komitee sandte 1851 einen gelernten Webermeister, Haller, zunächst nach Mangalur. Dieser gewandte und schöpferische Mann, dem aber leider die rein merkantilen Kenntnisse abgingen, richtete zunächst auf Balmattha eine Weberei ein, die bald 21 Webstühle europäischer Konstruktion beschäftigte, in Verbindung damit eine Blau- und Rotfärberei. Das Heranziehen von Webern, die Besseres zu

[1]) Ueber Missionswebereien 2c. J. B. 1855, 59. 1865, 112. 1869, 83. 100 1873, 113. 1876, 76. 1879, 49.

leisten vermochten als ihre heidnischen Konkurrenten, war allerdings ein hartes Stück Arbeit, und es war nicht zu verwundern, wenn Jahre hingingen, ehe die Industrie einen Ertrag abwarf. Es wiederholten sich zuerst die Klagen über den Mangel an Intelligenz, über Arbeitsscheu und Gleichgültigkeit der Arbeiter. Die Bewohner Kanaras schienen zu jeder gewerblichen Arbeit ungeschickt. Da ließen sich die Leute in Südmahratta viel besser dazu an; sie waren gewandter und fleißiger, und auch die Malabaren schienen geschickter als die Tululeute. Aber mit der Zeit gelang es doch, nicht nur die Weberei auf Balmattha zur Blüte zu bringen, sondern auch den Webern in Guledgudd thatkräftig unter die Arme zu greifen und Zweigwebereien in Kannanur, Talatscheri und Kalikut zu errichten, auf denen immer mehr Christen beschäftigt werden konnten. Bald schritt man auch zur Jaquardweberei fort, und das Geschäft hob sich. Die Zahl der geschickten und fleißigen Arbeiter mehrte sich allmählich, wenn sie auch noch lange nicht so weit waren, daß man sie auf eigene Faust hätte können arbeiten lassen. Um der großen Sorglosigkeit der Leute und dem von der Hand in den Mund leben einigermaßen zu steuern, begann man bald Sparkassen für die Arbeiter anzulegen, darin sie bis zu 6 % ihres Lohnes einlegen mußten; nach und nach kamen denn auch manche der fleißigen Weber zu schuldenfreien eigenen Häuschen mit kleinen Gärten. In vierzehn Jahren erlebte Haller einen bedeutenden Aufschwung des so bescheiden begonnenen Gewerbes. Hatte er in Mangalur 1856 von 40 Arbeitern 11 408 Yards fertigen lassen, so lieferten ihm 1862 über 70 Arbeiter 25 916 Yards. Besonders gut gingen die Eingeborenen-Waren, indische Männer- und Frauenkleider. Der Absatz war zeitweise so gut, daß die Leute oft stundenlang auf ein Stück warteten, das noch auf dem Stuhle war. Für Malabar hatte man nun einen besonderen Webermeister in der Person des Gottlieb Schoch aus dem Kanton Bern hinausgesandt, und nun nahm diese Industrie auch hier einen bedeutenden Aufschwung. Auch heidnische Arbeiter meldeten sich zur Aufnahme in die Missionswerkstätten und man stellte auch sie ein in der Hoffnung, daß sie dadurch in nähere Berührung mit dem Christentum kommen würden; war doch auch in allen diesen Etablissements eine tägliche Andacht vorgesehen.

Eine Baumwollkrisis zu Ende der sechziger Jahre machte sich lange empfindlich spürbar; bald aber dehnten sich die Absatzgebiete immer weiter aus bis an die Ostküste von Indien, da die Solidität der Fabrikate vorteilhaft von den englischen Waren abstach. Dann fing die wachsende Konkurrenz der Gefängniswebereien und anderer an auf das Geschäft zu drücken; man arbeitete zeitweilig mit starken Verlusten. Doch war 1874 für Balmattha das letzte Defizitjahr; von da an gab es wieder Reingewinne. 1877 hatten 18 Weber dort ihr eigenes Anwesen. Die meisten Weber waren früher arme Sklaven des Palmweins gewesen und verrufene

Leute; wie viel besser war's damit geworden! Der große Teil der Witwen und ärmeren Gemeindefrauen verdienten in Mangalur, Kannanur, Talatscheri und Kalikut ihr Brot mit Spulen, Zetteln, Zwirnen und Knüpfen. Der Versuch, Hindufrauen auch weben zu lassen, fiel nicht günstig aus; ihre Konstitution erwies sich zu schwach dafür. Auch die Männer waren keine robusten Leute, wie ein deutscher oder englischer Arbeiter, vielmehr meist armselige, schmächtige Figuren. Die Hindus haben weniger Blut als die Europäer, darum atmen sie leichter und können schneller und anhaltender laufen als wir. Aber ihre Nerven und Muskelfasern sind weniger stark als bei uns. Ihre Vorurteile konnten nur langsam überwunden werden. So weigerten sich die Hinduarbeiter noch 1878, Pakete durch die Stadt zu tragen, als wären sie Couleurstudenten einer deutschen Universität; einer gab lieber seine Stellung auf, als daß er das gethan hätte. Was wollte es da heißen, einen geordneten und erträglichen Geschäftsbetrieb zu erwirken! Da durfte man wohl das fünfundzwanzigjährige Bestehen einer solchen Weberei mit einem kirchlichen Dankfeste begehen, wie das im August 1877 in Kannanur geschah;[1]) denn 186 Personen fanden nun ihr Auskommen allein durch diese eine Anstalt.

Aber bei aller Ausdehnung der Webereien: man konnte doch nicht nur Weber heranziehen in einer christlichen Gemeinde, die nicht zu einer Weberkaste herabsinken sollte. Von verschiedenen Versuchen, auch andere Industrien einzuführen, war schon die Rede. Wirklichen Erfolg hatte man mit der Errichtung von Ziegeleien in Dscheppu bei Mangalur und Arekallu bei Kalikut. Schon immer waren in Indien Töpferwaren aller Art und Ziegel bereitet worden, aber die Ware der Eingebornen war höchst zerbrechlich und entbehrte aller Glasur. Plebst, von Haus aus Mechaniker, lenkte bei seinem Besuch in der Heimat die Aufmerksamkeit des Komitees auf diesen Umstand und erbot sich, während seines Aufenthaltes in Deutschland das Brennen und Glasieren von Thonwaren zu erlernen. Das Komitee ging auf diesen Vorschlag ein. Eine Untersuchung zeigte, daß die Thonerde um Mangalur sehr geeignet sei. Plebst studierte bei einigen tüchtigen Töpfern und Zieglermeistern die Behandlung des Thons und das Geschäft des Glasierens sowie die Konstruktion von Brennöfen und das Brennen selbst. Das Komitee bewilligte einige Maschinen und Formen und 500 Rupies zum bescheidenen Anfang. Es ging zuerst durch arge Enttäuschungen, und ein Versuch nach dem andern mißlang; schon wollte das Komitee seine Hand zurückziehen, als Plebst mit englischem Gelde einen letzten Versuch wagte. Und nun gelangs. Die Konstruktion des Ofens, die Waren und Ziegel übertrafen bald alle bisher im Lande fabrizierten. Den eingeborenen Christen ward ein lohnendes Arbeitsfeld eröffnet. Am 4. Dezember 1865 hatte man

[1]) Schönthal, ein Dankfest der Missionsweberei in Kannanur. H.B. 1878, 28.

mit der Erstellung von Falzziegeln angefangen; man fertigte 350 Ziegel in einem Tage. Regierungsbauten waren von den ersten, die damit gedeckt wurden.

Das „Basle Mission Tile Work" entwickelte sich überaus günstig. Schon 1867 lieferte es 1200—1400 Ziegel im Tag und beschäftigte 12 Arbeiter. Regierungsprämien munterten zu noch besseren Leistungen auf. Als Plebst krank heim mußte, und der eingeborene Zieglermeister seines Wandels wegen entlassen wurde, drohte zwar dem Unternehmen eine Krisis; es hob sich unter der Leitung Baumanns aus Oberhallau im Kanton Schaffhausen bald wieder, so daß man auch in Malabar eine Ziegelei zu errichten wagte. Im April 1874 wurde das „Arekallu-Tiling-Establishment" bei Kalikut unter der Leitung Feuchters aus Württemberg eröffnet. In Mangalur ahmten Katholiken und Engländer das einträgliche Geschäft nach und nötigten so zu neuen Anstrengungen. Von den 70 Arbeitern in Dscheppu waren etwa die Hälfte Christen, so daß sich dort ein kleines Christendörflein bildete, bald stieg die Arbeiterzahl auf 130. Von der Arekalluziegelei bezog sogar der alte Zamorin (der eingeborene Fürst) von Kalikut ein bedeutendes Quantum Ziegel, nachdem er sich von der Unschädlichkeit des Firmastempels „Basle Mission Tile Works" überzeugt hatte.[1])

Viel älter, aber auch viel kleiner als die Missionsziegeleien war die Missionsschreinerei in Kalikut. Dies war von jeher der Ort, von wo auf europäische Art verfertigte Möbel bezogen wurden, denn hier befanden sich der bedeutendste Holzhandel Malabars und die geschicktesten Schreiner. Die dortigen Missionare wurden oft um Besorgung solcher Möbel angegangen, und statt sie immer von Heiden anfertigen zu lassen, entschlossen sie sich, eine eigene Schreinerei zu beginnen. Dies geschah unter Fritz im August 1852. Einige Bedeutung erlangte sie erst, als 1856 in Jakob Lauffer aus Württemberg, ein gelernter Schreiner, die Leitung übernahm. Er beschäftigte bald 90 Arbeiter, hauptsächlich für Möbel, aber auch die Bauschreinerei wurde nach Möglichkeit betrieben. Freilich brachte die Uebernahme von Bauten wegen der Kaution für strikte Erfüllung bei der Saumseligkeit der Hindu schwere Verluste, weshalb man sich mehr auf die Möbelschreinerei verlegte, nachdem man einige Zeit daran gedacht hatte, den Betrieb ganz aufzugeben, wogegen namentlich Fritz energisch protestierte. Eine Anzahl aus der Werkstätte hervorgegangene Jünglinge gewannen schon damals (1867) als junge Hausväter ihr eigen Brot auf unabhängige Weise. Das letzte große Werk der Schreinerei unter Lauffers Leitung war die Erstellung einer Kirche in Kodakal, die 800 Zuhörer faßte. Seit 1871 stand sie dann unter

[1]) Von unseren indischen Industriewerkstätten. H.B. 1881, 51. — Baumann, die Industriewerkstätten in Indien. H.B. 1899, 73.

jüngeren Meistern, neben denen der eingeborene Werkführer Amos als ein Muster für Christen und Heiden gerühmt wurde. Mit den Lehrlingen gab es immer viel Not, da viele die auf sie verwendete Mühe und Zeit nicht lohnten. Man durfte aber den Posten, wenn er auch nur wenig Gewinn brachte, um seiner großen erzieherischen und Missionsbedeutung willen nicht aufgeben. Mit den Jahren wurde es indes möglich, die Schreinerei dem Werkführer Amos zu selbständigem Betriebe zu überlassen; und der Hindumeister verstand es denn auch, das Unternehmen auf ersprießliche Weise weiterzuführen. — Da durch die Errichtung so vieler Webereien, der Ziegeleien und der mancherlei Bauten, die Hilfe eines geschulten Mechanikers immer nötiger geworden war, hatte das Komitee den Mechaniker Karl Hüttinger aus Baden 1871 nach Indien gesendet. Der begann 1874 eine mechanische Werkstätte in Mangalur, die, um auf die Kosten zu kommen und ihre Lehrlinge tüchtig auszubilden, bald auch größere Aufträge übernahm, wie Pumpen, Häuser und selbst Brücken.

Die Basler Missionsindustrie in Indien hätte niemals eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewinnen können, wenn sie nicht einheitlich organisiert und geleitet worden wäre. Josenhans hatte auf seiner Visitationsreise erkannt, daß aus den damaligen bescheidenen Versuchen etwas Ersprießliches nur dann werden könne, wenn sie unter eine gemeinsame, sachverständige Leitung gestellt würden. Das Komitee beschloß daher im November 1852 eine besondere Industriekommission zur Leitung der Industriewerkstätten auf den indischen Stationen zu ernennen, und bestellte dazu außer dem Inspektor den eben ins Komitee eingetretenen Ratsherrn und Fabrikanten Karl Sarasin; zu ihnen gesellte sich bald auch der Chef des Bureaus, Theodor Braun.[1]) Die Industriekommission betrachtete als ihre Aufgabe, nicht nur die damals begonnenen Werkstätten in Mangalur (Uhrenmacherei und Weberei) fortzuführen, sondern alles zu thun, was mit den gegebenen Mitteln auf industriellem und kommerziellem Wege zum Wohl des ganzen Missionswerkes und zur Förderung des Reiches Gottes gethan werden könne. „Es richtet sich, hieß es in ihrem ersten öffentlichen Bericht von 1853, diese Aufgabe also nicht nur auf Erwerbsbefähigung der ausnahmsweise hilfsbedürftigen indischen Bekehrten, die mit dem Heidentum ihre Kaste und mit der Kaste ihre äußeren Existenzmittel aufgeben, sondern sie geht auch dahin, als praktische Mission ein Vorbild christlichen Fleißes, christlicher Redlichkeit und Solidität aufzustellen. Unsere Absicht geht auch nicht bloß dahin, unsern Gemeindegliedern in Mangalur zu zeitlichem Erwerb zu verhelfen, sondern womöglich auch allen übrigen Stationen Indiens in ähnlicher Weise Hand

[1]) vgl. Ein Aufruf an die Freunde der Mission. H. B. 1853, 16. — Die Berichte der Industriekommission von 1853 an.

zu bieten und nebenbei kleine kommerzielle Operationen zu versuchen, deren Ergebnisse vielleicht die Ausgaben für unsere nächsten Zwecke zum Vorteil der Missionskasse überwiegen könnten." Ein Aufruf an die Freunde der Mission verschaffte dieser Kommission einige finanzielle Mittel in der Form von Darleihen. Zuerst bloß 10 000 Fr., 1873 auf ein Ausschreiben im Heidenboten hin von 32 Freunden weitere 50 000 Fr.

Das erste, was diese Kommission that, war, daß sie den Kaufmann Pfleiderer von Waiblingen nach Indien sandte (Dez. 1852).[1] Der Mangel an merkantilen Kenntnissen bei den Brüdern und die Ausdehnung des Werkes erforderte die Anwesenheit eines Kaufmanns, da technische Kenntnisse nicht genügten und auch das kleinste industrielle Geschäft ohne kommerzielle Leitung einer sichern Basis entbehrt. Auch wirkte mit der Wunsch nach einheitlicher Leitung und Vermittlung durch einen besonderen Bevollmächtigten. Durch seine Hand hoffte man auch jene kleinen Handelsoperationen einzuleiten, wozu die Verhältnisse, Gelegenheiten und das Beispiel der Brüdergemeine schon längst eingeladen hatten. Die Aussendung Pfleiderers lohnte sich denn auch reichlich.[2] Als er nach Mangalur kam, wurde dort eben ein kleines Haus gebaut, darin sollte, weil man kaum rechtes Brot bekam, ein Hindu, der bei den englischen Soldaten das Backen erlernt hatte, eine kleine Bäckerei beginnen. Daneben sollte darin ein Laden eingeräumt werden für Bücher und Schreibmaterialien. Die Schulen der Mission waren gewachsen, man spürte den Mangel an Tafeln, Griffeln, Kreide, Papier, Tinte, Federn und Bleistiften. Ein ordinierter Missionar bestellte in Madras eine große Sendung; denn auch andere Leute wollten davon. Aber bald war ihm die Sache lästig, und er war sehr froh, den ganzen Vorrat einem tüchtigen Kaufmanne abgeben zu können. Pfleiderer fügte nach und nach allerlei sonstige Artikel dazu. Ein frommer Engländer half ihm treulich mit Rat und That. Das Geschäft, vorsichtig und gewissenhaft geführt, dehnte sich aus; eine Filiale in Kannanur, ein kleiner Laden in Kalikut wurden den ordinierten Missionaren sehr nützlich, indem sie ihnen allerlei Packarbeiten, Versenden und Schreibereien abnahmen. Der Hauptnutzen für die Industrie war, daß allmählich die Bestellung des Rohmaterials und der Verkauf der Produkte von der Handlung übernommen wurden. In einem bösen Geschäftsjahr der sechziger Jahre, wo die Baumwollenpreise gewaltig schwankten und manches große Geschäft in Europa erschüttert, ja ruiniert wurde, konnte, dank der sorgfältigen Führung und Gottes Segen, die Weberei in Mangalur sogar noch einen Gewinn aufweisen. Das Bedürfnis nach den Diensten, die der Handel der Industrie zu leisten hat, wurde immer größer. Dagegen verloren die Kaufläden (Shops) in Man-

[1] vgl. den Nekrolog H. B. 1898, 39.

[2] Riggenbach, Vertrauliche Mitteilungen über Handel und Industrie in der Basler Mission. Basel 1884.

galur, Kalikut und Merkara gegen Ende unserer Periode ihre frühere Bedeutung; der in Kannanur war nach einigen Jahren eingegangen. Sie hatten der Mission doch auch große Dienste geleistet. Welches Aufsehen machte es, als die Missionshandlung verkündete, sie werde nur zu festen Preisen verkaufen! Es war den Hindus etwas ganz Neues, daß die Missionare „nur ein Wort" hatten, und daß ein Kind die Ware um denselben Preis erhielt wie ein Mann. Eine Hoffnung freilich erfüllte sich nicht: es gelang nicht, Hindulehrlinge zum ehrlichen Handel heranzuziehen. Es fanden überhaupt nicht viele in diesen Geschäften Anstellung, und von den wenigen erlag eine große Zahl der Versuchung, die in einem Laden voll von so mancherlei Artikeln für ein lüsternes und in der Unredlichkeit aufgewachsenes Geschlecht enthalten war; sie mußten entlassen werden.

Das Emporblühen dieses von der Industriekommission betriebenen Handels führte 1859 zur Gründung einer besonderen Missions-Handlungsgesellschaft. Auf der indischen Generalkonferenz jenes Jahres war die Frage nach der leiblichen Versorgung der Christen und Taufbewerber eingehend erörtert worden.[1]) Um den Unternehmungen eine größere Ausdehnung zu geben und namentlich auch das Handelsgeschäft in Afrika in Schwung zu bringen, mußten ganz andere Mittel als bisher eingesetzt werden. Die Missionskasse konnte und durfte da nicht eintreten. So suchte man denn eine mit der Mission verbundene Aktiengesellschaft ins Leben zu rufen.[2]) Die Mission beteiligte sich dabei ausschließlich mit dem unverbrauchten Ueberrest einer Summe, die Christoph Merian an den Bau des neuen Missionshauses beigetragen hatte, nämlich mit 30 000 Fr. Mit der Zeit fielen ihr noch weitere Aktien durch Schenkung, Erbe oder Ankauf zu. Der Gewinn wurde, so weit er mehr als 6 % betrug, die für die Verzinsung des Aktienkapitals verwendet wurden, zwischen den Aktionären und der Mission verteilt. Wie die Industrie so entwickelte sich auch dieses Unternehmen so günstig, daß durch ihren Ertrag der Missionskasse ansehnliche Unterstützungen zugewendet werden konnten. 1869 betrug der Gewinnanteil der Mission 5000 Fr., 1874 Fr. 17 160 und 1879 wieder Fr. 13 517. Im Jahr 1881 wurde mit Zustimmung der Aktionäre der Zins für die Aktien auf 5 % heruntergesetzt und beschlossen, daß der ganze weitere Gewinn der Missionskasse zufallen sollte. Im Jahre 1882 wurden die Industrie und Handlung unter die Leitung einer gemeinschaftlichen Handels- und Industriekommission gestellt. Diese Aenderungen fallen aber schon unter das Inspektorat von Schott.

Es war für die gedeihliche Entwicklung dieser Unternehmungen von hoher Bedeutung, daß die Angestellten der Industriekommission und die

[1]) Bruchstücke aus den Protokollen der Generalkonferenz 2c. J. B. 1859, 56—94.

[2]) Berichte der Missions-Handelsgesellschaft seit 1859.

meisten auch der Handlung als Missionare den übrigen Brüdern bald in allem gleichgestellt wurden, nur daß sie eben nicht ordiniert waren; damit fiel ein Grund zu Eifersucht und Reibungen fort, der sonst leicht hätte verhängnisvoll werden können. Freilich hatte man es nicht von Anfang an so gehalten, sondern die Handwerker und Industriellen als völlig abhängige Leute unter die Leitung der Missionare gestellt, sie auch auf den Nutzen ihrer Unternehmungen als auf ihre Einnahme anweisen wollen. Bei den Handwerkern, die nach der Goldküste zogen, blieb das so bis 1878; es wurde aber von allen als ein Fortschritt begrüßt, als auch hier der Grundsatz der Gleichstellung und Besoldung dieser Männer als Missionare durchgeführt wurde. Die Grundsätze, welche die Handlungskommission beim Betrieb ihrer Geschäfte festzuhalten hatte, waren in der Geschäftsordnung vom März 1864 niedergelegt. Es hieß da: „Es soll durch die Handelsunternehmungen weder die Einheit unseres Missionswerkes, noch der Friede und die Eintracht der Missionsfamilie gestört werden. Es soll weder der Geist, der in unserer Mission lebt, dadurch alteriert, noch die Disziplin im Kreis unserer Missionare und bei den christlichen Gemeinden aufgelockert werden. Die Handelskommission soll an ihre Agenten, Angestellten und Arbeiter keine geringeren sittlichen und religiösen Forderungen stellen, als die Missionsgesellschaft sie an alle ihre Arbeiter stellt. Sie soll darauf verzichten, Exkommunizierte in ihre Dienste zu nehmen oder Heiden, die sich der Ausbreitung des Evangeliums positiv hinderlich erweisen."

Trotz dieser Bestimmungen konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß die Angestellten der Industrie und Handlung, die man meistens nicht länger in der Heimat kennen lernen und erproben konnte, zuweilen den Anforderungen, die eine Mission an ihre Leute machen muß, nicht entsprachen, und dies brachte leicht der Sache und auch ihrer Beurteilung in der Heimat Schaden. Auch die Missionsindustrie wurde hie und da angefochten als ein Unternehmen, das mit Mission eigentlich gar nichts zu thun habe. Die Missionsleitung war deshalb immer bestrebt, den Missionscharakter dieser Unternehmungen hervorzuheben. So im Bericht der Industriekommission von 1869: „Wir heben den innigen Zusammenhang der indirekten Missionsarbeit mit dem eigentlichen Missionswerk, sowohl der Bekehrung der Seelen als der Gründung und Befestigung christlichen Gemeindelebens hervor. Wenn vielleicht manche Bedenken haben gegen die Missionsbestrebungen auf materiellem Gebiete als nicht zum Wesen der Sache gehörend und doch mit großen Opfern verbunden, so möchten wir vor allem auf den unleugbaren Nutzen gewerblicher Anstalten für solche Gemeindegenossen hinweisen, die durch den Uebertritt mit ihrer früheren Existenz völlig brechen müssen. Der schlimmen Arbeit vieler Europäer gegenüber müssen wir das Beispiel christlichen Gewerbefleißes geben."

Ein Anhang zum Bericht von 1870 sammelte eine ganze Reihe Aussagen von Malabarbrüdern, die für Fortsetzung und Ausdehnung der Missionsindustrie stimmten. Der Missionsveteran Fritz schrieb: „Heben wir diese Anstalten auf, so wirds bei uns im kleinen werden wie in der Leipziger Mission, aus der Herre berichtete, daß sich im Jahre 1868 bei einem Zuwachs von 752 Seelen 203 andern Kirchengemeinschaften angeschlossen und 327 ihr Missionsgebiet verlassen hätten, um als Kulis nach Mauritius und Ceylon auszuwandern; die meisten gingen damit dem Christentum verloren." Ein anderer urteilte: „Es sind unter obwaltenden Umständen industrielle Etablissements zur Unterhaltung und segensreicher selbständiger Entwicklung der Gemeinden von größter Wichtigkeit und Notwendigkeit; mit diesen ist der gesegnete, solide Fortgang wie die Ausdehnung der Mission eng verbunden." Bei einem dritten tönt das Bedauern durch: „Leider konnte unsern Gemeinden die solide Basis des Ackerbaues nicht gegeben werden, sondern die vielgestaltige Not war Anlaß und Ursache zur Errichtung der industriellen Werkstätten. So lange an dem bereits dicht bevölkerten Küstensaum sich immer mehr Menschen zusammendrängen, ist nicht abzusehen, wie wir aus unsern Kreisen Ackerbauer gewinnen könnten; wir sind mit einem großen Teil unserer Gemeindeglieder aufs Handwerk angewiesen." Und schon 1859 hatte Irion ausgeführt: „Die Neuherausgetretenen haben weder Mittel noch Hilfe, sich irgendwo selbständig anzusiedeln, und gelänge es auch, so würden die Gemeinden so zerstreut werden, daß der Missionar nur sehr schwer seelsorgerliche Pflege ausüben könnte. In Travankor überlassen zwar die englisch-kirchlichen Missionare ihre Leute sich selber. Aber einesteils haben ihre Christen dort an den Syrern manche Hilfe, und anderenteils finden sie leichter ein freilich miserables Auskommen und auf Kosten ihres geistigen Wachstums; denn die Missionare dort kennen ihre Christen kaum, sehen sie nur am Sonntag und vielleicht nicht einmal alle; sie haben nicht viel Autorität über sie, und so verkümmern die Gemeinden innerlich, während sie freilich äußerlich ihr Dasein, nicht immer auf die ehrlichste Weise, fristen."

Von dem Segen dieser Einrichtungen giebt der Nekrolog auf den eingeborenen Webermeister Otto Karai aus Kannanur, der im Bericht der Industriekommission von 1880 mitgeteilt wurde, einen lebhaften Eindruck. Und auf der indischen Missionskonferenz in Allahabad von 1872, wo Missionar Wenger die Einrichtungen von Handel und Industrie auf den Basler Stationen beschrieb und warm befürwortete, wurde ausdrücklich anerkannt, es sei das Verfahren der Basler Mission zur Nachahmung zu empfehlen.[1]) Dabei sei aber nicht zu übersehen, daß das Gelingen solcher

[1]) Hesse. Die allgemeine Missionskonferenz zu Allahabad, 3. Die Stellung der Mission gegenüber den äußeren Lebensverhältnissen ihrer Bekehrten. M. M. 1874, 177.

industrieller und kaufmännischer Unternehmungen wesentlich davon abhänge, daß die dabei beteiligten Laienmissionare den ordinierten Missionaren nicht unter- sondern beigeordnet, als ihnen gleichberechtigt angesehen und behandelt werden. Das Scheitern ähnlicher Versuche z. B. in der Londoner und Wesleyanischen Mission wurde darauf zurückgeführt, daß man dort diesen Grundsatz nicht befolgt hatte. Die Missionsleitung in Basel hatte niemals die Meinung teilen können, als sei nur das eine recht „geistliche Mission", wo nichts als das Predigtamt getrieben wird; denn geistlich sei, wer in irgend einem Zweig des Werkes Gottes von Seinem Geist erfüllt und regiert wird.

---

5. Die Mission auf der Goldküste.[1])

Das Reis der Basler Mission auf der Goldküste Westafrikas, das 1843 durch die Einführung westindischer Kolonisten unter Andreas Riis und Widmann neu gesteckt worden war, hatte bis zu Josenhans Inspektoratsantritt in Akropong Wurzel geschlagen und seine ersten Ableger unter Meischels Pflege im nahen Aburi und unter Schiedt in Christiansborg in den heißen Boden gesenkt. Aber dieser zweite Anfang hatte wie der erste unter dem starken Wechsel der Missionare gelitten; kam es doch, daß Widmann einmal ganz allein in Akropong stand, und man in der Heimat aufs neue die Frage erwog, ob man die mit so großen Opfern verbundene Mission nicht doch aufgeben solle. Der neue Inspektor ließ sich in seinem ersten Jahresbericht hierüber also vernehmen: „Unsere Mission auf der Goldküste hat, wie alle andern westafrikanischen Missionen im Jahr 1849 unter dem Einfluß ganz besonders ungünstiger Witterungsverhältnisse wiederum schwerer gelitten als seit einer Reihe von Jahren. Viele schöne Hoffnungen sind dadurch vernichtet worden. Manche haben bereits wieder zweifeln wollen, ob Afrika je werde bekehrt werden, oder wenigstens, ob man von Westen aus in dieses Land des Todes eindringen könne. Wir in unserem Teil können der Mission nicht das Privilegium zuerkennen, das der ganzen Christenheit verweigert ist, das Privilegium nämlich, ohne Kämpfe, ohne Verluste, ohne Niederlagen den Sieg über die Feinde des göttlichen Reiches zu erringen. Sind unsere Wünsche und Erwartungen getäuscht, der Rat Gottes besteht darum dennoch und wird ausgeführt werden auch an den armen Sklaven Afrikas. Im Gegenteil, statt an dem endlichen Erfolg unserer nun zweiundzwanzigjährigen Arbeit zu verzweifeln, fühlen wir in unserem Teile uns aufgefordert, die Frage an uns zu stellen, ob denn unsere Gesellschaft wirklich auch alles

[1]) Steiner, Saat und Ernte.

für Afrika gethan habe, was in ihren Kräften stand; ob unsere Missionare so glaubensmutig, hingebungsvoll und treu gearbeitet haben, wie sie hätten sollen.[1])"

Jedenfalls begann mit 1850 eine Periode größerer Stetigkeit in der Besetzung afrikanischer Stationen, indem es gelang, trotz der großen finanziellen Nöte, darin sich die Gesellschaft in den folgenden Jahren befand, eine ausreichende Zahl von Arbeitern ins Feld zu stellen. Zudem zeichnete sich die Periode von 1847—1854 trotz des Jahres 1849 im ganzen durch ihren sanitarisch günstigen Charakter aus.[2]) Auf 18 europäische Missionsgeschwister kamen in diesem Zeitraum nur 3 Todesfälle. Elf der damals ausgesandten Europäer überschritten in der Folge das 15. afrikanische Arbeitsjahr, davon nicht weniger als sieben das 25. Der Nestor Dieterle erreichte 33 Dienstjahre und der mit einer Mulattin verheiratete Rottmann blieb von 1854 bis 1897 im aktiven Missionsdienst und erreichte damit wohl die höchste afrikanische Ziffer von 43 Dienstjahren.[3]) Es läßt sich leicht ermessen, wie wichtig dies für die Konsolidierung des Missionswerkes auf der Goldküste sein mußte. Allerdings folgten auch wieder andere Zeitläufe. Die Jahre 1855 bis 1863 erwiesen sich als ungünstig. Von 44 ausgesandten Europäern starben 11, also genau ein Viertel in den ersten drei Jahren ihres afrikanischen Aufenthaltes, nur 12 überschritten das 10., nur 6 das 15., nur 2 das 20. Jahr (Eisenschmid und Bohner). Immer ungünstiger gestalteten sich die Gesundheitsverhältnisse seit der Mitte der sechziger Jahre, und gegen das Ende unseres Zeitraumes mehrten sich die Todesfälle in erschreckender Weise. Von den zwischen 1871 bis 1878 ausgesandten 57 Europäern starben 16, also mehr als ein Viertel vor dem 3., weitere 9 vor dem 9. Jahr. Wie mußten die vielen Todesfälle und die noch häufigere vorzeitige Heimkehr den Fortschritt des Werkes hemmen und auf die Stimmung der Missionare drücken! Man muß sich nur wundern, daß dies nicht noch in höherem Maße der Fall war. Daß es nicht geschah, verdankte die Mission zu einem guten Teile dem Heroismus ihrer Missionare und ihrer Leitung. Zimmermann schwebte 1850 neun Monate lang in Lebensgefahr. Seine Rückkehr war bereits beschlossen. Allein ein Brief aus der Heimat, die Versammlung der Hilfsvereinsabgeordneten habe sich einstimmig ausgesprochen, ein Missionar dürfe auch wegen Krankheit nicht ohne Erlaubnis des Komitees heimkehren, er müsse auf seinem Posten bleiben, auch wenn er nur den Tod vor sich sehe, bestimmte Zimmermann im Glauben auszuharren. „Der Herr krönte diesen Glauben und Gehorsam; in vier Monaten war er hergestellt."[4])

---

[1]) M. M. 1850, II, 187.
[2]) Die Gesundheitsverhältnisse der Goldküste (nach Dr. Mähly) M. M. 1885, 396.
[3]) Steiner, Zur Erinnerung an Missionar H. L. Rottmann. H. B. 1899, 92.
[4]) J. B. 1851, 212.

Um dem schnellen Dahinsterben der Missionare und den Nachteilen des durch Tod und Krankheit herbeigeführten schnellen Wechsels der europäischen Arbeiter nach Kräften zu wehren, erkannten es Josenhans und das Komitee als Pflicht, in diesem heißen Tropenklima die Wohnungen größer, zweckmäßiger und dem Klima entsprechender einzurichten, als dies anfänglich der Fall war, und den Missionaren eine die Kraft nicht unnötig schädigende Lebensart anzuraten und zu ermöglichen. Josenhans wies die Brüder, ehe sie hinausgingen, Mann für Mann an, wie sie ihre Häuser bauen sollten. Weiter wurde es als notwendig erkannt, nur wenige, aber stark besetzte Stationen zu errichten. Es sollte dadurch ermöglicht werden, daß die Missionsgeschwister in den unvermeidlichen Krankheitsfällen einander besser unterstützen und pflegen können, damit der Gesunde durch allzu angestrengtes Pflegen nicht auch aufs Krankenlager geworfen werde. Mit allem Ernst nahm man darauf Bedacht, möglichst bald tüchtige eingeborene Kräfte für die Missionsarbeit zu erhalten und deshalb das Schulwesen in stufen- und planmäßiger Organisation auszubauen. Daß mit dem Wachstum der Gemeinden die Einführung einer Gottesdienstordnung mit einheitlicher Liturgie, sowie die Durchführung der Gemeindeordnung, die Wahl von Gemeindeältesten und weiterhin die Ordination von eingeborenen Predigern auch hier in Aussicht und Angriff genommen wurde, lag auf der Hand. Endlich sah man es als eine wichtige Aufgabe der Mission gerade unter den Negern an, dafür zu sorgen, daß der von Natur arbeitsscheue und träge Neger zu einer geordneten und regelmäßigen Arbeit und namentlich zu einer angemessenen, für die Hebung eines Volkes so wichtigen Bebauung des Bodens angeleitet und angehalten werde. Die Missionare wurden einer ähnlichen Organisation unterstellt, wie man sie in Indien hatte. Man unterschied ein Ga-Distrikt und einen Tschi-Distrikt, von denen jeder einen Distriktsausschuß erhielt mit den drei Aemtern eines Präses, eines Schulinspektors und eines Oekonomieverwalters. In den ersten Jahrzehnten begnügte man sich mit einem Generalausschuß mit gleicherweise verteilten Befugnissen seiner drei Mitglieder. Generalpräses war der bedächtige Widmann, in allem das getreue Echo des Komitees in Basel und seines Inspektors.

Die Mission im Ga-Gebiet, der Küstenebene, ging von Christiansborg aus. Hier hatte Thompson mit seiner wackeren Frau eine Schule für Knaben und Mädchen geleitet. Aber der für Akropong unerläßliche Verkehr mit der Küste und das Bedürfnis nach einer regelrechten Missionsthätigkeit führte 1845 zur Besetzung der Stadt durch Schiedt. Er kaufte ein größeres Haus und begann mit der Heidenpredigt. Der ganze Distrikt der Küstenebene erwies sich in der Folge mit wenig Ausnahmen als geistlich hart und unergiebig, wie er auch in der Natur wegen des vorherrschenden Seewindes ziemlich öde und unfruchtbar

ist. Handelsverkehr mit Europa, das unmoralische Leben vieler Europäer, der dünn aufgetragene Firnis bei den Mulatten und die Folgen des früheren Sklavenhandels erschwerten die Arbeit. Schiedt konnte doch von Früchten berichten; das Volk hörte ihn gerne. In den östlich gelegenen Küstenorten La und Täschi mit ihren Bauern und Fischern machte er Besuche und begann mit Schulen. Johannes Stanger aus Möttlingen wurde 1847 sein Mitarbeiter.[1]) Einen Aufschwung nahm das Werk aber erst mit dem Eintritt von C. W. Locher aus Zürich und Johannes Zimmermann aus Gerlingen in Württemberg im Jahre 1850.[2]) Damit zusammen traf der Einfluß, den die Uebergabe der bisher dänischen Gebiete an England ausübte. Die Arbeit wurde nun verteilt und energischer betrieben. Die zu Neujahr 1850 eingeweihte große Kapelle füllte sich mit Zuhörern. Der ebenso edle als energische englische Gouverneur versammelte die eingeborenen Häuptlinge und Könige um sich, um allerlei neue Einrichtungen mit ihnen zu beraten und neue Gedanken unter sie zu bringen. In jenen Tagen kamen Hunderte mit der Mission in Berührung, die zuvor nichts von ihr gewußt und gewollt hatten. Scharen strömten zum Gottesdienst in Christiansborg. Mulatten und Neger baten um die Taufe. Während des einen Jahres 1852 vermehrte sich das Gemeindlein von 18 auf 80 Glieder. Die Scheidewand der Sprache fing an zu fallen; es wurde in der Mundart des Landes gepredigt und Schule gehalten, und man konnte deutlich spüren, daß man nun den Leuten ganz anders nahe kam als zuvor. In dem aus der pietistischen Wirtschaft zum Pflug in Langenwinkel (Baden) hervorgegangenen August Steinhauser erhielten die Brüder einen weiteren sehr tüchtigen Mitarbeiter (1853), unter dem die Knabenschule in erfreulicher Weise wuchs.[3]) Von 1849—1857 erlebte die Station keinen Todesfall.

Es kam ein Sturm, der das aufblühende Werk schier zerstörte. Die englische Regierung hatte eine Kopfsteuer von jährlich einem Schilling eingeführt. Sie selber und noch mehr die Art, wie sie eingetrieben wurde, erregte bei den Negern allgemeine Unzufriedenheit, umsomehr als ein Teil des Geldes in den Taschen der mulattischen Steuereinzieher verschwand, und die versprochenen Verbesserungen nicht ausgeführt wurden. Es kam zu Aufständen, und die Engländer bombardierten, um die Widerspenstigen zu züchtigen, Christiansborg, La und Täschi. Gegen das Versprechen des Kommandanten wurden auch die Missionshäuser beschossen und alles, Möbel, Bücher und Manuskripte zerstört. Der Kriegszustand dauerte noch einige Zeit an der Küste fort. Die Gemeinde war in alle vier Winde

---

[1]) Eine fünfzigjährige Pilgerfahrt 2c. (Nekrolog) H. B. 1896, 76.

[2]) Hesse, das Missionsjahrhundert III, s. Joh. Zimmermann — auch M. K. 1894, 28. — Ueber Locher die Notiz H. B. 88, 31.

[3]) Müller, August Steinhauser, ein Bild aus der westafrikanischen Mission. Basel 1874.

zersprengt, die Missionsniederlassung lag in Trümmern. Stanger und Locher kehrten in die Stadt zurück, aber es war keine Bevölkerung mehr da. Nur nach und nach konnte man eine Anzahl Gemeindeglieder wieder sammeln.[1])

Erst 1859 begann Christiansborg wieder aufzublühen. Mit der Gemeinde wollte es zu keiner rechten Blüte mehr kommen. Viele der Zerstreuten hatten indessen am Plantagenbau Geschmack gefunden und stellten sich nur vorübergehend in der alten Heimstätte ein. Die Gemeinde wuchs sehr langsam durch Taufen und Wiederaufnahme ausgeschlossener Gemeindeglieder; besonders konnte Elias Schrenk aus Württemberg seit 1859 viele Rückfällige und Mulatten wieder gewinnen. Alle Mittel der Gemeindepflege und Seelsorge wandte man an, doch verblieb es bei einem spärlichen, kümmerlichen Leben. Fortschritte und Rückschritte hoben sich fast auf. Was Jahr für Jahr gewonnen wurde, ging zum guten Teil verloren, durch Wegzug und Ausschluß. Täschi, das in früheren Jahren schöne Hoffnungen erweckt hatte, wuchs nicht mehr. In La, der Hauptstadt des gefürchteten Fetisches Lakpa, ging es lange Zeit nicht viel besser. „Vater Abraham", ein altes Familienhaupt, stand in dieser Hochburg des Fetischdienstes mit wenigen Christen lange allein, bis ein von den Heiden erregter Sturm das Häuflein zu verderben drohte. Die Heiden wollten den Christen wehren, am Fetischtage auf den Fischfang zu gehen. Allein der Gouverneur schützte die Christen in ihrem Recht, und manchen Heiden gingen die Augen auf über die Ohnmacht ihres Lakpa. 1874 konnte nicht nur eine kleine Kapelle trotz dem Drohen und Schnauben der Fetischpriester, eingeweiht werden: es ließen sich auch 29 Heiden taufen.[2]) Dann aber trat die frühere Stagnation wieder ein. Doch zählte die Stationsgemeinde von Christiansborg Ende 1878 über 570 Seelen; was ihr Halt und Bedeutung verlieh, war, daß sich hier eine Knabenanstalt mit Mittelschule und verschiedene Werkstätten befanden.

Ein Bild lieblichen Wachstums bot die aus den kriegerischen Wirren von 1854 hervorgegangene Plantagenstation Abokobi, vier Stunden landeinwärts von Christiansborg. Nach der Beschießung der Küstenstädte durch die englischen Kanonen hatte sich der größte Teil der Bewohner in die Plantagendörfer am Fuß des Akuapemgebirges zurückgezogen und machten Miene, sich dort anzusiedeln. Zimmermann und Steinhauser beschlossen deshalb, sich unter dieser Bevölkerung „im Busch" niederzulassen. Schon wenige Tage nach der Beschießung folgten sie den flüchtigen Eingeborenen und suchten einstweilen auf der in den dreißiger

---

[1]) Die Beschießung und die Wiederherstellung der Missionshäuser. J. B. 1855, 64—69.

[2]) Fritz, Kampf und Sieg der Christen in La. J. B. 1876, 88. — Ueber Christiansborg überhaupt J. B. 1856, 86. 1858, 103. 1864, 85. 1866, 39. 1869, 109. 1870, 56. 1871, 56. 1874, 47. 1875, 96. 1876, 87. 1877, 71. 1878, 67.

Jahren von Riis erworbenen Missionsplantage Abokobi in dem kleinen Lehmhäuschen, das bisher als Absteigequartier gedient hatte, Unterkunft zu finden. Drei Christen wohnten schon da, andere kamen hinzu. Am 1. Oktober 1854 feierten die Brüder mit 14 Negerchristen das h. Abendmahl.[1]) Aus den allerprimitivsten Anfängen entwickelte sich in wenig Jahren eine nette Missionsansiedelung. Den Gottesdienst hielt man zuerst unter einem großen Schattenbaum, desgleichen die Schule, die bald zwanzig Schüler zählte. Steinhauser entfaltete sein ganzes missionarisches Talent, so daß die Fetischpriester der Umgebung Ursache zur Eifersucht fanden. Schon Ende 1855 zählte das Gemeindlein 66 Seelen und 42 Taufbewerber. Man lebte da inmitten einer regsamen Bauernbevölkerung, die noch ziemlich unberührt vom Einfluß der Küste war und deshalb günstigere Aussichten auf Bildung gesunder Gemeinden bot.

So sollte denn Abokobi zur Hauptstation erhoben werden; der Geldmangel in der Heimat nötigte aber noch längere Zeit zu einem äußerst ärmlichen Provisorium, bis im Jahre 1857 die inzwischen zu einem Christendorf emporgeblühte Ansiedlung die nötigen Stationsgebäulichkeiten erhielt. Der Busch wurde gelichtet, zwei neue Missionshäuser erstellt, davon eines die bis dahin in Christiansborg befindliche Mädchenanstalt aufnahm; zugleich grub man einen Brunnenschacht zum Vorbild für die Neger, die aus Geisterfurcht das Graben nicht wagen wollten. Auch mit Landwirtschaft und Viehzucht machten die Brüder einen Versuch, sie dachten sogar daran, christlich gesinnte Kolonisten aus Europa am Fuß des Gebirges anzusiedeln; es kam nicht dazu. Am 13. September 1857 verlor die Ga-Mission den tüchtigen August Steinhauser, der an der Gesichtsrose starb; ein schwerer Verlust. Für die Missionsarbeit lag Abokobi äußerst günstig, denn von hier aus ließ sich eine zahlreiche Bauernbevölkerung in den Weilern und Dörfern der Ebene erreichen. Zwar war das Volk dem Fetischdienst noch ergebener als an der Küste, aber es fand sich doch mehr religiöser Sinn unter ihm, dazu ein echt patriachalisches Leben in einfachen Sitten. Die Arbeit mit Haue und Buschmesser geachtet, die Gegensätze von reich und arm kaum vorhanden. Die Stationschristen zeigten selber Missionssinn, und in der Gemeinde hielt man auf Zucht und Ordnung. So war Abokobi in seinem ersten und zweiten Jahrzehnt eine freundliche Stätte inmitten der heidnischen Umgebung. Ende 1865 zählte die Station 168 Gemeindeglieder und 98 Schüler, Ende 1875 in fünf Gemeindlein 519 Christen und 130 Schüler. Ein Kranz von Filialgemeinden hatte sich um die Mutter gesammelt; denn nachdem Zimmermann nach Odumase weitergezogen und Steinhauser

[1]) Zimmermann, Einstweilige Niederlassung ꝛc. J. B. 1855, 70. — Ueber Abokobi J. B. 1856, 88. 1859, 112. 1863, 93. 1864, 90. 1867, 105. 1869, 111. 1871, 60. 1873, 43. 1874, 50. Rückblick von Zimmermann über die Station in ihrer Entwicklung und Bedeutung. 1877, 74. 1878, 68.

gestorben war, lagen die Württemberger J. Heck[1]) (1856—1866), E. Schall (1856—1874) und später Heinrich Bohner aus Rheinbayern besonders der Reisepredigt ob, während der Zürcher Jakob Weiß seit Ende der sechziger Jahre die Gemeinde leitete. Von den Filialen gewannen westwärts Mayera, ostwärts Oyaresa, Sasabi und Bawaleschi größere Bedeutung.[2]) Unter den Getauften nahm der frühere Fetischpriester Paulo Mohenu durch seinen wahrhaft christlichen Wandel und seine Thätigkeit als Reiseprediger eine hervorragende Stellung ein. Am 11. Oktober 1857 mit seinem ganzen Hause getauft, wirkte er bis an sein Ende im Jahr 1886 in großem Segen und half namentlich mit, das Evangelium auch zu der Schai- und Ningobevölkerung der weiten Adangmeebene hinauszutragen.[3])

Die bedeutendste Tochter Abokobis wurde die bald selbständig erklärte Mission im Kroboland mit der Hauptstation Odumase. Dem etwa 50 000 Seelen starken Volk der Kroboer mit ihrer eigentümlichen, dem Ga verwandten Adangmesprache, einem kräftigen, fleißigen und regsamen, freilich auch blutdürstigen Stamme, der in seinen Palmenplantagen zerstreut wohnt und sich nur in Kriegszeiten und zu Festen in seine Bergstädte zusammenzieht, hatten Zimmermann und Steinhauser von Abokobi aus zuerst das Evangelium nahegebracht. Nachdem Locher und Zimmermann 1853 vom alten Krobokönig Odonko Azu in Odumase freundlich waren empfangen worden, faßte man das Ländchen als Missionsgebiet ins Auge.[4]) Odonko gab Zimmermann seinen Sohn Tei zur Erziehung mit; der wurde bald darauf als Erstling aus den Kroboern getauft. Als Zimmermann einen Katechisten in Odumase einführte, sagte der König zu ihm: „Sei nur getrost, Gott wird sein Werk thun. Christus ist bereits hier in Odumase und in Krobo bei uns eingekehrt; seine Sache geht nicht mehr unter. Schon singt alt und jung eure Lieder; ja, schon hören wir, daß auch jenseits des Volta am Adagluberge euere Brüder (von der Bremer Mission) stehen. Die Sache Gottes hat das Land eingenommen." Der Katechist sammelte denn auch bald eine ganze Reihe junger und alter Männer, den alten König an der Spitze, im Taufunterricht. Steinhauser weilte 1856 längere Zeit unter ihnen; ihrer achtzehn hielten bis zum letzten Tage im Taufunterricht aus. Aber nur

---

[1]) Zehn Jahre auf der Goldküste, Skizzen aus dem Leben des Basler Missionars J. Heck. Traktat.

[2]) Ueber Mayera J. B. 1872, 103. 1876, 93. — Ueber Oyaresa und Bawaleschi J. B. 1876. 91.

[3]) Paulo Mohenu, der bekehrte Fetischpriester, Traktat Nr. 31. — K. B. Nr. 70. Bohner, im Lande des Fetischs, Basel 1870. — J. B. 1873, 38.

[4]) Ueber die Krobomission J. B. 1858, 112. 1862, 105. 1864, 93. 1865, 90. 1867, 123. 1870, 53. 1871, 67. 1872, 107. 1874, 56. 1876, 98. 1877, 76. 1878, 74.

zwei Söhne des Königs traten wirklich über und wurden im September unter einem Baum in großer Versammlung getauft.

1859 wurde Odumase zur Hauptstation erhoben und Zimmermann und seinem schwäbischen Landsmann Karl F. Aldinger[1]) übergeben. Steinhauser hatte zuerst gehofft, bald den ganzen Stamm für das Christentum zu gewinnen. Es zeigte sich aber, daß zwar bei den Kroboern viel Neigung zum Evangelium vorhanden war, daß aber die heidnischen Nationalsitten der Kostüme, der Beschneidung ꝛc. und der Vielweiberei sie vom eigentlichen Uebertritt meist zurückhielten. So war's vor allem bei Odonko Azu selber. Er war ein wohlgesinnter Mann, der die Gottesdienste fleißig besuchte, von der Wahrheit ergriffen, ein weiser und gerechter Fürst wie nicht leicht ein zweiter in Westafrika war. Dreimal schien er am Vorabend seiner Taufe zu stehen, dreimal ging er zurück. „Ich will noch ein wenig warten." Dieses Zaudern des Königs bestimmte natürlich viele andere zum selben Verhalten. Odonko starb unerwartet rasch am 26. September 1867 mit den Worten: „Ich bin in Gottes Hand." So behielt die Krobomission auf Jahre hinaus dasselbe Gepräge: viel Empfänglichkeit, aber zauderndes Stehenbleiben. Auch bei den hoffnungsvollen Erstlingen kam's zu manchen Enttäuschungen und Fällen. Die Volkssitten und politisch unsicheren Zustände erschwerten den Fortschritt des Werkes. Ein unglücklicher Krieg mit England, darein der Stamm verwickelt wurde, führte zur fast völligen Zerstörung von Odumase; die schier unerschwingliche Kriegssteuer machte das gedrückte Volk unempfänglicher. Und da sie zerstreut auf ihren Plantagen wohnten, auch lange auf entlegeneren Pflanzungen abwesend waren, fiel es oft schwer, sie zu erreichen; eine geordnete Gemeindepflege war fast unmöglich. Aldinger und Heck betrieben darum besonders die Reisepredigt. Endlich reichte das kleine Gottesdienstlokal doch nicht mehr hin. 1870 weihte man ein schmuckes Dorfkirchlein ein; 1872 gesellte sich ein größeres Missionshaus dazu, in dessen unteren Räumen eine besondere Mädchenanstalt für das Adangmegebiet eröffnet wurde. Auf der Hauptstation und einer Filiale zählte man zwanzig Jahre nach der Erhebung Odumases zur Hauptstation 263 Gemeindeglieder und 83 Schüler.

Auf ihren Predigtreisen wurden die Missionare von Odumase bis an den Volta geführt und auf ihm stromabwärts bis in sein Mündungsgebiet.[2]) Hier war es besonders der Handelsplatz Adâfo, wo man Eingang fand, und als die Missionshandlung hier eine Niederlassung gründete, beschloß man auch einen Missionar für den Dienst am Wort daselbst zu stationieren (1867). Die Arbeit ging unter der Leitung Karl Schönfelds aus Hessen bald erfreulich von statten. Der Schwer-

[1]) Birmele, Karl Friedrich Aldinger, ein Lebensbild. Basel 1886.

[2]) Ueber die Mission am untern Volta. J. B. 1865, 93. 1874, 61, 1875, 110. 1876, 101. 1877, 79. 1879, 62.

punkt der Missionsarbeit verlegte sich mit den Jahren nach der zwei Stunden oberhalb der Mündung gelegenen Voltastadt Adâ. Hier bildete sich eine Christengemeinde, in deren Mitte der Missionar zeitweilig wohnte. Händler von ausgeprägtem Selbstbewußtsein gehörten ihr an, und nach den Leistungen für Kirche und Mission war sie eine der ersten im Lande, obschon die ganze Stationsgemeinde zu Anfang 1879 nur 228 Christen zählte und 27 Schüler. Im ganzen Ga-Gebiet hatte man bis zu diesem Termin eine Gemeinde von 1654 Gliedern gesammelt; im Tschidistrikt dagegen, zu dem wir nun übergehen, von fünf Hauptstationen aus, wovon freilich zwei damals noch kaum ausgebaut waren, waren es damals 2306 Christen.

Das eigentliche Stammland der Goldküstemission war das Tschi-Gebiet, wo die Sprache Asantes gesprochen wird. Von der Mutterstation Akropong auf den Akuapembergen aus entstanden in unserem Zeitraum in den angrenzenden Gebieten neue Stationen; aber Akropong blieb auf die Dauer fast der ganzen Periode der wichtigste Posten der ganzen Goldküstemission.[1]) Dazu trug die Stabilität der Arbeiter nicht wenig bei; denn in den Brüdern Widmann und Mader hatten Gemeinde und Schule von 1843—1876 und 1851—1877 mit kurzen Unterbrechungen ständige und erfahrene Leiter, und die Station war überdies immer stark, d. h. mit 6—8 Brüdern besetzt. Die verstärkte Arbeiterzahl erforderte mehr Wohnungen, die möglichst gesund hergestellt wurden, und mit der Zunahme der Gemeinde erweiterte sich das Christendörflein zu beiden Seiten einer Orangenallee immer mehr. Mit dem Bau der nur allzu geräumigen Christuskirche, die am 4. Advent 1868 eingeweiht wurde, kam die Bauthätigkeit auf der Station im wesentlichen zum Abschluß; es galt nun, die allmählich sich bildenden Filialen mit den nötigen Lokalitäten zu versehen. Die Gemeinde wuchs und entwickelte sich sehr langsam. Es gab bis 1867 keine auffallenden Massenbekehrungen, eben darum auch keine umfassenden Sichtungen. Zehn Jahre nach Wiederaufbau der Station waren zwölf Jünglinge getauft, die alle aus der Missionsschule hervorgegangen waren; es währte noch einige Zeit, bis auch Erwachsene mitten aus dem Heidentum heraus in die Gemeinde eintraten. Dagegen begrüßte man es 1853 als einen erfreulichen Fortschritt, daß auch fünf Jungfrauen, welche die Schule durchlaufen hatten, getauft werden konnten, und im Anschluß daran das erste christliche Paar aus den Eingeborenen getraut wurde. Im ganzen überwog die Taufe von Negern die von Negerinnen. In sechs folgenden Jahren werden in den Berichten nur acht christliche Trauungen erwähnt.

[1]) Die Station Akropong in ihrem vierzigjährigem Bestande. H. B. 1877, 43 — J. B. 1855, 73. 1856, 103. 1858, 114. 1863, 95. 1864, 99. 1865, 96 1866, 43. 1867, 109. 1868, 107.

Von Bedeutung wurde das Epiphanienfest von 1856, an dem fünfzehn Heiden die h. Taufe empfingen, darunter zwei edle und begabte Jünglinge aus königlicher Familie, Wilhelm Oforikai und Theophil Opoku, und der erste heidnische Familienvater von Akropong, ein angesehener und vermöglicher Neger, Kwaku Sai, der den Namen Abraham erhielt und der durch den Umstand, daß man ihn samt seinen drei Frauen taufte und ihm seine Sklaven ließ, Anlaß zu folgewichtigen Entscheidungen gab, wovon später. Bis Ende 1867 stieg die Zahl der Gemeindeglieder auf 369 Seelen, wobei der Zuwachs hauptsächlich aus der Mitte der jüngeren Generation herkam, aus Jünglingen und Jungfrauen, die in den Schulen und Anstalten gewesen waren, aber auch aus jungen Männern und Frauen in den besten Jahren; dafür blieb die Generation der ältern Leute fast ganz unzugänglich. An der Zunahme der Akroponger Stations-Gemeinde hatten aber verschiedene Filialen einen wesentlichen Anteil. In den ersten zehn Jahren hatte man sich freilich aus Mangel an eingeborenen Gehilfen fast ganz auf Akropong selber konzentrieren müssen. Als aber seit 1853 das Katechisteninstitut eingeborene Arbeiter lieferte, konnten die Seile weiter gedehnt werden. Schon 1854 hieß es, außer in der Fetischburg Berekuso sei in allen Orten Akuapems gepredigt worden. Unter beständigem Kampf mit den Fetischpriestern drang man vor und zuweilen zurückgeschlagen oder stille gestellt, siegte man endlich doch, und es entstanden da und dort kleine Gemeindlein, so in der nächsten Umgebung Akropongs in Abiriw und Dawu, dann weiter im Süden in Mamfe, Amanukrom und in dem volkreichen Mampong. 1868 zog Theophil Opoku als Katechist in Mamfe auf, und aus den fünf Christenhäuschen um die Kapelle her wurde bald ein ansehnliches und sauberes Dörflein. Nach Norden zu faßte man in Adukrom und Abonse Fuß; der Erstling von Adukrom, ein Joseph Mpere, der sich später ganz dem Evangelistenberuf widmete; 1867 folgte ein erster Fetischpriester.

Das wichtigste Filial von Akropong wurde indes Late oder Date, die ansehnliche Negerstadt oben auf dem Berge, von Akropong aus sichtbar, aber durch ein tiefeingeschnittenes Thal davon getrennt.[1]) Seit Anfang der fünfziger Jahre wurde dort öfters gepredigt. An Empfänglichkeit fehlte es nicht gerade, aber an der Kraft, die heidnischen Bande zu zerreißen. Die Leute baten um eine Schule, die indes nicht sobald zu stande kam, da die Heiden fürchteten, die Schüler möchten Christen werden. 1857 fing es an sich zu regen. Der tüchtige Katechist Eduard Samson aus Aburi schürte das Feuerlein. Im November 1858 wurde Date als Außenstation besetzt, am 12. Dezember der Erstling getauft. Die vom Stadtkönig sogenannte „Jesusschule" wurde eröffnet, und das Gemeindlein wuchs von Jahr zu Jahr, 1862 wurde das erste christliche

[1]) Grundemann, Nacht und Morgen in Late. Berlin 1891.

Paar getraut, der einflußreiche Kupferschmied Opare trotzte Versprechungen und Drohungen und wurde Christ. Damals entstand zwischen den beiden Teilen der Heidenstadt eine Christenansiedlung, wobei die Kirchenkasse von Akropong den Ankauf des Platzes übernahm. Im September 1864 wurde der eingeborene Missionar David Asante Pastor der Dategemeinde, die 1867, zehn Jahre nach den ersten Regungen, eine Schar von 179 Christen und eine Schule von gegen 40 Kindern aufwies. Der Widerstand der Heiden dauerte an, aber die Christen hielten aus.

Das langsame Wachstum der Station Akropong wich zweimal einem raschen Zunehmen, nämlich in den Jahren 1868 und 1875, so daß die Zahl der Gemeindeglieder, die Ende 1866 noch 369 betragen hatte, am 1. Januar 1879 schon 1273 betrug, und Akropong somit den größten Sprengel aller Basler Missionsstationen überhaupt aufwies. 1868 wurden hier nicht weniger als 123, 1875 sogar 149 Heiden getauft, und auch je die Jahre vor und nach den beiden genannten heben sich durch eine vermehrte Zahl von Uebertritten hervor. In die Zwischenzeit aber, 1869 bis 1874 fielen die Wirren des Asantekrieges, welche die ganze Goldküste aufregten und das Interesse der Neger mehr nach außen hin zogen. Die Bewegung von 1868 machte sich vornehmlich in Dawu und Abiriw, in Date, Mamfe und Amanukrom bemerklich. Außer der treuen Arbeit der Missionare und Katechisten verdankte sie ihr Entstehen wohl auch der Gärung, die auf den Tod des Königs von Akropong gefolgt war. Die heidnischen Totenfeiern regten das Volk auf, es erfolgten da und dort besondere Ausbrüche heidnischer Roheit und Grausamkeit in Verbindung mit heidnischem Aberglauben. Angst und Furcht erfüllte viele Gemüter, und viele nahmen Zuflucht zu der Gemeinde und den Missionaren. Daß die Taufbewerber und Christen damals viel zu leiden hatten, läßt sich denken. Aber Mader hoffte so nicht bloß getaufte, sondern Kernchristen zu erhalten, die die unauflösliche Kraft des Lebens Christi in sich trügen. Die zweite Bewegung, von 1875, machte sich zwar auch in Akropong selber und in Date geltend, besonders aber verspürte man sie in Mamfe, Amanukrom, Mampong, Adukrom und Abonse. Die Ereignisse des Asantekrieges hatten laut zu den Negern gesprochen, in dem Gericht über Kumase und seinen Blutkönig erkannten viele die Hand des Christengottes. Die Haltung der Christen im Kriege und daheim, endlich die Aufhebung der Sklaverei durch die Engländer hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Es war diese Bewegung aber auch die Antwort auf viele Gebete, wie denn die Christen in Mamfe um die Bekehrung der Heiden in Mampong gebetet hatten.[1])

Die Bewegung von 1868 hatte sich auch über das Stationsgebiet von Akropong hinaus auf das Gebiet der zweiten Akuapemstation, Aburi,

[1]) Ueber Akropong. J. B. 1868, 107. 1869, 114. 1871, 69. 1872, 119. 1873, 46. 1874, 69. 1875, 114. 1876, 103. 1877, 82. 1878, 75. 1879, 64.

erstreckt. Aburi war der älteste Ableger von Akropong, und schon von 1847 bis 1850 von Missionar Meischel besetzt gewesen. Nach seinem Abgang war der Posten verwaist geblieben und als Außenstation Akropongs der Fürsorge der dortigen Missionare überlassen worden. 1855 verspürte man eine Bewegung in und um Aburi. Zahlreiche Heiden stellten sich zur Predigt ein, siebzehn Taufbewerber traten heraus. Sie zeigten Ernst, und so hielt man sich verpflichtet, sie nicht allein zu lassen. Der Westindier Alexander Clerk wurde mit dem jungen Christen Eduard Samson dort stationiert, bald darauf konnten die sechs Erstlinge getauft werden, andere folgten, darunter ein Mann aus Tutu, welcher Ort nachher die bedeutendste Außenstation Aburis wurde. Zu Ende 1856 hatte man eine Gemeinde von 19 Christen und eine kleine Schule. Aburi war offenbar der Ort für eine zweite Hauptstation in Akuapem, und so hielt den Johann Christian Dieterle 1857 dort seinen Aufzug, um bis in sein Alter (1880) die Stationsgemeinde samt den sich mehrenden Filialen zu bedienen.[1]) Unter großen Schwierigkeiten und drohendem Kriegswetter wurde das Missionshaus erstellt und 1860 bezogen; ins alte Häuschen kehrte die Mädchenanstalt für Akuapem ein. Die Arbeit unter der Bevölkerung war äußerst schwierig. Ihr roher, ungefüger Charakter und ihr finsteres Heidentum machten viele Not. Zudem hielt man Dieterle zuerst für einen Spion der englischen Regierung. Erst nach und nach gewann er das Vertrauen der Leute, daß sie ihm wenigstens nicht den Rücken kehrten, wenn er sie ansprach. Epiphanien 1860 feierte man ein kleines Missionsfest; in Tutu, Asantema und Nsakye sammelten sich Gemeindlein. Sehr heilsam erwies sich auch hier das Zusammensiedeln der Christen in besondere Christenquartiere; die am 7. Februar 1864 eingeweihte Kapelle in Aburi bildete den kirchlichen Mittelpunkt der Gemeinde. Dieterles Heim wurde um seiner gesunden, dem Seewind zugänglichen Lage willen für viele Missionsgeschwister eine Erholungsstätte. Als er 1880 wegen eines Halsübels nach Europa zurück mußte, zählte sein Sprengel in vier Gemeindlein 672 Christen und in 6 Schulen 218 Schüler.

Von den Höhen des Akuapemgebirges schweift das Auge westwärts über das weite Urwaldgebiet von Akem hin. Seine Bewohner gehören auch zu den Stämmen des Tschivolkes und waren also von den Akuapem-Missionaren leicht zu erreichen. Das Gebiet war freilich nur dünn bevölkert; denn die Akemer waren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von den Asanteern fürchterlich zerschmettert worden. Sie nährten sich von Jagd- und Goldgräberei und litten unter der Despotie ihrer Könige und harter Sklaverei. Schon Andreas Riis hatte diesem

[1]) Steiner, Zur Erinnerung an Missionar J. Ch. Dieterle. H. B. 1898, 95. — Ueber Aburi 1863, 99. 101. 1865, 100. 1866, 51. 1869, 119. 1870, 59. 1873, 52. 1875, 117. 1876, 111. 1877, 88. 1878, 80. 1879, 64. — Ueber Tutu 1862, 100. 1864, 104. 1874, 69.

Gebiet und seiner Hauptstadt Kjebi einen Besuch gemacht, aber der trunkene König Ata hatte ihm kein Vertrauen eingeflößt. Nun war 1851 der Badenser Johann Simon Süß in Akropong eingetroffen und hatte alsbald auf alle Weise versucht, den Missionaren ein wohlfeileres und gesunderes Dasein zu verschaffen und alle Erwerbsquellen des Landes zu erschließen. Mit seinen sonderbaren Ideen fühlte er sich aber in Akropong und unter der Direktion von Widmann und Josenhans irgendwie beengt; es gelüstete ihn, eine neue Missionsmethode zu versuchen und eigene Wege zu gehen. Schon hatte er der europäischen Lebensweise entsagt und sich — ein afrikanischer Mögling (vgl. S. 69) — an die der Eingeborenen gehalten, als er 1853 Akropong verließ, ohne auch nur seine Brüder darüber zu hören, und sich nach Akem begab, um in der nördlich gelegenen Stadt Gjadam eine neue Missionsstation auf eigene Faust zu gründen. Dem Komitee erklärte er, dieser Schritt bedeute nicht eine Trennung von der Gesellschaft, nur von ihren Geldmitteln. Die Basler Finanzkrisis jener Zeit mag dazu mitgeholfen haben. Der König von Gjadam nahm Süß freundlich auf, und so lebte der Einsiedler über Jahr und Tag mitten im Urwald und legte sich, obwohl oft vom Fieber heimgesucht, eine eigene Farm an und gewann so den nötigen Unterhalt. Daneben predigte er und bereiste das Land bis an die Grenzen von Asante. In Basel fanden sich auf Wunsch des Komitees zwei Brüder bereit, Süß zu Hilfe zu eilen und sein entbehrungsreiches Leben zu teilen; der eine aber erlag schon unterwegs der Malaria, und nur der Badenser Baum stieß 1856 wirklich zu ihm. Die Hilfe war ihm nicht sonderlich erwünscht, und als sich noch Hindernisse in politischen Wirren erhoben, verließ Süß Gjadam und baute sich wieder ein eigenes Häuschen in Dauromadam am Volta.[1])

In Gjadam trafen nun reguläre Missionare ein und gingen daran, die Missionsniederlassung an einen gesünderen Ort auf einen über der Stadt gelegenen Berg zu verlegen. Das Fieber raffte zwei Arbeiter rasch hinweg. Vorübergehend trat auch Süß wieder in die Arbeit ein, aber nur um bald darauf die Goldküste und die Basler Mission definitiv zu verlassen. Gjadam stand bei seinem zweiten Wegzuge am Vorabend wilder Kämpfe. König Ata von Kjebi überzog die Stadt mit Krieg, und die Bewohner Gjadams zogen es endlich vor, ihre Heimat zu verlassen und sich am unteren Berem in Akem-Kotoku eine neue zu gründen; hier ist dann dreißig Jahre später ihren Kindern das Evangelium wieder nahegebracht worden. Die Missionare aber sahen sich mit ihrem verschonten Hause plötzlich in menschenleerer Wildnis; sie begaben sich einstweilen nach dem südöstlichen Grenzort Kukurantumi. Nur sechs Neger waren bis jetzt in Akem getauft worden. Man schwankte einige Zeit, ob man die Akem-

[1]) Der Einsiedler in Gjadam. J. B. 1856, 101. 1858, 120. — Steiner, Am Goldstrand, Basel 1899.

mission ganz aufgeben oder sie in irgend einer Weise weiterführen solle. Doch gestalteten sich die Verhältnisse bald so, daß die Missionare angewiesen wurden, die Landeshauptstadt Kjebi als Stationsort zu wählen (1861). Auf einem kleinen Hügel über dem Beremfluß begann man zu bauen; wo zuvor Urwald gestanden, erhob sich nun eine kleine Missionsniederlassung. Der Württemberger David Eisenschmied leitete die Arbeit unter dem rohen und geknechteten Volke, während seine Mitarbeiter oft wechselten und besonders viel mit Krankheit zu kämpfen hatten. Um eine Knabenanstalt her bildete sich langsam ein kleines Gemeindlein; die Arbeit blieb Jahre lang auf Kjebi und Kukurantumi beschränkt. Nach den ersten zehn Jahren des Bestehens von Kjebi zählte man in Akem erst 42 Christen, 1879 waren es 315 in vier Gemeindlein mit 90 Schülern in 5 Schulen. Man konnte nicht ahnen, in welch erfreulicher Weise das Evangelium gerade in dieser Gegend später Fuß fassen und wie die Mission selbst den Sturm einer harten Verfolgung siegreich bestehen würde.[1])

Während so von Akropong aus ein Vorposten gegen Nordwesten war errichtet worden, kam es auch auf der östlichen Flanke zu einem Vorstoß. Zimmermann hatte von Odumase aus auf die Bedeutung des Volta als einer Missionsstraße hingewiesen. Vorerst war er bloß ein Handelsweg. Aber mit der Ausdehnung der Handelsunternehmungen der Basler Missionshandlung auf der Goldküste entschloß man sich 1863 über den Fluß hinüber zu gehen und die Arbeit unter dem volkreichen Stamm der Anumer aufzunehmen. Auch hier konnte man sich der Tschisprache bedienen. Ein schwedischer Freund hatte 10 000 Fr. zur Verfügung gestellt, um eine neue Station zu beginnen. So siedelten sich denn im Jahr 1864 drei Brüder in Anum an. Auf einem günstig gelegenen Hügel, dicht hinter der Stadt, von dem aus man die ganze Umgebung beherrschte, sollten sich die Stationsgebäude erheben. Politische Wirren hinderten die energische Inangriffnahme der Arbeit. Die Anumer, die dem Guanstamm angehörten und im achtzehnten Jahrhundert von Akuapem her über den Volta gedrängt worden waren, lebten mit den südlichen Grenznachbaren, dem räuberischen Volk von Akuamu fast in beständiger Fehde. Eine solche brach 1865 wieder aus; die Arbeiter von der Goldküste mußten fliehen, der Stationsbau stand einige Zeit still, denn der König von Akuamu sperrte den Weg von Christiansborg nach Anum. Immerhin konnte der junge Johannes Müller aus Württemberg die ihm zugedachte Station beziehen. Aber die politische Unsicherheit nahm zu. Das Volk war unter den wachsenden Unruhen für das Evangelium völlig unzugänglich. Mit Mühe gewann man ein paar Knaben für die

[1]) Ueber die Akemmission. J. B. 1862, 110. 1864, 107. 1865, 104. 1866, 54. 1868, 111. 1869, 124. 1872, 126. 130. 1873, 56 (Rückblick auf die Jahre 1868—1873). — Buck, Kulturzustände in Akem 1878, 81.

Schule. Schon kündete sich der Sturm an, der 1869 das kaum begonnene Werk hinwegfegen und durch das, was er anrichtete, eine neue Periode für die Goldküste und die Goldküstemission heraufführen sollte.[1])

Von acht Stationen aus hatte man bis zu Anfang des Jahres 1869 in 24 Gemeindlein 1581 Christen gesammelt; 856 Schüler besuchten die verschiedenen von der Basler Mission errichteten Schulen. Neben der äußeren Ausdehnung des Missionswerkes hatte man den inneren Ausbau der Gemeinden nicht verabsäumt, vielmehr auch hier ein besonderes Gewicht darauf gelegt.

Das Bestreben, die Getauften in lebendige Gemeinden zu sammeln und sie durch treue und eingehende Pastoration und Fürsorge weiterzufördern, hatte auf der Goldküste dazu geführt, noch mehr als in Indien eigentliche Christendörfer anzulegen. Dabei ergab sich natürlich eine patriarchalische Abhängigkeit der Gemeindeglieder von den Missionaren und der Mission auch in äußern Dingen. Jedenfalls bot man den Uebertretenden auf dem Missionsland einen Platz zur Ansiedelung, wo sie dann ihr Häuschen bauten. Eine solche Sammlung der Christen in auch lokal abgeschlossenen Gemeinden war in Afrika notwendig, um eine christliche Lebensordnung durchzuführen. In den Kapellen hielt man gemeinschaftliche Morgen- oder Abendandachten ab. Die Negerchristen waren Kinder und mußten unter den Augen ihrer Väter erzogen werden. Die Gemeindeordnung, die man für Indien zunächst ausgearbeitet hatte, wurde mit den nötigen Abänderungen auch für die Goldküste als Norm ausgegeben und so weit es möglich war, durchgeführt. Die Christendörfer stellte man unter Aufsicht eingeborener Ortsväter und führte in den älteren Gemeinden das Aeltestenamt ein, das auch hier das Gemeindebewußtsein belebte und stärkte; die Gemeinden erhielten dadurch ihre eigenen verantwortlichen Vertreter. Den Presbyterien, aus den Missionaren und diesen Aeltesten zusammengesetzt, wurde später auch hier die Verwaltung der Kirchen- und Armenkassen anvertraut. Abokobi beschloß 1870, eine eigene Missionsplantage zu Gunsten der Lokalmissionskasse anzulegen; die freiwilligen Arbeiter pflegten sie mit großem Eifer. Der von allen festlich begangene Erntetag gehörte zu den schönsten Erlebnissen der Station. 1876 wollte Mayera etliche hundert Morgen Landes für seinen Kirchenfond kaufen und Pachtzins zu Lehrerbesoldungen verwenden. Die Außenstationen wurden den fast alle mit der Zeit eingeborenen Katechisten übergeben. 1872 ordinierte man drei der tüchtigsten, Reindorf, Clerk und Opoku zu Diakonen und übergab ihnen die Gemeinden in Mayera, Tutu und Date zu selbständiger Pflege. Durch Beiträge und Opfer suchte man die Christen nach und nach zur Selbsterhaltung zu erziehen. An Epiphanien 1858 war das

[1]) Ueber Anum J. B. 1865, 106. 1867, 129. — Steiner, Gottes Wege in der Voltamission M. M. 1893, 73.

erste Missionsfest der Goldküste in Christiansborg gefeiert worden. Schon damals bewiesen die Negerchristen ihre Opferwilligkeit; denn die Festkollekte ergab 200 Fr. Solche Feste wurden bald auch auf andern Stationen eingeführt und gestalteten sich allmählich zu wahren christlichen Volksfesten. Für die Mission hatten die Gemeinden schon 1857 über 420 Fr. beigetragen. Die kleinen laufenden Bedürfnisse für Gottesdienst und Schule hatten die Gemeindekassen zu bestreiten; Arme gab es fast keine. 1876 beschloß man endlich zu Gunsten der Kirchenkassen eine Kirchensteuer einzuführen, und die Negerchristen erkannten die Billigkeit dieser Neuerung an. Zugleich wurde die Herstellung von Kapellen, Schulhäusern, Wohnungen für Katechisten und Lehrer als Sache der Gemeinden erklärt; die Missionkasse werde nur noch je nach den Bedürfnissen dazu beisteuern; aber schon 1868 hatte Mayera eine Kapelle eingeweiht, welche die Taufbewerber ganz aus eigenen Mitteln erstellt hatten. Während man früher Not hatte, Kinder in die Schulen zu bekommen und man ihnen wenigstens Kleider dafür geben mußte, nahm man schon in den sechziger Jahren den Kampf gegen die Anschauung der Neger auf, als ob sie durch die Sendung ihrer Kinder der Mission einen Dienst erwiesen, und forderte Schulgeld. Es ging schwer, aber es ging allmählich doch und bürgerte sich in die Anschauung der Leute ein. Auch für Anstaltskinder fing man an, von den vermöglicheren Eltern Kostgelder zu verlangen, und doch füllten sich die Anstalten immer mehr.

Bei der Einführung der Gemeindeordnung ergaben sich besondere Schwierigkeiten wegen der Polygamie und der Sklaverei. Es ist oben erzählt worden, daß 1856 in Akropong ein heidnischer Familienvater in die Gemeinde aufgenommen wurde, obgleich er drei Weiber hatte und sein persönliches und Familienvermögen nach Negerart in Sklaven bestand. Man hätte es zwar gerne dahin gebracht, daß er zwei seiner Weiber entlassen hätte; aber er lebte mit allen im Frieden, und alle drei erklärten, mit ihm übertreten zu wollen. So glaubte man, nicht streng durchfahren zu dürfen, sondern eine Aenderung der Verhältnisse in christlichem Sinn von der Zukunft erwarten zu sollen. Ebenso dachte man in Beziehung auf den Besitz von Haus- und Familiensklaven. Die Hausklaverei war das Grundprinzip des staatlichen und sozialen Lebens in Westafrika. Der König allein war im Grunde frei, die Stammesältesten erschienen als seine Sklaven, die freien Männer als die ihrigen, das übrige Volk war Eigentum der Freien. Die Sklaven wurden nicht gerade patriarchalisch, aber doch nicht zu hart behandelt, nach altem volkstümlichem Herkommen. Dagegen war doch auch hier der Sklave Ware, Eigentum, das verkauft werden konnte, die Sklavinnen ohne weiteres Konkubinen. Es bestand auch vielerorts noch der Gebrauch, Verstorbenen Sklaven ins Jenseits zur Bedienung nachzusenden. Die Sklavenfrage tauchte in der Basler Mission verhältnismäßig erst spät auf, weil lange fast keine anderen

Neger getauft wurden, als die in den Erziehungsanstalten der Mission herangebildet worden waren, die also weder selber Sklaven waren, noch solche hielten. Die älteren Missionare hatten zudem beim Uebertritt der ersten Sklaven und Sklavenbesitzer die Tragweite der Frage nicht erkannt und der Erfahrung ermangelt, sich auch der Hoffnung hingegeben, die Sklaverei werde in den Gemeinden von selbst aufhören. Die Einzelnen handelten nach eigenem Ermessen ohne principielle Klarheit. So kam es denn, daß sich allmählich auch in den Gemeinden nicht nur Sklaven befanden, sondern auch Sklavenbesitzer, ja, daß selbst Katechisten in ihrem Hauswesen Sklaven beschäftigten, denn in ihnen bestand ihr Vermögen.

Um der Schwierigkeit des Problems willen, über welches sich unter den afrikanischen Missionaren selbst verschiedene Ansichten ausbildeten, wurde eine gründliche und allseitige Behandlung der Sklavenfrage längere Zeit hinausgeschoben. Es dauerte lange, bis das Komitee nur auch den Sachverhalt erfuhr. Und nun gab es langwierige Verhandlungen der afrikanischen Brüder draußen, ernste Beratungen im Schoß des Komitees; weder vorher noch nachher war die afrikanische Mission so aufgeregt wie damals.[1]) Auf der afrikanischen Generalkonferenz platzten die Gegensätze so heftig aneinander, daß sie Josenhans von da an nie mehr zusammentreten ließ, sondern alles durch die Ausschüsse erledigte. Die einen verteidigten die Sklaverei in Afrika und erklärten sie für ein patriarchalisches Institut, das mit den afrikanischen Sitten zu eng verwoben sei, als daß man sie abschaffen könne. Sie könnten es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen, suchende Seelen nur darum von der Taufe zurückzuweisen, weil sie Sklavenhalter seien, oder langjährige Glieder auszuschließen, weil sie ihre Sklaven nicht freigeben wollten. Die andern aber traten der Meinung des Komitees bei, es sei die Sklaverei ein unerträgliches Uebel und müsse so bald als möglich aus den Gemeinden entfernt werden. Sie würden eher austreten, als ihr Gewissen durch Duldung der Sklaverei belasten. Zum Glück gelang es, die widerstreitenden Meinungen zu versöhnen und eine principielle und praktische Einigung herbeizuführen. Im wesentlichen drangen die Grundsätze des Komitees durch. Es erklärte es als unverträglich mit dem Gebot der Liebe, Sklaven als verkäufliches Eigentum zu besitzen. Sklave zu sein, sei nicht Sünde, aber ein Leiden, das der Christ tragen müsse, bis er frei werde. Dagegen könne es einem Christen in der Regel nicht erlaubt werden, sich in Sklaverei zu begeben. Bei der Beseitigung der Sklaverei kommen zwei Pflichten in Kollision: man darf weder die persönliche Freiheit, die Vorbedingung sittlicher Vollendung, noch das Eigentum schädigen. Den Widerstreit zu lösen, suchte man eine gegenseitige, freiwillige und brüderliche Vergleichung beider Teile herbeizuführen. Der Sklavenbesitzer sollte sein

[1]) Ostertag, die Krisis in unserer westafrik. Mission. H. B. 1862, 55. 67.

Eigentumsrecht an den Sklaven als ein in letzter Linie immer angemaßtes Besitztum aufgeben. Aber ebenso sollte der Sklave sein Anrecht auf schlechthinige Befreiung aufgeben und seinem Herrn freiwillig dienen oder ihn für aus der Freilassung erwachsenden Verlust entschädigen. So suchte man die Sklaverei in der Gemeinde in ein gewöhnliches, zeitweiliges oder lebenslängliches Dienstverhältnis mit oder ohne Lohn umzuwandeln. Man drang aber darauf, daß es als ein von freien Männern eingegangenes, so gestaltet werde, daß es die Sittlichkeit und kirchliche Ordnung in keiner Weise schädige.[1])

Die Durchführung dieser Grundsätze stieß natürlich auf viele Schwierigkeiten. In Fällen, wo der Sklavenstand den Uebertritt wegen der Hartnäckigkeit der heidnischen Herren unmöglich machte, prüfte eine aus drei älteren Missionaren zusammengesetzte Sklaven-Emancipations-Kommission, wie man einen solchen Sklaven loskaufen könne. Das nötige Geld schoß eine besonders hiezu errichtete Kasse vor; die losgekauften Christen hatten dann das Geld im Lauf der Zeit abzuverdienen. Für die Behandlung der Polygamie waren die Bestimmungen der Gemeindeordnung (vgl. S. 126) ausgearbeitet worden. Nach diesen Grundsätzen suchte man nun zu verfahren. Es kam zu Ausschließungen aus der Gemeinde bei solchen, die den Sauerteig heidnischer Sitte nicht ausfegen wollten. Im ganzen trat nicht nur kein Rückschlag ein, sondern die neue Ordnung erwies sich als ein Segen zur Reinigung und Kräftigung der Gemeinde. Gerade jener „Abraham" war ein sprechendes Beispiel für die Notwendigkeit der neuen Ordnung. So sehr man sich über seine Liebe zur Wahrheit und seine anfängliche Entschiedenheit gefreut hatte, so deutlich stellte es sich mit der Zeit heraus, daß eben seine Sklaven und Weiber die Seile waren, welche die heidnische Partei nicht aus den Händen ließ, und womit sie so den armen Mann unter ihren Einfluß brachte; er starb als ein Ausgeschlossener. Und er war nicht der einzige, bei dem es so ging. Andere wurden wenigstens vom Abendmahl ausgeschlossen. Aber die Zunahme der Kommunikanten z. B. in Akropong von 112 Kommunikanten im Jahr 1864 auf 192 im Jahr darauf, die Abnahme der Nichtkommunikanten (ohne die Kinder) von 92 auf 46 im gleichen Zeitraum zeigt, daß die bei der Durchführung der Gemeindeordnung entstandene Krisis keineswegs einen allgemein ungünstigen Verlauf hatte. Die Neuübertretenden aber erkannten leicht, daß sie sich mit dem Eintritt in die Gemeinde auch deren Ordnung zu unterziehen hätten. Im November 1874 erklärte dann auch die Regierung jeden Kauf und Verkauf, wie auch die Verpfändung eines Menschen für ungesetzlich und strafbar. Dennoch war es selbst in den Missionsgemeinden nicht möglich, die Sklaverei wirklich und völlig zu beseitigen. Wenigstens bestimmte das Komitee noch aus

[1]) vgl. J. B. 1862, 39.

Anlaß der Ga-Synode von 1894: Wer einen Sklaven kauft, werde ausgeschlossen; wer schon Sklaven besitze, den könne man nicht zwingen, sie zu entlassen, zumal da die Sklaven als Hauskinder gut behandelt würden und nach dem englischen Gesetz von 1874 jederzeit weggehen dürften.[1])

In schöner Weise zeigte sich der Einfluß der Mission auf die schwarzen Christen, als diese zu den verschiedenen Kriegen ausrücken mußten. Im Jahr 1865 organisierten sie sich zum ersten Mal als zwei besondere Heerhaufen unter besonderen Führern, die von den Königen in ihrer Stellung und Würde anerkannt wurden. Sie hatten im Feld ihre Gottesdienste wie zu Hause. Ihr Mut und ihre sittliche Haltung erwarben ihnen auch bei den Heiden Achtung. Zu Hause hielten sich die Christenfrauen anders und besser als die Weiber der Heiden; sie gingen still der Arbeit nach und vereinigten sich zum Gebet. Im Feldzug von 1870 gegen Akuamu zogen die Christen unter eigener Fahne aus, begleitet von einem Katechisten als Feldprediger und Wundarzt. Vier Jahre später bei der englischen Expedition gegen Asante bildeten die schwarzen Christen zwei Kompagnien; einige Katechisten, die aus der Kriegskasse besoldet wurden, zogen als Feldprediger mit. Nach Beendigung des Feldzugs ließ die englische Regierung der Basler Mission durch die diplomatische Vermittlung des schweizerischen Bundesrates ihren besonderen Dank und ihre Anerkennung dafür aussprechen, daß sich die Basler Negerchristen im Kampf soldatenmäßig benommen und sich auf Vertrauensposten wacker gehalten hätten; auch wurde hervorgehoben, welch gute Dienste die von der Mission ausgebildeten Handwerker geleistet hätten.[2])

Es war eben von Handwerkern die Rede. Die Basler Mission hat auch in Afrika die kulturelle Hebung der Bevölkerung als mit der religiös-sittlichen enge verbunden frühe ins Auge gefaßt.[3]) Es war dies um so nötiger, als die Regierung hiefür sehr wenig that. Die Dänen hatten allerdings durch Anlage von Kaffee- und Baumwollpflanzungen einiges zur Förderung der Landwirtschaft versucht; auch führte damals eine Straße von Christiansborg landeinwärts zu den dänischen Plantagen, die zeitweise von einem Ochsengefährt befahren wurde. Die Forts längs der Küste wurden in gutem Stand erhalten, in Christiansborg bestand eine Regierungsschule für die vielen Mulattenkinder. Es war wenigstens der gute Wille da, etwas für Land und Volk zu thun. Aber die Kolonie war doch zu klein und abgelegen gewesen, um größeres ins Werk zu setzen. Man begrüßte es daher allgemein als einen Fortschritt, als 1850

---

[1]) H. B. 1895, 55.

[2]) Schreiben der engl. Regierung an den Bundespräsidenten. H. B. 1874, 54.

[3]) Steiner, Kulturbestrebungen auf der Goldküste, koloniales Jahrbuch 1889. — Mader, über den Stand und die Fortschritte der Kultur und Civilisation J. B. 1858, 122. — 1859, 118.

auch der bisher dänische Teil der Goldküste in englischen Besitz überging. Was würde die englische Regierung für die Kultivierung des Landes nicht alles thun! Es zeigte sich bald, daß man umsonst gehofft hatte. England that bis zum Asantekrieg von 1874 sozusagen nichts für die Goldküste. Der Gouverneur stellte 1859 selber der Mission das Zeugnis aus, daß sie für Land und Volk mehr geleistet habe als die Regierung. Er plante wenigstens eine Ackerbaugesellschaft für Baumwollkultur und berief auch einige Missionare in das bezügliche Komitee; auch von einer Straße von Christiansborg nach dem Volta war damals die Rede. England aber war einigemal daran, die Goldküste preiszugeben. Missionar Schrenk legte im Auftrag der Basler Missionsleitung der vom britischen Parlament mit Untersuchung des Regierungssystems auf der Goldküste betrauten Kommission 1865 Wünsche und Beobachtungen der Missionare vor und that beim Kolonialministerium kräftige Fürsprache für die Goldküste. Aber es geschah auch weiterhin wenig genug; so war denn die Mission zugestandenermaßen der wichtigste Kulturfaktor auf der Goldküste bis in die neueste Zeit.

Schon die westindischen Kolonisten führten verschiedene Nutz- und Nährpflanzen von Westindien ein. Man legte Kaffee- und Tabakpflanzungen an, baute Kakao und Pfeilwurz und zog allerlei Fruchtbäume: Orangen, Mango und Bergbirnbäume. Auch manchen Industriezweig wie das Holzschneiden, das Spalten und Zurichten von Schindeln brachten sie mit. Aber es fehlte diesen eingewanderten Negern der weite Blick und der ausdauernde Unternehmungsgeist. Es zeigte sich, daß in einem Land wie Westafrika jede Kulturarbeit zuerst von Europäern zu leisten sei, bis die vollendete Thatsache und der Erfolg den Eingeborenen zur Nacheiferung bringe. Kolonisationspläne erfand namentlich Johannes Zimmermann, in ihnen erging sich sein origineller Geist von Anfang seiner Missionslaufbahn bis an sein Ende. Freilich war nur der kleinste Teil seiner Ideen praktisch verwertbar.[1]) In Akropong betrieb zuerst der Bauhandwerker Mohr neben seinen eigentlichen Berufsgeschäften den Plantagenbau, bis 1856 ein besonderer Oekonom für die Landwirtschaft ausgesandt wurde. Der Zürcher J. J. Lang suchte in zehn Jahren mühevoller Arbeit junge Leute zu Pflanzern heranzuziehen und stellte alle möglichen landwirtschaftlichen Versuche an, um Natur und Ertragsfähigkeit des Bodens zu erkunden. Man beschränkte sich aber schließlich auf den Anbau von Kaffee und Tabak. Das ökonomische Unternehmen wurde nach Langs Abgang unter den verschiedensten Umständen bis zum Jahr 1878 fortgeführt. Ein Oekonom löste den andern ab. Schließlich gab man die Plantagen den Christen in Pacht und ließ die Pachtgelder in die Kirchenkasse fließen. Auch die Anstaltsschüler Akropongs trieben

[1]) Zimmermann, Letztes Wort ꝛc. M. M. 1877, 255. — H. B. 1856, Mai. F. B. 1873.

einigen Plantagenbau zu Gunsten der Missionskasse. Der Gewinn war freilich sehr klein. Aber der beabsichtigte Zweck wurde doch insofern erreicht, als dem christlichen Gemeinwesen das Exempel eines rationell betriebenen Plantagenbaues vor Augen geführt wurde. Daß heute in Akuapem und darüber hinaus allenthalben Kaffeepflanzungen bestehen, darf als eine Frucht dieser Aussaat bezeichnet werden. Auch die Mangobäume haben sich über das Land verbreitet. Gar keinen Erfolg dagegen erzielte man mit den Versuchen, Milchvieh einzuführen.[1])

Zur Einführung verschiedener Handwerke gab der Missionsbetrieb selber Veranlassung. Man bedurfte vor allem der Bauhandwerker zur Errichtung solider Stationsgebäude; sie leiteten die zur Hilfe herbeigezogenen Eingeborenen zur Bearbeitung von Holz und Eisen an. Es war dies aber keine gründliche Ausbildung, und so ging man seit 1857 weiter und rief eigentliche Werkstätten ins Leben für Schreiner, Wagner und Schlosser. Eine Zeitlang erstreckte sich der gewerbliche Betrieb auch auf Schuhmacherei und Buchbinderei. Als Leiter dieser Werkstätten wurden Fachleute ausgesandt; ihr Sitz war in Christiansborg. In den ersten Jahren hatten diese Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die ersten europäischen Meister teils rasch starben, teils krank heimkehrten, ohne die Aufgabe gelöst zu haben. Leute ohne Schulbildung, ohne Disciplin und Ordnungssinn mußten angeleitet werden, regelmäßig und richtig zu arbeiten; das kostete viel Geduld und Ausdauer, lohnte sich aber auch reichlich.[2]) Die Werkstätten in Christiansborg waren die einzigen in Westafrika und die hier ausgebildeten Arbeiter bald überall an der Küste gesucht. Erst seit Mitte der siebziger Jahre machte sich die Konkurrenz der Regierung fühlbar, welche die tüchtigeren Arbeiter zu sich herüberzog durch größere Löhne. Auch Reisende anerkannten die hohe Bedeutung dieser Unternehmungen für die kulturelle Hebung des Volkes und die Tüchtigkeit der Arbeiter.[3])

Als weiteres Bedürfnis ergab sich die Herstellung von gang- und fahrbaren Verkehrswegen zwischen der Küste und den Inlandstationen. Die Missionare nahmen von Anfang an den Wegbau in der nächsten Umgebung der Stationen in Angriff, aber für größere Entfernungen bedurfte es doch nahmhafter Geldmittel und fachmännischer Leitung. Mit Hilfe von Regierungsbeiträgen und anderweitiger Unterstützung wurde es um 1860 möglich, eine Straße von Christiansborg über das Gebirge nach dem 18 Stunden landeinwärts gelegenen Kroboland und an den Volta herzustellen und so die am Wege gelegenen Stationen Abokobi, Aburi, Akropong und Odumase mit Christiansborg zu verbinden. Zwei

[1]) Ueber Oekonomie J. B. 1856, 99. 1858, 122. 1868, 91. 1875, 107.

[2]) Ueber die Werkstätten J. B. 1868, 93. 1871, 55. 1875, 104.

[3]) Dr. Lenz, über die Basler Mission in Westafrika. M. M. 1879, 504. — Zöllers Urteil. M. M. 1885, 421.

Laienbrüder, von denen jedoch der eine dem Fieber erlag, waren mit dieser Arbeit betraut. Der Straßenbau legte es nahe, auch Zugvieh einzuführen; denn nur, wenn der Weg befahren würde, konnte er vor dem Verwachsen beschützt werden. Man versuchte es mit Pferden, Ochsen, Maultieren und Eseln. Es war umsonst. Die giftige Tsetsefliege im Küstenstrich ließ alle Versuche mißlingen.

Einen besseren Erfolg wiesen die Unternehmungen der Basler Missionshandlung in Westafrika auf. Zunächst wurde in Akra bei Christiansborg eine kleine Handlung unter dem 1854 ausgesandten Hermann Rottmann ins Leben gerufen, um den ordinierten Missionaren die Versorgung der Stationen mit Lebensmitteln 2c. abzunehmen.[1]) Nach und nach kam man darauf, die Kosten der Zufuhr durch eine Rückfracht von Erzeugnissen des Landes, namentlich Palmkernen und Palmöl, zu decken. Es entstanden Handelsfaktoreien an der Mündung des Volta in Adâfo und weiter oben am Flusse noch andere wie Kpong und Akuse. Mit Hilfe eines durch Dr. Barth von Kindern der Heimat gesammelten Fondes und anderer Gelder erwarb man bald ein eigenes Missionsschiff, die „Palme", die 1866 feierlich eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben wurde. Andere kleinere Fahrzeuge folgten. Indem der Handel der Basler Mission Schnaps und Pulver ausschloß und dennoch gedieh, erbrachte er den Beweis, daß es möglich sei, auch ohne den Vertrieb dieser verderblichen Artikel ein blühendes Geschäft zu erzielen. Dagegen gelang es nicht, die Konkurrenz der Schnaps und Pulver führenden Firmen zu verdrängen. Auch mochten sich ungeeignete Leute, die aber rasch beseitigt wurden, nicht immer innerhalb den Richtlinien halten, die sich eine Missionshandlung ziehen muß; es kamen unter dem europäischen Personal Ausschreitungen vor, die das Ansehen der Mission schädigen mußten. Immerhin war es den Basler Christen deutlich geworden, daß Christentum und Schnapshandel unvereinbar seien. Die Hauptsache war freilich der Dienst, den die Handlung den Missionaren leistete.[2]) Das Vorgehen der Basler Mission wurde übrigens von schottischen Missionsfreunden nachgeahmt, die eine Handelsgesellschaft am Nyassasee auf ganz ähnlicher Grundlage ins Leben riefen.

Von besonderer Bedeutung für die Christianisierung der Goldküste wurde das auch hier sorgfältig gepflegte Missionsschulwesen, wenn es sich auch in weit bescheideneren Grenzen hielt, als es in Indien der Fall war. Man befand sich hier in der günstigen Lage, sich völlig frei entfalten und die Schulen nach Missionsgrundsätzen einrichten zu können, ohne durch andersorientierte Regierungsvorschriften eingeengt zu werden.

Die ersten Schulen der Basler Missionare auf der Goldküste waren natürlich äußerst primitiv gewesen. Man kannte die Sprache des Landes

[1]) Steiner, Zur Erinnerung an Missionar H. L. Rottmann. H. B. 1899, 92.

[2]) Ueber die Handlung vgl. „Vertrauliche Mitteilungen über Handel und Industrie" 2c. und die Berichte der Industriekommission.

noch nicht, besaß keinerlei Lehrmittel, und den Negern war das Schulegehen so fremd, daß sie nur durch Geschenke an Geld und Kleidern dazu vermocht wurden. Im Jahre 1846 zählte man in Akropong erst 18 Schulkinder. Seit 1847 stellten sich auch Mädchen ein, um sich von Frau Widmann unterrichten zu lassen. Es drängte sich aber bald der Wunsch auf, die Schulkinder möchten ganz unter der Pflege der Missionare stehen, um regelmäßigen Unterricht und eine wirkliche Erziehung zu erhalten. So nahm denn jede Missionsfamilie eine Anzahl Negerkinder, Knaben oder Mädchen, ganz in ihr Haus auf und beschäftigte sie in den Freizeiten als ihre Hausknaben oder Hausmädchen. Aus diesen Anfängen entwickelten sich weiterhin die afrikanischen Erziehungsanstalten in Christiansborg, Abokobi, Odumase, Akropong und Aburi. Die Kosten für die Knabenanstalten wurden zum Teil von einem Frauenverein in der Heimat aufgebracht. Für die Mädchenanstalten wurden drei Jungfrauen als Vorsteherinnen ausgesandt, von denen wenigstens eine, Fräulein Wilhelmine Maurer, dreißig Jahre als solche der afrikanischen Mission diente, während die andern sich bald verheirateten und gleich den andern Missionarsfrauen sich der Mädchen annahmen. In diesen Erziehungsanstalten wurde den Kindern eine einfache Primarschulbildung gegeben; daneben hielt man sie fleißig zur Arbeit in Feld und Haus an. Für die Heranbildung eines Grundstocks christlicher Familien waren diese Anstalten, besonders die für Mädchen, von großer Wichtigkeit.[1])

Die Gemeindeschulen wollten nicht so leicht gedeihen. Zwar auf den Hauptstationen blühten bald auch solche auf; auf den Außenstationen aber war es mit dem Schulehalten eine höchst unbeständige und fragwürdige Sache. Von allen Filialen Akropongs besaß z. B. lange Zeit nur Date eine geregelte Gemeindeschule. Natürlich standen diese Schulen auch Heidenkindern offen. Einen Aufschwung konnten sie erst nehmen, als mehr eingeborene gebildete Lehrkräfte zur Verfügung standen, und die Aufsicht über das Schulwesen besonderen General-, Distrikts- und Stationsschulinspektoren übertragen worden war. Von dem ersten Generalschulinspektor, Auer, wird noch die Rede sein; sein Nachfolger war dann durch lange Jahre Johann A. Mader aus Württemberg, der Schulmann von Akropong. Distriktsschulinspektoren wurden ihm erst 1872 beigegeben. Ende 1858 zählte man 27 Knaben und 56 Mädchen in Anstalten, 57 Knaben und 33 Mädchen in Gemeindeschulen; Ende 1868 bevölkerten 127 und 109 Kinder die Erziehungsanstalten, 200 und 97 die Gemeindeschulen; und wieder zehn Jahre später waren es 148 und 106 Anstaltskinder und 497 und 166 Gemeindeschüler und Schülerinnen, davon in Sekundarklassen im ganzen 97 (18 Mädchen).[2])

[1]) Ueber Erziehungsanstalten J. B. 1859, 115. 1863, 93. 1865, 88. 1871, 64. 1875, 197. Im Tschidistrikt 1867, 115. 1876, 109.

[2]) Ueber Gemeindeschulen J. B. 1862, 102. 1864, 85. 1870, 76. 1872, 112.

Die Schulen sollten den Grundstock nicht nur der künftigen Gemeinden bilden, sondern vor allem auch angehende eingeborene Katechisten und Lehrer liefern. Schon 1848 hatte Dieterle eine einfache Katechistenschule in Akropong eröffnet. Die Zöglinge wurden in den Elementarfächern weitergeführt, in der biblischen Geschichte befestigt, mit der christlichen Lehre nach dem auch in Indien eingeführten Lehrbuch von Kurtz eingehender bekannt gemacht, wurden in Geographie, Welt- und Kirchengeschichte unterrichtet und in der englischen Grammatik; daneben hatten sie sich in der Schule unter Alexander Clerk im Schulehalten zu üben. Für den Ga-Distrikt hatte Zimmermann 1850 eine ähnliche Anstalt in Christiansborg errichtet. In jeder waren mit der Zeit durchschnittlich ein halbes Dutzend oder etwas mehr Zöglinge, die gewissermaßen zu dem Hauswesen des sie unterrichtenden Missionars gehörten. Eine gründlichere Ausbildung der Gehilfen erheischte aber mehr europäische Lehrkräfte; dabei erschien die Vereinigung beider Anstalten geboten, um einer Zersplitterung der Kräfte zu wehren. Das Herkommen der Leute aus zwei Sprachgebieten machte keine großen Schwierigkeiten, da die Neger vielfach beide Sprachen verstehen oder doch leicht lernen. Die Vereinigung erfolgte 1856.[1]) Vier Jahre später erhielt das Katechisteninstitut ein eigenes Heim. Auch jetzt beschränkte man sich noch, die Kenntnis der h. Schrift, der Kirchengeschichte und der Katechismuslehre zu vertiefen, man las und erklärte in der Landessprache oder in Englisch die wichtigsten biblischen Bücher, machte sie, zugleich als Uebung im Englischen, mit dem Wichtigsten aus der Weltgeschichte bekannt, übte sie im Gebrauch ihrer Muttersprache und gab Anleitung zu Predigt und Katechese. Da immer zwei Europäer unterrichteten, konnte man allmählich vier Klassen bilden. Der Erfolg war erfreulich.

Einen namhaften Schritt vorwärts that das Schulwesen, seit Johann Gottlieb Auer, ein württembergischer Schulmann, 1858 in die Arbeit eingetreten war.[2]) Er wurde sofort an die Katechistenschule gestellt. Das Institut blühte unter seiner Leitung schön auf. Die Fortschritte ermutigten zu Größerem. Er veranlaßte einen Ausbau auf dem Gebiet der Schule überhaupt, man erkannte, daß die Volksschulen wie die Erziehungsanstalten dringend einer Verbesserung bedürften. Auer wurde zum Generalschulinspektor ernannt. Als Fachmann ging er mit Einsicht ans Werk, aber feurig und rasch von Natur und bis zur Rücksichtslosigkeit furchtlos, trat er bald redend und handelnd Missionaren und Missionarsfrauen zu nahe; auch meinte er, man sollte den Kindern wieder Kostgeld geben, um ihrer recht viele in die Schulen zu bekommen. Seine Stellung wurde schwierig. Doch liebten und ehrten ihn alle. Aber

[1]) Ueber die Katechistenschule S. B. 1856, 92. 95. 1863, 97.
[2]) Hesse, Bischof Auers Leben M. M. 1875, 177; auch als Traktat.

anderes kam dazu, besonders der Einfluß einer amerikanischen Frau, und eines Tages verließ Auer mir nichts dir nichts, Akropong und die Goldküste und trat am Cap Palmas in die Dienste einer amerikanischen Mission, wo er in der Folge Bischof wurde. Dieser Austritt fiel auch in die Zeit der Verhandlungen über die Sklaverei und half die Aufregung noch vermehren. Auer hatte der Basler Mission immerhin große Dienste gethan.

Auer hatte namentlich darauf gedrungen, daß zwischen die Primarklassen der Anstalten und Volksschulen und das Katechisteninstitut ein Mittelglied, Mittelschulen eingeschoben wurden.[1]) Man errichtete für jeden Distrikt eine, in Akropong und Christiansborg, und entwarf einen vollständigen Lehrplan für die drei stufenmäßig sich aufbauenden Schulen: Erziehungsanstalt, Mittelschulen und Katechistenschule, die nun zum Predigerseminar wurde.[2]) An den Erziehungsanstalten schuf man zwei Sekundarklassen, in denen mit Englisch begonnen wurde. Der Mittelschule (vom 14.—18. Altersjahr) wies man Bibellektüre, biblische Geschichte, Religionslehre zu, Arithmetik, Geometrie, Geographie, Welt- und Naturgeschichte. In der obersten Klasse begann man mit Griechisch. Auf dieser Grundlage konnte das Predigerseminar in Akropong nun mehr theologischen Unterricht erteilen, da auch die Ausbildung der Lehrer mit der Zeit davon abgetrennt wurde. Am Predigerseminar trieb man sogar Hebräisch, aber mit wenig Erfolg. An einen Ausbau des Predigerseminars hatte man umsomehr denken müssen, als der Versuch, Neger in Basel auszubilden, so gut als gescheitert war. David Asante und später Nikolaus Clerk ertrugen es zwar; aber von vier Jünglingen, die 1858 nach Europa gekommen, mußten drei sofort zurück, der vierte, Wilhelm Oforikai, starb 1862 an der Auszehrung.[3]) Die Mittelschulen zählten im ersten Jahre ihres Bestehens, 1863, nur 26 Schüler, 1868 waren es 49 und 1878 sogar 62. Das neuorganisierte Predigerseminar wies 1863 nur 10 Zöglinge auf, 1868 waren es 13 und 1878 „studierten" 21 Negerjünglinge. Die Lehrerseminare in Akropong und Christiansborg dagegen lockten fast keine Schüler an.[4]) Die Neger wurden nicht gerne Schulmeister, so daß man den Stationen die Vermehrung der Lehrerzöglinge von Basel aus ans Herz legen mußte. Für die Fortbildung der Katechisten und Lehrer sorgten regelmäßig abgehaltene Fortbildungskurse.[5]) Die Wohlthat des Unterrichtes wurde auch von den Heiden anerkannt. Der Bericht von 1877 aber konnte mit gutem Recht sagen:

[1]) Ueber Mittelschulen J. B. 1867, 98. 1868, 87. 1870, 68. 71. 1874, 48. 66. 1875, 100.

[2]) Ueber das Predigerseminar J. B. 1864, 103. 1865, 94. 1866, 47. 1868, 106. 1870, 66. 1872, 120 (mit Lehrplan). 1873, 50. 1874, 64. 1875, 113. 1876, 107. 1878, 78.

[3]) Wilhelm Oforikai. H. B. 1862, 31.

[4]) Ueber Lehrerseminare J. B. 1875, 100.

[5]) Ueber Fortbildungskurse J. B. 1867, 107. 1869, 120. 1872, 111.

„Unsere Gemeindeglieder sind die unterrichtetsten und geschultesten Arbeiter an der Goldküste."

Diese Schularbeit konnte man nur vollbringen, weil zwei der Landessprachen mittlerweile erforscht und zu Schriftsprachen erhoben worden waren. Bei dem empfindlichen Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Dolmetschern, die man sich erst heranziehen mußte, bei dem häufigen Wechsel der Missionare und der vielen Arbeit, die in den ersten Jahren die Kraft der Brüder absorbierte, hatte es fast ein Jahrzehnt erfordert, bis man einige Sicherheit in der Feststellung und Handhabung der Sprache erlangt hatte. Es war besonders schwierig, in einer Sprache, die überaus arm an Beziehungen für höhere und geistige Dinge war, die richtigen Ausdrücke zur Bezeichnung christlicher Begriffe zu finden. Unter diesen Umständen war man in jenen Anfangszeiten noch nicht zur Uebersetzung der h. Schrift und anderer christlicher Schriften und Schulbücher gekommen. Nur das Allernotwendigste hatte man sich für den Gebrauch in Kirche und Schule zurecht gemacht. Im Tschi hatte H. N. Riis die ersten grundlegenden Arbeiten, Grammatik und Wörterbuch geliefert (1853). Riis hatte dann auch in Basel den Mann in die Anfangsgründe des Tschi eingeführt, der weiterhin der eigentliche Klassiker dieser Sprache werden sollte, den Württemberger Johann Gottlieb Christaller.[1])

Christaller ist „einer der vielen Beweise, daß es eine Vorsehung war, welche die evangelische Mission nötigte, da die Höhen des Volkes an Missionaren unfruchtbar waren, in die Tiefen zu steigen, wo sie eine große Anzahl von genialen Kräften fand, die nie ins Gymnasium und auf die Universität gekommen wären. Christaller war der Sohn eines armen Schneiders und mußte durch eigene Anstrengung sich heraufarbeiten."[2]) Innerlich angeregt und durch Josenhans, der damals noch Pfarrer war, für die Mission gewonnen, trat er ins Missionshaus in Basel ein. Josenhans erzählte einmal in einer Gesellschaft von Geistlichen, er habe als Pfarrer Gott gebeten, ihm die Ehre zu erweisen, daß aus seiner Gemeinde einer in die Mission eintrete. Christaller war die Frucht solchen Missionssinnes. Bald nach seiner Ankunft auf der Goldküste fixierte Christaller die Ergebnisse von Untersuchungen über eine Reihe von Verbalformen und die eigentümlichen Laut- und Betonungsverhältnisse, die in den afrikanischen Sprachen von besonderer Wichtigkeit sind. Dann entstanden nach einander Uebersetzungen biblischer Geschichten, einzelne Teile der Bibel, eine größere Anzahl von Kirchenliedern, lauter Vorarbeiten, die er immer wieder verbesserte. Weil in Akem das Tschi reiner gesprochen wird als in Akuapem, ließ er sich nach dem ungesunden Kjebi versetzen

[1]) Steiner, J. G. Christaller, M. M. 1896, 62. — H. B. 1896, 10. — Christaller, litterarische Arbeiten J. B. 1864, 106. 1867, 119.

[2]) Zahn in der Missionsrundschau A. M. Z. 1898, 128.

und verlor dort seine treffliche Gattin. Er selbst mußte 1868 endgültig nach Europa zurückkehren, war aber nach wie vor unermüdlich in litterarischen Arbeiten thätig. Er brachte damals das Manuskript einer vollständigen Bibelübersetzung mit heim, an der er jahrelang gearbeitet und revidiert hatte; eine meisterhafte Uebertragung! Er führte sie von 1870 auf 1871 durch die Presse und gab damit einer großen und weitverbreiteten Völkerfamilie Westafrikas die Bibel in ihrer Muttersprache. In Schorndorf entstanden weiter eine ganze Reihe wertvoller Bücher für die afrikanische Mission; er war zudem der peinlich genaue Revisor und Korrektor für die litterarischen Arbeiten auch der andern Brüder. Seiner Bibelübersetzung stellte er 1875 eine Grammatik und 1881 ein Tschiwörterbuch zur Seite, beides philologische Meisterwerke, die ihm die goldene Medaille des „Institut de France" eintrugen. Daneben redigierte der Gelehrte ein populäres Monatsblatt in Tschi und Ga für die Gemeinden auf der Goldküste, vieler anderer Arbeiten nicht zu gedenken.[1])

Christaller führte auch die sprachlichen Arbeiten seines Kollegen vom Ga-Gebiet nach dessen Tode zu Ende. Das war Johannes Zimmermann, das Original unter den afrikanischen Brüdern. Er veröffentlichte zahlreiche Schulbücher sowie Grammatik und Wörterbuch in Ga, vor allem aber eine Uebersetzung der Bibel. Auch auf die Adangmesprache erstreckten sich seine Arbeiten, bis er 1876 verschied mit dem Ausruf: „Lebenswasser! o, wie will ich trinken!" Natürlich beteiligten sich auch andere Missionare an den litterarischen Arbeiten, besonders die Schulbrüder unter ihnen. Zum Ga-Gesangbuch hat namentlich auch Steinhauser beigesteuert. 1850 existierte noch keinerlei Litteratur in Tschi und fast keine in Ga; 1879 aber zählte die Missionsbibliothek in beiden Sprachen über fünfzig Nummern, darunter Werke ersten Ranges. Diese litterarische Arbeit hat schon bisher reiche Früchte getragen, und wer will ermessen, welchen Segen allein die Bibel in diesen Uebersetzungen noch stiften wird?

Der innere Ausbau nicht allein, sondern auch der äußere Bestand der Basler Mission auf der Goldküste war gehemmt und bedroht, als im Jahr 1869 Asante sich anschickte, seine Machtsphäre nach Süden und Osten hin auszudehnen, durch die Unthätigkeit der englischen Regierung ermutigt und von stammverwandten Häuptlingen zu Hilfe gerufen.[2]) Es ist erzählt worden, wie die Gründung von Anum unter den Wirren zu leiden hatte, welche die Anumer mit ihren südlichen Grenznachbarn von Akuamu entzweiten. Die Landschaften befanden sich in einem trostlosen

[1]) Vgl. das Verzeichnis der afrikanischen Schriften in den Jahresberichten.

[2]) Gundert, die Asante (Geschichte und Mission) M. M. 1873, 353. — Zahn, die Bedeutung des Asantekrieges für die Mission, A. M. Z. 1874, 273. — Die fortlaufenden, ausführlichen Nachrichten im Heidenboten 1869—1874.

Zustand; Willkür und Gesetzlosigkeit nahmen überhand. Am Volta zogen Freischaren auf und nieder und beunruhigten die unter sich zerfallenen Stämme noch mehr. Die Akuamuer aber riefen die Asanteer zu Hilfe, und diese schoben alsbald Streitkräfte über den Volta vor und vereinigten sich mit den Akuamuern. Damit war das Schicksal von Anum besiegelt, damit auch das Schicksal der Missionsstation und der kleinen Gemeinde, die seit Ende 1868 von dem jungverheirateten Friedrich Ramseyer von Neuenburg bedient wurde; auch war der Kaufmannsbruder Kühne hier stationiert. Im Juni 1869 wurde Anum überfallen. Die Missionare hatten sich trotz vieler Warnungen nicht entschließen können, den Posten zu verlassen; sie hofften, man werde ihre Neutralität respektieren. Aber am 12. Juni erschienen die Asantekrieger auch auf der Station, plünderten und zerstörten sie und führten die Missionsgeschwister als Gefangene mit sich. Man brachte sie in langer, entbehrungsreicher Wanderung nach Kumase, wo sie in viereinhalbjähriger Gefangenschaft die Greuel dieses Blutregimentes kennen lernten und, abwechselnd von Furcht und Hoffnung umgetrieben, durch ihr Dulden und ihr Wort dem Evangelium dienten.[1]) Das Land der Anumer aber wurde vollständig verheert, die Bewohner zerstreut. Die Asanteer setzten ihren Feldzug noch weiter nach Osten fort, zerstörten auch Wegbe, eine Station der Bremer Mission, bis sie endlich, ohne besondere Lorbeeren gewonnen zu haben, zurückkehrten. Viele der zerstreuten Anumer wandten sich nach dem englischen Teil der Goldküste und kamen dort in Berührung mit der Mission, so daß sie später das Christentum von da nach ihrer Heimat zurücktragen konnten.

Zunächst schien es freilich, als stehe die ganze Goldküstemission auf dem Spiele. Die Asanteer bedrohten das englische Protektorat nicht bloß im Osten, sondern auch im Westen. Eine schlimme Botschaft folgte der andern. Die unter dem englischen Protektorate stehenden Stämme waren uneins; die englische Regierung verharrte in der unbegreiflichsten Thatenlosigkeit und machte damit die Asanteer immer dreister. In Kjebi, Odumase und Akropong rüsteten die Missionare zum Abzug. Das Los der Gefangenen war damals noch unbekannt, der Krieg dauerte an. Der Generalgouverneur der Goldküste wurde von London aus angewiesen, alles mögliche für die Gefangenen und ihre Befreiung zu thun, aber ihre Sache, weil sie außerhalb des Protektorates niedergelassen waren, nur als Privatangelegenheit zu behandeln. So zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und die Unruhen nahmen kein Ende. Es dauerte lange, bis die englische Geduld erschöpft war. Erst 1873 entschloß man sich, eine Expedition auszurüsten und den König von Kumase in die nötigen Schranken zurückzuweisen. Sir Garnet Wolseley führte die Expedition

[1]) Gundert, Vier Jahre in Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne, Basel 1874. — Steiner, Vier Jahre gefangen in Asante. Traktat.

an, und da man einmal Ernst gemacht hatte, fiel es nicht zu schwer, die Asanteer zu demütigen (1874) und als Sieger ihnen eine Reihe von Verträgen zu diktieren, wodurch ihre Macht wesentlich eingeschränkt wurde. Jetzt wurden auch die gefangen gehaltenen Missionsgeschwister frei. Nach einigem Schwanken, ob man das Protektorat überhaupt behalten wolle oder nicht, entschloß man sich nun, am Besitz der Goldküste nicht nur festzuhalten, sondern mehr als bisher für dieses Gebiet zu thun, es als Kolonie zu erklären. Es dauerte freilich noch eine geraume Weile, bis aus diesem Wollen ein Vollbringen wurde. Die Abschaffung der Sklaverei war etwas vom ersten, was in dieser Richtung geschah.

Die Basler Mission aber sah sich alsbald nach der Demütigung Asantes vor neue Aufgaben gestellt. Schon Andreas Riis hatte sein Augenmerk auf Kumase gerichtet gehabt. Von Anfang an lag es im Plane, den Asanteern das Evangelium zu bringen, hatte man früher doch schon das Werk in Akuapem als Asantemission bezeichnet. Seit zwanzig Jahren stand man an der Grenze von Asante, in Akem. Nun hatten die Gefangenen zu einer Zeit, da sich ihr Los zu wenden schien, das Komitee um Errichtung einer Missionsstation in Kumase gebeten; manche Missionsfreunde in der Heimat sandten Gaben ein zu diesem Zwecke. Das Komitee hielt dies mit Recht für verfrüht. Als aber der Krieg beendigt war, lief im April 1874 von der englischen Kirchenmission die Anfrage ein: „Wir sind aufgefordert, eine Mission in Asante zu beginnen; was sind Ihre Ansichten und Wünsche?“ In Basel antwortete man, eine Asantemission sei wünschenswert, aber erst in zweiter Linie; der westliche Teil des Protektorates sollte zuerst besser versorgt werden. Die Pflicht zu beidem hätten die Wesleyaner in erster Linie, die im Westen und in Asante schon lange, aber sehr sporadisch und oberflächlich gearbeitet hatten.[1]) Wenn die Wesleyaner und die englisch-kirchliche Mission nicht eintreten könnten oder wollten, so hätte dann allerdings Basel das erste Recht oder besser zuerst die Pflicht, Hand anzulegen. Nun wurde Basel direkt aufgefordert, eine Asantemission zu beginnen; auch gingen Beiträge aus England dafür ein. Das Komitee war aber nicht gesonnen, irgend etwas zu überstürzen. Bedächtig und langsam wollte man Vorposten gegen Asante vorschieben und so erst eine Asantemission vorbereiten.[2])

Adolf Mohr, ein Sohn Joseph Mohrs, Werner und Handel trafen 1875 auf der Goldküste ein, um die neue Mission zu beginnen. Zu ihnen gesellte sich Ramseyer. Man einigte sich nach einigen Erkundigungsreisen auf Abetifi im Mittelpunkt des Okwawulandes nordwestlich von Akem, wo einst die Gefangenen auf dem Durchmarsche viel Freundlichkeit erfahren

[1]) Steiner, Freeman, der wesleyanische Pionier ꝛc. M. M. 1895, 236.
[2]) Zahn, Eine neue Asantemission A. M. Z. 1875, 160.

hatten.[1]) Okwawu hatte sich 1874 von der Oberhoheit Asantes frei gemacht, und doch war man nur wenige Tagereisen von Kumase entfernt. Die Wahl von Abetifi erwies sich als sehr glücklich, eine schöne, gesunde Lage im herrlichen Bergland, das bis zu 700 Meter Höhe ansteigt und neben niederem Waldwuchs Palmhaine aufweist. In dicht besiedeltem Gebiet liegt Abetifi so, daß an einem Tage von dort aus mehrere größere Städte besucht werden können. 1876 begann man mit dem Bau der Station, es gab viel Sorge und Not. Kriegsgerüchte schienen alles wieder in Frage zu stellen. Ein Gewittersturm warf das oberste Stockwerk des noch nicht gedeckten Hauses auf den Boden. Erst Ende 1877 konnte man es beziehen. Nun wurden Ramseyers hier stationiert. Pfingsten darauf weihte man eine kleine Kapelle ein und taufte die fünf Erstlinge von Okwawu. Die Errichtung der Station aber hatte ein schweres Opfer gekostet: Werner erlag, von der Arbeit geschwächt, der Malaria.

Als Stützpunkt für den weit vorgeschobenen Posten Abetifi, zugleich als zweite, nördliche Akemstation gründete man gleichzeitig die Missionsniederlassung in Begoro, bei einer Höhenlage von 500 Metern wohl der gesündeste Ort in ganz Akem.[2]) Auch war hier gutes Wasser in der Nähe. Einige Tage vor Weihnachten 1875 begannen Mohr und Glatzle die Bauarbeit. Die Lichtung des Urwaldes machte viel Mühe, auch litt man zu Zeiten an Arbeitermangel. Zugleich mit der Gründung der Station nahm auch die Gemeindegründung ihren Anfang. Die Leute, die sich zur Taufe meldeten, wurden bei der Arbeit erprobt. Am Himmelfahrtsfeste 1876 taufte man sechs Erstlinge, zugleich eröffnete ein Katechist eine Schule. Neben dem stattlichen Missionshaus erhob sich bald eine schmuckes Kirchlein; in Fankjeneko, am Fuß des Gebirges erstand die erste Außenstation. Leider bestätigte auch die Anlage von Begoro die schmerzliche Regel, wonach jeder Stationsbau das Leben eines Bruders kostet. Glatzle erlag dem Klima. Das Missionsgemeindlein aber zählte am 1. Januar 1879 schon 66 Seelen.

Ende 1878 feierte man in Christiansborg das fünfzigjährige Jubiläum der Goldküstemission.[3]) Der Jubiläumsartikel des Heidenboten[4]) trug das Motto aus dem 75. Psalm: „Wir danken dir, Gott, wir danken dir und rühmen deine Wunder."

---

[1]) Hesse, Die neuen Basler Stationen Abetifi und Begoro, M. M. 1878, 310. 1876, 458. — J. B. 1876, 117. 1877, 98. 1878, 87. 1879, 71. M. K. 1895, 31.

[2]) Ueber Begoro, J. B. 1876, 113. 115. 1877, 92. 1878, 85. 1879, 70. — Begoro und Okwawu, zwei Untersuchungsreisen, Basel 1875.

[3]) Steiner, Die Feier des Jubiläums 2c. J. B. 1879, 56.

[4]) H. B. 1878, 89.

6. Die Mission in China.[1])

Die Ordnung, die im Jahr 1861 für die evangelischen Gemeinden der Basler Mission erlassen wurde, redet in ihrem Titel wie in ihrem einleitenden Paragraphen nur von Ostindien und Westafrika. Und doch besaß man schon seit 14 Jahren ein drittes Missionsgebiet in der chinesischen Provinz Kanton und zählte auf zwei Stationen ungefähr 160 Christen. Aber es gelang erst in jener Zeit dem Mitbegründer dieser Arbeit, Rudolf Lechler, das Missionskomitee und die heimatliche Missionsgemeinde bei seinem Besuche in der Heimat davon zu überzeugen, daß man dies durch mehr denn zehn Jahre mühsam und mit wenig Begeisterung fortgeführte Werk weder der englischen Kirchenmission überlassen noch gar aufgeben dürfe, daß es viel mehr gelte, es kräftiger als bisher an die Hand zu nehmen; die Opfer, die man auf die Mission in China verwende, würden sich bald lohnen. Die enthusiastische Art, womit man sich seiner Zeit, durch Gützlaffs Optimismus verführt, der chinesischen Mission zugewandt hatte, hatte sich durch einen bedenklichen Rückschlag gerächt, nachdem Hamberg erst einmal die Betrügereien des chinesischen Vereins ans Licht gezogen und damit diese Seifenblase zum Platzen gebracht hatte. Die Enttäuschung war so groß, daß man am liebsten nichts mehr von China hören wollte. Man verlor in weiten Kreisen den Glauben, daß Chinesen sich wirklich bekehren könnten; damit verlor man auch den Mut, weiterhin etwas für sie zu thun. Zudem war in der Basler Missionskasse damals überhaupt Ebbe. Das Komitee richtete 1855 eine Anfrage an die englische Kirchenmission, ob sie im stande und bereit wäre, im Notfall die chinesische Mission Basels zu übernehmen. Man lehnte es in London ab und erbot sich nur zu einer Gabe von dreihundert Pfund.[2]) Hätten nicht so durch und durch tüchtige Leute im Felde gestanden, die den Mut auch dann nicht sinken ließen, als man in der Heimat an ihnen zweifelte und am liebsten alles hätte fahren lassen: das mit so großem Enthusiasmus begonnene Werk hätte schon zu Beginn der fünfziger Jahre ein klägliches Ende gefunden; die lange Reihe der Beispiele, die uns sagen, daß es in der Mission mit Enthusiasmus nicht gethan ist, wäre um eins vermehrt worden.

Nun aber standen in China drei Männer, die nicht im Sinne hatten, vor den Schwierigkeiten zurückzuweichen, die beiden Pioniere

---

[1]) Hesse, Die Anfänge der B. M. in China. M. M. 1875, 97. — Die Entstehung der Basler Missionsgemeinde im Hakkalande, ebenda S. 225. — Schultze, Im Reich der Mitte. — Gutzmann, Auf chines. Missionspfaden, dreizehn Stationsbilder, Basel 1897. — Lörcher, Die Basler Mission in China. Basel 1882.

[2]) vgl. M. M. 1855, III, 5.

Hamberg und Lechler und, seit Mai 1852, der Badenser Philipp Winnes.[1]) Lechlers Versuch, unter den Hoklos im Osten der Provinz Kanton zu arbeiten, war freilich völlig gescheitert. Dafür hatte Hamberg von Tungso und Hongkong aus unter den Hakka einen Grund gelegt, darauf man weiter bauen konnte. Er hatte am 9. Februar 1851 in Hongkong einen Gottesdienst für Hakka eröffnet, dreißig bis sechzig Zuhörer kamen zu den Gottesdiensten und bis Ende jenes Jahres zählte seine Hakkagemeinde schon 60 Glieder, von denen erfreuliche Züge mitgeteilt wurden. Besondere Freude bereitete ihm eine Familie Kong aus dem nahen, im Sinonkreis auf dem Festland gelegenen Lilong; die Leute kamen aus freiem Antrieb nach Hongkong um sich taufen zu lassen. Elf Personen aus Lilong traten so über, ehe Hamberg auch nur dorthin gelangt war. Erst im Mai 1852 besuchte er den Ort und das nahe Pukak und mietete hier einige Lokalitäten für künftige Arbeit. Ein niederer Mandarin wollte den Umstand alsbald zu einem Erpressungsversuch mißbrauchen; aber ein Advokat aus Namtau legte ihm das Handwerk. Die drei Missionare hielten im Dezember 1852 eine Stationskonferenz in Hongkong ab, um über das zu beraten, was nun weiter geschehen solle. Sie hatten den Eindruck, daß der die chinesische Mission begleitende Segen unvergleichlich größer sei als die darauf verwendeten Kosten und Sorgen und baten das Komitee, „das Kreuz der chinesischen Mission noch ferner zu tragen." Trotz aller mißlichen Erfahrungen werde es möglich sein, ihrer Instruktion gemäß im Innern des Landes zu missionieren, nur könne man nicht für den Fortgang der Arbeit bürgen. Von den Mandarinen sei nichts zu fürchten, aber umso mehr von dem Diebsgesindel, das sich überall im Lande und an der Küste breit mache. Jedenfalls könne in Hongkong eine Station gegründet werden, doch lägen hier die sozialen und sittlichen Verhältnisse sehr ungünstig. Als ein unabweisbares Bedürfnis erklärten sie Missionsschulen; eine Gemeinde ohne Schule könne nicht bestehen, dazu sei die Ausbildung von Nationalgehilfen von der größten Wichtigkeit. Durch die Erfahrung belehrt, wollten sie ihre Kräfte nicht mehr zersplittern, sondern in möglichster Gemeinschaft unter den Hakkas arbeiten und sich dabei in Hongkong ein Rückzugsquartier offen halten.[2])

Dies letztere war umso notwendiger, als die Geschicke der Mission in China besonders stark von den politischen Verhältnissen beeinflußt wurden, und politische oder soziale Sturzwellen Mission und Missionare von heute auf morgen vom chinesischen Festland fortspülen konnten. Eine politische Aktion, der sogenannte Opiumkrieg, hatte 1842 die ersten fünf Vertragshäfen den Europäern geöffnet; außerhalb dieser Häfen waren

[1]) Dettinger, Zum Andenken an Ph. Winnes ꝛc. Basel 1874.
[2]) M. M. 1853, II, 25.

selbst die Missionare recht- und schutzlos, geschweige denn, daß eingeborene Christen oder Gemeinden geschützt worden wären. 1856 folgte ein zweiter Opiumkrieg, dem sich auch Frankreich anschloß, und bei dieser Gelegenheit wurde im Vertrage von Tientsin 1858 Religionsfreiheit für katholische und evangelische Christen erzwungen.[1]) Aber wenn nun auch die Missionare, die mit einem Paß versehen waren, für ihre Person geschützt blieben, so war es doch bis 1870 formell nicht sanktioniert worden, daß Gemeinden gebildet, Kapellen und Schulen errichtet wurden. Die Regierung hatte solches nur stillschweigend geduldet. Nur die katholische Mission hatte durch Frankreichs Vermittlung die Exemtion der katholischen Chinesen von der chinesischen Gerichtsbarkeit erlangt und sie für die eigene Jurisdiktion in Anspruch genommen: eine Ursache unaufhörlicher Irrungen und gerechten Unwillens bei den Chinesen. Es lag nun aber nahe, daß auch protestantische Missionare bei den Vertretern ihrer Heimatlande den Schutz nachsuchten, den Frankreich seinen katholischen Missionaren und ihren Schützlingen gewährte. Seit Deutschland seine europäische Machtstellung errungen, liehen die deutschen Vertreter auch der Basler Mission immer häufiger und immer erfolgreicher ihre Fürsprache und ihren diplomatischen Schutz und zuweilen suchte man diesen Schutz — wohl nicht ganz richtig — auch den chinesischen Christen zuzuwenden.

Nun waren freilich die öffentlichen und rechtlichen Zustände in China, auch in der Provinz Kanton derart, daß man es den Missionaren nicht verdenken konnte, wenn sie nach diesem immerhin nicht unbedenklichen Schutze griffen. Am meisten litt man doch unter den revolutionären Räuberbanden, die das Land unsicher machten, vor denen sich auch die Mandarinen fürchteten, und die nur noch von den Regierungstruppen an Zuchtlosigkeit übertroffen wurden. Furchtbare Mißwirtschaft drückte auf das Land und seine Bevölkerung, an dessen Mark das Opium und der Spielteufel zehrten. Die Hakkas, unter denen die Basler Brüder arbeiten wollten, waren meistens arm, ihr religiöses Interesse nicht sehr rege, ihre Religion im übrigen wesentlich Geisterfurcht und Ahnenkult aus materiellen Beweggründen. Die meisten waren Bauern und lebten sehr einfach, gegen Fremde in der Regel höflich und unzugänglich.[2])

---

[1]) Der Friedensvertrag von Tientsin. M. M. 1859, 201. — Die Forderungen der chinesischen Regierung. M. M. 1871, 374. 1872, 147.

[2]) Winnes, Mitteilungen über das Hakkaland. M. M. 1854, I, 127. — Lechler, Acht Vorträge über China, Basel 1864. — Lechler, Blicke in die Geschichte und Mission der Hakka. M. M. 1874, 49. — Schultze, Bilder aus dem Familienleben der Chinesen. M. M. 1890, 11. — Derselbe, Totenverehrung in China. M. M. 1887, 25. — Schaub, Die Geomantie, ein Bollwerk des chines. Heidentums. M. M. 1888, 83. — Vögtling, Grundbesitz und Ahnendienst in China. M. M. 1894, 444. — Ziegler, Zauberei und Wahrsagekunst in China. M. M. 1898, 17. — Schaub, Das Geistesleben der Chinesen im Spiegel ihrer drei Religionen. M. M. 1898, 229; auch als Traktat.

Es kam der Basler Mission in China sehr zu statten, daß sie relativ recht tüchtige Kräfte im Felde hatte und daß ihnen meist eine lange Arbeitszeit beschieden war. Dagegen war ihre Zahl immer sehr klein. 1850 waren es 2, ebenso 1860, zehn Jahre später erst 7 und 1880 endlich 14. Während unserer ganzen Periode stand Lechler draußen, eine zweimalige Erholungszeit in Europa abgerechnet. Bender, der noch in China wirkt, zog 1862 aus. Ebenfalls noch in der Arbeit stehen die Brüder Gußmann, Reusch, Ott, Schaub, Schaible, Morgenroth und Heinrich Ziegler, die 1869, 1872, 1873, 1874 und 1877 ausgezogen sind. Zwanzig Jahre lang war Piton chinesischer Missionar (1864 bis 1884), zehn Jahre lang W. Bellon (1864—1874). Durch Austritt aus der Arbeit verlor die Mission nach dreijährigem Dienst Missionar Eitel, der zur Londoner Mission überging und dann als Regierungsschulinspektor in Hongkong der Basler Mission viele Dienste erwies. Winnes mußte nach 13jähriger Arbeit (1852—1865) krank in die Heimat zurück und starb 1874. Ohne in die Arbeit überhaupt eingetreten zu sein, starben die Missionare Christian Martig (1861)[1] und Johann Ulrich Toggenburger (1866).[2] Am schmerzlichsten aber war der Verlust des einen Pioniers, Theodor Hamberg, schon im Mai 1854, nachdem kurz zuvor Lechlers erste Gattin nach bloß einmonatlicher Ehe in Hongkong begraben worden war. Hamberg, ein schöner Mann von edelm, liebenswürdig-gewinnendem Wesen, zugleich reich begabt, war in kurzer Zeit ein Meister in der Handhabung des Chinesischen geworden. Er beherrschte die Sprache wie nicht leicht ein zweiter in damaliger Zeit. Mit dem ihm angeborenen Takte wurde es ihm leicht, sich in die chinesischen Sitten zu finden und die in Sachen der Sitte und des Anstandes so empfindlichen Chinesen nicht zu verletzen. Ein lebendiger Zeuge des Evangeliums, war es ihm gegeben, auch in andern Leben zu wecken; er war der eigentliche Begründer der Mission unter den Hakka. Seine Gedanken über die rechte Missionsmethode führten ihn zu starker Betonung der kirchlichen und gemeindlichen Gestaltung des Missionsbetriebs, und es mag den andern zuweilen schwer geworden sein, ihn überall zu verstehen. Jedenfalls war die Trauer um ihn groß, und der Nachruf, den ihm Winnes widmete, erweckt die höchste Achtung vor diesem Manne.[3] Lechler bat, einen studierten Theologen als seinen Nachfolger zu senden, der zugleich einen medizinischen Kursus absolviert habe. Winnes und er wollten indessen „mit ihrer dürftigen Bildung" gerne den Weg bahnen und die Dornen ein wenig wegräumen; dann aber müßten tüchtigere Leute kommen, um das Feld wohl zu bestellen und ordentlich anzubauen.

---

[1] Zur Erinnerung an Christian Martig. M. M. 1863, 401.
[2] Nekrolog. H. B. 1866, 52.
[3] M. M. 1854, IV, 60. — H. B. 1854, 89.

Während die Taipingrebellion[1]) in Südchina ihre ersten unruhigen Lichter aufpflanzte und damit in vielen Abendländern die Hoffnung auf eine rasche und originale Evangelisation Chinas erweckte, wandten sich die Basler Brüder, die der Bewegung von Anfang an mißtrauten, im März 1853 nach dem Festlande, um in Pukak und Tungso die Hakkamission aufzunehmen. Hamberg sollte die Gemeinde in Pukak bedienen, Winnes sich des Unterrichtes annehmen und Lechler von Tungso aus die Reise- und Heidenpredigt betreiben. Tungso wurde indes seiner überaus räuberischen Umgebung wegen bald als Station aufgegeben. In Pukak hatte man sich bei dem Kaufmann Lin-ngi-pak gegen mäßige Entschädigung Wohnungen verschafft und suchte nun eine geordnete Stationsarbeit zu beginnen. Zu den mancherlei Anfangsschwierigkeiten, Räubereien, kleinlichen Plackereien mit gelegentlichen Verfolgungen kamen die Heimsuchungen, da Frau Lechler und Missionar Hamberg starben. Und für Hamberg kam kein Ersatz. Lechler und Winnes arbeiteten allein weiter, so gut es gehen wollte. Im März 1855 weihten sie in Lilong die erste Basler Missionskapelle im Inlande ein. Die Schüler verhalfen dem Gesange, den Winnes auf einer Harmonika begleitete, zu einiger Kraft; man besaß schon damals viele Lieder, die aber alle nach der einen Melodie: „Gott sei Dank in aller Welt" zu singen waren. Die kleine Gemeinde, deren Glieder meist in Lilong wohnten, wuchs an armen und schlichten Leuten, selbst Räuber traten über. Man müsse die Leute behext haben, oder dann werde es bald keinen Widerstand mehr geben, hieß es. Man taufte übrigens jeden, der die Predigt des Evangeliums gehört und seine Götzen weggeworfen hatte, wenn er nur ernstlich begehrte, sich an die christliche Gemeinde anzuschließen und seinen Glauben an Gott, sein Verlangen nach Vergebung bekundete. Dabei war man sich klar, daß „es den meisten noch am rechten Lebensodem fehlte und an dem rechten Lebensprinzip, der Liebe." Manchem kam man durch ärztliche Dienste nahe.[2])

Es ließ sich alles bei aller Aermlichkeit recht hoffnungsvoll an; man hatte etwa 80 Christen und 27 Schüler, als es infolge der Beschießung Kantons durch die Engländer im Jahr 1856 auch im Sinonkreis unruhig wurde und der Fremdenhaß in hellen Flammen auffloderte. Die chinesische Regierung setzte Preise auf die Köpfe der Fremden aus. Immer auf Erwerb bedachte Chinesen hofften auch in Pukak ein Geschäft zu machen, und so überfiel eine schlimme Bande im November jenes Jahres das Missionshaus. Da Lechler eben in Hongkong war, fanden sie nur Winnes vor und den Missionar Lobscheid, der als Gast bei ihm weilte. Lobscheid rettete sich durch einen verwegenen Sprung ins Freie und schlug sich nach

[1]) Die Taipings in China M. M. 1861, 281. — Hamberg, Aus dem Leben des chines. Insurgenten-Kaisers Hung-Shiu-tshen. M. M. 1854, I.

[2]) Lechler, Neueste Erfolge der Arbeit, J. B. 1855, 80. — Winnes, Einweihung der Kapelle, J. B. 1855, 82.

Hongkong durch. Der kränkliche Winnes aber fiel in die Hände der Spekulanten. Und als ihn tags darauf ein englisches Detachement von Hongkong her zu befreien kam, hatte er den Rädelsführern schon ein Lösegeld von 240 Dollars versprochen, und seine Ehrenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, sein — wie wohl erzwungenes — Versprechen zu brechen, natürlich zum unwilligen Befremden des englischen Offiziers.[1]) Anderes war schlimmer. Lechler und Winnes mußten sich nun für drei Jahre nach Hongkong zurückziehen und durften das Festland lange Zeit nicht mehr zu betreten wagen. Sie nahmen die Arbeit in Viktoria wieder auf, zogen auch ihre Schüler der Mehrzahl nach zu sich auf die britische Insel herüber und blieben durch sie und viele Besucher in Verbindung mit der kleinen, verlassenen Gemeinde. Winnes stand bald allein, da sich Lechler im Sommer 1858 nach Europa einschiffen mußte. Man sammelte die Hakka allsonntäglich in der Kapelle Dr. Legges von der Londoner Mission, gewann auch einige für den Taufunterricht, übte Seelsorge an Verbrechern und dachte endlich daran, in Hongkong ein eigenes Haus zu erwerben.

Mit mehr Freude als auf diese Arbeit sah Winnes auf die verwaiste Gemeinde in Pukak-Lilong. Trotz der schweren Zeit hielt sie fest zusammen, veranstaltete Gottesdienste und führte ein genaues Verzeichnis der Gottesdienstbesucher. Als Winnes im November 1858 zum erstenmal wieder einen Ausflug nach dem Festlande wagen konnte, fand er alles ruhig und still, die Leute eher freundlicher als vor Ausbruch des Krieges. Und wie er sich der Kapelle in Lilong näherte, liefen ihm die Christen entgegen; der alte Tschin-si-pak steltzte auf seiner Krücke daher, drückte ihm weinend die Hand und rief: „Ngo muk szu loi! Mein Hirte kommt!“ Allmählich konnte man daran denken, sich wieder inmitten des Gemeindleins niederzulassen. Da aber der Empfang in Lilong ebenso freundlich gewesen war als der in Pukak frostig, so beschloß Winnes, sich in Lilong eine Heimstätte zu erwerben. Das geschah im November 1859[2].) So wurde Lilong zur Hauptstation; sie sollte immer mehr der Mittelpunkt für die sich ausdehnende Arbeit im sogenannten Unterlande werden. Die Christen wohnten hauptsächlich in Lilong, Maham und Tschonghangkang, der Heimat des späteren Missionars Tschin Minsiu. Das Sonntagsopfer wurde eingeführt und ein Presbyterium von drei Männern bestellt. Leider wandelte sich die Stimmung der Heiden Lilongs, sobald sie merkten, daß sich Winnes bleibend bei ihnen niederließ. Auch vermochten sie den Uebertritt von Winnes Sprachlehrer Tai nicht zu verwinden. Der Gemeinde von 114 Christen bemächtigte sich unter diesen Umständen eine große Mutlosigkeit. Man machte allerlei Erfahrungen mit ihnen, selbst unter den Gehilfen befand sich mehr als einer „mit einem falschen chinesischen Grund und einem christlichen Stockwerk darüber.“ Auch jener Tai mußte

[1]) Der Ueberfall in Pukak ausführlich M. M. 1857, 145—168.

[2]) Kurze Stationsgeschichte H. B. 1866, 46. — Rückkehr nach Lilong J. B. 1859, 120.

wieder ausgeschlossen werden. Durch solche Ausschließungen und durch Auswanderung sank die Zahl der Gemeindeglieder bis auf 80. Nur die Schulen gediehen, zumal die Knabenanstalt, der sich Winnes mit großer Hingabe widmete, von 1862 an von Eitel unterstützt. Der Berner Martig dagegen hat nur die anschaulichsten Schilderungen von jenen Anfangsarbeiten geben können, zur Arbeit kam er nicht; schon 1862 beschloß er seinen verwunderlichen Lauf.[1]) 1865 mußte auch Winnes als ein kranker Mann in die Heimat zurück.

Die Leitung übernahm in Lilong der Württemberger Wilhelm Bellon, da Eitel noch im selben Jahr ausgeschieden war, und führte sie neun Jahre, von 1865 bis 1874, indem er sich besonders der Schulen annahm und das erste eigentliche Predigerseminar ins Leben rief. Die Gemeinde wuchs in der Zeit von 94 auf fast 360 Seelen, und zwar hauptsächlich seit Tschin Minsiu als eingeborener Missionar sich der Reisepredigt annahm. Aber im Zusammenhang mit der politischen Bewegung zu Beginn der siebziger Jahre wuchs auch der Fremdenhaß. Die Umgebung von Lilong geriet in große Aufregung. Und als man daran ging, auf der Station größere Bauten, besonders für das Predigerseminar zu unternehmen, brach die Feindschaft offen aus. Die Einmischung des deutschen Generalkonsuls erbitterte die Leute nur noch mehr. Der Haß kehrte sich gegen Bellon, so daß er sich mit seiner Familie 1872 durch schleunige Flucht nach Hongkong in Sicherheit bringen mußte. Man wollte die Fremden nicht länger dulden und machte sogar Miene, der eigenen Obrigkeit zu trotzen, die sich unter dem Druck des Konsulats der Mission annehmen mußte. Von April bis Oktober 1872 war die Station verlassen; die Stationsgebäude waren amtlich versiegelt. Nur auf ausdrückliche Weisung des Komitees kehrte dann Bellon nach Lilong zurück, doch nicht mehr auf lange: Der Chinesen und der Mission überdrüssig, kehrte er 1874 nach Europa zurück und trat aus der Mission aus.[2])

Nur allmählich legten sich die wilden Wellen der Feindschaft. Doch konnten die projektierten Bauten im Herbst 1874, wenn auch in bescheideneren Grenzen wieder aufgenommen werden und unter der verständigen Leitung Pitons (1874—1877) erholte sich die Station von den Stürmen. Bei vermehrtem Arbeiterpersonal wuchs auch die Gemeinde in erfreulicher Weise, so daß sie Ende 1878 fast 590 Glieder zählte und die eine Außenstation Khitschhung zur Hauptstation erhoben wurde, während es auch in Tschonghangkang und Umgebung vorwärts ging. Alle Christen erwarben sich ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts; nur ein einziger alter Mann wurde monatlich unterstützt. Heiden konnten freilich noch einwenden:

[1]) M. M. 1863, 464. Auch als Traktat.

[2]) Ueber Lilong J. B. 1863, 102. 1865, 114. 1868, 121. 1869, 129. 1870. 43. 1871, 43. — Bellon, Die Station Lilong im Verfolgungsjahr 1872, J. B. 1873, 30. — J. B. 1874, 36. 1875, 82. 1877, 108. 1878, 93. 1879, 75.

„Euere Botschaft ist gut, aber wir sind zu arm sie zu hören; wenn wir nicht immerfort arbeiten (auch am Sonntag), haben wir nichts zu essen."

Im April 1861 war Lechler mit einer jungen Frau aus Europa zurückgekehrt und machte Hongkong zu seiner bleibenden Station, um von diesem chinesischen Eingangs- und Ausgangsthor aus eine eifrige Reisethätigkeit zu entfalten und die in der Stadt noch vorhandene Hakkagemeinde zu pflegen und zu mehren. Seine Gattin begann in ihrem Hause eine bescheidene Mädchenanstalt, um den jungen Chinesenchristen christliche Frauen zu erziehen, da Heidenmädchen keinen Christen heiraten wollten. Das Haus war von Lechler auf dem von der englischen Regierung geschenkten Boden erbaut worden, hoch über dem östlichen Ende der Stadt Viktoria. Neben den Hütten der Hakkas nahm es sich wie ein besonders reinliches schwäbisches Pfarrhaus aus und winkte mit seinen grünen Läden den Ankommenden gar freundlich entgegen. Der Station mit der Mädchenanstalt schloß sich Schulhaus an, und trotz gefährdender Taifune vollendete man eine eigene Kapelle und weihte sie am 9. November 1867 ein. Arge Taifune beschädigten auch 1874 und 1878 die Station empfindlich. Dafür ermöglichte die Gabe eines Basler Freundes von 10 000 Fr. 1876 den Bau einer neuen Mädchenanstalt.[1])

Die Stationsgemeinde war, dem Charakter einer großen Handelsstadt entsprechend, von unbeständiger und teilweise recht fragwürdiger Art, obwohl es Lechler und seine Mitarbeiter an hingebender Pflege und Seelsorge nicht fehlen ließen. Von 33 Gliedern im Jahre 1859 stieg sie in zehn Jahren auf 132, in weiteren zehn auf 211. Sie verlor aber beständig viele durch Auswanderung. In den acht letzten Jahren unserer Periode taufte man durchschnittlich 13 Heiden, eine freilich kleine Zahl. Die meisten Gemeindeglieder wohnten eine Zeitlang in Saukiwan auf der Insel Hongkong. Später hatte man ihrer mehr in Viktoria selber, wo sie sich als Dienstboten und Tagelöhner im allgemeinen bewährten. Eine Anzahl der jungen Leute war auch bei der Polizei angestellt. Im Unterschied von den Gemeinden auf dem Festland gehörten hier aber viele Frauen ohne ihre Männer zur Gemeinde, während die Frauen dort, besonders im Oberland, nur spärlich vertreten waren. Freilich waren die Frauen in Hongkong nicht so mit Arbeit geplagt wie im Lande. Unter den Hongkonger Christen waren die Hakkas die ärmsten; bei gemeinsamen Zusammenkünften mußten sie sich von den Puntis der anderen Missionen etwas über die Achsel ansehen lassen; sie waren deshalb nicht die schlechteren Christen.

Von Hongkong aus unternahm Lechler mit seiner Frau weite Predigtreisen.[2]) Seiner Thätigkeit verdankten in der Folge die Stationen

[1]) Ueber Hongkong, J. B. 1868, 113. 1872, 134. 1874, 33. 1876, 119. 1877, 104. 1878, 90. 1879, 73.

[2]) Ueber Predigtreisen. J. B. 1864, 111. 1866, 29. 1868, 115. 117. 1869, 127. 1870, 40. 1871, 37. 41. 1872, 137. 1877, 110.

Khitschhung und Futschukpai ihre Entstehung; auch in den westlichen Teilen der Provinz, in Sinlen und Tschyang-yen, war er thätig, wo dann die Früchte seiner Arbeit der Berliner Mission zufielen. In Reisepredigt und Gemeindepflege unterstützte ihn der tüchtigste der eingeborenen Gehilfen, Litschin Kau, der Vater des eingeborenen Missionars Li-Schinen. Daneben nahm auch die Fürsorge für die Geschwister auf dem Festlande, für die auswandernden Christen und die Korrespondenz mit den Ausgewanderten Zeit und Kraft der Hongkonger Brüder und besonders die Lechlers in Anspruch. Am längsten teilte sich der Württemberger Jakob Lörcher mit ihm in die Stationsarbeit (1865—1877). — Von den beiden Stationen Lilong und Hongkong aus hatte man im sogenannten Unterlande bis zum Jahr 1879 in 12 Gemeindlein 800 Christen gesammelt und unterrichtete in 9 Schulen und Anstalten 212 Schüler. Die Basler Mission besaß aber damals noch zwei weitere Stationen im sogenannten Oberland mit einer Christenschar von 927 Seelen in 7 Gemeinden und in vier Schulen und Anstalten 154 Schüler. Wie war es zu dieser Mission im Oberland gekommen?

Unter den Mitgliedern von Gützlaffs chinesischem Verein war ein gewisser Tschong-a-hin gewesen, gewöhnlich Tschonghin geschrieben, der erst die allgemeine Heuchelei mitgemacht, dann aber — von einer besseren Regung erfaßt — sich Hamberg entdeckt und um die Taufe gebeten hatte. Er mußte sich eine Probezeit gefallen lassen, wurde aber im Herbst 1851 wirklich in die Gemeinde aufgenommen und als Predigtgehilfe beschäftigt. Winnes hielt ihn trotz offenkundiger Schwächen für einen aufrichtigen Mann. Er war nur wenig begabt; was er vorbrachte, war ohne Ordnung und Zusammenhang, doch immer frisch und lebendig. Er verstand es, seine Landsleute anzufassen und sie für das Christentum zu interessieren. So war er wohl zu gebrauchen.[1])

Dieser Tschonghin stammte aus dem elenden Bergdörflein Kautsai zwischen Tschongtshun und Nyenhangli in den Tschonglokbergen gelegen, viele Stunden landeinwärts, wo über das Gebirge zerstreut ein ziemlich armes Volk mit noch einfacheren Zuständen und Sitten als im Unterlande lebte. Als ein Tagedieb hatte er zu Anfang der vierziger Jahre seine Heimat verlassen und seine Leute hatten ihm noch Geld gegeben, nur damit er sich aus dem Staube mache. Nun verlangte es ihn, seinen Stammesgenossen im Tschonglokkreise die neue Lehre zu bringen und sich als einen gemachten Mann unter ihnen zu zeigen. So trat er denn 1852 seine erste Reise nach dem Oberlande an und erschien dort als ein ganz neuer Mensch. Es gelang ihm auch, zwei seiner Verwandten für das Christentum zu gewinnen und sie als sichtbare Frucht seiner Reise mit nach Hongkong zu bringen; sie wurden als die Erstlinge Tschongloks

[1]) Tschonghin, der Begründer der Tschonglokgemeinden (Nekrolog). H. B. 1880, 83.

1853 getauft. Tschonghins Berichte bestimmten die Missionare, ihn mit Bibeln und Traktaten zu versehen und aufs neue in seine Heimat zu entsenden. Es war nicht umsonst. Bald begann es sich da und dort auf den Bergen zu regen. Von Tschamhang kam Tschi-si-pak mit seinem vierzehnjährigen Sohn zu Lechler ins Unterland mit der Bitte um genaue Unterweisung im Christentum. In Pukak wurden Vater und Sohn getauft. Der Sohn blieb, um unter Winnes zum Gehilfen ausgebildet zu werden. Im Oberlande thaten sich immer neue Thüren auf. Die Erweckten scharten sich um die Bibel und beteten gemeinsam. Politische Unruhen hatten die Gemüter tief bewegt. Man stand unter dem Eindruck, ein Neues bahne sich an. Ein Ausbruch revolutionärer Elemente in Tschonglok vom Jahr 1856 hatte einen religiösen Anstrich. Der Rebellenführer schrieb den Namen des Himmelsgottes Schangti auf seine Fahne, seine Horden zerstörten die Götzen samt ihren Tempeln und Altären. Einige der Erweckten hatten wegen ihrer Vertrauensseligkeit von diesen Banden viel zu leiden, erlebten aber auch manch wunderbare Durchhilfe, die sie im neuen Glauben bestärkte. Die Zahl der Gottesverehrer wuchs noch immer. Mancher, der nachher als Kirchenältester eine Stütze der Oberländergemeinden ward, schrieb den Anfang seiner inneren und äußeren Umkehr von jener bewegten Zeit her.[1])

Im selben Jahr, da Winnes Pukak räumen mußte, ließ sich Tschonghin ganz in seiner Heimat nieder. In Tschongtschun, einem lieblichen Hochthal, erwarb er ein dreistöckiges, massiv gebautes Haus um 53 Dollars, wovon die Mission zehn beigesteuert hatte; die Geomanten hatten das Haus wegen unglückbringender Lage in Verruf gebracht. Die auf 200 Glieder angewachsene Gemeinschaft der Gottesverehrer, die sich nicht mehr um das Fungschui, um die Wind- und Wasserlehre und ihre Wirkung kümmerte, besaß so seit 1856 einen festen Mittelpunkt. Hier fanden sie sich allsonntäglich ein aus ihren Dörfern Tschamhang, Nyenhangli, Laitham, Schakmaha, Konghtheu, Kautsai. Die wenigsten waren getauft. Die Erfolge aber und das reichliche Geld, das die Missionare Tschonghin wegen der weiten Entfernung auf ein Jahr voraus anvertraut hatten, wurden ihm gefährlich. Er fing an, das Geld gegen die in China gebräuchlichen hohen Wucherzinse auszuleihen und sich zu bereichern. Er ließ sich ein politisches Aeltestenamt übertragen. Und da ihm sein Sohn starb und er keine Aussicht auf weitere Nachkommen hatte, nahm er im Herbst 1859 eine Nebenfrau, verheimlichte aber diesen Schritt vor den Missionaren und ließ überhaupt lange nichts mehr von sich hören. Bei den Erweckten berief er sich auf das Vorbild Abrahams

[1]) Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge, Traktat. — J. B. 1856, 110. Tschonghins Reise nach Tschonglok, Aug.—Dez. 1855. — Lai Hinlyams Selbstbiographie, Traktat. — Tschong Fukmin und sein Vater, H. B. 1890, 4. — Wie Tschong-Yunfa zum Glauben kam. H. B. 1893, 66.

und Davids. Und wenn auch etliche Gottesverehrer Zweifel hegten, so wagten sie es doch nicht, sie laut werden zu lassen. Erst als Tschi-si-paks Sohn Angi 1860 nach Tschonglok zurückkehrte, wurde Tschonghins Vorgehen als Sünde aufgedeckt. Er selbst fühlte sich in seinem Gewissen gestraft und wurde lau im Evangelisieren. Weltliche Geschäfte, die ihm als Stammesältesten zufielen, raubten ihm viel Zeit. Sein Rückgang hatte auch auf viele Erweckte einen schlimmen Einfluß; ihrer sechzig fielen ins Heidentum zurück.

Die Zeit war wild bewegt, die Taipingrebellion war auf ihrem Höhepunkt angekommen. Das Land war unsicherer als je. Dennoch fand Winnes den Mut, im Frühjahr 1862, obwohl alles Schutzes bar, die keineswegs gefahrlose Reise nach dem Innern zu unternehmen.[1]) Die Nachrichten, die Tschi-si-pak, der nun als Kolporteur der britischen Bibelgesellschaft reiste, von den Mißständen unter den Erweckten in Tschonglok gebracht hatte, ließen ihm keine Ruhe mehr. Der Berliner Missionar Hanspach begleitete ihn. Nach zehntägiger Reise langten sie in Tschongtshun an. Die Freude der Erweckten war groß. Winnes begann sofort mit dem Taufunterricht. Aus 16 Dörfern konnte er 70 Erwachsene und 30 Kinder taufen; auch das h. Abendmahl feierte er im Kreise dieses Gemeindleins. Tschonghin durfte nicht teilnehmen. Er wurde seines Katechistenstandes entsetzt und hernach vom Komitee in Basel aus der Gemeinde ausgeschlossen. Mit der Pflege der Getauften und Erweckten betraute Winnes vorläufig vier der tüchtigsten Christen. Es währte nicht lange, so brachen allerlei Verfolgungen über das kleine Christenhäuflein in den Bergen herein. In drei Dörfern wurden sie fast aller ihrer Habe beraubt. Ein Dorfältester forderte laut zur Ausrottung der Teufelslehre auf. Die Obrigkeit ließ es geschehen, daß Christen in ihrer Gegenwart schimpflich behandelt wurden, so daß die Feinde immer übermütiger wurden, und sich ein Teil der Christen in das stillere Tschongtshun rettete.

Der Ausbreitung des Evangeliums thaten diese Verfolgungen keinen allzugroßen Eintrag. Die Engländer und christlichen Chinesen in Hongkong nahmen sich auch der Geschädigten freundlich an und unterstützten sie mit 400 Dollars. Das meiste aber zur Stärkung der Gemeinde und zur Abkühlung der Feinde vermochte eine Besuchsreise Lechlers.[2]) Schon hatte man zwei Katechisten in Tschonglok stationiert, als Lechler am 25. September 1863 aufbrach, versehen mit einem vom Vice-König in Kanton gestempelten Paß, um nach den Christen im Oberlande zu sehen. Der Militärmandarin von Tungsimpa begleitete ihn in eigener Person nach Tschonglok. Von den Christen war keiner abgefallen in den Drangsalszeiten. Lechler besuchte sie alle in ihren Dörfern. Wo er gerade weilte, ver-

[1]) Winnes ausführlicher Reisebericht H. B. 1863, 13. 47. 72. 149.
[2]) Lechlers Reisebericht H. B. 1864, 66. 83.

sammelten sich die nächsten. Ueberall wurden Bibel- und Betstunden abgehalten und reichlich den Heiden gepredigt. An den beiden Mittelpunkten Tschongtshun und Nyenhangli taufte er zusammen 38 Heiden und feierte das h. Abendmahl mit den Christen. Dazu konnte er Tschonghin wieder in die Gemeinde aufnehmen. Ein treuer Missionsfreund im Badischen hatte, seit er von Tschonghins Fall gelesen, nicht aufgehört für ihn zu beten. Nun konnte er zu seinem Seelsorger laufen und ihm die Freudenbotschaft verkünden: „ich hab' ihn, ich hab' ihn!“[1])

Nun war Zeit und Möglichkeit gekommen, auch europäische Missionare bleibend im Oberlande zu stationieren. Heinrich Bender aus Baden und Charles Piton aus Straßburg waren vom Komitee hiezu ausersehen. Bender konnte schon 1864 in Tschongtshun aufziehen, wogegen Piton durch Paßgeschichten lange zurückgehalten wurde und erst ein Jahr darauf in den Bergen eintraf. Hier hatte ein neuer Mandarin unter dem Räubervolk einigermaßen Ordnung geschaffen, auch gestaltete sich die allgemeine politische Lage seit Nankings Fall günstiger, obwohl man die Nachwehen der Taipingrebellion noch genügend zu verspüren bekam. Bender richtete sich in dem von Tschonghin gekauften Hause ein, und es begann eine Zeit echten Missionslebens. Als Baumeister, Heidenprediger und Seelsorger hatte er beide Hände voll zu thun, dazu mußten die ersten schwachen Anfänge, die man mit Schulen gemacht hatte, gepflegt und weitergeführt werden. Er richtete Katechismuskurse ein, um die Christen in der Erkenntnis zu fördern und predigte an den Sonntagen abwechselnd in Tschongtshun und Nyenhangli. Die chinesischen Lehrer mußte man in die Unterrichtsmethode einschulen, daneben war man auch als Arzt gesucht, zwischenhinein wohl auch selber Patient. Raubgesindel von außen und allerlei Defekte in der Gemeinde bereiteten viele Not, auch regnete es reichlich Drohungen. So war Pitons Ankunft eigentliches Labsal. Freilich war seines Bleibens nicht lange; sobald er die Sprache einigermaßen beherrschte, siedelte er nach Nyenhangli über in dem südlichen Sprengel des Oberlandes und begründete auf stiller abgelegener Höhe 1866 die vierte Station der Basler Mission in China, die bedeutendste.

Von Tschongtshun und Nyenhangli aus wurde die Mission im Oberlande nach außen und innen mit Eifer und Umsicht betrieben. Neben die Schulen traten bald zwei Erziehungsanstalten, in Tschongtshun eine für Mädchen, in Nyenhangli eine für Knaben. Und indem die Mittelschule 1873 von Lilong hieher übersiedelte, erhielt der Distrikt auch eine höhere Schulanstalt. Die Gemeinde bestand hier noch mehr als im Unterland aus armen Leuten, ihr inneres Leben war noch sehr unentwickelt. Zuweilen mußten Christen wegen grober Sünden, auch wegen Roheit und Rachsucht ausgeschlossen werden. Aber aus der Erweckungszeit besaßen

[1]) F. B. 1893, 82.

die Gemeinden hervorragende, gediegene Christen, rechte Schüler der h. Schrift, die durch ihr Dasein bewiesen, daß jene Bewegung nicht aus rein menschlichen Faktoren zu erklären war. Es fehlte aber den Gemeinden an Frauen, die hier besonders versunken erschienen. Nach außen zeigte sich mehr Wachstum als nach innen. Die Gemeinden des Oberlandes wuchsen von 100 Seelen im Jahr 1862 auf 275 im Jahr 1870, und von da an in raschem Tempo auf 546 im Jahr 1875 und 1222 im Jahr 1880. Dabei dehnte sich die Gemeinde auch räumlich sehr weit aus. Von Tschongtshun drang man zunächst westlich über den Bergrücken in den Lyungtschonkreis vor.[1]) Es waren nachmalige Kirchenälteste, der Arzt Tschungmu und der Kolporteur Yunfa, die durch ihren Beruf in viele Häuser kamen und so das Christentum verbreiteten. Schon am Pfingstfest 1867 taufte Bender Wong-Nyimon von Schonhang als Erstling aus diesem Kreise. Andere folgten nach. Von der Hauptstation aus machte man fleißig Besuche über den Bergen. Trotz mancherlei Plackereien, trotz der schnell sich verbreitenden Kunde vom Tientsiner Blutbad im Juni 1870, wo der Pöbel in einem Aufruhr gegen die Franzosen französische Priester und barmherzige Schwestern, auch Angehörige der französischen und russischen Konsulate ermordet hatte, trotz dem von Fatsan bei Kanton ausgesprengten Lügengerücht, die Fremden vergifteten die Brunnen mit dem „Geisterpulver", nahm das Werk in jener Gegend einen gesegneten Fortgang. Zwar mußte im Jahr 1872 der in dem Hause eines Christen wohnende Evangelist Kwethi mit den Christen einem Verfolgungssturme weichen, doch gelang es ihnen im Sommer 1873 in Pokschakha ein Haus zu erwerben, das dem Gehilfen als Wohnung, den Christen als Kapelle dienen konnte. Pokschakha lag etwa drei Stunden westlich von Tschongtshun am Quellbache des Tschonglokflusses, am südlichen Ende eines reichbevölkerten Thales, das sich sechs bis acht Stunden nach Norden erstreckt. Durch einen Beitrag des Komitees konnte das Gemeindehaus zu einer eigentlichen Kapelle umgebaut werden.

Und wie im Lyungtschonkreise so faßte das Christentum besonders von Nyenhangli aus auch da Fuß, wo später die Hauptstationen Hoschuwan, Hinnen, Kayintschu und Moilim entstanden, während zuerst von Hongkong aus in der Mitte zwischen Unter- und Oberland in Futschukpai ein Gemeindlein gesammelt und dann von einem eigenen Katechisten bedient wurde. Im ausgedehnten Stationsgebiet von Nyenhangli regte es sich besonders um die Mitte der siebziger Jahre. „Von den Tschonglokbergen ist eine Freudenbotschaft eingelaufen wie seit Beginn der Mission dort nicht mehr", hieß es im Jahresbericht

[1]) Ueber die Mission im Lyungtschonkreis H. B. 1837, 165. 1868, 15. 24. 83. J. B. 1868, 123. 1871, 46. 1872, 139. H. B. 1873, 20. 49. 59. J. B. 1873, 32. H. B. 1874, 27. J. B. 1874, 41. H. B. 1875, 12. J. B. 1877, 112. J. B. 1878, 97.

von 1876. Die Station, die sonst immer zwischen 25—30 Heidentaufen im Jahr aufgewiesen hatte, konnte diesmal von 180 berichten, das Jahr darauf von 79, dann von 93. Am Trinitatisfest 1876 waren allein 80 Heiden getauft worden. Besonders in Tschamhang erfolgten viele Uebertritte. Das Christentum genoß einen guten Ruf, und mancherlei Leiden, Habsucht und Ungerechtigkeit der Beamten und anderes Elend wirkte mit. Aber auch von weit her kamen Leute nach der Station und verlangten nach Lehrern, zum Teil aus Ortschaften, die weder ein Missionar noch ein Katechist je betreten hatte. Am 23. Dezember 1877 weihte man wie zum Zeichen der wachsenden Gemeinde eine schöne und geräumige Kapelle zu oberst auf dem Stationshügel ein; sie war ganz aus den Mitteln der chinesischen Christen erbaut. An der so erfolgreichen Arbeit im Oberlande waren außer Bender und Piton und den jüngeren Brüdern Gustav Gußmann aus Württemberg und dem Zürcher Rudolf Ott auch der aus dem Unterland stammende eingeborene Missionar Kong Fatlin Ayun beteiligt. Ihre vereinten Bemühungen waren von reichem Erfolg und Segen gekrönt worden.[1])

Auf vier Hauptstationen und siebzehn Außenplätzen hatten die Basler Brüder, unterstützt von zuletzt zwanzig eingeborenen Gehilfen über 1800 Christen gesammelt. Die meisten davon waren arm; besonders im Oberlande vorzugsweise Männer. Hier setzten die Frauen ihren übertretenden Männern zuweilen die größten Hindernisse entgegen; sie konnten sich weigern zu kochen oder auf dem Felde zu arbeiten. Man hört sogar von Weibern, die ihre Kinder nicht mehr stillen wollten, weil der Mann Christ geworden sei. Die Christenfrauen rekrutierten sich demgemäß hauptsächlich aus den Mädchenanstalten in Hongkong und Tschongtschun. Dafür zeigten sich die Männer vielfach eifrig, die neue Lehre auszubreiten und ihr neue Anhänger zu gewinnen, zunächst natürlich unter ihren Familien- und Stammesgenossen, aber auch in weiteren Kreisen. Die hohe soziale Bedeutung, die in China dem Stammesverband eignet, wurde bald zu einem Hindernis, bald zu einer Förderung der Mission; denn wie sich die angesehensten Stammesglieder entschieden, war oft für manche Stammesgenossen vorbildlich. Von dem Missionssinn ihrer chinesischen Christen erlebten die Missionare viele ermutigende Beispiele. Viele Taufbewerber hatten das Evangelium zuerst durch Verwandte oder Berufsgenossen, durch Aerzte, Händler und Hausierer gehört. Dieser Missionssinn erwies sich immer mehr als ein besonderes Kennzeichen chinesischer Christen.

Dabei war der Stand ihrer Erkenntnis und ihres geistlichen Lebens meist durchaus nicht hoch. Daß die Chinesen geborene Rationalisten und Materialisten sind, verleugneten sie auch als Christen nicht.

[1]) Ueber Nyenhangli und die Bewegung J. B. 1874, 43. 1875, 89. 1876, 124. 1877, 115. 1878, 99. 1879, 80. — Die neue Kapelle in Nyenhangli H. B. 1878, 46.

Die an den heimatlichen Pietismus gewöhnten Missionare litten oft schwer unter Wahrnehmungen derart, und manch einer zweifelte, ob sich ein Chinese auch wahrhaft bekehren könne. Wie griff es Lechler doch an, als er seinen Sprachlehrer zu einem Taufbewerber sagen hörte: „Hör' Pit-yin, was hältst du eigentlich jetzt von der christlichen Religion? — O, ich bekümmere mich nicht eben viel darum; aber sie bietet doch gute Gelegenheit, etwas dabei zu verdienen. — Ja, ja, antwortete der Magister, so ist's." Winnes klagte einmal von Hongkong aus: „Ich würde gerne die Bekehrungsgeschichte der Einzelnen mitteilen; aber es tritt so wenig Individuelles, Eigentümliches und Ursprüngliches in den Uebertritten der Chinesen hervor. Es herrscht eine solche Gleichförmigkeit, Eintönigkeit und Mattheit in dem chinesisch-christlichen Wesen, daß einem das Herz dabei ermüdet. Hat man die Geschichte eines Einzigen gehört, so hat man den Typus aller." Die Berichte sprechen von durch und durch mechanischer Auffassung und Aneignung des Christentums, wobei man sich leicht mit dem Schein christlichen Wesens begnügte. Doch treten uns auch Gestalten entgegen, die nicht nur in langen Jahren durch ihre Festigkeit und Treue den Missionaren zum Trost gereichten, sondern die auch um des Evangeliums willen nicht geringe Leiden auf sich nahmen.[1]) Im ganzen war es aber kein eben lebendiges Christentum, das sich in diesen Gemeinden offenbarte; aber das Zeugnis, das 1875 der in Tschong-tshun erteilt wurde, mag auch für die andern zugetroffen haben: am biblischen Maßstab gemessen, fehle ihr noch sehr viel; vergleiche man sie aber mit den Gemeinden in der Heimat, so falle der Vergleich zu Gunsten der chinesischen aus, wo alle Glieder zur Kirche gehen und Unzuchtsünden selten seien.

Dem Aufkommen einer christlichen Sitte und eines geordneten Gemeindelebens war es hinderlich, daß die Christen in den meisten Fällen im Verband ihres Berufes und ihrer Familien blieben, auch wenn sie zunächst viel von ihnen zu leiden bekamen.[2]) Es entstanden so in China nirgends Christendörfer, die denen auf Balmattha, in Tschombala oder Kodakal, Abokobi oder Date zu vergleichen wären. Der Volks- und Familienverband wurde in China durch die Taufe nicht zerrissen. Das war für die Ausbreitung des Evangeliums unstreitig ein großer Vorteil und im Blick auf das Endziel der Mission, Christianisierung der Völker, zu begrüßen; es erschwerte aber die Durchführung einer christlichen Gemeindeordnung in hohem Maße. Eine solche wurde denn auch erst 1874 offiziell eingeführt und nur allmählich, etwa seit 1870 war es deutlich

[1]) Litschin Kaus Lebensgeschichte H. B. 1868, 75. — Lotsya-pak von Futschukpai H. B. 1875, 37. M. K. 1896, 53. — Lyong-Khimin H. B. 1884, 77. — Schaub, Die Großmutter von Lilong ꝛc. H. B. 1878, 73.

[2]) Wo wohnen unsere chinesischen Christen? J. B. 1895, 14. — Besondere Versuchungen für unsere Christen H. B. 1895, 28.

geworden, welche eigentümlichen Schwierigkeiten sich bei den Chinesen der Uebersetzung des Christentums ins praktische tägliche Leben entgegenstellten. Die Heiden wollten die Christen von keinerlei ererbten Gewohnheiten dispensieren. So forderten die in Lilong von den Gemeindegliedern lange Zeit nach wie vor die Beiträge an ihr Heidenfest Ta-tsyau, ein Fest zu Gunsten der abgeschiedenen Geister, und schrieben ihre Namen in die Teilnehmerliste, die dem Götzen in die Hand gegeben wurde. Immer wieder hört man, wie schwer es halte, die Christen von heidnischen Opfermahlzeiten loszukriegen, denn diese Mahlzeiten hatten immer auch sozialen Charakter.[1]) Eine rechte Sonntagsfeier durchzuführen, wollte auch nicht gelingen. Die chinesischen Christen wußten kaum, was mit ihren Sonntagsstunden anfangen, wenn sie nicht aufs Feld gingen.

Die größten Schwierigkeiten fanden sich auf dem Gebiet der Eheschließung und der damit verbundenen Unsitte der Kinderverlobung, die im Grunde ein Kinderverkauf war, wobei sich die Eltern zugleich der Pflicht, ihre Mädchen zu erziehen, entschlugen.[2]) Die Leitung in Basel verlangte ein ziemlich rigoroses Verfahren und wollte die Kinderverlobung in keiner Weise dulden. Die Missionare konnten so scharf nicht durchfahren. Eine genauere Regelung erfuhr dieser Punkt übrigens erst in der folgenden Periode. 1870 fand in Nyenhangli die erste christliche Trauung statt. Piton hatte dazu einen besonderen Ehevertrag aufgesetzt, den man nachlesen mag, um zu erkennen, mit welchen Vorstellungen hier zu ringen war.[3]) Die Tschongloker hatten ein Sprichwort: „Brüder sind wie Hände und Füße; ist eines dieser Glieder verloren, so ist es nicht mehr zu ersetzen. Ein Weib aber ist wie ein Kleidungsstück; ist eins unbrauchbar geworden, so wirft man es weg und nimmt ein neues". Was wollte es in dem „Lande der Humanität" doch heißen, daß aus den Gemeinden der Mädchenmord und das Lebendigbegraben verbannt blieb! Was wollte es heißen, in Leuten, die unter solchen Gräueln aufgewachsen waren, einen Geist der Liebe und des Erbarmens zu pflanzen! Dies allein schon bedeutet einen vollen Erfolg der Mission in dem Land ohne Liebe.

Zu einer kirchlichen Organisation legte man in dieser Periode nur einen ersten Grund, indem man Presbyterien zu bilden suchte, wobei man zuweilen zu Frauenältesten Zuflucht nahm; doch sah man, zumal im Oberland, ganz ehrwürdige Aelteste den Missionaren als deren „Ohren und Augen" in wertvoller Weise dienen. Weiter kam man mit kirchlichen Ordnungen nicht. Dagegen leitete man die chinesischen Christen frühe dazu an, für die Bedürfnisse der Mission beizusteuern. Die Kirchen- und Armenfonds der chinesischen Gemeinden betrugen am 1. Januar 1879

[1]) Piton, die heidnischen Mahlzeiten und das Verhalten der Christen. H. B. 1868, 25. — vgl. H. B. 1899, 88.

[2]) Piton, Die Lage des weibl. Geschlechts. H. B. 1867, 50.

[3]) J. B. 1871, 48.

mehr als die der afrikanischen, obwohl es dort in 22 Gemeinden solche gab, in China nur in 13, und die Chinesen im Durchschnitt viel ärmer waren als die Neger. Auch Schul- und Kostgelder wurden in China verhältnismäßig früher gefordert als auf den andern Missionsgebieten, und 1878 wurde auch hier die Kirchensteuer eingeführt wie zugleich in Indien und auf der Goldküste, obwohl die chinesische Mission viel jünger war als die beiden andern. So suchte man, seit Gützlaffs Bahnen waren verlassen worden, in folgerichtiger und geduldiger Arbeit in China christliche Gemeinden zu sammeln und sie zur Selbständigkeit zu erziehen, damit sie bestehen könnten, auch wenn einmal die politischen Verhältnisse die europäischen Missionare für längere Zeit oder für immer vom chinesischen Festlande verbannen würden.

Daß in China auch das Schulwesen und die Litteratur zu Organen der Mission zu machen seien, diese Erkenntnis hatte sich schon Hamberg aufgedrängt. Litterarische Mission war die in China ursprüngliche Art, das Evangelium unter die Chinesen zu tragen; dazu fühlten sich indes die Basler Missionare nicht in erster Linie berufen. Desto mehr Gewicht legten sie auf die Schulthätigkeit, obwohl auch hier eigentümliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, größere als in Indien oder auf der Goldküste.[1])

Hatte man in Afrika, was das Schulwesen anbetraf, vollkommen tabula rasa vorgefunden, war in Indien das, wenn auch nicht ausgesprochen christliche, doch immerhin dem christlichen Abendland entwachsene englische Bildungsideal auch für die Gestaltung des Missionsschulwesen vorbildlich gewesen, so sah man sich in China von Anfang an einem altchinesischen Bildungsideal gegenüber und einem Schulwesen, das diesem aufs engste angepaßt war.[2]) Dies Ideal war und ist der Gelehrte. Je gelehrter einer ist, desto höher steht er nicht bloß in seiner eigenen Meinung, sondern auch in der Achtung des Volkes. Wer die höchsten Examina bestanden hat, ist der gefeiertste, und die Examina sind allen zugänglich; nur die Frauen sind von aller Schulung ausgeschlossen. Auch ununterrichtete Leute haben großen Respekt vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit und verneigen sich schon vor einem „blühenden Talent" tief zur Erde. Damit hängt zusammen, daß man es in den chinesischen Schulen darauf anlegt, die Leute der Gelehrsamkeit entgegen zuführen. Dabei ist ihre Wissenschaft die reine Scholastik. Auf Kenntnis der Wirklichkeit ist es gar nicht abgesehen noch auf irgend welche Realien. Es handelt sich nur um das Lesen und Auswendiglernen möglichst vieler Schriftsteller und um Fertigkeit im klassischen Bücherstil. Das „Dreizeichenbuch", die „vier Bücher" und die „fünf Bücher" sind von alters

[1]) Ueber die Missionsschulen J. B. 1856, 114. 1866, 34. 1870, 50. 1875, 91. 1877, 117. 1878, 91. 93.

[2]) Vgl. Oehlers Ausführungen J. B. 1889, 52.

her die chinesischen Schulbücher. Im weiteren hat die Eigentümlichkeit der chinesischen Sprache das Schulsystem beeinflußt.[1]) Für jede Vorstellung existiert ein Schriftzeichen, das in den verschiedenen Provinzen nach Dialekten verschieden ausgesprochen wird. Man muß also in den Schulen fast die ganze Kraft auf das Erlernen dieser Zeichen verwenden. In den ersten Schuljahren wird fast gar nichts anderes getrieben, als rein mechanisches Auswendiglernen, ohne daß irgend etwas erklärt würde. Die Umgangssprache, also in diesem Fall der Hakkadialekt, wurde gar nicht geschrieben, nur gesprochen. Die chinesische Schriftsprache wußte aber nur ein kleiner Bruchteil dieses armen Volkes zu lesen oder zu schreiben.

Wie weit sollte sich die Mission diesem chinesischen Bildungs- und Schulwesen anpassen? Selbstverständlich konnte dies Ideal nicht das der Mission sein. Der Missionar mußte doch die christliche Erziehung in den Mittelpunkt stellen; er wollte nicht Gelehrte, sondern Christen heranbilden. Man mußte also einen großen Teil der Schulzeit für den christlichen Unterricht in Anspruch nehmen und fand keinen Raum, die chinesische Zeichenschrift gründlich zu erlernen. Man sah sich nach einem Mittel um, das Chinesische mit unsern Buchstaben zu schreiben, und fand ein solches in der sogenannten Lepsius'schen Schrift, welche die lateinischen Buchstaben für das Chinesische verwendet. Diese Schreibweise erwies sich bald als ein schätzenswertes Hilfsmittel für den Unterricht in Missionsschulen. Die Kinder lernten in einem Jahr lesen und schreiben. Selbst weniger Begabten wurde es möglich, das neue Testament lesen zu lernen, was bei der Zeichenschrift und dem Zeichenstil nie möglich gewesen wäre. Auch für das Rechnen erwies sich die Lepsius-Schrift als große Erleichterung. Die Basler Missionsleitung unter Josenhans wies ihre Missionare sofort an, sich in den Schulen und bei der Abfassung der nötigen Litteratur für Kirche, Schule und Haus dieser Schrift zu bedienen. Die Zeichenschrift erschien Josenhans als eine spezifisch heidnische Schrift. Mit dem Zeichensystem hänge eine Lehrmethode zusammen, die dem christlich-abendländischen Geist widerspreche. Er hoffte, die Chinesen seien so verständig und lernbegierig, daß sie selbst immer mehr die Vortrefflichkeit der neuen Methode einsehen und sich von den Fesseln des Zeichensystems befreien würden. Die Brüder aber sahen deutlich ein, daß es nicht angehe, die Zeichenschrift einfach zu ignorieren. Das gebildete China dachte und schrieb nun einmal in diesem allerdings sehr komplizierten System, seine klassische Litteratur war darin niedergelegt, seine Regierung schrieb ihre Erlasse in Zeichen. Es wäre also einer völligen Loslösung vom nationalen Verbande gleichgekommen, hätte man die Zeichen aus den Missionsschulen verbannt. Heidenkinder hätten eine solche Missionsschule niemals besucht; denn eine Schule ohne Unterricht in der Zeichenschrift war nun einmal für chinesische

[1]) Schaub, Die chinesische Sprache und Schrift, M. M. 1898, 408. — J. B 1856, 114. 1863, 102. 1865, 115.

Begriffe keine Schule. Was kümmerte sich ein Chinese um europäisches Rechnen und Geometrie, was um Geographie und Geschichte! Wenn er nicht in den Klassikern seines Volkes beschlagen war, so galt er eben in den Augen seines Volkes als ungebildet, und wenn er die abendländische Bildung sich in ihrem vollen Umfange angeeignet hätte.

Man sah sich also genötigt, ein gemischtes Verfahren in den Missionsschulen zu beobachten. Man erteilte Unterricht in Hakka mit Lepsiusschrift und solchen in der Zeichenschrift. Und durch die ganze Periode zogen sich Verhandlungen hin über das mehr oder weniger von Zeichenschrift in den Missionsschulen. Josenhans wollte sie so viel als möglich beschränken. In einem ausführlichen Schreiben legte er 1870 die Grundsätze des Komitees dar.[1]) Von den Brüdern draußen stand der Schulmann Bellon ganz auf seiner Seite. Josenhans meinte, er habe auch nicht alle deutschen Klassiker durchgelesen und könne doch als ordentlich gebildet gelten, verstehe auch sein Deutsch zu schreiben; so werde es auch nicht nötig sein, daß ein Chinese alle seine Klassiker gelesen habe, um als gebildet zu gelten. Josenhans gestand also nur ein Minimum von Zeichenschrift zu. Aber die Zustände draußen waren mächtiger als die Theorie der Heimat. Die fortgehenden Reklamationen der chinesischen Schulbrüder nötigten das Komitee, im Sommer 1877 aufs neue auf die so oft erwogene Sprachen- und Schulfrage einzugehen, und den chinesisch-nationalen Forderungen etwas größere Zugeständnisse zu machen.[2]) Man gestattete den Brüdern, alle in Lepsiusschrift vorhandenen Bücher auch in Zeichen herauszugeben, so weit es die Mittel erlaubten, damit diese Litteratur auch zu den Heiden den Weg finde, obwohl die Missionsschule und Litteratur zunächst nicht die Heiden, sondern die aus ihnen gewonnenen Christen im Auge habe, und ihnen die selbständige Aneignung der christlichen Heilslehre aus der Schrift ermöglichen müsse, was durch die Lepsiusschrift besser geschehe. Die eigentliche Missionsarbeit sei bis jetzt hauptsächlich durch die mündliche Verkündigung erfolgt, auch fehle es von anderer Seite nicht an christlichen Büchern in Zeichenschrift, die für Heiden berechnet seien. Die Aufgabe der Basler Mission in China liege also nicht gerade in dieser Richtung. Immerhin wurden dem Unterricht in der Zeichenschrift einige Stunden mehr eingeräumt, dabei aber den Missionaren bemerkt, sie dürften sich künftig nicht in dem Grade wie bisher dem chinesischen Wesen anbequemen und die abendländischen Anschauungen verlassen; sie müßten sich entschließen, mit einer christlichen Umbildung des chinesischen Unterrichtssystems vollen Ernst zu machen.

Die von Basler Missionaren in unserem Zeitraum geschaffene Missionslitteratur im Hakkadialekt mit Lepsiusschrift umfaßt natur-

[1]) Als Manuskript gedruckt, ohne Datum.
[2]) Erlaß des Komitees vom Januar 1878.

gemäß nur wenige Nummern, da eben auch andere und reichere Institute für Herstellung einer christlich-chinesischen Litteratur in Zeichen sorgten, die man ebenfalls benützte. Außer den drei ersten Evangelien waren es Katechismus, Spruchbuch, Gesangbuch, biblische Geschichten, Fibel, Rechnungsbüchlein und Liturgie.

Bis zum Jahre 1870 unterhielt die Basler Mission nur Anstaltsschulen. Christliche Dorf- und Gemeindeschulen erstanden erst seither. Auch Heidenschulen ins Leben zu rufen, lehnte das Komitee noch 1878 ab mit der Begründung: das Zeichensystem wäre in solchen unvermeidlich, und dies wäre eher ein Verhinderungs- als ein Beförderungsmittel christlicher Belehrung, auch müßte man vorerst alle Kraft und alle Mittel auf die Gemeindeschulen verwenden. Auch hier baute man das Schulwesen in drei Stufen aus: Primarschulen mit Sekundarklassen an den Erziehungsanstalten, eine Mittelschule erst in Lilong, dann in Nyenhangli, und als Krone das Predigerseminar in Lilong. Auf die Grundsprachen der h. Schrift mußte man hier verzichten; auch Deutsch oder Englisch zu treiben ging nicht an, so sehr man es in Basel begrüßt hätte, wenn den eingeborenen Gehilfen die kirchliche und asketische Litteratur in diesen Sprachen wäre erschlossen worden. Der Unterricht in der Zeichensprache ließ zu solchen Sprachstudien keine Zeit. Dennoch erwuchs der Basler Mission aus diesem Seminar ein Gehilfen- und Lehrerstand, um den sie andere Missionen beneideten. Fünf der hoffnungsvollsten Zöglinge sandte man zur weiteren Ausbildung nach Basel. Einer erlag hier einer Hüftgelenkentzündung, ein zweiter erfüllte die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht; drei andere aber, Tschin Minsiu, Kong Fatlin Ayun und Li Schinen, der Sohn des Reisepredigers Litschinkau, konnten als eingeborene Missionare in ihre Heimat zurückkehren und auf allerlei Posten den europäischen Brüdern manche Arbeit abnehmen.

Der in Shanghai erscheinende „Chinese Recorder" veröffentlichte seinerzeit einen Artikel über die Basler Mission in China, vermutlich aus der Feder eines englischen Missionars.[1]) Darin hieß es: „Unsere deutschen Brüder sind so ausnehmend schweigsam, daß man denken könnte, ihre Mission sei kaum ins Dasein getreten. Ihr Motto ist offenbar: Thaten, und keine Worte! Anstatt sich mit der Wirksamkeit in offenen Hafenplätzen zu begnügen, drangen sie ins Innere des Landes ein und lebten Jahre lang mitten unter dem Volk. Wenn es im Missionsleben eine Romantik giebt, so könnten die ersten Basler Missionare von Romantik sagen. Aber unsere Brüder haben von Anfang an den Grundsatz befolgt, Missionare müssen im Lande leben. Das Arbeitsfeld wird gründlich bearbeitet. Wenig hört man auch von den Frauen der Basler Mission, und wollte man ihr Werk nach dem beurteilen, was man aus ihrer Feder

[1]) M. M. 1887, 102.

zu lesen bekommt, so möchte man sie für bloße Ziffern halten. Sie sind noch schweigsamer als die Männer. Ein großer Teil ihrer Zeit wird allerdings durch Haushaltungspflichten in Anspruch genommen; aber daneben finden sie Zeit, Mädchen und Weiber zu unterrichten. Der für die jungen Chinesen vorgeschriebene Studiengang ist vielleicht gründlicher als der jeder andern Schule in China. Die Missionare selbst studieren eifrig die chinesische Litteratur und verwerten ihre Kenntnisse in Schule und Predigt." Die Mission verdiente dieses Lob. Die Treue im kleinen und die Geduld hatten nicht umsonst Gottes Willen gethan.

---

7. Fürsorge für Zöglinge und Missionare.

Im Kriegsjahr 1870 warf Josenhans in einer seiner mächtigen Missionsreden die Frage auf: Was braucht eine Mission, um Siege zu erringen? und antwortete: dreierlei; ein tüchtiges Heer, eine tüchtige Leitung und ein tüchtiges Volk, das hinter der Leitung steht.[1]) — Wir haben das Heer auf den drei Kriegsschauplätzen in Thätigkeit gesehen. Es erübrigt noch, von seiner Ausbildung und von seiner Versorgung im Feindesland zu sprechen, ehe von der Missionsleitung und von der heimatlichen Missionsgemeinde die Rede sein kann.

Josenhans war 1849 in das Missionshaus an der Leonhardsstraße eingezogen und hatte seine engen Räume schon angefüllt gefunden. Die Sorge für die Haushaltung übernahm im selben Jahr des Inspektors Schwester, die verwitwete Frau Pfarrer Hager und erwies sich in dreißig Jahren als eine eifrige und treue Missionsmutter. Daneben bestand die Voranstalt unter Leitung ihres Hausvaters Kolb weiter, mußte aber ihr Domizil mehrfach verändern. Durch die immer zunehmende Erweiterung des buchhändlerischen Komptoirs, durch die notwendige Vermehrung des Personals der Verwaltung und des Sekretariats, durch die wachsende Zahl der Zöglinge und die wegen des Verkehrs in der „Missionsgasse" nötig gewordene Verlegung der Lehrzimmer waren die Räume des Missionshauses so unzureichend geworden, daß man beschloß, durch einen Anbau im Garten weitere Räume herzustellen. Dann nötigten Bahnhofbauten, Missionskinderhaus und Voranstalt zu verlegen, und so drängte sich der schon früher erwogene, aber aus Pietätsgründen immer wieder zurückgelegte Plan mit neuer Macht hervor, sämtliche Anstalten auf einem, vor den Thoren gelegenen Grundstück zu vereinigen. Eine großartige Schenkung des bekannten Wohlthäters der Stadt Basel, Christoph

[1]) Abgedruckt H. B. 1895, 10.

Merian, ermöglichte es, vor dem Spalenthor auf großem Areal ein neues Missionshaus zu erstellen, stattlich durch seine Größe, dabei von größter Einfachheit in der Ausführung, darauf berechnet, in Zukunft mehr Zöglinge als bisher aufzunehmen. Am 4. Juli 1860 weihte der Inspektor das neue Heim mit der Erklärung ein, sie wollten das Haus mit Götzenbildern füllen, die von Heiden ausgeliefert würden, aber auch mit Männern, um sie äußerlich und innerlich zu Missionaren auszubilden und zu erziehen. Im Erdgeschoß des Mittelgebäudes fand die ethnographische Sammlung ihre Aufstellung, die in ihrem Grundstock von Dr. Barth herrührt, dann aber durch Basler Missionare bereichert wurde und noch immer wird. In diesem Museum sind die Sundainseln, Südamerika, Westindien, Grönland, Labrador und die Gebiete der Basler Mission, namentlich in sakralen Gegenständen, zum Teil in erschöpfender Vollständigkeit vertreten.[1])

Mit dem Bezug des neuen Hauses ging eine Umgestaltung der inneren Einrichtung vor sich, indem die Voranstalt als solche aufgehoben wurde. Man schuf sechs aufeinander folgende Jahreskurse und vereinigte je zwei Klassen zu einer Abteilung mit je einem „erziehenden" Lehrer und einem Hilfslehrer. Dies geschah, um die Einheit und den methodischen Fortgang des Unterrichts zu fördern und eine spezielle Seelsorge der Zöglinge. Das Erziehungsgeschäft wurde gleichmäßiger unter die erziehenden Lehrer verteilt; der Inspektor wurde entlastet, und die Leitung des Ganzen erleichtert. Die revidierte Hausordnung regelte alles bis ins Detail mit peinlicher Genauigkeit, damit dieser weitverzweigte Organismus richtig funktioniere. Das Missionshaus erhielt so einen kasernenartigen Charakter, davor doch manchen Missionsfreunden und darunter sogar Lehrern des Hauses, wie Geß, bange war. Spittler konnte es nicht verwinden, daß man das alte Haus verlassen; er wohnte im neuen Hause einer einzigen Komiteesitzung bei. Und selbst Josenhans mußte gestehen: es ist viel schwerer zu leben in diesem großen Hause und unter so viel Leuten. Da half nur strenge Ordnung. Man hatte aber auch im alten Hause zu spüren bekommen, daß mit Josenhans andere, straffere Saiten angezogen wurden als unter seinem Vorgänger. Josenhans machte es alsbald allen Vorstehern und Lehrern zur Pflicht, die Zöglinge des Hauses zu selbstverleugnender Hingebung an die Interessen des Missionsdienstes, zu pünktlichem Gehorsam gegen den Vorgesetzten, zu freudiger Unterordnung unter die Brüder und zu durchgreifender Ordnungsliebe auch in äußerlichen Dingen unabläßig anzuhalten. Er selbst ging darauf aus, die Neueintetenden zu prüfen und ihnen den Aufenthalt im Missionshaus so heiß zu machen, daß es keiner aushalten könne, der den Herrn Jesum und um seinetwillen auch die Heiden nicht wahrhaftig liebe.

[1]) Katalog und Beschreibung der Sammlung im Museum des Missionshauses zu Basel. Basel 1888.

Dennoch fehlte es auch dem neuen, großen Hause nie an Bewohnern; an hundert Zöglinge konnten darin Aufnahme finden und es war selten zu viel leerer Platz da. Jedes Jahr meldeten sich über sechzig, oft bis achtzig Petenten. Nur zu Beginn der siebziger Jahre ging das Angebot der Kräfte stark zurück. 1871 hatten sich nur 32 angemeldet; das Jahr darauf erreichte die Zahl der Anmeldungen erst infolge eines Aufrufes im Heidenboten und auf Missionskonferenzen dieselbe Höhe; darunter waren indes noch ein gut Teil zu alter oder zu junger Leute, so daß dieser Rückgang sehr empfindlich verspürt wurde, zum Glück hob sich die Zahl der Anmeldungen wieder und erreichte bald die frühere Höhe. Aufgenommen wurde im Durchschnitt ein Dritteil der Angemeldeten und nur auf sorgfältige Prüfung hin. Das Komitee erkannte es immer mehr als Pflicht gegen die angehenden Missionare selbst und gegen das Werk, in der Auswahl recht strenge zu verfahren und auch von den Zöglingen jeden zu entlassen, der die zum Missionsberuf nötigen Gaben des Geistes und der Natur vermissen lasse, oder solche doch nicht zum eigentlichen Missionsdienste zu verwenden. Der Herkunft nach waren nach wie vor die meisten Württemberger oder überhaupt Süddeutsche. Schweizer stellten sich immer wenige; dagegen fehlte es an Norddeutschen nie ganz, auch die Ostseeprovinzen waren zeitweilig vertreten; daneben die Brüder aus Armenien, Indien, China und Afrika. Theologen traten weniger als zuvor der Basler Mission bei, doch steht ihre Abnahme in genauem Verhältnis zur Abnahme der Theologen überhaupt. Nach einer interessanten Statistik des Basler Missionshauses aus dem Jahre 1882 entfallen auf Württemberg etwa die Hälfte aller Zöglinge, auf Baden ein, auf das übrige Deutschland und auf die Schweiz je zwei Zehntel; den Berufskreisen nach waren bis dahin von insgesamt 1112 Aufgenommenen 143 Bauern und Weingärtner gewesen, 98 Weber, 73 Lehrer und Lehrgehilfen, 73 Studenten und Gymnasiasten, 69 Schuhmacher, 65 Holzarbeiter, 50 Eisenarbeiter, 46 Schneider, 29 Schreiber, 19 Fabrikarbeiter, 16 Bäcker, 16 Buchdrucker ꝛc., 16 Theologen, 15 Buchbinder und eben so viele Mechaniker, endlich der Rest von etwa 50 verschiedenen Berufsarten und 17 Berufslose. Dazu kamen 123 Kaufleute, davon aber der größte Teil als Angestellte der Industrie- und Handelskommission nur ganz kurze Zeit im Missionshause zubrachte.[1]) Trotz der starken Mischung der Elemente war der Friede im Hause nie ernstlich gefährdet, es bildete sich im Lauf der Jahre ein starker Korpsgeist unter der Mannschaft. Selbst das Kriegsjahr 1870/71 ging ohne Störung vorüber; die französischen und elsässischen Brüder benahmen sich damals sehr taktvoll, und als nach dem Friedensschluß der Friede des Hauses einen Augenblick schien wanken zu wollen, verscheuchte eine offene Besprechung die drohende politische Verstimmung. Der Brudername wurde nicht zu Schanden.

[1]) M. M. 1882, 155.

Der Unterrichtsplan der Missionsschule erlitt unter Josenhans keine größeren Veränderungen. Dagegen führte man schon 1851 den Grundsatz durch, daß in einem Jahr immer nur eine neue Sprache erlernt werden solle. Man begann im zweiten Jahr mit Latein, im dritten mit Griechisch, im vierten mit Hebräisch, im fünften mit Englisch; später rückte man mit allen ein Jahr nach unten, um für den Unterricht im Englischen drei volle Jahreskurse zu erhalten. Der Unterricht in Mathematik und Geographie, den Hoffmann mit besonderer Vorliebe erteilt hatte, wurde zu Gunsten der praktischen Theologie und katechetischer Uebungen beschnitten, mußte indes später wieder mehr betont und besondern Fachlehrern übertragen werden, weil das sich mächtig entwickelnde Missionsschulwesen Indiens auch hierin tüchtig vorgebildete Lehrer erforderte. Bei den gesteigerten Ansprüchen an die geistige Arbeit der Zöglinge mußte man auch darauf denken, ihnen noch mehr körperliche Bewegung und Abhärtung zu verschaffen. Der große Gemüsegarten beim neuen Missionshaus und ein Feld noch weiter vor der Stadt draußen bot hiezu Gelegenheit. Daneben arbeiteten die Zöglinge in den verschiedenen Werkstätten und besorgten die entsprechenden Arbeiten für das Haus.

Schon bei der Uebernahme des ganzen Inspektorats hatte Josenhans darauf gedrungen, daß ihm ein theologischer Lehrer beigeordnet werde, damit er seine Hauptkraft auf die Erziehung und die praktische Ausbildung der jungen Leute verwenden könne. Dieser Lehrer fand sich denn auch in der Person seines Schwagers, des nachmaligen Professors Wolfgang Friedrich Geß.[1]) Dieser feingebildete Theologe von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und ausgezeichneter Lehrgabe entwickelte im Missionshaus von 1850 bis 1864 eine höchst fruchtbare Wirksamkeit. Von allen seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt, verstand er es, einen wahrhaft frommen und freien Geist in seine Schüler zu pflanzen und ihnen tüchtiges theologisches Wissen zu vermitteln. Sie lebten in seinem Unterrichte ganz auf. Die edle, großherzige Art, die Menschen, sogar die Missionszöglinge, als Persönlichkeiten zu behandeln, denen man nicht einfach die Köpfe zerbrechen soll, sondern die man in ihrer Eigenart anerkennt und gelten läßt, that ihnen wohl, wenn auch seine Stellung zur Schrift manchen, die aus engeren Kreisen kamen, in tiefe Kämpfe hinein führte. Geß wurde bald auch ins Komitee berufen und war da in manchen Stücken der Widerpart des Inspektors. Besonders wich er in der Beurteilung der Sklavenfrage von Josenhans ab, indem er die Sklaverei nicht auf einmal aufgehoben, sondern allmählich in den Gemeinden verdrängt wissen wollte. Regieren konnte Geß auch, aber ganz still und geräuschlos, und mit niemand war besser kollegialisch zu verkehren als mit ihm. Als er darum 1864 als Professor nach Göttingen übersiedelte, war es ein großer Verlust für Basel. Sein

[1]) Vgl. H. B. 1891, 49.

Nachfolger, der spätere Dekan Reiff, der von 1864—1875 am Missionshaus wirkte, war bei aller Tüchtigkeit kein voller Ersatz. An die zweite Abteilung war als theologischer Lehrer der spätere Pfarrer Peter von Spöck gestellt worden, doch nur noch auf wenige Jahre;[1]) sein Nachfolger wurde Paul Wurm, jetzt Dekan in Echterdingen (1864—1875). Beim Abgang von Geß und von Peter hatte man umsonst versucht, schweizerische Theologen für diese Stellen zu gewinnen. Als 1875 sowohl Reiff als Wurm in den württembergischen Kirchendienst zurücktraten, wurden Otto Schott und P. Braun, ebenfalls Württemberger, ihre Nachfolger. Der untersten Abteilung stand in allen dreißig Jahren der „Hausvater" Kolb vor. Daneben wechselten die Kandidaten der Theologie und des Lehramtes, die meist nur drei Jahre den erziehenden Lehrern zur Seite standen.

Hauptlehrer und jedenfalls Haupterzieher war doch der alles dominierende und alles bis ins kleinste beobachtende, überall eingreifende Inspektor.[2]) Er unterrichtete in Homiletik und Missionswissenschaft und suchte sonst auf die Einzelnen und auf das Ganze auf alle Weise einzuwirken. Andachten, Konferenzen, Lektionen, Predigtübungen und Examensreden waren Gelegenheiten, wo er seines erziehenden Amtes waltete. Er knetete die jungen Leute wie der Töpfer den Thon. Sein Kennerauge durchschaute einen Menschen in wenigen Minuten oft bis ins Innerste. Aufgeblasene Leute konnte er mit einem Worte demütigen. Ganz besonders hatte er es auf die Republikaner abgesehen, auf diejenigen Schweizer, denen man es anmerkte, daß sie an Freiheit gewöhnt waren, und die sich vielleicht mehr erlaubten, als sich etwa ein schwäbischer Bruder herausgenommen hätte. Für republikanisches Wesen hatte er überhaupt kein Verständnis, denn er war durch und durch Monarchist und Autokrat. Auch ließ er sich als ein kränklicher Mann durch seine Heftigkeit zuweilen fortreißen und ertrug nur selten einen auch berechtigten Widerspruch. Er hatte eine durchfahrende Art und behandelte seine Zöglinge und Missionare nicht selten unwürdig; ohne Frage ging zuweilen durch des Inspektors Schuld auch ein tüchtiger Mann der Mission verloren; im ganzen war es doch wohl die Spreu, die ob solchem Geworfeltwerden davonflog. Die meisten wären doch nie geworden, was sie wurden, wenn sie nicht von Josenhans wären erzogen worden.

Eins jedenfalls gelang ihm: eine große Hingabe an die Mission zu erwecken, eine heilige Missionsbegeisterung ohne jede Beimischung von unnüchternem Enthusiasmus. Ein Missionszögling ohne Begeisterung war ihm ein Unding. Ganz besonders suchte er den Opfermut und die Sterbensfreudigkeit bei seinen Schülern im Blick auf Afrika lebendig zu erhalten.

---

[1]) Nekrolog, H. B. 1897, 78.

[2]) Vgl. Hesse, Joseph Josenhans, II, Kap. 5—7.

Von Feiglingen redete er mit Verachtung, und manchmal wollte es scheinen, als ob er mit Menschenleben spiele. Er übte nie einen Druck in dieser Richtung aus, freute sich aber, wenn sich Freiwillige stellten. Welche Stärkung war es ihm, daß, als in den sechziger Jahren viele Todesnachrichten aus Afrika kamen und er tief niedergeschlagen war, auf eine Frage hin alle aufstanden und erklärten, sich gerne nach Afrika senden zu lassen.

War so auf der einen Seite eine Strenge und Herbigkeit in des Inspektors Wesen und stellte er hohe Anforderungen an seine Leute, so wußten die Missionare andrerseits auch, welch einen liebevoll besorgten Vater und unerschrockenen Sachwalter sie an ihm hatten. Die Strenge war ja nur die eine Seite seines Wesens, die er mehr und meist geflissentlich hervorkehrte, denn er hatte es gern, wenn man sich vor ihm fürchtete; die andere Seite war Liebe und Fürsorge für seine Leute wie für eigene Kinder. Er fragte einmal die Zöglinge, was lieben heiße, und erteilte selbst die Antwort: lieben heißt geben. So erfuhr man ihn schon als Zögling in besonderen Nöten, in Krankheitszeiten. Darum konnte man die Fürsorge für das äußere Durchkommen ruhig in seine Hand legen und gewiß sein: er thut für uns, was er kann. Der oft wie ein Despot erschien, kämpfte oft genug am grünen Tisch wie ein Löwe für seine Brüder, wenn es galt, etwas das sie mit Recht wünschten, im Komitee durchzusetzen. Er verteidigte die indischen Missionare gegen den Vorwurf, sie lebten luxuriös und vornehm. Die einstöckigen Missionshäuser aus rotem Laterit ständen ihrer Einrichtung nach alle unter württembergischen Pfarrhäusern mittlerer Güte, und was den Tisch betreffe, so zweifle er, ob in Basel viele so einfach lebten wie die indischen Brüder.

Die Basler Mission hatte von Anfang an die Fürsorge für den Unterhalt ihrer Arbeiter von ihrem Eintritt ins Missionshaus an übernommen. Nur in den ersten Jahren hatten einzelne Zöglinge ein bescheidenes Kostgeld entrichtet. Nie aber wies man — von den als Handwerker nach Afrika gesandten Brüdern abgesehen — Missionare an, ihren Unterhalt auf den Missionsgebieten irgendwie selber zu gewinnen, wie das von Hermannsburg und in der Goßnerschen Mission versucht wurde. Zwar besoldete man die Brüder nicht förmlich, verwilligte ihnen aber alles Notwendige in der Meinung, was von der Verwilligung nicht verbraucht werde, gehöre der Mission; dafür sollten sie keinerlei Nebeneinnahmen suchen und alle Gelder, die sie direkt von Missionsfreunden in der Heidenwelt oder für irgend welche Dienstleistungen empfingen, in die Missionskasse legen. So konnte kein Basler Missionar reich werden, aber seit die Organisation von Josenhans durchgeführt war, mußte auch keiner Hunger leiden, was zuvor, wenn auch aus eigener Schuld, hie und da vorgekommen sein mochte. Auch für die Invaliden und für die Missionswitwen wurde gesorgt. 1854 wurde eine besondere Kasse hiefür geschaffen und

von da an durch Gaben und den Reinertrag des Missionsmagazins und des Heidenboten, später der Missionsbuchhandlung überhaupt gespeist. Als Grundstock hatte man schon früher aus der von Blumhardt gegründeten Notkasse 40 000 Fr. ausgeschieden und von dem übrigen Vermögen der Gesellschaft getrennt verwaltet.[1])

Um die Kraft der Brüder zu schonen und ihnen die nötige Erholung zu verschaffen, wurden nicht nur für Indien auf dem Kudremuk und auf den blauen Bergen, für Afrika in Aburi Gesundheitsstationen errichtet; man ließ die Missionare von Zeit zu Zeit in die Heimat kommen nicht nur zu leiblicher, sondern zu der so nötigen geistigen Erholung in christlicher Atmosphäre. Anfangs erlaubte man solche Erholungsreisen seltener, auch in Indien und Afrika selten vor Ablauf von je zehn Dienstjahren. Man erwartete, daß kein Arbeiter, auch im Erkrankungsfalle nicht, sich nach Europa einschiffe ohne vorherige Genehmigung durch das Komitee oder wenigstens des Generalpräses des betreffenden Gebietes. Früher hatte ein ärztliches Zeugnis oder das zweier oder dreier Missionare genügt, einen solchen Schritt zu rechtfertigen. Das Komitee erwartete weiter, daß alle in seinem Dienst stehenden Missionare in der Nachfolge des Herrn, der sein Leben nicht lieb gehabt bis in den Tod, bis ans Ende getreu verharren würden und daß insbesondere die in Westafrika stationierten Brüder sich Not und Krankheit, ja selbst dem Tod gegenüber als Männer in Christo beweisen würden, deren Lebenswilligkeit und Sterbensfreudigkeit nicht in Worten bestehe, sondern in der That und Wahrheit.

Jüngere Männer, die das tropische Klima nicht ertrugen, aber noch arbeitsfähig waren oder auch nur um ihrer Frauen willen nicht auf ihrem Posten verbleiben konnten, traten meistens in die Dienste nordamerikanischer, australischer oder russischer Kirchen, ähnlich den Brüdern, die überhaupt nicht zum eigentlichen Missionsdienst tauglich erschienen. Das Komitee behielt sich die volle Verfügungsfreiheit über diejenigen vor, die sich in seinen Dienst stellten, nicht in büreaukratischer, sondern echt väterlicher Weise. Manche der heimgekehrten Missionare fanden auch als Reiseprediger im unmittelbaren Dienst der Gesellschaft ihre Verwendung. Klagen über die Fürsorge für die Missionare vernahm man aus ihrem Kreise nur ganz vereinzelt. Als 1854 Frau Missionar Greiner an Entkräftung gestorben war, und die Engländer eine vermeintliche Knauserei des Komitees seinen Arbeitern gegenüber scharf kritisierten, erklärten diese öffentlich, mit ihren bescheidenen Verhältnissen ganz zufrieden zu sein. Jedenfalls wurden die meisten Brüder durch ihren Dienst in der Basler Mission der äußeren Sorgen enthoben und auch sozial höher gestellt, als sie es von Hause aus gewesen.

[1]) Vgl. Verordnungen über die persönliche Stellung der Missionare, als Manuskript gedruckt.

Die Kosten für den Unterhalt der Missionare waren wesentlich gestiegen seit der Zeit, da sich die Zahl der verheirateten Brüder gemehrt hatte. Unter Blumhardt waren die meisten Missionare der Gesellschaft ledig; es waren ihrer überhaupt wenige und fast lauter jüngere Männer. Dazu kam freilich, daß der erste Inspektor wie Spittler und der Junggeselle Barth überhaupt darauf drangen, daß ihre Sendboten ledig blieben. Bei Blumhardt wirkten persönliche Verhältnisse auf seine Stellung zur Missionssache ein. Als zärtlicher Familienvater hatte er mancherlei Sorgen und Prüfungen zu bestehen, die ihn in seiner Arbeit oft sehr hemmten und ihm bei seinem Arbeitsdrange manche Selbstverleugnung auferlegten. Er ermahnte darum die Zöglinge immer wieder zum Ledigbleiben; ein verheirateter Missionar sei doch nur halb zu rechnen. Und wenn welche doch heirateten, so stimmte er wohl in Barths klagende Travestie ein: „Eins geht hier, das andre dort in den heil'gen Eh'stand fort, ungefragt, ob die und der nicht noch besser ledig wär." Auch im Komitee saßen zu Blumhardts Zeiten und später noch verschiedene Herren, die überhaupt keine verheirateten Missionare wollten, nicht zum wenigsten aus Sparsamkeitsgründen.

Indes konnte und wollte man die evangelische Anschauung von der Ehe der Geistlichen und die persönliche Freiheit auch damals nicht vergewaltigen. In einem Anhang zum Jahresbericht von 1838 sprach das Komitee seine wohlerwogenen, auf die Schrift, die besonderen Gesellschaftsverhältnisse und die Erfahrungen anderer Missionen sich stützenden Grundsätze aus.[1]) Von der katholischen Auffassung, als begründe die Ehelosigkeit einen Stand besonderer Heiligkeit findet sich keine Spur. Die Erklärung geht vielmehr von der evangelischen Anerkennung der Ehe als eines von Gott geordneten und ihm wohlgefälligen Standes aus, der aber doch nach der Schrift nicht allgemein Pflicht sei. Unter Umständen sei es vielmehr geboten oder doch wohlgethan, um des Reiches Gottes willen auf die Ehe zu verzichten, doch nur, wenn einer den Beruf zur Ehelosigkeit habe. Schon daraus, daß die Ehelosigkeit Sache besonderer, individueller Berufung, sodann aber auch daraus, daß der Verzicht auf die Ehe als eine Sache des Glaubens und der Völligkeit der Hingabe an den Herrn nicht zu gebieten sei, ergab sich dem Komitee die Pflicht, die Ehelosigkeit nicht als Regel von den Missionaren zu fordern. Wohl aber meinte man ihnen zumuten zu dürfen, daß sie die Frage der Verehelichung ernstlich überlegen, da ja Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen durch die Verhältnisse des Missionslebens in erster Linie nahegelegt werde. Jedenfalls aber sei zu verlangen, daß ein Missionar nicht frühere Verheiratung beanspruche, als sie Männern in analoger Stellung in der Heimat möglich sei, z. B. den jungen Geistlichen, die wenigstens in Württemberg oft acht

[1]) M. M. 1838, 424.

bis zehn Jahre in unständigem Kirchendienst und darum ledig bleiben müßten. Sodann wurde verlangt, sich nicht nur zuerst so in den Beruf und in die neuen Verhältnisse einzuleben, daß man sich für den Missionsdienst befähigt erwiesen habe, sondern auch die Verheiratung dem Missionsdienst unterzuordnen und eben deswegen die Verehelichung von der Zustimmung der Missionsleitung in Bezug sowohl auf die Wahl der Gattin als auf den Zeitpunkt der Verheiratung abhängig zu machen, da sich die Missionsleitung das Urteil vorbehalten müsse, ob das allgemeine Missionsinteresse eine Verheiratung gestatte oder nicht.

Recht im Gegensatz zu Blumhardt schien es Josenhans nicht einmal im Interesse der Mission zu liegen, daß die Brüder ledig blieben. Schlagfertiger seien die unverheirateten, aber nicht wohlfeiler. Auch unter ihm hielt man allerdings auf Beobachtung der diesbezüglichen, in einer besonderen Ordnung aufgestellten Regeln und folgte der Tradition, nach welcher schon 1841 ein Malabarbruder vom Komitee war entlassen worden, weil er sich schon nach einem Jahr Missionsdienst mit einer Landsmännin verlobte und von Aufschub nichts wissen wollte. Aber Josenhans hatte sich auf seiner Visitationsreise selber von dem Segen überzeugt, den tüchtige Missionarsgattinnen für ihre Gatten und für die Missionsarbeit sein konnten. Allerdings war ihm auch die andere Seite bekannt: „Man liest in den Missionsberichten, gedruckten und ungedruckten, verhältnismäßig sehr wenig von den Frauen; aber die Frauen spielen eine große Rolle in der Mission. Sie können uns Männern eine sehr große, unschätzbare Stütze sein; wie aber, wenn das Gegenteil der Fall ist bei irgend einem der Missionsarbeiter? Ich bin nachzuweisen im stande, daß die Frauen in der Mission öfters die Haupt- und Mitursache gewesen sind von den Nöten und Kämpfen, welche die Missionskreise in Bewegung setzten.“[1])

Als Ausnahme kam es wohl vor, daß europäische Missionare eingeborene Frauen heirateten. So Johannes Zimmermann auf der Goldküste, der die arme Katharina Mulgrave, die sich von dem verkommenen Thompson hatte scheiden müssen, zur Frau nahm, um sie für die Basler Mission zu erhalten, da sich allerlei Hände nach ihr ausstreckten. Das Komitee war von diesem ebenso rasch vollzogenen als kühnen Schritt nicht wenig betroffen, beurteilte ihn aber als einen Akt des Glaubens und der selbstverleugnenden Hingabe an seinen Beruf und gab nachträglich seine Zustimmung. Von 1851 bis 1876 war die Negerin dem weißen Missionar eine treue, liebevolle Gehilfin, an deren Seite er wie kaum ein zweiter in das afrikanische Wesen und Leben eindrang. Noch vierzehn Jahre lebte sie dann als Witwe in Afrika, um endlich als ältestes Glied der Basler Missionsfamilie auf der Goldküste, von Christen und Heiden geliebt, heimzugehen. L. Hermann Rottmanns Gattin war wenigstens eine

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden, S. 142.

Mulattin, aus deren Nekrolog man auf ein gesegnetes Leben schließen kann.[1]) Doch sah sich das Komitee gedrungen, von solchen Ehen abzuraten, und ein weiterer afrikanischer Bruder, der sich nicht daran kehrte, mußte deshalb nicht nur auf einige Jahre aus dem Basler Verband ausscheiden, sondern auch sonst die Folgen des Schrittes büßen. Das Gegenstück zu diesen Ehen europäischer Missionare mit eingeborenen Frauen bot die Verheiratung des Brahmanen Kaundinja mit einer Württembergerin. Das Komitee hatte lange nicht einwilligen wollen, gab aber schließlich nach. Mögling aber begrüßte in einer geistreichen Traurede über Epheser 2, 14 diese Verbindung als ein sichtbares Zeichen davon, daß Christus den Zaun zwischen Bürgern und Fremdlingen des Reiches Gottes weggethan habe.[2])

Selbstverständlich verlangte man von den Zöglingen des Missionshauses, daß sie unverlobt seien. Auch heimliche Verlobung führte die Nötigung zum Austritt herbei. Wünschte ein Missionar sich zu verheiraten, ohne doch von einer passenden Lebensgefährtin zu wissen, so trat ihm wohl der Inspektor als väterlicher Ratgeber zur Seite. Daß den Missionaren die Bräute zugelost würden, war von der Basler Mission aus gesagt, nichts als ein böswillig erfundenes Märchen.

Was sollte aber aus den Kindern der Missionare werden? Diese Frage gewann um die Mitte des Jahrhunderts für Basel aktuelle Bedeutung und forderte gebieterisch eine Lösung. Schon auf seiner Visitationsreise hatte ihr Josenhans seine Aufmerksamkeit geschenkt und auf den verschiedenen Konferenzen mit den Missionaren darüber beraten. Das Komitee beschloß dann, auf den blauen Bergen je eine Erziehungsanstalt für Knaben und für Mädchen zu errichten, die auch für die Kinder der chinesischen Brüder dienen sollten. Von den Afrikanern scheint nicht die Rede gewesen zu sein. Man wollte indes die Ausführung des Beschlusses von der Zustimmung der indischen Brüder abhängig machen. Diese aber, an ihrer Spitze Gundert, erkannten klar die Unzweckmäßigkeit eines solchen Projektes und wünschten, daß man die Kinder nach Europa verbringe, um sie den erschlaffenden und entsittlichenden Einwirkungen des indischen Klimas und der heidnischen Umgebung zu entziehen. Ein umfassendes, wohlbegründetes Gutachten Gunderts brachte es fertig, das Komitee und den Inspektor umzustimmen; Josenhans ließ sein Lieblingsprojekt fahren. Man übertrug nun die ganze Fürsorge für die Missionarskinder einer besondern Kindererziehungskommission, die im Jahr 1854 ins Leben trat.[3])

Hatte man zuerst daran gedacht, die Kinder bei Verwandten oder sonst in einzelnen Familien unterzubringen, so zeigte es sich bald, daß man ohne ein eigenes Missions-Kinderhaus nicht auskomme. Ein

[1]) Kurzer Lebensabriß ꝛc. H. B. 1898, 88.

[2]) J. B. 1861, 27—30 abgedruckt.

[3]) vgl. die Berichte der Kinder-Erziehungskommission seit 1854. — Hesse Joseph Josenhans II, Kap. 8.

großes Legat und ein zu diesem Zweck in Basel gebildeter Frauenverein lieferten die nötigen finanziellen Mittel. Im April 1855 langte die erste Kinderkarawane aus Indien, dreiundzwanzig Köpfe stark, nach langer Seereise um das Kap herum in Basel an. Eine große Anzahl Kinderfreunde, Dr. Ostertag allen voran, erwarteten den Bahnzug, der sie brachte, und geleiteten den langen Zug zum Missionshaus. Hier wurden die Kinder vom Inspektor begrüßt und an geschmückter Tafel lieblich erquickt. Man brachte sie zuerst in einer Mietswohnung unter; als Hausmutter war ein Fräulein Culmann gewonnen worden, ihren Schulunterricht sollten die Kinder in den Stadtschulen empfangen. Es stellte sich bald heraus, daß es bei der überaus ungleichen Vorbildung der Kinder besser war, wenigstens den Primarunterricht im Hause zu erteilen, wozu überdies das oft schwierige Akklimatisieren der Kinder aufforderte. Im weiteren mußte man schon 1858 die Anstalt nach Geschlechtern trennen, was den Rücktritt von Fräulein Culmann zur Folge hatte. Auf dem Areal des neuen Missionshauses erstand am Nonnenweg das Knabenhaus; es wurde 1859 bezogen. Hausvater wurde der württembergische Pfarrer Meuret, dessen Frau eine Tochter des ehemaligen Hausverwalters Büchelen war. 1865 folgte ihm Pfarrer Pfisterer im Hausvateramt. Die Mädchenanstalt, von 1858 bis 1880 unter der Leitung einer früheren russischen Erzieherin, Fräulein Constantia Scholtz, bezog eben damals erst ein kleines Haus an der Missionsstraße, das später als Wohnung für den theologischen Sekretär des Missionshauses diente; 1862 erstand dicht dahinter ein größeres Mädchenhaus. Diese Missions-Kinderhäuser, in denen doch nur der kleinere Bruchteil der Missionarskinder erzogen wurde, belebten das Interesse für die Missionare und ihre Familien und boten Gelegenheit, auf allerlei Weise, in Naturalgaben und Einladungen an die Kinder zur Weinlese ꝛc. die Liebe zur Mission zu bekunden. So gestaltete sich die Arbeit der Kindererziehungskommission zu einem besonders erquicklichen Zweig des großen Missionswerkes. Aber an welche Opfer, von den Eltern der Mission zuliebe zu bringen, erinnerten doch diese Häuser! Und welche Verpflichtung legten diese Opfer der Missionsleitung und der heimatlichen Missionsgemeinde auf!

---

8. Die Missionsleitung und die Missionsgemeinde.

„Ich habe einen kleinen Anteil an der Arbeit unserer Mission gehabt, erklärte Josenhans bei seinem Amtsjubiläum im März 1874, ich habe ein wenig mitgeholfen an dem Werke, das in diesen fünfundzwanzig Jahren hier gethan wurde. Es ist aber meine Pflicht zu sagen, daß ich das nicht zu stande gebracht hätte, was zu stande gekommen ist, ohne das Komitee. Das Komitee ist es, dem der Herr die Gnade geschenkt hat, dies Werk so weit zu führen; und daß wir so weit sind, das haben wir insbesondere dem zu verdanken, daß unser lieber Ratsherr Christ unser Präsident gewesen ist. Sie werden es einmal erfahren, wenn er nicht mehr da ist.“[1])

Was der Inspektor bei so festlicher Gelegenheit ausgesprochen hat, das war auch sonst seine Ueberzeugung, daß nämlich das Komitee die eigentliche Leitung der Basler Mission auch während seines Inspektorats ausgeübt habe. Es mochte freilich oft scheinen, als sei der Inspektor das Komitee, und der Missionsrat komme neben ihm zu keiner Geltung. Josenhans bemerkte noch an der Generalkonferenz von 1878 ganz naiv: „Ich bin das so gewöhnt, daß der Präses unseres Komitees oder unserer Gesellschaft dieselben Gedanken hat, wie ich sie habe.“ Doch war dem nicht durchaus so. Einzelne Glieder des Komitees haben auch unter und neben Josenhans für die Entwicklung der Basler Mission Bedeutendes geleistet. Das Charakteristische an diesem Kreis von Männern war die brüderliche, offene, warme und thatkräftige Liebe, die große Arbeitsamkeit seiner Glieder, von denen jedes im Durchschnitt einige Stunden täglich für die Mission arbeitete. Sie arbeiteten nicht nur im Komitee, sondern auch in verschiedenen Hilfskommissionen. Es gab, als Josenhans in Basel eintrat, eine besondere Unterrichts- und Prüfungskommission, eine Verwaltungskommission, die alle finanziellen Angelegenheiten, die Oekonomie des Missionshauses, das Comptoir und das Versendungswesen unter sich hatte. Neugeschaffen wurden die Kindererziehungs-, die Industrie- und die Handlungskommission; dafür verschwand eine besondere Schriftenkommission vom Etat des Missionsstabes. Die Arbeitslast des Komitees wuchs derart, daß 1869 ein Mitglied wegen Arbeitsüberbürdung austrat. Um den Geschäftsgang zu erleichtern, gab man schon 1865 dem Inspektor Vollmacht, gewisse Dinge von sich aus zu erledigen. 1869 wurde diese Vollmacht erweitert und überdies ein besonderer Komitee-Ausschuß ernannt, welche Neuerung es dem Plenum ermöglichte, fortan in drei Sitzungen zu bewältigen, wozu man bisher vier gebraucht hatte. Zugleich trennte man das Bureau der Missionshandlung von dem der Missionsverwaltung.

[1]) Ausgewählte Reden S. 144. — Hesse, Joseph Josenhans II, 4.

Seit 1860 stand dem Inspektor auch ein theologischer Sekretär zur Seite, der erste war Th. Weitbrecht (1860—1867). Von den meist zwölf Mitgliedern des Komitees pflegten die Hälfte Laien zu sein; es wurde üblich, darin auch dem ersten theologischen Lehrer Sitz und Stimme zu geben. Noch mehr als unter Hoffmann entschied das Komitee über alles in letzter Instanz; auch allen Beschlüssen der Subkommissionen, in denen allen Josenhans auch saß, erteilte es die Genehmigung.

An der Spitze des Komitees stand zuerst als Vicepräsident, seit 1854 als eigentlicher Präses der Ratsherr Adolf Christ.[1]) Mit aufrichtiger Herzensfrömmigkeit und edler Menschenfreundlichkeit verband dieser Staatsmann einen klaren Verstand, eine rasche Auffassungsgabe, große Geistesgegenwart und dazu eine seltene Gewandtheit in Rede und Schrift. Was ihn aber am meisten auszeichnete, war die Weisheit und Weitherzigkeit, die sich nicht an Nebensächlichem aufhielt, sondern stets das Interesse des Ganzen im Auge hatte. Im Augenblick wußte er, was er selbst an die Hand nehmen mußte, und was er andern überlassen konnte. Er teilte und herrschte. „Wie wurden alle von ihm regiert, ohne es zu wissen", sagte Josenhans in seiner großartigen Gedächtnisrede nach Christs Heimgang. Er war wirklich das Haupt der Basler Mission. Zwar erschien er als der stillste im Komitee; aber bis die andern gesprochen hatten, wurde er mit dem eigentlichen, entscheidenden Vorschlag fertig, der selten eine Ansicht ganz zurückwies und jedenfalls niemanden beleidigte. Christ war ein Missionsmann sondergleichen, von einer lückenlosen Kenntnis der Personen und Sachen, der möglichste Freiheit gewährte, alle Autoritäten schützte und doch regierte. In wahrhaft bewundernswerter Weise verstand er es als Präsident, der Basler Mission ihren internationalen Charakter zu wahren, obwohl er von ganzem Herzen ein Basler Kirchen- und Staatsmann war und mit treuer Liebe an seiner engeren Heimat hing. Sein kräftiger versöhnender Geist war für die Basler Mission und ihr Komitee oft das Einzige, was die verschiedenen Elemente zu binden wußte; ohne ihn hätte der oft schwarzsehende und gleich die schlimmsten Konsequenzen fürchtende Inspektor nicht dreißig Jahre auf seinem Posten ausgehalten. Wenn er einmal fehlte, der die Mission im allgemeinen und im einzelnen kannte, der Festigkeit und Mut mit großer Milde und Zartheit, Einsicht und Scharfblick mit viel Demut verband, so fehlte gleichsam alles. „Er war im kleinen ein Fürst von Gottes Gnaden", sagte sein Nachfolger von ihm. Mit Josenhans zusammen bildete er ein glänzendes Doppelgestirn am Basler Missionshimmel.

Noch ein anderer Basler Ratsherr hatte eine gewichtige Stimme im Komitee. Als der Inspekor am Jahresfest 1852 von seiner indischen

[1]) Eppler, Der Basler Ratsherr Adolf Christ. Basel 1888. — Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 160—175.

Visitationsreise berichtete, da erweckte sein Bericht in dem Fabrikanten Karl Sarasin den Wunsch, dem Missionskomitee seine Dienste anzubieten.[1]) Er wurde freudig als Mitglied willkommen geheißen und trat rasch in ein besonderes herzliches Verhältnis zum Inspektor. Durch emsiges Nachlesen der Protokolle setzte er sich schnell auf das Laufende und übernahm schon nach einigen Monaten die Leitung der Industrie-Angelegenheiten. Seine kundige Hand lenkte die kleinen Anfänge, die bis dahin gemacht worden waren, in wohlgeordnete und aussichtsreiche Bahnen. Dreizehn Jahre pflegte er gemeinschaftlich mit Josenhans diesen immer mehr erstarkenden Zweig des Missionswerkes. Einen andern großen Dienst erwies er der Mission durch die Einführung der Halbbatzenkollekte, wovon noch die Rede sein wird. Indes konnte es nicht ausbleiben, daß ein so hervorragender Mann wie Sarasin durch öffentliche Aemter in Anspruch genommen wurde. Bald war er mit Arbeit so überladen, daß er nicht mehr an den Sitzungen des Komitees teilnehmen konnte, und so trat er zu Neujahr 1862 wieder aus, behielt aber die Leitung der Halbbatzenkollekte bei. Der Inspektor empfand seinen Austritt als eine Erleichterung; denn der Mann, der so mächtig arbeitete und so großen Einfluß ausübte, ein so energischer und selbständiger Wille war ihm unbequem.

Sein Nachfolger wurde im gewissen Sinne Eduard Preiswerk-Groben, ebenfalls ein Kaufmann, der von 1863 bis zu seinem Tod im Jahre 1895 dem Komitee angehörte.[2]) Auch er arbeitete sich alsbald mit großer Hingebung in die Aufgabe ein. 1864 übernahm er das Präsidium der Missionshandlung und erlebte die Freude zu sehen, wie sich dieser Zweig des Werkes mächtig entwickelte und Früchte brachte. Sein Fleiß und eine nie erlahmende Verbindung von Besonnenheit und mutig entschlossener Initiative kamen der Sache sehr zu statten; überhaupt aber zeichnete er sich im Missionsrate durch ein selbständiges, verständig-nüchternes Urteil aus, das doch aus dem Glauben geboren war. Eine ganz andere, weit unternehmungslustigere Natur gehörte in dem Bankier Ulrich Zellweger von 1858 bis 1864 dem Komitee an. Er war es gewesen, der den schon 1852 von Spittler geplanten Gedanken einer Missionshandlungs-Gesellschaft aufgegriffen und unter Josenhans Mitwirkung in Wirklichkeit umgesetzt hatte. Aber seine Schaffensfreudigkeit und seine Findigkeit hatten auch eine Kehrseite, die manche bedenklich machten. Alles bisher Geschehene erschien ihm viel zu gering. Mit Riesenschritten sollte es vorangehen. Es drohte Gefahr, die Handels- und Kulturinteressen möchten den eigentlichen Missionsinteressen über den Kopf wachsen. Zellweger wollte hochbesoldete, von der Mission ganz unabhängige Kaufleute nach Indien und Afrika schicken. Aber welche Stellung hätten diese neben den Missionaren eingenommen, die eben nur so viel empfingen, als sie zu

[1]) Nekrolog H. B. 1886, 17.
[2]) Nekrolog H. B. 1895, 33.

einer ganz bescheidenen Lebensführung bedurften? Da auch die Gedanken Zellwegers über eine Reform der Organisation und Verwaltung der Mission überhaupt beim Komitee auf entschiedenen Widerstand stießen, löste man das Band, das diesen freigebigen, weltgewandten und weitblickenden Kaufmann mit der Basler Mission verbunden hatte.

Die geistlichen Mitglieder des Komitees, darunter immer einige Pfarrer der Stadt, traten naturgemäß weniger als einzelne Persönlichkeiten hervor; ihre Dienste erfolgten mehr im Verborgenen, waren aber zum Gedeihen des Ganzen nicht weniger erforderlich. Von 1834 bis in die achtziger Jahre gehörte Pfarrer Adolf Sarasin, der Gründer und langjährige Redaktor des „Christlichen Volksboten aus Basel" dem Komitee an und gewann in dieser langen Zeit immer deutlicher die Erfahrung: „der Herr hat die Mission lieb." Seinen „Lautengarten" stellte er den Gästen der Missionsfeste immer wieder zur Verfügung.[1])

An der aristokratisch-patriarchalischen Leitung der Basler Mission hielt man auch unter Josenhans als an der einzig möglichen fest. Josenhans fand, die Kenntnis des Missionswesens und die Einsicht in den innern Entwicklungsgang der Gesellschaft sei bei den meisten Freunden sehr gering. Es hieße sich vergeblich anstrengen, das weitere Publikum zur Teilnahme am Missionsregiment heranziehen zu wollen. Josenhans war durchaus für das Prinzip freiwilliger und vertrauensvoller Ueberlassung der Leitung an das Komitee; es sei ja schmählich, wenn unter den Christen auch wieder ein jeder herrschen wolle. Es sprach auch niemand ein Recht zur Mitregierung an. Doch fragte man bald diesen bald jenen Vertrauensmann um Rat und lebte vom Vertrauen und von der Liebe der Freunde. Ein rechtliches, papierenes Verhältnis zwischen dem Komitee und den Hilfsvereinen gab es auch unter Josenhans nicht. Man genoß alle Förderung, welche Freiheit und Unabhängigkeit gewähren, hatte aber auch die davon unzertrennlichen Gefahren zu gewärtigen. Allein bei den Spezialkonferenzen des Jahresfestes legte das Komitee Rechenschaft auch über solches ab, was in den öffentlichen Berichten nicht zur Sprache kam; da rückte denn auch ab und zu einer dem Komitee auf den Leib. Da aber die Einladungen zur Spezialkonferenz vom Komitee ausgingen, lag es auch in seiner Hand, unbequeme Frager fern zu halten. Im allgemeinen genoß aber die Leitung der Basler Mission unter Christ und Josenhans größeres Vertrauen, als dies in den letzten Jahren von Hoffmanns Inspektorat der Fall gewesen war.

„Unsere Gesellschaft, obwohl auf baslerischem und aus baslerischem Grund und Boden aufgesproßt und von den Christen dieser Stadt mit der zartesten Liebe und großer Treue gepflegt, ist doch nicht aus der Basler Kirche als solcher hervorgegangen und selbstverständlich noch

[1]) Nekrolog H. B. 1885, 25.

weniger aus einer der anderen Landeskirchen, denen wir angehören. Sie war von Anfang an ein freier Verein im Herrn brüderlich verbundener Männer evangelischer Konfession aus Deutschland und der Schweiz zum Zweck der Heidenbekehrung. Auf diesem Standpunkt steht sie noch. Noch sind wir durch kein äußeres Band privatrechtlicher oder kirchenrechtlicher Natur verknüpft. Es ist einzig die Geschichte unserer Gesellschaft und die Ueberzeugung, daß wir im Herrn eins sind, auf der h. Schrift als unserm gemeinsamen Glaubensgrund ruhen und in allen centralen Wahrheiten des Evangeliums, wie die beiden Konfessionen, denen wir angehören, thatsächlich und wahrhaftig übereinstimmen, was uns zusammenhält. Noch sind wir nichts als ein Privatverein, der, obwohl in kirchlichem Geiste wirkend, doch keineswegs bestimmt ist, in irgend eine der Kirchen aufzugehen, denen die zum Werk der Heidenbekehrung konföderierten Mitglieder derselben angehören. Es kann eine so freie Verbindung manchem als lose und schwach erscheinen. Wir wissen, daß gerade darin die Macht und Stärke unserer gesellschaftlichen Einheit besteht, daß es kein menschliches, sondern ein göttliches Band ist, was sie bewirkt und bis auf diese Stunde erhalten hat."

So Josenhans über den Unionscharakter der Basler Mission im Jahresbericht von 1854. Daß der Unterricht im Missionshause und die liturgische Gestaltung der Gottesdienste in der Missionskirche einen mild-lutherischen Charakter erhielten, ist schon früher gesagt worden. Dennoch erfolgte erst unter Josenhans die entschiedene Lossagung der streng lutherischen Kreise von der Basler Mission. Im Jahr 1849 war Josenhans als Vertreter der Basler Mission noch nach Nürnberg berufen worden; man wollte ihn aber kaum reden lassen. Er zeigte in seinem Votum den Unterschied zwischen einem streng lutherischen Missionswesen und einem freien, evangelischen Betrieb der Sache und forderte die Lutheraner auf, das Streiten zu lassen und Thaten zu thun. Seither wurde er nicht mehr nach Nürnberg gerufen und das lutherische Bayern verschloß sich wie Sachsen und andere streng konfessionelle Gebiete und Kreise auf viele Jahre der Basler Mission.

Neben dem immer noch erstarkenden Konfessionalismus war es besonders das Aufkommen der innern Mission, was der Basler Mission eine Zeitlang das Wasser abzugraben drohte. Seit Wichern seine berühmte Rede auf dem Eisenacher Kirchentag gehalten hatte (1848), wandte sich das Interesse der kirchlich lebendigen Kreise vielfach den Liebeswerken der inneren Mission zu. Von verschiedenen Seiten wurde man in Basel darauf aufmerksam gemacht, daß ein großer Umschwung eingetreten sei, daß der Geist der Zeit eine andere Richtung genommen und sich von der Heidenwelt ab und mehr den Bedürfnissen der Heimat zugewendet habe. Das bekam auch die Missionskasse zu spüren, indem die von Gesellschaften und Vereinen dargereichten Gaben, allerdings nur wenig, aber regelmäßig

zurückgingen. Man fürchtete indes in Basel nicht, daß die innere die äußere Mission erdrücken könnte. Man sagte sich: wird sich die innere Mission als Gottes Werk bewähren, so wird sie die äußere nur fördern. Das kam dann auch so, und das Umgekehrte zeigte sich, daß die Heidenmission der innern Waffen, Vorbilder und Methoden lieferte, auch vielfach Arbeiter. Der Heidenbote hatte recht, wenn er in seiner Neujahrsnummer von 1850 schrieb: „Die recht betriebene innere Mission ist die beste, treueste und eifrigste Werberin und Bundesgenossin für das große Werk der Heidenmission. Je mehr sie in der Christenheit Boden gewinnt und je mehr Herzen durch sie von der Flamme der Liebe Christi entzündet werden, desto reichlicher werden auch die Bächlein des Lebens von der christlichen Heimat aus auch in die Wüstungen der Heidenwelt hinausfließen. Die innere Mission geht aus der Liebe hervor. Die Liebe aber, wenn sie einmal zu wirken angefangen hat, macht das Herz immer weiter. Und wer sind denn die, die bisher die große Sache der Heidenmission am meisten befördert haben? Sind es nicht solche, die auch daheim die Schäden der Christenheit am eifrigsten zu heilen sich bemüht haben? Die innere und die äußere Mission sind die beiden Arme und Hände am Leib der christlichen Kirche. Wer die eine oder andere abhauen oder auch nur binden will, der verstümmelt den Leib Christi.“ Der Centralausschuß für innere Mission richtete denn auch zum fünfzigjährigen Jubiläum der Basler Mission im Jahr 1865 ein Schreiben an das Komitee, in dem ausdrücklich anerkannt war, welche Bedeutung gerade der Basler Mission für das Erwachen der innern Mission zukomme.[1])

Eigentliche Opposition gegen die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel machten außer einigen Geistern niedern Ranges besonders der Bibeltheologe Beck in Tübingen und als Vertreter des kirchlichen Liberalismus der Berner Professor Langhans. An der Kritik, die Beck an der modernen und besonders an der Basler Mission geübt hatte, fand auch Josenhans manches berechtigt. Die Württemberger und überhaupt alle Schüler dieses großen Mannes wurden durch ihn auf eine harte Probe gestellt, ob ihre Missionsfreundschaft reeller Art sei. Einige Schüler machten sich denn auch als erklärte Missionsgegner bemerklich. Aber indem es Josenhans vermied, die Polemik irgendwo aufzunehmen und weiterzuführen, verlor sie viel von ihrer Schärfe und Wirkung, und Becks mächtiger Einfluß war doch nicht im stande, der Mission zu schaden. Einen, wie er meinte geharnischten und niederschmetternden Vorstoß gegen die Pietistenmission unternahm Langhans in seinem breit angelegten Werke: „Der Pietismus und das Christentum im Spiegel der äußeren Mission.“ Mit oberflächlicher, unzureichender Sachkenntnis und in vielfach blindem Parteieifer geschrieben, machte es das Buch Gundert verhältnis-

[1]) J. B. 1865. LVII, abgedruckt.

mäßig leicht, in einer Reihe von Artikeln des Missionsmagazins: „Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz" dem Berner Professor „auf die hohlen Glene zu schlagen", so daß sein Angriff ohne Schaden abging.[1]) In vielem hatte doch auch der pietistische dem freisinnigen Kritiker Recht geben müssen, und so blieb das Buch auch für die angefochtene Sache nicht ohne Segen. Gar nicht geantwortet hatte man auf die Kritik, die zehn Jahre zuvor der Leipziger Missionsdirektor Dr. Graul der Mission in Malabar und Kanara gewidmet hatte.[2]) Die dortigen Missionare fühlten sich freilich herausgefordert, der nach ihrer Ansicht ungerechten Kritik durch eine Reihe von eingehenden Briefen aus Möglings Feder entgegen zu treten. Das Komitee hielt es aber für geratener, sie zurückzubehalten, so sehr es mit ihrem Inhalt übereinstimmte, um dem unlieblichen Zank unter Missionsfreunden nicht weitere Nahrung zu geben; denn die Briefe waren etwas pikant. Auch wollte man in Basel lieber das Urteil der Geschichte darüber abwarten, was besser sei — streng kirchliche oder freiere Vereinsthätigkeit, Schonung der indischen Kaste oder ihre Ausschließung, eine exklusive oder eine brüderliche Stellung zu andern Gesellschaften. Man war in Basel des Glaubens, eine Mission lebe fort, ob sie auf solche Angriffe schweige oder antworte.

Eine Verkirchlichung der Basler Mission schwebte damals auch andern Theologen als Ideal vor. Sie meinten, die Mission brauche nur kirchlich zu werden, so würden Tausende ihre Bestrebungen freudig unterstützen, die sich bis jetzt fernhielten. Eine ganze Reihe jüngerer Pfarrer behaupteten, die Basler Mission sei schon früher nicht im rechten Glauben begonnen worden und sei bereits in so falsche Geleise geraten, daß eine Reformation, obwohl höchst nötig, nicht mehr möglich sei. Der Grundfehler sei die Errichtung eines Missionshauses gewesen; die Missionare sollten an den Universitäten gebildet werden. Auf der andern Seite wollten auch die Klagen nicht verstummen, als sei die Mission dem Pietismus untreu geworden, als sei sie verweltlicht. Schon der Bericht von 1854 sprach davon: „Mögen doch alle Christen der Heimat wohl bedenken, daß der rechte Missionsgeist nicht in Kritik und Negation, sondern in Thaten der Liebe und der Kraft sich bekundet." Und 1860 hieß es: „In den so innig mit uns befreundeten Nachbarländern Württemberg und Baden gelang es dem Feind, an einigen Orten unter den Gemeinschaftsleuten den Samen des Mißtrauens gegen uns und der Unzufriedenheit mit uns durch Verbreitung von Mißverständnissen und sogar lügenhaften Gerüchten auszustreuen. Es gelang jedoch, die Quelle zu entdecken, daraus diese bittern Wasser quollen und die Freunde aufzuklären und zu beruhigen." Dagegen wollte es auch der Missionsleitung zu-

[1]) M. M. 1865, 14. 90. 123. 152.

[2]) Graul, Reise in Ostindien von 1849—1852, Leipzig 1854.

weilen scheinen, als ob der Strom des Missionslebens, je breiter er wurde, an manchen Stellen auch um so seichter und trüber werde. „Doch ist der alte Geist noch nicht von unserer Mission gewichen, und es fehlt auch an Salz und Licht keineswegs; dafür bürgt uns die Schmach, die noch immer auf unserm Werke liegt, und die Feindschaft und der Haß, die uns vielfach entgegentreten und sich in ganz unbegründeten Anklagen Luft machen."

Dies bezog sich zunächst darauf, daß in den Jahren 1859 und 1860 in Basel selber die Gesellschaft und das Missionshaus die Zielscheibe wiederholter Angriffe einer radikalen Partei geworden waren, obwohl man sich gewissenhaft jeder Einmischung in die kirchlichen oder politischen Angelegenheiten der Stadt enthalten hatte. Natürlich blieben diese Angriffe von der Gesellschaft unerwidert; dafür nahmen sich die Basler Missionsfreunde der Sache an. Nun aber führte das etwas herausfordernde Auftreten des aus Indien zurückgekehrten Hebich zu einer gewaltigen Aufregung in Basel und anderwärts, wo sich dieser auffällig gekleidete und mitunter taktlose Evangelisator hören ließ. Die Mission hatte natürlich keinen Grund, ihm seine evangelisierende Thätigkeit, dazu er von anderer Seite war aufgefordert worden, zu verbieten; auch nahmen sich die kirchlichen und politischen Behörden wenigstens in Basel des angefochtenen Mannes kräftig an. Das hinderte freilich nicht, daß die Basler Mission den Segen, den unstreitig viele von Hebich empfingen, damit bezahlen mußte, daß ihr da und dort Sympathieen entzogen wurden, weil Hebich eben doch Basler Missionar gewesen war. Von der freundlichen Stellung, die Basels Geistlichkeit zur Mission einnahm, zeugt am besten die Predigtsammlung, die sie der Gesellschaft zum Jubiläum von 1865 widmete.[1]) Auch sonst erfuhr man von den offiziellen Kirchen manche Förderung. In Württemberg nahm man auch gediente Missionare in den Landeskirchendienst auf, wenn sie ihre Befähigung hiezu nachweisen konnten. Indes wurde 1861 bestimmt, daß evangelische Missionare, die bloß für den Dienst unter den Heiden ordiniert seien, ohne Gutheißung der Oberkirchenbehörde nicht zur Versehung des ordentlichen Kirchendienstes für die Geistlichen ermächtigt seien, wohl aber zu Vorträgen in Privatversammlungen und unter Umständen auch in außerordentlichen Gottesdiensten auf der Kanzel zugelassen werden dürften.

Die Zweige des Basler Missionsbaumes hatten sich in der Heidenwelt in immer manigfaltigerer Verzweigung ausgedehnt. Da mußte man auch der Wurzeln gedenken, womit er in der Heimat wurzelte, und sie pflegen. Der Rückgang der Einnahmen und der veränderte geistige Luftzug zu Anfang der fünfziger Jahre nötigten das Komitee, seine Be-

[1]) „Dein Reich komme." Eine Sammlung kirchl. Zeugnisse von den Predigern Basels, Basel 1865.

ziehungen zur heimatlichen Missionsgemeinde und die Belebung des Missionssinnes zum Gegenstand seines Studiums zu machen. Aus den alten Missionsvereinen war das kräftige Leben vielfach entflohen; die meisten waren zu bloßen Sammelstellen für die Basler Mission geworden. Auch die alten Stammhalter des Missionssinnes, ein Henhöfer, ein Barth, ein Spleiß und andere gingen dahin; da mußte man für kräftigen Nachwuchs sorgen. Es war Hoffnung da, daß wenn nur die nötige Anregung nicht fehle und die alten Verbindungen wieder besser gepflegt würden, noch manche Quelle eröffnet und manche Bächlein herangeleitet werden könnten, die zur Stunde noch im Sande verliefen. Um mit den Freunden in genauere Verbindung zu treten, sollten nicht bloß die Komiteemitglieder mehr zu Reisen herbeigezogen werden; man ernannte den badischen Pfarrer Peter zum Sekretär für die heimatlichen Angelegenheiten.

Man beschickte noch mehr als bisher die Missionsfeste hin und her, und diese Feste selber mehrten sich in erfreulicher Weise. Sie schienen von umso aufmerksamern Teilnehmern besucht zu werden, je nüchterner, wahrer und klarer die Missionsaufgabe, ihre Erfolge und ihre Niederlagen dargestellt wurden. Man bekam, zumal an den Festen in Basel, keine Blumhardt'schen Gefühlsergüsse und keine Hoffmann'schen Prachtsschilderungen mehr zu hören, sondern sachliche Mitteilungen und kräftigen Appell ans Missionsgewissen. Zur Erholung heimgekehrte Missionare fanden gewöhnlich nur zu wenig Muße, weil sie fast immer in Anspruch genommen waren und von einem Missionsfest zum andern eilen mußten. Die Jahresfeste in Basel gewannen noch eine größere Ausdehnung und die Generalkonferenzen am Donnerstagmorgen der Festwoche wurden der Ort, wo die Vertreter der verschiedensten heimatlichen Missionskreise mit der Gesamtgemeinde ihre Grüße tauschten, nachdem Präsident und Inspektor von ihrem Besten mitgeteilt hatten. In Württemberg wurde Epiphanien nach und nach zum kirchlich recipierten Gedenktag der Mission. Die liturgischen Gebete für diesen Tag sprachen seit 1843 von der Völkerbekehrung und die sechs ersten unter den besondern Bitt- und Dankgebeten waren Missionsgebete.

Man hatte indes das Gefühl, man sollte einem engeren Kreise von Missionsfreunden noch genauere Einblicke in die Mission ermöglichen, als dies bei Festen von der Kanzel aus möglich war. So entstanden die Missions-Konferenzen, wozu man die Freunde einlud, gegen die man sich verpflichtete, alle Wünsche und Anfragen anzuhören und nach Möglichkeit zu beantworten. Es war eine große Freude für das Komitee, als es gelang, die württembergischen Freunde bei den Stuttgarter Maikonferenzen zu sammeln und bald auch die in Baden in ähnlicher Weise zu vereinigen. Geistliche und Laien nahmen teil; man nahm die frohe Gewißheit mit nach Basel, von der Liebe und dem Gebete der Freunde reichlich unterstützt zu werden. Weitere Konferenzen erstanden in Frankfurt für

Hessen (1863), in Bern (1864) und Winterthur für die Ostschweiz (1867), später auch in der Pfalz und in Straßburg. Bei diesen Zusammenkünften entfaltete namentlich Ratsherr Christ eine rege Thätigkeit. Er that oft das Beste, um Mißverständnisse zu heben und der Leitung das so nötige Vertrauen der Freunde zu erhalten. Auch sonst machten Komiteemitglieder Besuche, zum Teil in Gegenden, wo bisher weder Missionsversammlungen noch Vereine bestanden hatten und erweckten neues Missionsinteresse. Die Berichte meldeten eine stetige Erweiterung der Freundeskreise. Man erhielt den Eindruck, als ob alle, die nur Empfänglichkeit für das Evangelium oder Liebe zum Herrn Christus im Herzen trugen, sich verpflichtet und gedrungen fühlten, lebendigen Anteil am Missionswerk zu nehmen.

Um das heimatliche Missionsleben durch ständige Pflege noch besser zu unterhalten und zu vertiefen, vermehrte man allmählich die Zahl der Missionsprediger und wies ihnen mit der Zeit mehr oder weniger abgegrenzte Distrikte zu, in denen sie sich dann auch niederließen. Der erste und älteste in ihrer Reihe war immer noch der ehemalige Graf Felician Zaremba, der noch in den allerverschiedensten Gebieten thätig, namentlich auch in Rußland und in seinem alten Arbeitsfeld am Kaukasus. Wie die Zürcher ihn einst drangsaliert hatten, so setzten ihn die Thurgauer in Gewahrsam, und die Hessen verwiesen ihn des Landes. Er trug das und vieles andere gerne, und seine herzliche Liebe zum Heiland und zu den Menschen litt nicht darunter. Seit er durch allerlei Altersbeschwerden am Reisen verhindert war, lebte er, ein stiller Fürbitter, in einem Stüblein des Basler Missionshauses und entschlief 1874 friedlich als der Senior der ganzen Missionsfamilie. An seinem Grabe sagte Josenhans: „So lange man Geschichte der Basler Mission schreibt, wird man schreiben, daß sein Leben und Wesen allen Angehörigen unserer Mission gepredigt habe, daß die Liebe Gottes und Christi das einzige ist, was das Herz wahrhaftig stillt und selig macht in Zeit und Ewigkeit.“[1])

Im Jahr 1859 waren außer Pfarrer Peter und Zaremba als Reiseprediger angestellt: Missionar Huber für die Schweiz, Müller für Württemberg und Baden und Albrecht für die Hessenlande. Zehn Jahre später finden wir außer diesen Posten noch besondere Agenten und Reiseprediger für die französische Schweiz, für die Ostschweiz und für den nördlichen Teil Württembergs. Baden und Rheinbayern haben ebenfalls einen eigenen erhalten und der frühere Missionar Hauff amtierte als Reiseprediger für Mitteldeutschland. So waren damals acht Männer im ausschließlichen Dienst der heimatlichen Missionspflege. 1879 waren es ihrer elf. Ihre Thätigkeit bestand im Halten regelmäßiger Missionsstunden und dem Besuche der einzelnen Missionsfreunde. Es war eine vielfach schwierige Aufgabe, die viel Selbstverleugnung, Demut, Mut und

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden S. 149.

Takt erforderte. Wie wenig Missionssinn, wie wenig wirkliches Verständnis begegnete einem doch oft, selbst bei Geistlichen! Wie oft wurde einem barsch die Thüre gewiesen! Bei andern stieß man auf eine Menge „Wenn" und „Aber". Daneben fehlte es an erfreulichen Erfahrungen auch nicht. Die Reiseprediger konnten von viel Liebe und Fürsorge erzählen, die ihnen besonders bei den Stillen im Lande zu teil wurden. Die Jahresberichte rühmten im ganzen, daß sie freundlich aufgenommen wurden und wie sich ihr Wirkungskreis stetig erweitere.[1])

Zuweilen suchte man auch in größerer Entfernung neue Freunde zu gewinnen oder alte zu neuer Treue zu ermuntern. So durchzog 1857 ein württembergischer Pfarrer die Ostseeprovinzen, um sie zur Teilnahme an der Basler Mission einzuladen, und nicht ohne Erfolg. Von den Reisen Zarembas in Rußland war schon die Rede. In den sechziger Jahren bereisten Huber und Müller die evangelischen Gemeinden Oesterreichs und knüpften alte Verbindungen wieder an, nachdem dort den Protestanten ihre Freiheiten zurückgegeben waren. Bis nach Ungarn dehnte man solche Besuchsreisen erst in den allerletzten Jahren aus. Einige Teilnahme fand die Basler Mission auch in Nordamerika und in Australien, wo so viele frühere Basler Zöglinge als Prediger wirkten. Immerhin blieben Süddeutschland und die Schweiz, die Stammlande der Basler Mission, auch deren kräftigste Stützen.

Die Reiseprediger waren zugleich die berufenen Kolporteure der Basler Missionsblätter. Was von Hoffmann begonnen worden war, wurde unter Josenhans weitergeführt. Zwar der Inspektor selber schrieb nicht viel. Das Schreiben war seine Sache nicht. Er verstand sich besser aufs Reden und Thun als aufs Schreiben. Er könne nicht schreiben, weil er zu unruhig sei und zu wenig gesammelt, auch das Leisetreten nicht verstehe und ihm alle Feinheit und Mannigfaltigkeit der Gedanken abgehe. Auch hatte er beobachtet, daß Hoffmann durch sein vieles Schreiben der Mission manche Gegner erweckt habe. Doch hat Josenhans einige Jahrgänge des Magazins redigiert und des Heidenboten, dazu die offiziellen Jahresberichte. Daneben arbeitete er mit großer Liebe und Sorgfalt einen „Atlas der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel" aus und begleitete die saubern Karten mit einem vorzüglichen Text (1857); auch ein Missionsliederbuch und einige andere kleinere Sachen stammen von ihm. Die Redaktion des Magazins trat er schon 1857 an Dr. Ostertag ab. Die ehrwürdige Zeitschrift erschien von da an in zwölf Monatsheften und gewann eine große Abonnentenzahl. Ostertag trug mit großem Fleiß und viel Behagen Stoffe zusammen und verarbeitete sie in breiter, blumenreicher und wenig kritischer Weise. Bedeutend besser wurde die Sache, als sich Dr. Gundert des Magazins annahm und ihm etwas von

[1]) vgl. Birmele, Karl Friedrich Aldinger S. 15.

seinem ausgedehnten Wissen und seinem Geist zugute kommen ließ. Leider verlor das Magazin viele seiner Abonnenten, da neuentstehende Blätter ihm Konkurrenz machten und besonders Warnecks allgemeine Missionszeitschrift die wissenschaftlich gerichteten unter den Missionsfreunden um sich sammelte. Auch die Ereignisse auf der Weltbühne drängten die alten Missionsjournale in den Hintergrund. Im Kriegsjahr 1870 wurden Hunderte von Exemplaren der Basler Missionsschriften abbestellt. Der Ertrag des Magazins ging von 20 000 Fr. im Jahr 1869 auf 5000 Fr. im Jahr 1879 herunter.

Das Basler Missionscomptoir veröffentlichte auch ganze Serien von illustrierten Traktaten in bunten Umschlägen, deren Stoffe nicht nur den eigenen Missionsgebieten entnommen waren und die bei aller Kritik, die sie erfuhren und zum Teil verdienten, doch kräftig mithalfen, das Interesse für die Sache zu wecken und zu pflegen. Daneben erschienen auch größere Arbeiten wie die Monographie von Mögling und Weitbrecht über das Kurgland, Irions Schrift über Malabar, Lechlers Vorträge über China. Das Comptoir verwandelte sich 1875 in eine eigentliche Missionsbuchhandlung, die ihren Verlag erweiterte, auch Bücher erbaulichen Inhalts verlegte und auf die äußere Ausstattung ihrer Erzeugnisse mehr Sorgfalt verwandte, als dies bisher — manchmal zum Schaden der Sache — der Fall gewesen war. Um den französisch sprechenden Missionsfreunden zu dienen, erschienen nicht allein einige Traktate in ihrer Sprache, Pfarrer Nagel in Neuenburg gab auch zwei Zeitschriften heraus: „Les missions évangéliques au 19. siècle“ für Erwachsene, und das Kindermissionsblatt: „La messagère du monde payen“.

Das verbreitetste Basler Missionsblatt wurde das Kollekteblättchen. Es ist schon oft von der finanziellen Notlage die Rede gewesen, darin sich die Basler Mission zu Beginn der fünfziger Jahre befand. Schon der Bericht von 1852 klagte über den Rückgang der Einnahmen. Nicht daß man von einem offenbaren Abfall früherer Freunde oder von sichtbarer Ermattung ihrer thätigen Liebe hätte reden müssen; aber schon 1850 hatte nur ein beträchtliches Vermächtnis eines Berner Freundes das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt. Die Revolutionsjahre, mittelmäßige Ernten, die Bedürfnisse der erwachenden innern Mission waren an dem Rückgang der Einnahmen schuld. Und trotz aller Sparsamkeit wuchsen die Ausgaben für das wachsende Werk. Das Komitee mußte 55 000 Fr. aufnehmen und das Missionshaus zum Pfand geben. Der Blick auf die Zeitumstände war geeignet, den Ernst der Lage noch bedenklicher erscheinen zu lassen. Besonders in Württemberg drohte eine eigentliche Teuerung. Aber in Basel selbst, in Genf und an manch andern Orten nahm man die Not zu Herzen und tilgte in kurzer Zeit wenigstens die Hälfte der Schuld. In Straßburg und Genf

bildeten sich neue Hilfsvereine, in London und in Preußen zeigten sich neue Freunde. So hoffte man, die Not bald beendigt zu sehen. Die Rechnung pro 1852 wies denn auch 60 000 Fr. Mehreinnahmen auf als das Jahr zuvor und überhaupt die höchste Jahreseinnahme. Die Beträge aus Basel allein waren um 15 000 Fr. gestiegen und betrugen mehr als ein Sechsteil aller Einnahmen überhaupt. Selbst die schwer heimgesuchten Länder Württemberg und Baden übersandten reichliche Gaben. 1854 war das Missionshaus „wieder freies Eigentum des Herrn".

Doch die Not erneuerte sich im Sommer jenes Jahres. Während die Heimkehr mehrerer Invaliden und Witwen die Ausgaben erhöhte, der Erfolg der Arbeit zu neuen Unternehmungen aufforderte, trat infolge der Teuerung von Juli bis September 1854 eine so bedeutende Stockung der Einnahmen ein, daß man nicht allein außer stande war, die Stationen mit den regelmäßigen Quartalgeldern zu versehen, sondern eine Zeitlang kaum die täglichen Bedürfnisse des Missionshauses in Basel bestreiten konnte. Bis zum Oktober hatte man schon ein Defizit von 80 000 Fr. zu verzeichnen. Lehrer und Zöglinge des Missionshauses zeigten, daß es ihnen möglich war Mangel zu leiden. Es waren Tage der Prüfung für das Komitee und alle Missionsfreunde. Konnte man das Werk weiterführen? Es fand sich aber auch der Ausweg aus den großen Bedrängnissen. Zwanzig Freunde schossen innerhalb vierzehn Tagen über 45 000 Fr. zusammen und entrissen dadurch das Missionsschiff der Gefahr auf der Sandbank festzusitzen. Viele alte und neue Missionsfreunde stellten sich mit ihren Gaben ein. In zwei schweizerischen und einer württembergischen Gemeinde stand die ganze Bürgerschaft zusammen und übersandten namhafte Beiträge in Naturalien und Geld. Die Not wurde auch die Veranlassung, daß der Kollekteverein für die Basler Mission ins Leben trat.

Schon in der zweiten Komiteesitzung von 1815 hatte Steinkopf den Rat gegeben, es könnten ärmere Personen und Familien aufgemuntert werden, wöchentlich einen ganzen oder halben Batzen beizusteuern, wie solches in England mit überraschendem Erfolg geschehen sei. Diesen Gedanken griff Ratsherr Karl Sarasin auf und verwirklichte ihn zuerst im Kreis seiner Familie, seiner Dienstboten und seiner Fabrikarbeiter. 1855 empfahl ein Flugblatt dieses Vorgehen weiteren Kreisen, und bald hatte die Kollekte ungeahnten Erfolg und wurde eine der ergiebigsten und sichersten Finanzquellen der Basler Mission. Schon 1855 betrug der Ertrag der Kollekte über 68 000 Fr., nach zehn Jahren war die Jahreseinnahme auf über 240 000 Fr. gestiegen, im Jahre 1878 sogar auf 254 000 Fr. Der ursprüngliche Gedanke war, daß die Geber zugleich auch einen Gebetsverein für die Basler Mission bilden sollten und daß durch die Organisation mit Sammler und Sammlerinnen ein werkthätiges Interesse geweckt werde. Viele gewannen erst dadurch eine rechte Liebe zur Sache, daß sie nun selber auch Hand anlegen konnten, um bei ihren

Gebern die Batzen einzuziehen und die Kollekteblätter auszuteilen. Die Leitung des Vereins wurde einer besonderen Kommission übergeben; ihr langjähriger Präsident war gegebenermaßen Ratsherr Sarasin. Die Einrichtung, die in der Folge auch anderwärts und für andere Zwecke nachgeahmt wurde, begegnete indes in Missionskreisen auch ausgesprochener Mißbilligung. Mehrere ältere Freunde befürchteten, die Einnahmen der alten Hilfsvereine möchten dadurch vermindert werden. Andere erblickten in dem Versuch, die Missionseinnahmen etwas zu organisieren, ein Zeichen von Unglauben oder witterten doch die Gefahr, das Missionsleben möchte verflachen, eine rein äußerliche Betriebsamkeit könnte Platz greifen und die im Gebetskämmerlein geübte und im verborgenen wirkende Missionsliebe verdrängen.

Die Halbbatzenkollekte vermochte den Defiziten nicht ganz vorzubeugen. Zu Anfang der sechziger Jahre mußte Josenhans ein Zirkular an die Freunde erlassen, um sie zur Schuldentilgung aufzumuntern. Dieser Aufruf und andere Versuche zur Deckung der Schuld riefen eine Flut von Kritiken, Klagen und Ratschlägen hervor. Das Komitee wurde nicht bloß vor den menschlichen, sondern auch vor den göttlichen Richterstuhl citiert. Aber es gingen auch über 200 000 Fr. zur Deckung der Schuld ein und stimmten „zur tiefsten Anbetung der von uns kundgewordenen Liebe Gottes." Das Kriegsjahr 1870 brachte eine Mindereinnahme von 60 000 Fr.; es zeigte sich aber, daß die Basler Mission Freunde besaß, die auch in schweren Zeitläuften treu für sie einstanden. Selbst die schier chronisch werdenden Defizite konnten ihren Eifer nicht lähmen; sah man doch, daß es auf den Missionsgebieten vorwärts ging. Die Einnahmen setzten sich meist aus kleinen Beiträgen zusammen. Doch fehlten auch große Legate und Gaben nicht ganz. Es fehlte auch nicht an Gelegenheiten zu außerordentlichen Steuern. So brachte das fünfzigjährige Jubiläum der Gesellschaft im Jahr 1865 einen Jubiläumsfonds von über 140 000 Fr., die hauptsächlich zu Kirchen- und andern Bauten auf den Missionsfeldern verwendet wurden. Von den „Hungergeldern" für Südmahratta war schon früher die Rede. Die Ausgaben der Mission, die 1825 zum erstenmal die Summe von 10 000 Fr. überschritten hatten, erreichten 1855 die Höhe von einer halben Million und stiegen 1878 auf 622 851 Fr.

Josenhans hatte dabei den Grundsatz, daß sich die Einnahmen nach den Ausgaben richten müßten, hielt aber über einer peinlichen Sparsamkeit in allen Zweigen des Werkes. Die Mission sei ein Palmbaum, und Palmbäume könne und dürfe man nicht beschneiden. Wenn er aber zuweilen den Eindruck hatte, die Geldfrage spiele in den heimatlichen Missionskreisen eine viel zu große Rolle, wie das in der Mission und unter Kindern Gottes nicht der Fall sein sollte, so war gerade er es, der in seinen Jahresberichten das Finanzielle oft ganz an den Anfang stellte

und in seither nicht mehr erlebter Weise den Leuten immer wieder zu verstehen gab, sie brächten keine rechten Opfer für die Mission. Professor Riggenbach sagte an der Generalkonferenz von 1879: „Ich habe noch die lebhafte Erinnerung, wie schmerzlich und peinlich es war, wenn an diesen Konferenzen so gar viel über die Geldfrage geredet worden ist."

Josenhans war eben mit den Christen in der Heimat nie ganz zufrieden. Nach seiner Meinung hätte das Werk der Heidenmission in weit umfassenderer Weise betrieben werden sollen. Dazu erkannte er immer mehr, daß das Bild, das er sich seinerzeit von der heimatlichen Missionsgemeinde gemacht hatte, ein Ideal sei und nicht Wirklichkeit. Er hatte geglaubt, als er in die Mission eintrat, alle Missionsfreunde seien innig verbunden, eines Geistes, eines Herzens, die Missionsfreunde eine im Geist innig zusammengeschlossene, durch den heiligen Geist erfüllte Missionsgemeinde, sich ihres Unterschiedes vom Reiche Gottes, aber auch ihrer Verpflichtung zur Arbeit an diesem Reiche bewußt, innerhalb der bestehenden Kirchen lebend, während der Herr sie einer neuen Organisation und künftigen Vereinigung entgegenführe. Darin hatte er sich getäuscht. Er erkannte, daß nicht alles, was der Mission wohl will, was die Mission liebt, eine Gemeinde sei. Das war die allerschmerzlichste Erfahrung gewesen während seines ganzen Missionslebens in Basel; nicht um der Anstalt willen, nicht weil er nicht hätte können andere Leute einen andern Weg gehen sehen, sondern weil sein Glaube an die Einigkeit seiner Mitchristen und der Missionsfreunde einen tötlichen Stoß erlitten hatte.

Was seinem idealen Glauben diesen Stoß versetzte, war vor allem das Aufkommen der Pilgermission zu St. Chrischona bei Basel, die von keinem andern, als dem Begründer der Basler Mission, Spittler, war ins Leben gerufen worden. Josenhans konnte es nicht verwinden, daß gerade der, dem Gott die Gründung der Gesellschaft hatte gelingen lassen und der Jahrzehnte lang die Seele der Basler Mission gewesen war, der ehrwürdige Papa Spittler, je länger desto entschiedener Wege ging, die von denen des Inspektors grundverschieden waren. Spittler hatte 1840 die Pilgermission begründet, um einfache Leute für den Evangelistendienst in der Heimat, namentlich auch in katholischen Gebieten heranzubilden. Die Zöglinge der Krischona fanden bald auch unter den Kolonisten in Texas ein schönes Arbeitsfeld. Ein Konflikt zwischen Josenhans und Spittler entstand erst, als Spittler im Zusammenhang mit einem Missionsplan für Abessynien eine tüchtige theologische Lehrkraft für Chrischona zu gewinnen suchte. Josenhans und das Komitee erblickten darin den Anfang zur Bildung einer eigentlichen Missionsgesellschaft, die der Basler Mission notwendig Konkurrenz gemacht und die heimatliche Gemeinde zerteilt hätte, besonders da die Pilgermission wegen der einfacheren Ausbildung ihrer Zöglinge in vielen Laienaugen als die frömmere

gegolten hätte. Das Komitee richtete daher ein Schreiben an Spittler und ersuchte ihn, sich mit seiner Anstalt auf die innere Mission zu beschränken. Spittler betrübte ein solches Vorgehen tief, er erklärte sich aber im August 1853 bereit nachzugeben und auf die Aussendung von Brüdern nach Abessynien und Jerusalem zu verzichten. Das Versprechen wurde insofern nicht gehalten, als Bischof Gobat die abessynischen Pläne Spittlers von Jerusalem aus aufnahm, die ihm von der Chrischona gestellten jungen Leute weiter ausbildete und nach einigen Jahren das ganze Unternehmen doch wieder in die Hände des Pilgermissionskomitees zurücklegte. So trieb denn die Chrischona das Missionswerk in Abessynien bis in die neuere Zeit. Es kam zur Errichtung einiger Stationen zwischen Alexandrien und Abessynien, der sogenannten Apostelstraße, und zu Anfängen einer Missionsarbeit in Abessynien selbst. Die Apostelstraße mußte indes bald als unausführbar aufgegeben werden; die Mission unter den Galla betrieb man bis 1886; sie blieb nicht ohne Früchte.[1])

Josenhans hatte an Spittler früher mit großer Liebe und Achtung emporgesehen. Darum schmerzte es ihn umso tiefer, daß gerade von ihm das Unternehmen ausging, das er nur als ein die Missionsgemeinde spaltendes beurteilen konnte. Aber die beiden Männer waren überhaupt zu verschiedene Naturen, als daß sie sich hätten verstehen können. Josenhans der Mann der Organisation, der Ordnung, der Kirche, ein Theologe; Spittler sandte auf eigene Faust alle möglichen Leute aus, gründete immer neue Anstalten, hatte keine festen Grundsätze, beförderte, ohne es zu wollen, ein unkirchliches Freischarentum. So mußten die früher eng verbundenen Freunde einander nach und nach entfremdet werden. Leider ließ Josenhans in seiner schonungslosen Weise öffentlich und privatim manches harte Wort gegen Spittler und seine Pilgermission fallen, was die Kluft erweiterte. Im Komitee kam es nur deshalb zu keinen unerquicklichen Auseinandersetzungen, weil sich Spittler bald ganz zurückzog und dem Inspektor das Feld überließ. Als Spittler 1867 starb, brachte der Heidenbote einen ganz kurzen Nachruf aus des Inspektors Feder,[2]) während der Jahresbericht von seiner Weisheit, Glauben und Geduld, der die Mission so vieles verdanke, sprach, und daß sein unermüdlicher Eifer und die sich selbstvergessende Hingebung allen ein leuchtendes Vorbild bleiben werde.[2])

Im Jahre 1874 feierte Josenhans das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Amtsantrittes. Er fühlte die Glieder seiner Seele durch langen Kampf verrenkt, und daß er Wunden habe von all den Schlachten, die er — der Missionsgeneral — geleitet und geschlagen hatte, und nicht bloß vernarbte Wunden, auch solche, die noch von Zeit zu Zeit bluteten. Ueber dem Kämpfen war er alt geworden, und war dazu eigentlich nie ein gesunder Mann gewesen, auch mit häuslichen Sorgen und Leiden oft

[1]) vgl. Kober, Spittlers Leben. S. 252—270.
[2]) H. B. 1868, 1. — J. B. 1868, 8.

schwer heimgesucht.[1]) Als nun im Herbst 1877 Ratsherr Christ starb, mit dem er 28 Jahre lang zusammengearbeitet hatte, da spürte er es in allen Fasern, daß „sein Haupt" von ihm genommen sei. Er dachte noch eine Zeitlang zu bleiben, bis die Gesellschaft wieder einen Präsidenten habe und dieser mit der Leitung vertraut sei, dann wollte er die große Bürde ablegen und einer jüngeren Kraft Platz machen. Josenhans war eben doch gebrechlich geworden, zitterte, konnte nicht mehr gut schreiben und klagte, sein Gedächtnis nehme ab. Er mußte immer mehr an seinen Rücktritt denken.

Den endgültigen Entschluß zu gehen, weckte in ihm der Umstand, daß das Komitee den Ratsherrn Karl Sarasin, der von den Staatsämtern frei geworden war, wieder in die Missionsleitung berief, ohne daß Josenhans ganz einverstanden gewesen wäre. Er erklärte mit einem Mal, sein Amt nicht länger als bis zum März 1879 weiterführen zu können, er habe nicht mehr die körperliche und gemütliche Kraft, um den eventuellen Widerspruch eines kräftigen Gegners zu ertragen oder zu überwinden. Und Josenhans beharrte auf seinem Entschluß. Am 17. Mai 1879 hielt er seine Abschiedsrede in der St. Elisabethenkirche in Basel[2]) und in den ersten Tagen des Juni verließ er die Stätte seiner großen Wirksamkeit. Erst in Stuttgart, dann in Leonberg verbrachte er seine letzten Lebensjahre als ein stiller, kranker Mann, bis an Weihnachten 1884 sein letzter Ruf: „ad Deum!" in Erfüllung ging. Mit ihm schied einer der Großen im Reiche Gottes, ein Ritter ohne Furcht, wenn auch nicht ohne Tadel; sein Name eingeschrieben in die Blätter der Basler Missionsgeschichte, aber auch im Himmel.

---

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden. S. 127.
[2]) Josenhans, a. a. O. S. 176.

Vierter Abschnitt.

Die Basler Mission der letzten zwanzig Jahre.

1879—1899.

„Ich glaube, es ist eine neue Zeit angebrochen, oder sie bricht an. Ja, wir haben oft miteinander davon gesprochen, daß diese Periode der Basler Mission nun zu Ende eile, und eine neue angehen werde."[1])

So Josenhans in seiner Gedächtnisrede auf Ratsherr Christ. Die Geschichte giebt ihm recht. Zwar war das Gepräge, welches das Werk unter dem dritten Inspektor erhalten hat, ihm so tief eingedrückt worden, daß es der Basler Mission bis auf den heutigen Tag verblieben ist, und sie sich wesentlich in den Bahnen weiter entwickelt, die Josenhans vorgezeichnet hat; was aber zunächst auf seinen Weggang von Basel folgte, bedeutete doch schier auf der ganzen Linie so etwas wie einen neuen Kurs. Nicht, daß die Basler Mission grundsätzlich einen andern Charakter angenommen z. B. das Pietistische abgestreift hätte — durchaus nicht! Dagegen machte sich alsbald eine etwas veränderte Auffassung von der rechten Missionsmethode und Missionsaufgabe geltend, so daß das bisher so ruhig seine Bahn verfolgende Missionsschifflein bei veränderter Steuerung und stark beschleunigter Fahrt etwas ins Wanken geriet. Allein durch einen nach kurzem erfolgten zweiten Wechsel im Steueramte gelang es, den alten, ruhigen Kurs im wesentlichen zurückzugewinnen, ohne doch die Segel vor den neuen und starken Winden, die durch die evangelische Missionswelt des ausgehenden Jahrhunderts wehten, gänzlich zu streichen.

Zunächst ist hier von jener Episode des veränderten Kurses zu reden und dabei der Auffassung von Aufgabe und Methode der Mission zu gedenken, die bisher von Basel aus befolgt worden war und die — wenn auch unter Vorbehalt — als die richtige gegolten hatte.

---

[1]) Josenhans, Ausgewählte Reden S. 174.

1. Das Inspektorat von Schott.

Welches war im Grunde die Auffassung von Aufgabe und Methode der Mission gewesen, die bisher für die Leitung in Basel zu recht bestanden hatte?

Es ist nicht zu erwarten, daß man sich in den Erstlingszeiten umständlich und offizieller Weise darüber ausgesprochen habe. Dagegen liegt aus dem bisher geschilderten geschichtlichen Verlauf der Basler Missionsarbeit klar zu Tage, daß man die Aufgabe früh anders und weiter aufgefaßt hatte, als es z. B. in der Brüdergemeine geschehen war.[1] Zinzendorf hatte seinen Sendboten zugerufen: „Sehet zu, ob ihr dem Lamm einige Seelen gewinnet," und Spangenberg hatte erklärt: „Wir sind überzeugt, daß es unser Beruf nicht sei, auf Nationalbekehrungen wie auf Einführung ganzer Nationen in die christliche Kirche es irgendwo anzutragen." Eine ganz andere Auffassung von der Aufgabe der Mission verrät nun schon das erste selbständige Unternehmen, das von Basel aus ins Werk gesetzt wurde, das Werk am Kaukasus. Nicht nur auf einzelne Seelen, sondern auf ein ganzes Volk, auf eine Volkskirche lief es hinaus, wenn man neben die Heiden- und Reisepredigt die Schularbeit und namentlich die Bildung von eingeborenen Lehrern und Predigern und die Wirksamkeit durch Schriften aller Art als Missionsmittel betrachtete. Allerdings die Verfassung der Basler Mission von 1821 bezeichnete als Missionsaufgabe einfach „die Verbreitung des Evangeliums Jesu Christi und der seligmachenden Erkenntnis desselben unter nichtchristlichen Völkern,"[2] und im Jahresbericht von 1837 hieß es: „Es sind die heiligen Angelegenheiten der Fortpflanzung des Himmelreiches auf Erden," womit es die Mission zu thun hat, immerhin eine nicht mehr individuell und auf einzelne Seelen beschränkte, sondern eine sachliche und universelle Fassung.[3]

Von Inspektor Hoffmann ist uns keine genauere Aeußerung über die Missionsaufgabe bekannt; dagegen hat sich Josenhans mehrmals darüber vernehmen lassen. Schon auf seiner Visitationsreise hatte er erkannt, daß es sich in der Mission um Gründung einer neuen Gemeinde des Herrn handle, die in das Menschenleben in allen Gestalten verschlungen sei.[4] Acht Jahre später hieß es: „Wir legen es nicht auf sogenannte Massenbekehrungen an, wenn wir dieses vielseitige Wort gebrauchen sollen; unsere Bekehrungsarbeit geht stets nur auf die Einzelnen. Dagegen halten wir es für unrichtig und unpraktisch zugleich, behaupten zu wollen, die

---

[1] Oehler, Der Charakter der B. M. im Licht ihrer Geschichte, M. M. 1898, 261.
[2] M. M. 1821, 131.
[3] M. M. 1837, 432.
[4] Ausgewählte Reden S. 17.

Mission der Gegenwart dürfe nur auf die Einzelnen schauen und könne es nur mit Einzelnen zu thun haben. Ist doch Sammlung, Gründung und Fortbildung von Gemeinden ein Hauptzweig der Missionsthätigkeit und diese führt notwendig auch zur Bildung von neuen Kirchengemeinschaften, deren Zustandekommen, Größe und Umfang vorher bestimmen zu wollen, ein leeres Bemühen ist. Ueberdies ist es unhistorisch und unerlaubt zu sagen, es sei der Uebertritt ganzer Stämme und Völkerschaften zum Christentum in der jetzigen Zeit weder wahrscheinlich noch zulässig. Es können Missionsgesellschaften schlechthin genötigt werden, ganze Stämme und Völkerschaften, die dem Heidentum entsagen, in christliche Bearbeitung zu nehmen, obgleich diese im ganzen weder wahrhaft bekehrt, noch jemals im einzelnen bis hinaus auf den letzten Mann es werden werden."[1]) Weiter entwickelt und noch deutlicher als Aufgabe auch der Basler Mission ausgesprochen begegnen uns diese Gedanken in den Artikeln, die Josenhans auf das Jubiläum von 1865 im Heidenboten veröffentlichte. Da liest man: „Beim Betrieb der Mission in der Heidenwelt geht die evangelische Missionsgesellschaft von der Ansicht aus, daß ihre Aufgabe nicht bloß ist, Einzelne zu bekehren, sondern das Volksganze unter den Einfluß des Evangeliums zu stellen. Deshalb betont sie in erster Linie die Heidenpredigt durch das ganze Land, in zweiter den Unterricht der heidnischen Jugend. Sie begnügt sich aber nicht mit der bloß flüchtigen und oberflächlichen Evangelisation der Massen mittelst der nur von Zeit zu Zeit die einzelnen Orte berührenden Heidenpredigt. Sie betrachtet als den zweiten Teil ihrer Aufgabe, die Getauften in Gemeinden zu sammeln und ein wahrhaft schriftmäßiges Gemeindeleben zu begründen. Sie hält fest, daß wie ein Christ nur in der Gemeinschaft gedeiht, so die Neubekehrten sich erst in der Gemeinde bewähren können.[2]"

Nicht ohne Selbstbewußtsein blickte Josenhans auf die Resultate, die bei solcher Auffassung erreicht wurden. „Die Grundsätze unserer Missionspraxis, wenn sie auch den Theoretikern und Experimentenmachern wie den Trennungslustigen aller Art nicht genehm sind, erweisen sich nachgerade doch als gesund und fruchtbar und nachhaltig wirksam. Daß man es unter uns nicht auf ein geschraubtes Wesen, auf glänzende, leicht und schnell zu gewinnende Erfolge angelegt hat, unser Missionsbaum vielmehr langsam und ganz allmählich erstarkt, aber sorgsam gepflegt immer kräftiger heranwächst und nun schon nicht mehr bloß Erstlingsblüten und Erstlingsfrüchte treibt, sondern seine regelmäßigen Jahresernten und zeitweise seine reiche Jahresernte bringt, dies dürfte nun als Thatsache anerkannt werden."[3]) Dennoch stiegen dem alternden Inspektor bisweilen Bedenken auf, ob die ausgedehnte Gemeindepflege, wie sie sich, trotz alles Drängens auf Heiden-

[1]) J. B. 1860, 37.
[2]) H. B. 1865, 16. 17.
[3]) J. B. 1871, 32.

predigt, als Hauptaufgabe der Missionare gerade unter seiner Leitung ergeben hatte, das richtige sei. War man dadurch der eigentlichen Missionsbestimmung nicht untreu geworden? „Nur ein Bedenken, sagte Josenhans bei seinem Amtsjubiläum, will mich oft beim Blick auf unsere alten Arbeitsfelder beschleichen. Unsere Brüder in Indien und Afrika sind im Lauf der Jahre fast zu Pastoren der Neubekehrten geworden. Die Zahl der eigentlichen Heidenprediger, derjenigen, die Missionsarbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes sind, ist verhältnismäßig gegen früher so klein, daß unsere Brüder in Gefahr sind, Pastoren und Lehrer zu werden und ihr Amt zu betreiben, wie man in der Heimat das Pfarr- und Lehramt betreibt."[1]) Als eigentliche Missionsarbeiter erschienen also auch Josenhans nur die Heidenprediger, und darin waren die Missionsfreunde in der Heimat durchaus seiner Meinung. Das aber war bei Josenhans nur in der Theorie so; in der Praxis hieß es immer wieder: „es ist unsere erste und nächste Aufgabe, daß wir für die uns vom Herrn aus den Heiden heraus zugeführten Seelen möglichst Sorge tragen." Aus diesem Schwanken, aus diesem Widerstreit zwischen dem, was Josenhans und die Missionsgemeinde grundsätzlich als Hauptaufgabe der Mission ansahen, und dem, was sie praktisch als solche betrieben, ist der große Inspektor gar nie herausgekommen. Wenn er daran dachte, daß die Brüder Missionare sein sollten, stellte sich bei ihm immer etwas wie ein schlechtes Gewissen ein. Theorie und Praxis stritten wider einander.

Aber jene theoretische Auffassung von der Mission als ob die Heidenpredigt oder Evangelisation ihre Hauptaufgabe sei, war und ist in der Heimat so mächtig und erhielt in England und Amerika und in der Folge auch auf unserm Kontinent durch die „Heiligungsbewegung" und andere Strömungen, die sich durch das Motto: „Evangelisation der Welt in dieser Generation" charakterisieren, eine solche Verstärkung, daß es zu einer Auseinandersetzung der verschiedenen Auffassungen kommen mußte. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit, daß die evangelisationsmäßige Auffassung der Mission sich gegen die in Basel herrschende zur Wehr setzte, woraus denn allmählich die Erkenntnis erwuchs, daß die Mission, um zum Ziele zu gelangen, beides umfassen müsse: Evangelisation unter den Heiden und die Pflege der heidenchristlichen Gemeinden, und daß diese Pflege mit der Heidenpredigt in der Mission völlig gleichberechtigt sei, man also die „eigentliche" Missionsarbeit von der Gemeindepflege nicht absondern dürfe. Diese Auffassung hat sich denn auch immer deutlicher ausgebildet. So heißt es in einem der neuesten Jahresberichte: „Die Vertiefung des Christentums hat vornehmlich erst innerhalb der Gemeinde zu geschehen. Eben deswegen ist die Pflege der Gemeinde ein wichtiges Stück der Missionsarbeit, das der Mission erst die dauernden Erfolge in geistig selbständigen

[1]) Ausgewählte Reden S. 140.

Gemeinden sichert."[1]) Noch ausführlicher hat sich der jetzige Inspektor der Basler Mission an einem andern Orte hierüber ausgesprochen: „Die Aufgabe der Mission kann nicht mit der Gründung und Sammlung von Gemeinden erschöpft sein. Sie darf den Boden des Heidentums nicht nur bearbeiten, besäen und bepflanzen und dann weggehen, sondern das Feld oder der Garten muß gepflegt werden. Eine heidenchristliche Gemeinde, die auf dem Boden des Heidentums erwachsen ist, gleicht einer Pflanzung im tropischen Afrika, wo, sobald die Pflege aufhört, die Gefahr völliger Verwilderung droht. Die Gemeinden müssen freilich einmal das Maß geistiger und geistlicher Selbständigkeit erlangen, daß sie sich ohne Hilfe der Mission selbst erbauen können; aber bis sie dahin gelangt sind, bedürfen sie geduldiger und treuer Pflege."[2])

Der Mann, der als Inspektor und Nachfolger von Josenhans jener mehr evangelisationsmäßigen Auffassung von der Mission — in sehr maßvoller Weise übrigens — auch in Basel zu größerem Rechte verhelfen wollte, war Otto Schott.[3]) Wie alle seine Vorgänger im Inspektorate ein Württemberger, ursprünglich im rationalen Supranaturalismus aufgewachsen, hatte er den gewöhnlichen Weg eines schwäbischen Pfarrersohnes durchlaufen. Noch ehe er die Universität des Landes bezog, wurde er im Zusammenhang mit schweren Familienheimsuchungen angetrieben, die Gnade Gottes in Christo zu suchen. „Mit dieser durchgreifenden Aenderung war als etwas, das sich von selbst verstand, meine Stellung zur Mission als einer Reichsgottessache entschieden." Der Wunsch seiner Jugend, selbst in die Heidenländer auszuziehen, war nicht erfüllt worden. Aber nachdem er zwanzig Jahre im heimatlichen Kirchendienst gestanden hatte, folgte er 1875 einem Rufe als erster theologischer Lehrer ans Missionshaus. Der vielseitig gebildete, poetisch und didaktisch beanlagte Mann gewann in dieser Stellung die Liebe und Verehrung seiner Schüler. Als Komiteemitglied kam er auf Konferenzen und Festen in vielfache Berührung mit der Missionsgemeinde, und überall gewann man den lebendigen und anregenden Referenten und Redner lieb; ein besonderes Vertrauen genoß er bei den Gliedern der württembergischen Gemeinschaften. So war es leicht zu verstehen, daß er am 2. April 1879 als Inspektor der Basler Mission gewählt wurde. Als Aufgabe der Mission stand ihm vor der Seele, „dem Herrn Jesu durch sein Wort Seelen zu sammeln, die Gesammelten zu pflegen, bis sie auch geistlich der Vormünder nicht mehr bedürfen, und sie indessen nach innen und außen zu einem christlichen Handel und Wandel anzuleiten."

---

[1]) J. B. 1898, 22.

[2]) Oehler, Unsere heidenchristlichen Gemeinden, M. M. 1899, 1. — J. B. 1887, 54. — Oehler, Gedanken über Evangelisation und Mission, M. M. 1894, 177.

[3]) Schott's Antrittsschreiben, H. B. 1879, 49.

Das klang nun ganz konservativ. Aber schon der Jahresbericht von 1880 offenbarte eine Wendung. „Die einen beneiden uns, daß wir einen solchen Reichtum an Arbeitskräften haben und immer wieder über neue verfügen können, während es anderwärts an Arbeitern fehle. Auf der andern Seite müssen wir uns sogar sagen lassen, daß unser System durch die vielen Bauten und Besoldungen den Missionsbetrieb wesentlich verteure und durch das Festhalten so vieler europäischer Kräfte an Gemeinden und Schulen die eigentliche Heidenmissionsarbeit verkürze, überhaupt den ganzen Gang des Werkes schwerfällig mache." Man müsse ernstlich auf Vereinfachung des Apparates denken. Dabei war der Blick zunächst auf Indien gerichtet. Um vom Stand des Werkes dort persönlich Einsicht zu nehmen, begab sich Schott im Winter 1880 auf 1881 zur Visitation nach Indien mit mancherlei Gedanken und Plänen, „um hernach Propositionen machen zu können, die eine gedeihliche Weiterentwicklung der ganzen Mission in sich schließen." Der nächste Zweck war freilich der, die Brüder draußen geistlich zu stärken und ihnen den geistlichen Charakter ihrer Arbeit neu ans Herz zu legen; denn der Inspektor glaubte zu verspüren, daß eine mehr geschäftsmäßige Behandlung der Angelegenheiten die missionarische und geistliche da und dort stark in den Hintergrund gedrängt habe. Es gelang ihm denn auch, durch sein Erscheinen, durch seine Ansprachen und Unterredungen Missionare und Gemeinden zu erbauen und zu stärken. Er machte ihnen auch die Pflege des geistlichen Lebens und der brüderlichen Gemeinschaft wieder mehr zur Pflicht und drang darauf, daß das gemeinsame Gebet der Brüder einer Station wieder gepflegt werde. Die Generalkonferenz als eines der wirksamsten Mittel die brüderliche Gemeinschaft zu stärken und die Missionsarbeit in gesegneten Fluß zu bringen, sollte von jetzt an regelmäßig alle vier Jahre stattfinden.

Die Missionsarbeit in Fluß zu bringen, war der zweite Programmpunkt des Inspektors. Sie war unleugbar ein wenig ins Stocken geraten. Es war wenig Initiative mehr da. So sollten denn die Missionare namentlich von der Gemeindearbeit möglichst befreit werden. Zu dem Ende beschloß man, so viel Katechisten als nur statthaft zu Diakonen zu ordinieren und ihnen die selbständige Bedienung der ältern heidenchristlichen Gemeinden zu übertragen, überhaupt die Katechisten zu den regelmäßigen Stationsgottesdiensten heranzuziehen und die Gemeinden immer mehr auf sich selbst zu stellen. Auch die Schulaufsicht und den Religionsunterricht hoffte man auf die Schultern von Eingeborenen übertragen zu können. Der Missionar aber, der sich auf diese Weise auf eine Superintendentur über die Gemeinde zurückziehen könnte, würde so für die „eigentliche Missionsarbeit" der Heidenpredigt freier. So müßten auf einer Station auch nicht mehr so viel europäische Brüder zusammensitzen, sie würden sich mehr über das Land verteilen und sich zudem weniger aneinander reiben. Um sie noch freier zu machen, faßte man auch eine Reduktion

des sehr ausgebildeten Anstaltswesens ins Auge, schlug namentlich in Südmahratta den großen Güterbesitz los, der nur Verwaltungssorgen gebracht, der Mission aber nichts genützt hatte, und plante endlich eine Art fliegender Stationen, um die Missionare nicht an Orten festzuhalten, wo sie doch keinen Eingang fänden. Jedenfalls sollten keine Stationen mehr außerhalb der Städte errichtet werden, sondern die Missionare sollten ihren Wohnsitz in den Städten nehmen und mitten unter den Heiden wohnen. Den Brüdern schrieb und sagte man, sie sollten Vorschläge über neue Unternehmungen machen und vorwärts gehen. Endlich faßte man die Heranziehung weiblicher Hilfskräfte ins Auge, stellte auf eine Einladung der britischen Bibelgesellschaft hin die ersten Bibelfrauen an und dachte — wenigstens für Afrika — auf Errichtung einer medicinischen Mission. Ein reichhaltiges Arbeitsprogramm, das sich so für den neuen Inspektor ergeben hatte.

In Indien stellten sich der Ausführung dieses Programmes die größten Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur waren die alten, von Josenhans geschulten Missionare voller Bedenken, der Boden war auch nicht vorbereitet genug, um solche durchgreifenden Veränderungen zu ertragen. Man hörte den Inspektor an, billigte seine Grundsätze, erklärte aber, sie nicht ohne weiteres in die Praxis umsetzen zu können. Immerhin empfing auch die Mission in Indien durch ihn die kräftigsten Impulse. Es kam wirklich in der Folge zu neuen Stationen: Bidschapur in Südmahratta, Kasergod in Kanara und Wanyankulam in Malabar. Einige Anstalten, zur Zeit der Hungersnot entstanden, wurden aufgehoben. Die Zahl der ordinierten Diakone hob sich dagegen nicht, es fehlte an den rechten Kräften. Anders war es auf der Goldküste, auf die Schott seine Grundsätze natürlich auch anwenden wollte. Hier kamen die Brüder seinen Gedanken und Wünschen auch viel mehr entgegen. Bedeutungsvoll für die Reorganisation im neuen Sinne wurde die im März 1881 von zwanzig Missionaren besuchte Generalkonferenz, die mehr als zwanzig Jahre nicht mehr zusammengetreten war. Man beriet hauptsächlich darüber, wie die Gemeinden zu größerer Selbständigkeit geführt werden könnten. Die Missionare beantragten, die Kirchensteuer zu verdoppeln, so daß fortan jeder Kommunikant gegen drei Franken entrichten mußte. Man dachte die verschiedenen Lokalkassen in eine einzige Gemeindekasse zu verschmelzen. In jeder Gemeinde mit mehr als 200 Seelen sollte ein eingeborner Pastor angestellt werden; für seine Besoldung sollte die Gemeinde wenigstens zum Teil aufkommen; ebenso wollte man ihnen die Unterhaltungskosten für Knaben- und Mädchenanstalten, ja selbst für die beiden Mittelschulen auferlegen. Die Zahl der eingeborenen Pfarrer stieg hier in den fünf Jahren von 1879 bis 1884 von sechs auf fünfzehn. Man hoffte, der Gemeindeautonomie schon recht nahe gekommen zu sein. Auch an die Ausdehnung des Werkes nach außen dachte man auf jener Generalkonferenz,

indem man beschloß, die Station Anum jenseits des Volta wieder aufzubauen und von dort aus dem Volta entlang ins Innere vorzudringen. In China waren die Gemeinden am wenigsten entwickelt. Nur vier Diakonen konnten ordiniert werden, dagegen wurden dort unter Schott eine Reihe neuer Stationen teils gegründet, teils vorbereitet: Khitschhung, Futschukpai, Tschonghangkang und Kayintschu; von den Barmern übernahm man Longheu; also auch hier ein sehr kräftiges Vorwärtsgehen.

Die Gemeinden selbständig zu machen, war immer mehr das Ziel geworden, das Schott als nächstes ins Auge gefaßt hatte. Nun machte man aber in Afrika eine Erfahrung, die geeignet war, die Missionsleitung an die Grenzen des vorerst Möglichen und Wünschbaren zu erinnern. In Adâ hatte sich die kleine Gemeinde schon immer durch ihre Rührigkeit und Opferwilligkeit ausgezeichnet. Besonders hatte sich ein Händler, Osabute, durch seinen Eifer hervorgethan und durch seine Leistungen; die von ihm ausgeschmückte Kapelle war die schönste auf der ganzen Goldküste. Es gelüstete indes diesen Mann, nun auch die Verwaltung seiner Gemeinde und das Regiment in seine Hände zu bekommen. Er gewann den eingeborenen Pfarrer Jeremias Engmann, an dessen bisheriger Wirksamkeit man nur Freude gehabt hatte, für sich und machte ihn zu seinem Werkzeuge. Sie benützten Fehlgriffe eines Missionars und traten aus dem Verband der Basler Missionskirche „um des Heils der Seelen von Adâ willen" aus. Die Ga-Synode versuchte, die Separation rückgängig zu machen und das Resultat ihrer Bemühungen wurde vom Komitee „als für die ganze Mission auf der Goldküste von weittragender Folgewichtigkeit" freudig begrüßt. Die Adâgemeinde erklärte sich unter Osabutes Anführung bereit, den Diakonen Engmann, Katechisten und Lehrer selber besolden zu wollen und sich bei aller finanziellen Selbständigkeit als ein Glied der Basler Missionskirche zu betrachten und die Anordnungen des Komitees zu befolgen. Das Komitee bestätigte dieses Abkommen als ersten Versuch, eine Gemeinde selbständig zu stellen und die Missionskasse zu entlasten. Das war ja, was man gewünscht hatte.

Aber die Sache besaß ihre Kehrseite. Osabute wollte thun, was ihm beliebte. Die Christen, die treu zu Basel hielten, wurden terrorisiert und ihnen der Besuch der Kapelle verboten. Es zeigte sich, daß die Gemeinde der Verwahrlosung anheimfiel. Basel mußte sich seiner Christen annehmen und sie gegen Vergewaltigung schützen. Osabute verschloß die Kapelle für den Basler Missionar. Es kam zu langwierigen Streitigkeiten und das Ende vom Lied war, daß die Basler Mission wieder anfangen mußte, sich Adâs wie aller andern Gemeinden anzunehmen, wobei sich die unerquicklichsten Verhandlungen mit trotzigen Leuten in die Länge zogen. Es war teures Lehrgeld bezahlt worden. Der Bericht von 1882 aber erklärte: „Die lehrreichen Erfahrungen mit den Adâern haben uns klar gezeigt, daß wir nicht nur eine Reihe einzelner indepen-

denter Gemeinden zu gründen haben, sondern daß wir das in unserer Gemeindeordnung in Aussicht genommene Ziel: Organisation einer in sich zusammenhängenden presbyterial und synodal verfaßten Kirche scharf im Auge zu behalten haben." Doch bezeichnete es Schott in seinem letzten Bericht — der Wirklichkeit weit vorauseilend — als eine fertige Thatsache, daß die Missionare wenigstens in Afrika von der eigentlichen Gemeindearbeit entlastet seien und sich auf die Superintendentur zurückgezogen hätten; die Einrichtung habe sich, von Adâ abgesehen, überall ohne Störung vollzogen.[1])

Jene Erklärung, man habe aus den Erfahrungen in Adâ gelernt, stammte übrigens nicht von Schott, sondern von seinem Mitarbeiter Hermann Prätorius.[2]) Schott hatte bei der Ankündigung seiner Visitationsreise nach Indien davon gesprochen, daß eigentlich Afrika in erster Linie zu besuchen wäre, aber in seinem Alter fange man das Reisen nicht in Afrika an. Nachdem er dann im Kurgland erkrankt und seine indische Reise früher, als beabsichtigt gewesen war, hatte abschließen müssen und auch in der Heimat an den körperlichen Folgen seiner Visitation noch zu leiden hatte, mußte er davon absehen, in eigener Person auch das gefährliche Afrika zu besuchen. So faßte man denn für diese Aufgabe eine jüngere Kraft ins Auge und fand sie in dem trefflichen, wohlausgerüsteten Prätorius aus Stuttgart, der seit 1877 als theologischer Sekretär der Mission in ausgezeichneter Weise diente. Prätorius war bereit, sich nach Afrika abordnen zu lassen. Um ihn aber als Visitator mit der nötigen Autorität auszurüsten, und eine Teilung des Inspektorats Schott auch aus andern Gründen wünschbar schien, ernannte man Prätorius 1881 zum zweiten Inspektor. „Zwar wäre bei der sorgfältigen Organisation aller Geschäfte auch für die Zukunft wohl möglich gewesen, alles in einer Hand zu lassen; aber über dem erdrückenden Detail hatte mehr und mehr die Pflege allgemeiner Gesichtspunkte wie auch der Verkehr mit den heimatlichen Missionskreisen notleiden müssen." Die einheitliche Leitung der Geschäfte blieb auch so gewahrt. Draußen wie daheim sollte das Inspektorat nur wie eines erscheinen. Prätorius wurde aber als sein besonderes Gebiet Afrika zugewiesen, und an Stelle Schotts wurde er Mitglied der Handlungs- und Industriekommission und führte dabei die Geschäfte eines ersten Sekretärs weiter. Die ganze Organisation war auf Grund persönlichen Zusammenpassens gemacht. Der baldige Tod des jugendlichen Inspektors in Afrika (1883) ließ ein Urteil über die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens nicht zu.

Der Tod dieses ausgezeichneten Mitarbeiters drückte auf den Inspektor, der selbst vielfach leidend war. Zudem hatte er viel Neues an-

[1]) Ueber die Vorgänge in Adâ vgl. H. B. 1880, 65. 87. 1881, 7.
[2]) Inspektor Hermann Prätorius H. B. 1883, 50.

gefangen und Alles auf neue Weise weitergeführt; dabei hatte die rauhe Wirklichkeit seinen Idealen vielfach arge Stöße gegeben, und es wollte nicht alles nach Wunsch gehen. Das Komitee war nicht immer seiner Meinung und zügelte seinen Eifer. Und nun rückte Schott mit Plänen heraus, daß eine eigentliche Krisis ausbrach und zu Schotts Rücktritt vom Inspektorat führte.[1]) Die Absicht des Inspektors war immer mehr die geworden, alles aus der Mission zu beseitigen, was die spezifisch und direkt geistliche Wirksamkeit der Brüder hindern könnte. Im Dezember 1883 überraschte Schott das Komitee mit einer ausführlichen Denkschrift, worin er eine völlige Umgestaltung der Industrie und der Handlung, nämlich ihre vollkommene Lösung von der Mission forderte, und daß der Missionstitel aus allen Geschäftsfirmen in Indien, Afrika und Basel entfernt werde. Es schien ihm da eine schlimme Verquickung von Geistlichem und Weltlichem vorzuliegen. Einzelne Angestellte der Missionshandlung hatten allerdings Schande und Schmach über den Christennamen und die Mission gebracht, auch in den Webereien und Ziegeleien Indiens mochte es zuweilen mehr menschlich als christlich zugegangen sein. Es hieß auch, die Industrie in Indien erhalte die Leute in Unselbständigkeit und Abhängigkeit von der Mission, und dies umso mehr, als diese Unternehmungen ins Große wüchsen, wie es eben damals mit der Ziegelei der Fall war. Man hatte in Kudroli bei Mangalur eine Ziegelei errichtet, wobei eingestandenermaßen das Geschäftsinteresse den Anstoß gegeben hatte. Schott stieß sich auch daran, daß diese Etablissements nicht nur Christen, sondern auch eine Menge Heiden beschäftigten; oft waren es sogar mehr Heiden als Christen, und da die Heiden nicht wegen, sondern trotz der Mission da Arbeit und Gewinn suchten, lag darin offenkundig etwas Bedenkliches. Doch war es nicht ohne Missionsbedeutung, daß sich die Heiden nun auch zu einer Arbeit drängten, die sie früher gemieden hatten. Gottes Wort erreicht da manche, die sonst schwer zugänglich gewesen wären, und auch über „die kommandierten Andachten" in den Fabriken und Werkstätten durfte man nach der Meinung der Brüder nicht einfach den Stab brechen. Schott verlangte aber, die Industrie müsse auf ein kleineres Maß zurückgeführt werden und Sache der Gemeinden, nicht der Mission sein, als ob das damals schon möglich gewesen wäre bei einem Volke, dem es an Unternehmungsgeist und Charakterfestigkeit noch durchaus fehlte.

Eine erste Besprechung zwischen Komitee und Inspektor zeigte, daß sich das Komitee nicht entschließen konnte, Schotts Anschauungen beizutreten. Als sodann der Vorschlag wegen der Firmen, darauf der Inspektor das meiste Gewicht legte, vom Komitee einstimmig verworfen wurde, zeigte er ihm an, er sehe sich gewissenshalber genötigt, der Leitung sein Mandat zurückzugeben, weil er fortan Anschauungen vertreten müßte

[1]) Riggenbach, Vertrauliche Mitteilungen über Handel und Industrie ꝛc.

die er nicht mehr teilen könne. Man that das möglichste, um ihm entgegen zu kommen und ihn festzuhalten. Man war namentlich geneigt, die indischen Kaufläden aufzugeben, an deren Betrieb Schott mit Recht manches tadelte. Aber der Versuch, sich zu verständigen, scheiterte. Da Schott bisher immer nur ausgesprochen hatte, was er beseitigt sehen wollte, so forderte man ihn auf, einmal positiv darzustellen, wie er die Industrie neu zu organisieren gedenke. In seinen Vorschlägen war das scharf und klar durchgeführte Bestreben zu erkennen, Handel und Industrie ganz aus der Mission auszuscheiden und neben die Missionare, die vom Komitee ausgesendet werden, Industriebrüder zu stellen, die eine besondere Gesellschaft sende und die nicht mehr Missionare heißen sollten. Das Komitee erklärte aber, auf solchem Wege keine rechten Leute für diese Arbeiten zu erhalten. Man würde sogar die besten und frömmsten verlieren, die an Gesinnung und Missionswirksamkeit hinter keinem Ordinierten zurückstehen. Sie seien nicht als einfache Kommis und Fabrikmeister ausgesandt worden, sondern als Missionare und hätten nichts gethan, womit sie verdient hätten, daß man sie dieses Titels beraube.

Das Komitee konnte sich nicht entschließen, „mit einer Geschichte von dreißig Jahren voll Hingebung und Treue der Menschen und voll göttlichen Segens so plötzlich und von Grund aus zu brechen und das Werk zu schädigen." So stand denn Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, und es blieb nichts anderes übrig, als Inspektor Schott die zum zweiten Mal verlangte Entlassung zu gewähren. Nach dem Jahresfest 1884 verließ Schott Basel und kehrte in den württembergischen Kirchendienst zurück.[1] In den Kreisen der Missionsfreunde rief das Scheiden des von vielen geliebten Mannes lebhaftes Bedauern hervor. Vielfach regte sich auch eine Verstimmung gegen das Komitee; doch wich diese bei den meisten, als sie genauere Kenntnis von den angefochtenen Unternehmungen und wie sie der Mission dienen, gewonnen hatten.

Die Krisis zeitigte übrigens heilsame Früchte. Man achtete doch sorgfältiger als zuvor darauf, alles dem Missionscharakter Widerstreitende zu beseitigen und die missionarische Bedeutung der Einrichtungen besser zu wahren. Auch Einschränkungen versuchte man. Aber Handel und Industrie haben ihre eigenen Gesetze. Es kann darum nicht befremden, wenn sich immer wieder Uebelstände zeigten und die Stimmen, die diese Allianz zwischen Mission und Handel und Industrie verurteilen, sich von Zeit zu Zeit hören ließen. Namentlich verhandelte man 1896 aufs neue über die Handlung in Afrika. Den Anstoß dazu gaben die vielen Todesfälle jenes Jahres, besonders unter den Kaufmannsbrüdern auf der Goldküste. War man berechtigt, die so viele Menschenleben kostende Handlung in bisheriger Weise weiter zu führen? Sollte man sich nicht auf die Versorgung der

[1] Schotts Abschiedswort H. B. 1884, 57.

Stationen beschränken und den Exporthandel aufgeben? Es hielt doch auch so schwer, die nötige Zahl wirklich christlicher Kaufleute zu gewinnen. Man beantragte draußen, auch andere junge Männer von ernster Haltung anzustellen, auch wenn sie nicht bekehrt seien. Aber das Komitee konnte diesen Weg nicht betreten, da es sich verpflichtet fühlte, fremdartige Elemente aus dem Brüderkreise fernzuhalten. Selbst für wirklich überzeugte Christen war in dem angreifenden Klima, bei der vielen äußern Arbeit in sittlich fauler Umgebung die Gefahr groß, innerlich zurück zu kommen. Doch entschied sich das Komitee in seiner Mehrheit, die Handlung nur zu beschränken, nicht aber aufzuheben. Den Ausschlag gab nicht der materielle Gewinn, sondern die Thatsache, daß doch auch die Handlung einen großen Missionszweck erfülle. In den verrotteten westafrikanischen Zuständen sei schon die bloße Existenz eines Geschäftes, das Schnaps und Konkubinat ausschließe, ein mächtiges Zeugnis. Dazu der christliche Wandel eines Laienmissionars großen Eindruck mache. Man müsse aber darauf sehen, lauter Kaufleute mit entschieden geistlichem Leben zu gewinnen und ihnen mehr Fühlung mit den ordinierten Missionaren empfehlen.

Schott aber konnte sich bei seinem Rücktritt vom Inspektorate sagen, daß er dem Basler Missionswerk auf allen Gebieten kräftigen Antrieb gegeben habe. Dazu war es seiner Initiative zu verdanken, daß die ärztliche und die Frauenmission auch in Basel eingebürgert wurden. Im Missionshaus endlich war seine Wirksamkeit und sein mildes Regiment wohl von allen Hausgenossen begrüßt worden wie ein milder Abend nach heißen Stunden.

---

2. Die Mission in der Heimat.

Es war eine verantwortungsvolle und schwierige Aufgabe, nach Schotts Rücktritt einen neuen Leiter für die Basler Mission zu finden. Die Wahl des Komitees fiel auf Theodor Oehler, damals Diakonus in Leonberg. Seine Beziehungen zum Missionshaus reichten durch seinen Großvater, Dr. Steudel, bis in die Gründungsjahre der Basler Mission zurück; sein Vater war ja von 1834 bis 1837 Lehrer am Missionshaus gewesen (vgl. S. 19), und von da an war die Familie mit der Mission und verschiedenen Missionsleuten verbunden geblieben. Mit Prätorius war Oehler nahe befreundet gewesen. Nicht wenige württembergische Freunde hatten ihn ermuntert, dem Ruf zu folgen, und er selber mußte die Besetzung der Stelle mit einem Württemberger als wünschenswert für die Basler Mission anerkennen, nicht minder aber auch für die württembergische Kirche, für welche die Verbindung mit der Basler Mission so

segensreich sei. Mit Neujahr 1885 trat er sein neues Amt an, „nicht erfüllt von allerlei Neuerungsgedanken und Verbesserungsentwürfen, sondern mit dem Entschluß, sich vor allem in die bisher befolgten Grundsätze einzuleben und in den bisher von der Basler Mission eingehaltenen Bahnen weiter zu gehen." Damit sei ja nicht ausgeschlossen, daß man die Augen für etwaige Verbesserungen und Aenderungen offen behalte, die dem mit dem Werk vertraut gewordenen die Sache selber oder die veränderten Verhältnisse zu erfordern scheinen.[1])

Das Leben im Missionshaus war im wesentlichen dasselbe geblieben wie früher, nur daß mit Josenhans Abgang bedeutend mildere Saiten aufgezogen worden waren und die Zöglinge eine humanere Behandlung erfuhren. Immerhin mußte sich das Komitee 1887 mit der Frage beschäftigen, wie gegen Zöglinge vorzugehen sei, die wegen Mißachtung der Hausordnung entlassen werden müßten. Solche waren ja in gewissem Sinne Schuldner der Mission; doch ging es nicht an, sie für das Genossene irgendwie juristisch haftbar zu erklären, denn dies hätte das Verhältnis durchaus alteriert, das zwischen der Leitung und den Zöglingen bestehen sollte, und wäre dem ganzen Charakter der Basler Mission zuwider gewesen. So blieb denn nur der Weg offen, den Brüdern stets einzuschärfen, was in derlei Fällen vor Menschen ehrenhaft, für Christen aber Gewissenspflicht sei. 1888 wurde die Hausordnung in neuer, obgleich im wesentlichen unveränderter Gestalt ausgegeben. Der neue Inspektor hatte bei seinem Amtsantritt diesbezüglich erklärt, die Oberaufsicht über das, was im Hause geschieht, stehe ihm nicht als ein süßes Recht sondern einfach als Pflicht vor der Seele. Wie sich die Brüder durch den Eintritt in das Haus dessen Ordnung unterwerfen, so sei auch er unter diese Ordnung als unter ein Gesetz gestellt, das ihm ihre Aufrechterhaltung und Durchführung auferlege. Allgemeine Ordnungen könnten nie jeder Individualität gleichmäßig gerecht werden; umsomehr entstehe für jeden die Aufgabe, sich mit freiwilligem Gehorsam unterzuordnen und sich mit Selbstverleugnung in die Verhältnisse zu schicken, woraus ein großer Segen erwachse.[2])

Die Zahl der Petenten bewegte sich in den letzten Jahren zwischen 41 und 78; aufgenommen wurden in der Regel gegen 20, immer noch zum größten Teil Württemberger, wogegen die Schweiz auffällig zurückblieb. Auch die Zahl der Theologen, die sich der Basler Mission zur Verfügung stellten, war trotz der überfließenden Kandidatennot der neunziger Jahre nach wie vor sehr gering. Im Jahr 1881 wurde das Missionshaus von einer heftigen Typhusepidemie heimgesucht. Man traf in der Folge allerlei sanitarische Maßregeln, um das Wohnen im Hause gesünder zu machen; auch beschränkte man unter Schott die Lektionen ein

[1]) Oehler, Vorwort. H. B. 1885, 1.
[2]) H. B. 1885, 22.

wenig, zugleich in der Absicht, den Zöglingen einiges Privatstudium zu ermöglichen. Die Beobachtung, daß das angestrengte Studium die Gesundheit der Zöglinge angriff, führte auch später noch zu Erwägungen über zweckmäßige Gesundheitspflege. Die Aerzte rieten reichlichere Bewegung in frischer Luft an und geregeltes Turnen. Um solches auch bei schlechter Witterung zu ermöglichen, erstellte man im Garten des Missionshauses eine nach zwei Seiten offene Turnhalle. Eine bedeutende Einschränkung der wissenschaftlichen Ausbildung erschien nicht ratsam. Bei aller Anerkennung der Pflicht, auch für die körperliche Tüchtigkeit der angehenden Missionare zu sorgen, hielt man doch an der Forderung fest, daß sich die Zöglinge durch ernstes und anhaltendes Studium auf den Missionsdienst vorbereiten, nicht nur wegen der zu erwerbenden Kenntnisse als solcher, sondern auch um der Entwicklung und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten willen und damit sie sich gewöhnen, mit Selbstverleugnung und Anstrengung geistig zu arbeiten. Schlimmer noch als verminderte körperliche Widerstandsfähigkeit erschien dem Komitee jene Weichlichkeit, die sich gerne schont und vor angestrengter Arbeit und Bewältigung schwieriger Aufgaben zurückschreckt.

Der Lektionsplan blieb ziemlich unverändert.[1]) Man sprach allerdings einmal davon, das Lateinische fallen zu lassen, behielt es aber dann doch bei und wohl aus überwiegenden Gründen. Dagegen führte man 1887 Ethik als neues Lehrfach ein, die bisher wenigstens nicht als besondere Disciplin auf dem Stundenplan gestanden hatte. An die Stelle Schotts war 1879 als erster theologischer Lehrer Adolf Kinzler getreten. In Christian Tischhauser berief man 1881 einen früheren Zögling auf den Posten des zweiten theologischen Lehrers, und 1882 folgte als Hausvater der untersten Abteilung Karl Käser dem verdienten Christian Kolb, der nach sechsunddreißigjähriger Arbeit in den Ruhestand zurücktrat.

Ueber den Geist, in welchem der Unterricht am Missionshause erteilt wurde, und über die Grundsätze verhandelte das Komitee im Sommer 1894 auf Anregung des ersten theologischen Lehrers. Auch die weitere Missionsgemeinde sollte von diesen Verhandlungen vernehmen und sich an der Diskussion beteiligen. Der Jahresbericht von 1895 sprach sich darüber aus, wie folgt: „Diejenigen Kreise der Gläubigen, die unsere Mission durch ihre Fürbitte und ihre Gaben in der Heimat vornehmlich tragen, aus deren Mitte auch viele unserer Missionare kommen, waren in große Unruhe versetzt durch die Rede, in der Basler Mission werde der feste biblische Grund preisgegeben, indem man sich von einer unchristlichen Zeitströmung fortreißen lasse. Anlaß dazu hatte ein im Sommer 1894 erschienenes Schriftchen unseres ersten theologischen Lehrers gegeben „Ueber Recht und Unrecht der Bibelkritik." Es war eine Privatschrift, aber sie konnte darauf hinweisen, daß der Unterricht im Missionshause

[1]) Uhl, Das Basler Missionshaus. M. M. 1888, 69. — Haller, Das Leben im Basler Missionshaus. M. M. 1897, 154, auch als Traktat.

bezüglich der Entstehung und des schriftstellerischen Charakters der biblischen Bücher, wie man ihn hier kennen lernte, mit Zustimmung des Komitees so erteilt werde. Unter den gläubigen Theologen nahmen nur wenige daran Anstoß, daß bei einem Unterricht, der ganz vom Geist des Glaubens und demütiger Unterwerfung unter das Offenbarungszeugnis Gottes getragen ist, auch die menschliche Seite der h. Schrift unbefangen anerkannt wird. Aber für viele gläubige Laien war doch manches in dem Schriftchen befremdend, und schon das Wort Kritik hatte hier einen übeln Klang, da ihnen die Weise, wie das Wort in der Wissenschaft gebraucht wird, weniger geläufig ist, und sie gewöhnt sind, das Wort in Verbindung mit dem Unglauben zu bringen.

„In weitere Kreise der Schweiz und Süddeutschlands wurde die Beunruhigung getragen durch einen „offenen Brief" an den Verfasser des Schriftchens, geschrieben von Alt-Schuldirektor von Lerber in Bern, der vielen eine ganz falsche Vorstellung beibrachte von dem Geiste, indem im Missionshaus die h. Schrift behandelt wird. Auch bemächtigten sich verschiedene öffentliche Blätter der Sache und nahmen Stellung bald für, bald wider. Einige zur Aufklärung und Beruhigung geschriebene Schriften wirkten da und dort beruhigend, aber nicht überall.[1]) Schmerzlich ist, daß viele Mißverständnisse und Mißdeutungen vorgekommen sind und viele falsche Gerüchte in Umlauf gesetzt wurden; noch schmerzlicher, daß viele fromme Herzen dadurch betrübt wurden. Der Kern des Streites war die Berechtigung einer gläubigen Wissenschaft im Missionshaus, die Frage, ob in Dingen, die ihrer Natur nach theologisch und geschichtlich sind, die Theologie und die Geschichte entscheiden soll oder die fromme Ueberlieferung, wie sie so vielen Gläubigen von Kind an teuer ist. Das Komitee blieb den alten Grundsätzen und dem Geist der Basler Mission treu, wenn es das Recht der gläubigen Theologie im Missionshause wahrte, wie denn auch das Neue, das die ganze Bewegung hervorgerufen hatte, nicht in einem neuen Geist des Unterrichtes lag, sondern darin, daß man sich über diesen Unterricht offen aussprach." Das vertrauliche Schreiben, das der Inspektor in dieser Sache an die Freunde der Basler Mission richtete, enthielt eine ausführlichere Darlegung dieses Standpunktes. Einige kleinere Kreise lösten infolge dieses Handels ihre Verbindung mit Basel; aber die meisten Freunde blieben ihr treu und bewahrten — auch bei abweichender Auffassung — dem Werke und seiner Leitung das Vertrauen.

An der Spitze der Leitung stand seit dem Tode von Ratsherr Christ der Basler Professor der Theologie D. Christoph Johannes Riggenbach.[2]) Aus einem begeisterten Schüler Hegels war er seinerzeit im länd-

[1]) Kündig, Zu Abwehr 2c. — Christ, Am Wasser Mara 2c. — Preiswerk, Die heilige Schrift von Gottes Geist durchweht 2c., alle Basel 1895.

[2]) Vgl. Nekrolog und Gedächtnisreden von Oehler und Kinzler. H.B. 1890, 75.

lichen Pfarrhause zu Bennwyl zum einfältigen Schüler der h. Schrift geworden, ein tiefgründiger und reich begabter Mann. Als die Berufung ins Komitee und auf den Präsidentenstuhl an den sechzigjährigen Mann gelangte, mußte er in dem Ruf einen neuen Ring in der Kette der Erfahrungen erkennen, die ihn hatten lernen lassen, daß jeweilen die wichtigsten Wendungen seines Lebens sich nicht nach seinen Gedanken, Plänen und Wünschen gestalteten. Mit einer längst tief gewurzelten Liebe zur Sache, die er auch als einen großen Segen für seine Vaterstadt erkannte, trat er das schwere Amt an. Bald übte er einen bestimmenden Einfluß aus, da er alles genau prüfte, sich in jeder Frage ein unabhängiges Urteil bildete und rasch über eine ausgedehnte Kenntnis des Missionswerkes verfügte. Bestimmte einzelne Unternehmungen sind nicht auf seine Anregung zurückzuführen, daß sie gewissermaßen als sein Werk zu betrachten wären. Missionsunternehmungen kommen, wenn einmal die Mission im Gange ist, in der Regel durch Anregungen oder Aufforderungen zustande, die in den Verhältnissen liegen. Es war weniger das Einzelne, was beschlossen wurde, als der ganze Geist, in dem beraten und beschlossen wurde, worin der Einfluß des Präsidenten zur Geltung kam. Dieser Geist wurde nach Riggenbachs Tod von seinen Mitarbeitern als ein Geist christlicher Nüchternheit, christlichen Ernstes und christlicher Zucht bezeichnet. Mit der Autorität, die ihm seine Stellung, seine geistige Bedeutung, sein durch Studium des Wortes Gottes und der Kirchengeschichte gebildetes Urteil verliehen, trat er stets dafür ein, die Basler Mission in den Rahmen gesunder christlicher und biblischer Nüchternheit zu erhalten gegenüber den enthusiastischen, gesetzlichen oder andersartigen neueren geistigen und missionarischen Strömungen. Dagegen wollte er den biblisch begründeten, ethischen Forderungen des Christentums nichts abbrechen lassen. Bei den oft schwierigen Fragen, die dem Komitee zur Entscheidung vorlagen über Kinderverlobung, Vielweiberei ꝛc. war er stets geneigt, die Strenge christlicher Forderung geltend zu machen. Dem christlichen Ernst entsprang sein Sinn für Zucht in der Mission, der ihn für Wahrung der Ordnungen und der Autorität der Missionsleitung eintreten ließ. Er war aber auch jederzeit bereit, seine Meinung zu korrigieren oder aufzugeben, sobald Triftiges dagegen vorgebracht wurde, mochte dies auch von einem der jüngeren Komiteeherren geschehen. Dagegen wurde es den angehenden Missionaren schwer, den Zugang zu ihm zu finden, weil er etwas Fernhaltendes und Einschüchterndes hatte, obwohl er im Grunde von einer wahrhaft väterlichen Gesinnung gegen alle Angehörigen der Missionsfamilie durchdrungen war. Als ein Schrifttheologe, demütig und ehrfurchtsvoll der Schrift unterthan, aber kein Buchstabenknecht, half er auch den Lehrern des Missionshauses, den Anstößen frisch ins Auge zu sehen, die manches in der Bibel unserm Denken bereitet, und von ängstlichen Bedenken loszukommen.

Im September 1890 entschlief der bedeutende Mann, nachdem er zwölf Jahre das Präsidium des Komitees geführt hatte. An seine Stelle trat Ernst Miescher, bis dahin Pfarrer in St. Gallen, bereit, sich von Gottes Augen leiten zu lassen.[1]) Von den übrigen Mitgliedern des Komitees ist hier noch einmal des Ratsherrn Karl Sarasin zu gedenken. Sein Wiedereintritt in die Missionsleitung im Frühjahr 1879 hatte bekanntlich den Anlaß zum Rücktritt von Josenhans gegeben. Man war in der Folge froh, diesen bewährten Ratgeber wieder zur Seite zu haben. Von ihm ging der Gedanke aus, einen tüchtigen Mediziner dem afrikanischen Visitator als Begleiter mitzugeben, daß er die Stationen der Goldküste, die klimatischen Hauptkrankheiten und ihre richtige Behandlung untersuche und erforsche. Die Leitung der Halbbatzenkollekte behielt Sarasin bis an sein Ende im Januar 1886. Von der bedeutenden Wirksamkeit Preiswerk-Groben's, die dem Komitee noch bis 1895 zu gute kam, war schon früher (S. 246) die Rede. Eine ähnlich hervorragende Stellung nahm im Missionsrate der Geschäftsführer der Missionshandlung und -Industrie Gottlob Pfleiderer, ein. Nach seiner Rückkehr aus dem aktiven Missionsdienst in Indien im Jahr 1880 wurde er bald ins Komitee berufen. Sein Wort im Rate war, obwohl meist kurz, doch immer beachtenswert und gab nicht selten den Ausschlag. Bei aller Anspruchslosigkeit seiner Person und seines Auftretens arbeitete er in bedeutsamer und einflußreicher Stellung an der Leitung des Missionswerkes bis in die letzte Zeit seines Lebens mit. Er starb im März 1898.[2]) Im Oktober 1899 verlor endlich das Komitee in Eduard Bernoulli-Riggenbach ein allseitig gebildetes und einflußreiches Mitglied, das ihm seit 1860 angehört hatte. In seinen Händen hatte auch seit 1854 die Verwaltung der Invaliden- und Witwenkasse der Mission gelegen. Aehnlich seinem Schwager, dem Professor Riggenbach, war auch er ein Mann der Autorität und der pünktlichen Genauigkeit gewesen, und hatte in diesem Sinne seine Stimme im Missionsrate geltend gemacht.[3])

Um bei der mächtig wachsenden Arbeitslast den Inspektor zu erleichtern, übertrug man Ende 1897 dem ersten theologischen Sekretär die Besorgung der heimatlichen Angelegenheiten, nämlich den Verkehr mit den inaktiven Missionaren, den Reisepredigern und den Missionsvereinen, auch die Korrespondenz mit den ehemaligen Zöglingen in Amerika und Australien, zu mehr selbständiger Erledigung. Für das litterarische Fach bildete man 1895 eine besondere Kommission für Schriftenverbreitung.

Die Beziehungen zu der heimatlichen Missionsgemeinde pflegte man in derselben Weise wie früher durch Abordnungen an Feste, durch Konferenzen und durch die Reiseprediger, deren Zahl man noch vermehrte. Aus

[1]) Die Begrüßung des neuen Präsidenten H. B. 1891, 41.
[2]) Nekrolog H. B. 1898, 39.
[3]) Nekrolog H. B. 1899, 90.

der immer besser gepflegten Missionslitteratur, die von Basel ausging, sei des Missionskalenders gedacht, der seit 1880 alle Jahre ausgegeben wurde und eine große Verbreitung fand. 1879 hatte man eine besondere Kommission eingesetzt, um darüber zu beraten, wie man die Beziehungen zu den Missionsfreunden in der französischen Schweiz besser pflegen könne. Von 1880 ließ man, dem Heidenboten parallel, ein neues Blatt: „Le missionnaire" unter der Redaktion von Professor Barde in Genf erschienen; auch wurden Missionskonferenzen in Neuenburg, Lausanne und Genf eingerichtet. Eine Zeitlang hatte man sogar einen besonderen französischen Sekretär in Basel angestellt. Dagegen ging die größere Monatsschrift „Revue des missions contemporaines" mit Neujahr 1896 ein. Seit die „Mission romande" in der französischen Schweiz entstanden war und Fuß gefaßt hatte, hielt es schwer, sich die alten Freunde zu erhalten oder gar neue zu gewinnen. Auch um diese Bande mit den welschen Schweizern noch enger zu knüpfen, berief man 1892 den Pfarrer der französischen Kirche in Basel, Fr. Tissot, ins Komitee.

Von den Kirchenbehörden wurde der Mission immer größere Aufmerksamkeit geschenkt. In der Schweiz verdankte man dies zum Teil dem Aufkommen des allgemeinen protestantischen Missionsvereins. Auf Anregung der schweizerischen Predigergesellschaft wurde in den meisten evangelischen Kantonen der dritte Advent zum Missionstag bestimmt.[1]) Es geschah auch häufiger, daß ausziehenden Missionaren die kirchliche Ordination zum Missionsdienste von Gliedern ihrer heimatlichen Kirchen erteilt wurde. 1893 konnte das Komitee dankbar von einem Erlaß des württembergischen Konsistoriums Kenntnis nehmen, worin den evangelischen Pfarrämtern die Pflege des Missionssinnes, besonders das Interesse für die 1887 von Basel übernommene Kamerunmission empfohlen wurde. Den jungen Theologen, welche in die Mission eintreten, sagte dieser Erlaß möglichste Erleichterung eines solchen Schrittes zu. Ein Erlaß des Konsistoriums bestimmte auch, an den allgemeinen Fortbildungs- und Sonntagsschulen im Religionsunterricht auch Erzählungen aus der äußeren Mission zu behandeln, wie es schon zuvor in Bayern war angeordnet worden.[2]) Um die jungen Theologen mit der Mission bekannt zu machen, richtete man nach dem Vorgang der Berliner Missionsfreunde in neuester Zeit „Missionskurse" ein, einen ersten 1896 in Freudenstadt, weitere in den folgenden Jahren im Heinrichsbad in der Schweiz, im hessischen Friedberg und wieder in Freudenstadt.[3]) Der in Friedberg hatte sich der

[1]) Verhandlungen der schweizerischen Predigergesellschaft in Glarus 1884.

[2]) Haller, eine erfreuliche und wichtige Anordnung ꝛc. M. M. 1896, 97. — Rohmeder, die Mission in den Schulen Bayerns a. a. O. 495.

[3]) Vom missionswissenschaftlichen Kursus in Freudenstadt, Basel 1896. — Der Missionkurs im Heinrichsbad M. M. 1897, 487. — Vom Kursus in Friedberg M. M. 1898, 386.

wohlwollenden Teilnahme und Unterstützung des großherzoglich-hessischen Kirchenregimentes zu erfreuen.

Die Kolonialbegeisterung in deutschen Kreisen seit 1884 und die Uebernahme der Kamerunmission führten Basel nicht sehr viele oder sehr wertvolle Freunde zu. Doch entstand in Stuttgart ein Verein für evangelische Mission in Kamerun, der wertvolle finanzielle Handreichung that und ihr auch in bisher unbeteiligten Kreisen Freunde gewann. Dafür mußten die Berichte schier Jahr für Jahr solcher Männer gedenken, mit deren Hinschied die Basler Mission viel verlor; darunter waren Karl Wagner-Groben, der den Erlös aus seinen vielgelesenen Erbauungsbüchern der Mission überließ, Goldschmid in Winterthur, Oberst v. Büren und Eduard v. Wattenwyl in Bern, die Schaffhauser Pfarrer Leonhard Deggeler und Alexander Beck, die Schwaben Dr. Gundert, Jakob Prätorius, Johannes Rominger, aus Baden Kirchenrat Peter in Spöck, aus Hessen der Hofprediger Grein in Darmstadt, aus dem Elsaß Pfarrer Bühlmann in Straßburg und Buhl in Mülhausen. Endlich schied 1899 einer der einflußreichsten Männer, der der Mission auf vielseitige Weise öffentlich und im verborgenen gedient hat, Rudolf Wenger, der ehemalige Hausvater im Heinrichsbad.[1])

Auf ein Wachstum der Missionsgemeinde in den letzten zwanzig Jahren muß vor allem aus dem Wachstum der Einnahmen der Basler Mission geschlossen werden. Es kostete allerdings einige Mühe und manche Aufmunterung, um die Einnahmen auf der Höhe der stetig sich steigernden Ausgaben zu halten. Hatten die Ausgaben im Jahr 1878 mit 943 000 Fr. noch nicht eine Million betragen, so beliefen sie sich zehn Jahre später auf 1 046 000 und 1898 sogar auf 1 549 000 Fr. Nur unter großen Schwankungen vermochten die Einnahmen solchen Ansprüchen nachzukommen. Die Leiter der Basler Mission bewiesen indes der Missionsgemeinde oder vielmehr dem Herrn der Mission ein besseres Zutrauen, als es Josenhans vermocht hatte, und wurden damit nicht zu Schanden. Noch das Jahr 1898 sah die Tilgung eines Defizits von über 300 000 Fr. in verhältnismäßig kurzer Zeit. Freilich waren hiezu auch von einem Legat aus Basel 80 000 Fr. verwendet worden. In Zeiten der Not war die Liebe der Missionsfreunde immer wieder erfinderisch. Als sich 1893 ein Defizit ergeben hatte, ließen zwei ostschweizerische Missionsfreunde sogenannte Dankesbüchsen für die Basler Mission erstellen, und nicht umsonst. Zürcherische Freunde riefen die sogenannte Quartalskollekte mit einem Jahresbeitrag von zehn Franken ins Leben und versuchten so, der Basler Mission ein neues Bächlein zuzuleiten, daß es den Strom mehre. An Bedeutung kam freilich nichts der alten Halbbatzenkollekte gleich, die in unserem Zeitraum noch mehr als früher abwarf, bis zu 350 000 Fr. in einem Jahre. 1894 änderte man die Organisation dahin

[1]) Im Dienst des Meisters, Züge aus dem Leben des † Pfr. R. Wenger, Basel 1899.

ab, daß die zehn halben Batzen nicht mehr nur alle zehn Wochen wie früher, sondern alle zwei Monate eingezogen wurden. Von den Gesamteinnahmen der Basler Mission, wozu die Handlung in den letzten Jahren meist gegen 200 000 Fr. beisteuern konnte, kamen im Durchschnitt etwa je zwei Fünfteile aus Württemberg und aus der Schweiz, der letzte Fünfteil aus dem übrigen Deutschland und aus andern Ländern. Der alle diese Gaben einnahm, dafür dankte und die Ausgaben buchte, der Chef der Missionsverwaltung, Paul Ensinger, feierte im April 1899 das Jubiläum fünfundzwanzigjähriger Arbeit.[1])

Es war gut, daß die Missionsgemeinde wuchs und immer größere Anstrengungen machte und immer mehr zusammenlegte. Denn auch das Missionswerk in der Heidenwelt machte in diesen zwanzig Jahren gewaltige Fortschritte. Hatte man zu Anfang 1879 auf 3 Missionsgebieten von 33 Hauptstationen aus mit 114 europäischen Missionaren (78 Frauen und 2 Jungfrauen) und 401 eingeborenen Gehilfen eine Gemeinde von 12 592 Seelen bedient und in 115 Schulen 4374 Schüler unterrichtet, so stellten sich am Neujahr 1899 die betreffenden Posten dar, wie folgt: 4 Gebiete mit 56 Hauptstationen, 181 europäische Missionare (108 Frauen und 9 Jungfrauen), 1184 eingeborene Gehilfen, eine Gemeinde von 38 637 Seelen und in 515 Schulen 18 622 Schüler. Die Zahl der Basler Missionschristen hat sich also in diesen zwanzig Jahren verdreifacht, die der Schüler sogar vervierfacht.[2]) Dazu kommt, daß der Hauptzuwachs des Werkes und der Kosten auf der Goldküste und in dem neuübernommenen Kamerun erfolgte, also auf Gebieten, wo der Betrieb des Missionswerkes unverhältnismäßig viel teurer ist als in Indien oder gar in China. Es liegt auf der Hand, daß sich die Missionsleitung angesichts eines solchen Wachstums wiederholt die Frage vorlegte, wie man Ersparnisse erzielen könne. Man versuchte da und dort Abstriche zu machen; aber wie leicht geschieht solches auf Kosten des Werkes! Einzig das Aufgeben eines Gebietes würde eine spürbare und dauernde Reduktion der Ausgaben herbeiführen. Wer aber wollte einen solchen Schritt verantworten? So bleibt denn der Missionsleitung nichts anderes übrig, als im Glauben an die Hilfe des Herrn, der ihr bisher das tägliche Brot nicht hat mangeln lassen, fortzufahren; denn auch die Missionsgemeinde in der Heimat kann noch wachsen. Wenn sie glaubt und liebt, ist sie unerschöpflich reich.

---

[1]) Vgl. Ein Fest im häuslichen Kreise. H. B. 1899, 33.

[2]) Blick in den Haushalt der Basler Mission, M. M. 1885, 433. — Unser Missionshaushalt anno 1878 und anno 1888. H. B. 1890, 33. — Oehler, über unsere finanzielle Lage F. B. 1893, 62. — Würz, das Wachstum der Basler Mission und die daraus entspringenden Bedürfnisse, M. M. 1898, 357.

3. Die Mission in Indien.[1])

Es ist schon bei der Schilderung des Inspektorats von Schott darauf hingewiesen worden, welch neuer, starker Wind in die Segel des ostindischen Missionsschiffleins blies, um es zu rascherer Fahrt anzutreiben, und wie die Steuerleute darauf bedacht waren, allerlei unnützen und hinderlichen Ballast auszuwerfen. Zu den von Schott geplanten fliegenden Stationen ist es freilich nicht gekommen, und auch im übrigen reiften nicht alle Blütenträume; doch schreibt sich von Schotts Amtsantritt eine neue Periode der indischen Mission her.

Schon die Visitation von 1880 auf 1881 brachte allerlei Anregung und gereichte namentlich den Brüdern zu geistlichem Gewinn.[2]) Leider war es dem Visitator nicht vergönnt, das ganze Gebiet in Augenschein zu nehmen. Ein schmerzhaftes Leiden, das ihn im Kurglande befallen, hinderte ihn, die südlichen Stationen Malabars und die blauen Berge zu besuchen. Die Generalkonferenz, die zum Schluß der Visitation im Frühjahr 1881 in Mangalur zusammentrat, stellte das Programm für die Zukunft noch einmal fest: das geistliche Leben der Missionare und den geistlichen Charakter der Missionsarbeit zu fördern, die Eingeborenen nachdrücklich zur Mitarbeit heranzuziehen und das Eingeborenen-Pastorat auszubilden; die Missionare sollten sich auf die Superintendentur zurückziehen und alle verfügbare Zeit der Heidenpredigt widmen. Endlich wurde die Notwendigkeit ins Auge gefaßt, für das weibliche Geschlecht mehr als bisher zu thun;[3]) vielleicht seien selbständige weibliche Kräfte hiefür auszusenden, da die Missionarsgattinnen nicht überall nachzukommen vermöchten. An die Ausdehnung des Missionsgebietes dachte man nicht. Ein englischer Ingenieur, der den Bau einer Eisenbahn von Goa nach Südmahratta leitete und die Basler Mission aufforderte, bei Goa eine Station zu gründen, wurde 1881 mit seinem Gesuche abgewiesen. Man plante einmal, die Arbeit auch nach Osten hin auszudehnen und im Gebiet des mohammedanischen Nisam von Haiderabad die Station Koppala anzulegen; da sich aber die amerikanischen Methodisten dort niederließen, zog sich Basel zurück. Dagegen entstanden in den alten Gebieten mit der Zeit neue Stationen. Südmahratta, das zwei gefordert hatte, erhielt 1885 eine in Bidschapur. Kanara sah 1886 Kasergod als Uebergangs-

[1]) Frohnmeyer, die Basler Mission in Indien, M. M. 1897, 11. — Limbach, An der Westküste Indiens ꝛc. — Würz, die B. M. auf ihren Arbeitsfeldern, A. M. Z. 1896, 146.

[2]) Schott, Reisebriefe von der Visitation H. B. 1880, 72. 80. 88. 1881, 2. 8. 16. 24. 32. 42. — Seine Ansprache nach seiner Rückkehr H. B. 1881, 65.

[3]) vgl. die Veröffentlichung von „Jamunabai's Wanderungen oder Blicke in indisches Witwenleben", Basel 1880. — Dilger, die Stellung des weiblichen Geschlechts in Indien M. M. 1891, 400.

station nach Malabar erstehen, und in allerneuester Zeit besetzte man auch Puttur, hinter Mangalur, das schon lange und wiederholt als Stationsort genannt worden war. Kurg forderte unter Schott zwei neue Stationen, erhielt aber keine; wogegen in Malabar zu den bestehenden sechs in Wanyankulam eine neue, siebente Station hinzukam (1886). Auf den blauen Bergen blieb es bei den beiden Mittelpunkten Keti und Kotageri; Kunnur wurde zwar mit einem europäischen Missionar besetzt, aber nicht zur selbständigen Station erhoben.

Die indische Mission wuchs in den achtziger Jahren sehr langsam. Sah man aber nicht auf das äußere Wachstum der Kirche, sondern auch auf den Einfluß des Christentums auf die Heiden, so erkannte man, daß die Arbeit in Indien für eine nähere oder fernere Zukunft große Erfolge versprach. Der geistige Einfluß des Christentums erstreckte sich viel weiter und trat in einem viel größeren Umfang zutage, als sich nach der verhältnismäßig kleinen Zahl der Getauften hätte erwarten lassen. Der Bann der Kaste hielt nach wie vor die meisten von der Taufe zurück.[1]) Allerdings traten den Missionaren je länger je mehr die Wirkungen der durch zahlreiche heidnische Privat- und religionslose Regierungsschulen, sowie durch Vorträge und Litteratur verbreiteten englischen Bildung entgegen. Besonders häufig vernahm man Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit der Schrift, die aus englischen bibel-kritischen Werken stammten.[2]) Oft begegnete man Heiden, die etwas von englischer Philosophie wußten, einige naturwissenschaftliche Kenntnisse besaßen und sich damit über das Christentum erhaben dünkten. Auch das Heidentum versuchte sich aufzuraffen, nicht nur in den verschiedenen Reformsekten, die doch von des Gedankens Blässe angekränkelt waren.[3]) Es entstand in Madras eine antichristliche Traktat-Gesellschaft, die Gegenmissionare aussandte und durch eine polemische Litteratur zu wirken suchte. Auch wurden manche heidnische Tempel restauriert. Die Bestrebungen jener Hindu-Traktatgesellschaft verbreiteten sich nicht ohne Erfolg über das Land. Selbst die eigenen religiösen Schriften der Hindus wurden wieder mehr gelesen und ausgelegt. Aber all das weckte doch wenigstens mehr geistiges Leben und Interesse und half die geistige Stumpfheit des Volkes überwinden; auch wurde so der Predigt des Evangeliums die Anknüpfung erleichtert. In einzelnen Gebieten machte sich in neuester Zeit auch die Mission des Islam spürbar.

[1]) Walter, Kaste und Zopf der Hindus, M. M. 1896, 257. — Die Kaste als Hindernis der Mission. F. B. 1892, 48.

[2]) Hoch, Einwendungen der Hindus gegen das Evangelium, M. M. 1891, 1. — Zur Litteratur des Unglaubens in Indien A. M. Z. 1886, 433. — Dilger, die europäisch gebildeten Hindus, M. M. 1890, 319.

[3]) Brahma-Samadsch. M. M. 1876, 385. 1880, 112. 1883, 49. — Frohnmeyer, der Theosophismus, ein kräftiger Irrtum Indiens M. M. 1885, 272. — Derselbe, Neuere Reformbestrebungen des Hinduismus, M. M. 1888, 129. — Derselbe, Zwei Apostel des Hinduismus, M. M. 1897, 371.

Nachdem unter Schott die direkte Arbeit unter Heiden kräftig betont worden war, wurde die Pflege der Gemeinden wieder mehr in den Vordergrund gerückt und das Ziel, nicht nur einzelne Gemeinden, sondern Kirchen zu bilden, fest ins Auge gefaßt. Für die innere Entwicklung und Organisation der werdenden Missionskirche wurde die Generalkonferenz von 1886 von Bedeutung. Man beriet einen Entwurf des Komitees über eine neue Regelung der finanziellen Verhältnisse der Gemeinden. Nicht nur wollte man für die Missionsleitung und für die Gemeinden eine bessere Uebersicht über Bedürfnisse und Leistungen der Gemeinden für ihr Kirchen- und Schulwesen herbeiführen, sondern auch die Beiträge der Christen für diese Zwecke steigern. Hauptsächlich aber bahnte man eine Zusammenfassung der Gemeinden je eines Distriktes zu einer Distriktskirche an mit einer Distriktskirchenkasse. Die Gemeinden sollten ein wenig selbständiger werden. Man kam damit einem Streben entgegen, das eben damals in den indischen Gemeinden, zumal Malabars und der Madraspräsidentschaft überhaupt sich in etwas flegelhafter Weise zum Worte meldete; die eingeborenen Christen machten zum Teil Miene, sich der väterlichen Pflege der Missionare begeben zu wollen.[1]) Diese Entwicklungsstufe der Gemeinden barg manche Gefahren in sich und erheischte eine feste und weise, von seelsorgerlicher Treue getragene Leitung. Die Visitationsreise von 1888/89 galt neben dem Schulwesen besonders auch dem Studium dieser Entwicklung. Inspektor Oehler legte den eingeborenen Vertretern der Gemeinden die Notwendigkeit dar, nicht nur mehr Rechte zu verlangen, sondern auch vermehrte Pflichten auf sich zu nehmen.[2]) Die Gemeinden bestanden nun größtenteils aus Leuten, die von christlichen Eltern geboren, zwar eine christliche Schulbildung genossen hatten, aber bei dem mangelhaften Verständnis der Christen für Erziehung nicht auch eine zweckentsprechende christliche Zucht und Leitung erfahren hatten. Dies ist übrigens der schwächste Punkt im Leben der Missionsgemeinden. Dazu kam der Einfluß des sie umgebenden Heidentums, das durch die Neugetauften immer wieder in die Gemeinde hineingetragen wurde, und die Nachwirkungen des alten, hier des alten heidnischen Menschen. Da mußte es viel Mühe und Arbeit kosten, die Gemeinden innerlich zu festigen und der Selbständigkeit entgegenzuführen.

Dennoch stellte sich die Frucht der bisherigen Missionsarbeit dem visitierenden Inspektor hauptsächlich in der Reihe dieser kleineren und größeren wohlgeordneten Gemeinden dar.[3]) Wie viel entwickelter war doch das Gemeindeleben hier als z. B. in China, woher der Inspektor

[1]) Ueber die Auflehnung der Gemeinden in Tschowa vgl. J. B. 1888, 10.

[2]) Oehler, Aufgaben und Ziele unserer Mission in Indien, eine Synodal-Ansprache. H. B. 1889, 81.

[3]) Oehler, Visitationsbericht. J. B. 1889, 16. — Briefe von der Visitationsreise. H. B. 1889, 26. 38. 41. 49.

nach Indien gekommen war. Hier trat ihm eine schon fest begründete christliche Sitte entgegen, und es fehlte nicht an Leuten, von denen er den Eindruck erhielt, es seien wirklich echte Jünger und keine Reischristen. Auch überzeugte er sich immer mehr davon, wie wichtig es sei, daß die Mission auf die Pflege der Gemeinden alle Sorgfalt und Treue verwende. Dazu müßten die Missionare mitwirken, da die eingeborenen Pfarrer und Katechisten hiezu allein noch nicht im Stande seien. Wo sich die Missionare allzusehr zurückgezogen und die Arbeit den Eingeborenen überlassen hatten, hatte es in der Regel keine guten Früchte getragen, während die Früchte gemeinsamer Arbeit im innern Wachstum der Gemeinden deutlich zutage traten. Manche Schwierigkeiten, welche die Christen ihren Leitern bereiteten, hatten darin ihren Grund, daß man allmählich, aber planmäßig fortschreitend größere Ansprüche an sie machte. Leute, die z. B. in der Hungersnot vom Tode errettet worden waren, verstanden es nur schwer, daß sie nun nicht mehr von der Mission sollten erhalten werden, sondern sogar selber Opfer zu bringen hätten. Mit der Darangabe der Kaste glaubten sie ein Recht auf lebenslängliche Unterstützung erworben zu haben. Die Generalkonferenz von 1894 beriet aufs neue über größere finanzielle Selbständigkeit der Distriktskirchen, wie die Missionskasse könnte entlastet werden, ohne doch die einzelnen Gemeindeglieder zu sehr zu belasten. Auch sollte die Gemeindeordnung von 1859 nach den Erfahrungen und Erfordernissen der neuen Zeit revidiert werden. Ohne die Schulgelder (Fr. 6832. 30) hatten die 5900 Christen der Basler Mission im Jahr 1876 nur 2546 Fr. für die Mission aufgebracht, die 13 634 Christen aber von 1896 leisteten 12 896 Fr. an die Kosten ihrer Kirchen, Prediger und Anstalten; daneben gingen noch über 36 000 Fr. Schulgelder ein (ohne die Regierungsbeiträge). Die Zahl der Christen hatte sich in diesem Zeitraum nicht viel mehr als verdoppelt, ihre finanziellen Leistungen aber waren fünfmal größer geworden. Man hat aber auch die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit vorerst erreicht.

Der Friede in den Gemeinden wurde bisweilen durch die Umtriebe der Römischen getrübt und ihr Wachstum aufgehalten. 1880 waren die Jesuiten mit viel Pomp in Mangalur aufgezogen (weshalb die Gemeinde Inspektor Schott auch möglichst prächtig empfangen wollte), und ihre Propaganda trat hier bald manches keimende Saatkorn nieder. Ihre Konkurrenz zeigte sich besonders auf dem Gebiet des Schulwesens und der Missionsindustrie. Auch anderwärts bekam man ihr Wirken zu spüren, so daß man die Einführung des Reformationsfestes als zeitgemäß empfand.[1]) In Südmahratta bekam man es zudem mit der katholisierenden hochkirchlichen englischen Ausbreitungsgesellschaft zu thun (S. P. G.).

[1]) Walz, Was ich in Indien vom röm. Katholicismus zu sehen bekam. M. M. 1884, 241.

Unzufriedene Elemente, denen Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit erwünscht waren, hatten sie ins Land gerufen; doch kehrten viele Abgefallene hernach wieder zurück. Basel hatte den Grundsatz aufgestellt, die Christen, die zu jener Mission überliefen, als vom evangelischen Glauben Abtrünnige zu behandeln. Das war doch zu hart gewesen, und so begnügte man sich in der Folge damit, von Eheverbindungen mit ihnen abzuraten, aber evangelischgesinnten Gliedern der Ausbreitungsgesellschaft die kirchliche Gemeinschaft nicht zu versagen. Eine definitive Regelung verschob man, bis die S. P. G. ihren Charakter so oder anders noch deutlicher offenbare. Eine Verwirrung anderer Art drohte den Gemeinden in Malabar, seit ein junger Missionar, erst 1893 ausgesandt, zuerst wegen prinzipieller Bedenken, namentlich gegen die Gottesdienstordnung, die Basler Mission verließ, um als Freimissionar zu wirken, bald aber eine darbistisch-widertäuferische Wirksamkeit zu entfalten begann. Unter seinem Einfluß machte sich erst in Kalikut, aber auch sonst in Malabar eine sektiererische Richtung geltend, die sich in starker Geringschätzung des kirchlichen Amtes und aller kirchlichen Ordnung äußerte und deren Anhänger auch die Kindertaufe verwarfen. Man wollte Gemeindeglieder, die durch Gewissensbedenken oder Ueberredung in diese Richtung hineingezogen wurden, nicht schroff behandeln, mußte aber doch darauf sehen, daß in den Gemeinden keine Verwirrung entstehe. Nur wenn sich einer wieder taufen ließ, betrachtete man ihn als ausgetreten, verwehrte ihm aber, wenn er sonst unanstößig lebte, die Teilnahme am h. Abendmahl nicht. Die Bewegung konnte innerhalb der Gemeinden vor ungesundem Wesen bewahrt werden, und stiftete so manchen Segen, für den Missionare und eingeborene Pfarrer dankbar waren.

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte man neben der Pflege der Gemeinden dem immer wichtiger werdenden Schulwesen zu, besonders seitdem die Inspektoren auf ihren Visitationsreisen Einsicht davon an Ort und Stelle genommen und auch verwandte Bestrebungen anderer Missionen kennen gelernt hatten.[1]) Durchs ganze Land erging immer lauter ein Ruf nach Unterricht und Bildung. Im Volk und bei der Regierung fing man an einzusehen, daß es verkehrt war, einseitig die höheren Unterrichtsanstalten zu pflegen und den notwendigen Unterbau tüchtiger Volksschulen zu vernachlässigen. Auch regte sich ein Bestreben, dem verachteten und zertretenen weiblichen Geschlechte aufzuhelfen. Man spürte den Umschwung der Stimmung auch an dem Gedeihen und dem starken Wachstum der Missionsschulen, besonders der sogenannten Heidenschulen, trotzdem daß man hier zu Zeiten unter der Ungunst anderer Verhältnisse oder unter einengenden Regierungsverordnungen zu leiden hatte. Wenn auch hie und

[1]) Oehler, Ueber Schularbeit in der Mission. F. B. 1893, 21. — Gedanken über Heidenschulen. J. B. 1890, 36. — Unsere höheren Schulen. H. B. 1893, 18

da eine Regierungsverordnung schädigend wirkte, so mußte man doch dankbar die Förderung anerkennen, welche die Regierung durch das System der „grants-in-aid“ dem Schulwesen angedeihen ließ. Bei allen Bedenken gegen die englische Unterrichtsmethode und die mancherlei Unzukömmlichkeiten der zu Recht bestehenden Praxis mußte man sich doch fragen: wie wäre es, wenn unter diesem nach Schulbildung dürstenden Volke, bei dem sich immer noch entwickelnden Schulwesen Indiens die protestantische Mission unbeteiligt wäre? Verrechneten sich die Jesuiten, wenn sie höhere Schulen gründeten und so Einfluß auf das Volk gewannen? Zu der Solidität der Missionsschulen hegten die Heiden großes Vertrauen; von vielen wurde auch der sittliche Einfluß auf die Schuljugend geschätzt. Allerdings nahmen viele, vielleicht die meisten Heiden den Religionsunterricht nur widerwillig mit in Kauf im Gedanken, Christen würden sie so leicht nicht werden und einige Bekanntschaft mit dem Christentum gehöre zur Bildung. Manche fürchteten aber auch den Einfluß der Missionsschulen, und da und dort errichteten Heiden, Mohammedaner oder Katholiken Konkurrenzschulen. Leider befanden sich auch unter den gehässigsten Feinden der Mission frühere Missionsschüler.

Bei diesem wachsenden Bildungsdrange mußte man darauf denken, auch dem eingeborenen Prediger- und Lehrerstande eine höhere Bildung zu vermitteln.[1]) Im Zusamenhang damit kam man einem immer gehegten Wunsch der Malabarbrüder entgegen und beschloß bei Anlaß der Visitation von Inspektor Oehler in Talatscheri für Malabar ein eigenes Predigerseminar zu errichten. Wie viel Zeit hatte man bisher auf den Mittelschulen auf das Erlernen des Kanaresischen oder des Malayalam verwenden müssen, nur um der Zwiesprachigkeit des Seminars in Mangalur willen. Nun fiel das weg und man konnte die freie Zeit nutzbringender verwenden. Bei den jungen Malabarn war zudem eine Abneigung gegen einen Aufenthalt in Mangalur verbreitet gewesen. So trennte man denn das künstlich Zusammengeschweißte. Mit der Zeit entstand auch in Keti ein kleines Predigerseminar, das vorübergehend sogar das Griechische in seinen Unterrichtsplan aufnahm und 1898 seine vier Erstlinge in den praktischen Kirchen- und Missionsdienst entlassen konnte. Groß war die Zahl der Seminaristen leider nirgends. Mangalur zählte 1898 neun, Talatscheri elf und Keti sogar nur vier Zöglinge.

In Verbindung mit der Errichtung eines Predigerseminars auf Nettur bei Talatscheri gestaltete man die bisherige Mittelschule um. Sie hatte bis jetzt nur dazu gedient, für das mit ihr verbundene Lehrerseminar, besonders aber für das Predigerseminar in Mangalur vorzubereiten, war also nur zur Ausbildung von Missionsgehilfen da. Eine Anstalt für höhere Ausbildung solcher Christensöhne, die nicht in die

[1]) Oehler, Ueber Heranbildung eingeborener Gehilfen. F. B. 1890, 48.

Mission wollten, fehlte. Sie mußten ihre Zuflucht zu den höheren Missions-Heidenschulen (Anglovernacularschulen) oder gar zu den religionslosen Regierungsanstalten nehmen. Aber der Religionsunterricht an den Missions-Heidenschulen genügte für Christensöhne nicht, auch war ihnen der Geist der heidnischen Schüler oft schädlich. Doch schickten die Christen ihre Söhne vielfach hin, und so wurden gerade die fähigeren Knaben den Gemeindeschulen entzogen. Darunter litt das Gemeindeschulwesen und der Geist unter der männlichen christlichen Jugend. Diese Uebelstände führten dazu, die Mittelschule auf Nettur in eine sogenannte „High School" für Christenknaben umzuwandeln, die ungefähr einem Realgymnasium oder höheren Realschule bei uns entspräche und die für eine Art Maturitätsexamen vorbereitet. Der Eintritt in diese „High School" wurde aus den Gemeindeschulen möglich. Die Leipziger Mission besaß längst eine solche Anstalt für die Söhne ihrer Gemeinden in ihrer Centralschule in Trankebar. Auch in Kanara und Südmahratta sollten nun solche „High Schools" eingerichtet werden und die alten Mittelschulen ersetzen, was auch durch Verordnungen der Regierungs-Schulbehörden notwendig geworden war. Die Anstalt für Kanara erhielt Udapi; man hatte auch an Mangalur gedacht, aber Udapi schien einer christlichen Erziehung weniger Schwierigkeiten in den Weg zu legen; Mangalur erhielt übrigens auch eine höhere Gemeindeschule, nur ohne die drei obersten Klassen einer „High-School". In Südmahratta hatte man unter Schott eine kleine Evangelistenschule in Bettigeri eingerichtet, sie hatte sich aber nie zu einem kräftigen Dasein emporarbeiten können und war 1896 wieder eingegangen. Die Mittelschule blieb hier bestehen. Nun hatte man schon in den achtziger Jahren die Anglovernacularschule in Dharwar zu einer „High-School" erhoben; jetzt errichtete man für die Christenknaben, die sie besuchen, eine Art Schülerheim, wo sie auch noch einen besonders für sie berechneten Religionsunterricht empfangen sollen. Diese drei Anstalten in Talatscheri, Udapi und Dharwar zählten am 1. Januar 1899 zusammen 118 Schüler, die Mittelschulen in Bettigeri und Keti 45.

Die Ausbildung christlicher Lehrer und Lehrerinnen erfolgte in kleinen Seminaren in Mangalur, Udapi, Talatscheri, Tschombala und Keti, aber alle diese Institute waren immer schwach bevölkert;[1] 1898 waren es nur 32 Seminaristen. Das hiebei mit inbegriffene Seminar in Mangalur wurde 1892 ins Leben gerufen und zwar zur Ausbildung von Lehrerinnen; denn die Zahl der Mädchenschulen, auch für Brahmanentöchter, war in stetem Wachsen begriffen und erheischte dringend die Heranbildung tüchtig geschulter eingeborner Lehrkräfte. Für die Weiterbildung sorgten, wie bei den Katechisten, Fortbildungskurse.

---

[1] Frohnmeyer, Aus der Mittelschule und dem Lehrerseminar auf Nettur. J. B. 1887, 47.

Die größte Ausdehnung erhielten doch die Gemeinde- und die Heidenvolksschulen. Die Schülerzahl in den Gemeindeschulen stieg von 779 im Jahr 1878 auf 2072 im Jahr 1898, die der Heidenschüler sogar von 671 auf 4337. Eine solche Vermehrung wurde freilich nur dadurch möglich, daß man sich den Forderungen der Regierung immer mehr anbequemte und neben den christlichen wieder heidnische Lehrer für weltliche Fächer in großer Zahl anstellte, 1878 ihrer 28, 1898 aber 126. In dem einen Jahr 1887 hatte die Schülerzahl in den Basler Missionsschulen um mehr als 600 zugenommen, vornehmlich durch heidnische Schüler. Eine bescheidene Entwicklung wiesen die höheren Heiden- oder Anglovernacularschulen auf; ihre Schülerzahl stieg von 466 nur auf 963 in diesen zwanzig Jahren.[1]) Es ist verständlich, daß dies gesteigerte Schul- und namentlich das Heidenschulwesen mit so viel heidnischen Lehrern immer wieder Bedenken erweckt. Die Missionare aber versichern fast einstimmig, dies Schulwesen sei von großer Bedeutung, nicht um einzelne Schüler für den Uebertritt zu gewinnen, aber um den Hinduismus zu untergraben und die Christianisierung des Volkes vorzubereiten. Großen Eindruck macht es, daß sich die Mission mit ihren Schulen auch der Kastenlosen annimmt und oft erfreuliche Erfolge erzielt. Freilich wollten die Palmbauern Malabars diesen Paria-Schulkindern nicht einmal den Gebrauch der öffentlichen Brücken und Straßen gestatten; sie suchten sie auch gelegentlich einzuschüchtern durch das Gerede, die Europäer würden sie alle auf ein Schiff verladen und nach Europa bringen. Da und dort mußten sie sich durchs Feld zu ihren Schulen schleichen; auch Schulhäuser wurden hin und wieder zerstört. Das waren doch auch Zeugnisse von der Missionsbedeutung dieser Schulen.

So viel als möglich suchte man in all diesen Schulen der Basler Mission eine national-christliche Bildung zu fördern. Man drang auf Erteilung des Unterrichts in den Landessprachen und beharrte auch entgegenlaufenden Strömungen zum Trotz darauf, daß in den höheren Schulen wenigstens der Religionsunterricht in den betreffenden Idiomen erfolge, ohne doch immer damit durchzudringen; man hoffte, dieser Unterricht werde auch dazu dienen, die mit heidnischen Vorstellungen eng verwachsenen Sprachen allmählich zur Wiedergabe christlicher Wahrheit geeigneter zu machen. Die Schulkommission von Mangalur beantragte, den Unterricht in Tulu abzuschaffen; hiefür hätte allerdings der Umstand gesprochen, daß die Tulukinder unter der Mannigfaltigkeit der zu erlernenden Sprachen: Tulu, Kanaresisch und Englisch, litten. Da aber Tulu die eigentliche Muttersprache der meisten Kinder war, konnte sich das Komitee noch 1895 nicht dazu entschließen, es als Unterrichtssprache fallen zu lassen. Zur Pflege des Nationalen in diesen Schulen gehört es auch, daß 1890 am

[1]) Bader, In der Anglovernacularschule in Talatscheri, J. B. 1895, 26.

Seminar in Mangalur ein Lehrer der Hindumusik angestellt wurde, denn die nationalen Singweisen hatten sich allmählich auch in den Gemeinden zu geistlichen Liedern eingebürgert. Auch in den Mädchenanstalten drang man darauf, die Mädchen ihrem Volk und seinen Sitten und seiner Arbeit ja nicht zu entfremden. Damit endlich die Missionare selber sich der Landessprachen noch mehr befleißigten, führte man Spracheramina für die Anfänger ein. Ueberhaupt machte sich das Bedürfnis nach tüchtig und umfassend vorgebildeten Missionaren immer mehr geltend.

Die Mission bot in den einzelnen Distrikten ein verschiedenes Bild. Bis 1890 stand Kanara im Vordergrund, während im letzten Jahrzehnt Malabar die Führerschaft übernommen hat. Wir beginnen mit dem Schmerzenskind der Basler Mission in Indien, mit Südmahratta.[1])

Hier hatte die Hungersnot zu Ende der siebziger Jahre auf einmal Kirchen und Kapellen und Anstalten gefüllt und neue erfordert, die Gemeinden waren in kurzem ums Dreifache gewachsen. Es waren aber in jenen Tagen viel ungute Elemente in die Gemeinden hinein gekommen, die nun viel Not bereiteten und langsam wieder ausgeschieden wurden. Dazu war und blieb die wirtschaftliche Lage auch der Christen sehr gedrückt.[2]) Die allgemeine Verarmung hatte zugenommen, manche konnten ihre Felder nicht mehr bebauen, die Taglöhner fanden nur mit Mühe Arbeit. Dazwischen zerstörten Ratten die Baumwollenernte. Früher waren die Bauern und Weber Südmahrattas sehr günstig gestellt gewesen; jetzt mehrten sich die Anzeichen drohender Arbeitslosigkeit, und die Schwierigkeiten, die Jugend zu versorgen, wuchsen. Die einheimische Weberei war schon 1888 in raschem Niedergang begriffen, so daß viele Christen in Not gerieten. Dazu kamen neue Plagen: 1888 in Guledgudd eine Choleraepidemie, 1891 in einigen Stationsgebieten wieder Hungersnot und Teuerung, ohne unter den Heiden große Willigkeit für das Christentum zu erwecken. Wo sich unter dem Druck der Not Taufkandidaten einstellten, erklärten sie etwa, man solle ihnen 500 Rupies geben; denn so lange sie Schuldenkinder seien, könnten sie keine Gotteskinder werden, auch dürften sie ja als Christen ihren betrügerischen Handel und Wandel nicht mehr fortsetzen. 1897 wurden wieder einzelne Gebiete von Hungersnot heimgesucht, und bald stieg die Not durch die große Teuerung, davon zwar andere Gebiete Indiens weit schwerer betroffen wurden, die sich aber doch auch in Südmahratta fühlbar genug machte. Zum Hunger gesellte sich die Pest, zuerst nur in Hubli, 1898 aber auch in Dharwar und Bettigeri; Handel und Verkehr litten sehr, und die Weber gerieten aufs neue in große Bedrängnis. Die bittere Sorge machte die Leute noch stumpfer, wenn auch die Hilfsbereitschaft der Christen ihres guten Eindrucks nicht verfehlte.

[1]) Limbach, Bilder aus dem südindischen Volksleben (Südmahrattas), Traktat.
[2]) Einiges über die äußere Lage unserer Christen in Südmahratta, J. B. 1885, 35.

Man war denn auch darauf bedacht, der Not zu wehren. Für die Christen und Taufbewerber gab es zu Zeiten Arbeit beim Bau von neuen Missionshäusern. Die notleidenden Christen benützten solche Gelegenheiten gerne und ließen es sich sauer werden, einen bescheidenen Taglohn zu gewinnen; ihre Arbeitswilligkeit war erfreulich. Zu weiterer Hilfe waren noch Gelder von 1877 vorhanden, und die Heimat sammelte wieder. So konnten wenigstens alle Christen vor dem Hungertode geschützt werden; es ist kaum auszudenken, was aus den Christen in Guledgudd geworden wäre, hätte man sie nicht beschäftigen können. Mit der Hilfe hielt man es so, daß die Not der Zeit den Unterstützten dennoch zum Bewußtsein kam und sie nur vor dem eigentlichen Mangel bewahrt blieben. Eine Missionsindustrie wie in den andern Distrikten kam hier der wirtschaftlichen Not der Christen nicht zu Hilfe. Bettigeri bat zwar 1887 dringend, den armen Webern, deren Arbeitslosigkeit in erschreckender Weise wuchs, durch Errichtung einer solchen beizuspringen. Es war aber nicht möglich.

Die letzten zwanzig Jahre wiesen denn auch ein höchst spärliches Wachstum der Gemeinden auf.[1]) Abgesehen von den Jahren 1880 und 1881, die noch mit 144 und 101 Heidentaufen die Nachlese der großen Hungersnot brachten, betrug die höchste Zahl der Heidentaufen in einem Jahr (1883) fünfzig, 1894 fehlten sie ganz; der Durchschnitt der letzten zehn Jahre betrug 9,6. Dabei wurde das Land viel bereist und das Evangelium mit Eifer und Nachdruck verkündet. Und im ganzen und großen wurde die Predigt gut aufgenommen. Zwar die Brahmanen verhielten sich ganz ablehnend; und wenn einmal einer kam, so machte man in der Regel schlechte Erfahrungen. So war der Lehrer an der Anglovernacularschule in Dharwar, Amandschi Dschoisi, gleich nach seiner Taufe wieder zurückgegangen.[2]) Der ehemalige heilige Bettler Satananda, der nach seiner Taufe zum Hilfskatechisten befördert wurde und aufrichtig bekehrt schien, wurde bald lässig, ließ dann seine Familie im Stich und machte sich davon. Nur von einem dieser Kaste vernahm man Besseres: Mahadeo Ballad in Bidschapur wurde im Gefängnis zur Buße erweckt und empfing den Taufunterricht. Die Regierung aber, um ihre religiöse Neutralität darzuthun, verwehrte ihm den Besuch des Missionars und die Taufe; er blieb aber treu und wurde nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis getauft. Sonst traf man da und dort wahrheitssuchende Leute. In der dreihundertjährigen Manappayasekte hatte sich ein Bibellesevereín gebildet, von dessen Gliedern namentlich in Gudur viele von der Predigt ergriffen wurden. Der Missionar war von morgens bis Abends von Fragern umringt, und Angehörige der Sekte kamen von weither. Die Brüder von Hubli feierten 1892 in den Dörfern um Bankapur wahre Festtage, so gern hörten die Leute zu. Und

[1]) Ueber Reisepredigt in Südmahratta H. B. 1891, 66. 86. — J. B. 1891, 26. — H. B, 1894, 41. — Ueber Gemeinden: J. B. 1885, 29. 1887, 36. H. B. 1890, 17.

[2]) Knittel, Ein schmerzliches Ereignis. J. B. 1884, 64. — K. B. 163.

im ganzen Land herum stieß man immer wieder auf Bibelleser, ja auf Vereine von Bibellesern. Man predigte sogar in einem bibelfreundlichen Lingaitenkloster. In Schagoti fanden sich Heiden, die das Unservater lernten und es vor dem Essen und dem Schlafengehen beteten.

Aber wenn einmal das lange, geduldige Harren der Missionare schien von Erfolg gekrönt zu werden, so ließ in der Regel schmerzliche Enttäuschung nicht lange auf sich warten. So ging Muschtigeri, das eine Zeitlang erfreulich gediehen war, wieder zurück.[1]) So wurde der Mann, der versprochen hatte, der Erstling von Bidschapur zu werden, wieder kalt. Eine bittere Enttäuschung bereiteten die Erweckten in dem sechzehn Stunden von Bidschapur entfernten Niralgi. Dort war ein kleines Häuflein, das sich mit dem Ortsvorsteher um die Bibel zu versammeln pflegte, der wackere Christ Satyarti hatte das erwachende Leben treu gepflegt; aber die Leute ließen sich durch die Drohungen der Heiden einschüchtern, zwei Taufbewerber verschwanden, und die Hoffnungen der Missionare wurden zerstört. Später schien Konnur im Stationsgebiet von Bidschapur ein Lichtpunkt zu werden. Einige Männer beschäftigten sich ernstlich mit dem Gedanken überzutreten. Einer von ihnen hatte sogar in einer Reihe von Liedern die Nichtigkeit der Kaste und des Götzendienstes verkündet und Jesum als den einigen Retter gepriesen; aber es dauerte nicht lange, so gingen auch hier die Leute zurück. Die Macht der Kaste war zu groß; auch die zunehmende Verbreitung des Vedantismus machte sich geltend, jener Philosophie, für welche die Sünde nur eine Täuschung ist, die weil bloß eingebildet, keiner Sühne und keiner Vergebung bedarf. Wo es einmal zu einem Uebertritte kam, konnte es aufgeregte Szenen geben. Ein Mann im Stationsgebiet von Hubli wurde auf Anstiften seines Weibes von einigen Männern gebunden und in eine Kaktushecke geworfen; als das nicht half, ließ sie ihm Gift reichen, daß er von Sinnen kam.

Bei solchen Umständen war es eigentlich verwunderlich, daß es doch zu einer neuen Stationsgründung kam und daß von weiteren mehrmals die Rede sein konnte. 1885 wurde Bidschapur, die ehemals berühmte, mit vielen Palästen und Moscheen geschmückte Mohammedanerstadt im Kollektorat gleichen Namens besetzt, obwohl sich dort noch kein Christ befand; erst 1888 konnten die fünf Erstlinge getauft werden.[2]) Man baute die Station, um in dem Gebiete, wo das Evangelium schon lange von Guledgudd aus war verkündet worden, einen Stützpunkt für die Arbeit in den vielen kanaresischen Ortschaften jener Gegend zu erhalten. Eben damals fing sich Bidschapur wieder zu heben an, es wurde der Sitz eines Kollektors

[1]) Das Filial Muschtigeri, H. B. 1890, 17.

[2]) Kurze Stationsgeschichte H. B. 1898, 43. — Warth, Aus dem 1. Jahresbericht der Station, J. B. 1886, 37. — Derselbe, Allerlei aus einem neuen Arbeitsfeld 1887, 37. 1888, 32. — Berli, Eine Missionsstätte auf den Trümmern indischer Bauwerke, M. M. 1898, 508.

und Eisenbahnknotenpunkt. Die eigentliche Missionsarbeit begann man in der Stadt selber, dehnte dann aber die Reisepredigt auf mehr als 200 Dörfer aus. Viel Wechsel unter den Katechisten erschwerte die Arbeit, nur der schon genannte Brahmane Satyarti hielt treu aus; auch die europäischen Arbeiter wechselten etwas zu häufig. Die Stationsgemeinde zählt erst 40, meist zugewanderte Glieder; in den vierzehn Jahren erlebte die Station 12 Heidentaufen. — Eine Zeitlang dachte man daran, sich in Ranibennur, im Süden des Kollektorates Dharwar, niederzulassen, da sich dort viele Käufer für christliche Traktate gefunden hatten; die Distriktskonferenz von 1897 stellte den Antrag, dort oder in Haveri eine Station zu errichten, um das übergroße Gebiet von Hubli mit einer Bevölkerung von über einer halben Million Seelen wirksamer bearbeiten zu können. Das Komitee wurde durch die Finanzlage gehindert, darauf einzugehen, und fand auch die Zeit hiefür noch nicht gekommen, da weder eine Außenstation noch Uebertritte es nötig machten.

Die alten Stationen und Gemeinden erlebten nicht viel neues, und ihr innerer Stand ließ manches zu wünschen übrig. Die Knabenanstalten von Hubli und Bettigeri wurden 1882 vereinigt und nach Bettigeri verlegt, wo auch die kleine Evangelistenschule und zeitweilig ein Lehrerseminar bestand. Die einzige Mädchenanstalt des Distrikts hatte ihr Heim in Dharwar und mußte erst in neuester Zeit vor dem Schülerheim nach Guledgudd weichen, wo sie vielleicht auch billiger betrieben werden kann. In Malasamudra bildete sich wieder ein kleines Gemeindlein, während eine Außenstation von Dharwar durch den Tod des einzigen Christen daselbst einging.[1]) In Bettigeri hatte man viel Not mit den Gemeindegliedern, welche die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft zu Hilfe riefen. In einigen Gemeinden wuchs die Neigung, sich heidnischer Sitte und Uebung anzupassen; über Unzufriedenheit, Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit vernahm man schon lange Klagen. Die kleinen Landgemeinden Unankallu, Schagoti und Kardenhalli bereiteten mehr Freude als die in den Städten. Aber auch die Christen dieser Dörfer erschienen dem visitierenden Inspektor nicht so gefördert, als im Durchschnitte die in Kanara und Malabar. Er fand hier auch viel weniger Verständnis für den Wert der Schulbildung, namentlich für Mädchen. Man suchte deshalb auch hier das Schulwesen zu heben (Mittelschule in Bettigeri, High School in Dharwar) und vermehrte die Zahl der Bibelfrauen. Ueberhaupt geschah auch in diesem unfruchtbaren Gebiet von treuen und hingebenden Arbeitern alles, um dem Evangelium zum Siege zu verhelfen; dazu forderte man die heimatlichen Missionskreise immer wieder zu besonderer Fürbitte für diese Arbeit auf. Wenn die sichtbare Frucht schier ganz ausblieb, so

[1]) Ziegler, Auf Umwegen zur Wahrheit, H. B. 1884, 27. — Wie drei Hindu den wahren „Guru" suchten und fanden, H. B. 1884, 33.

nahm man es als eine Mahnung, den Eifer der Gläubigen eben hiedurch zu vermehrter Arbeit und Treue anzureizen. Jedenfalls wollten die Missionare, die doch des Tages Last und Hitze trugen, nichts davon hören, diese Arbeit aufzugeben; sie hielten fest an der Hoffnung, daß auch in Südmahratta das Kreuz noch triumphiert.

In Kanara feierten die Brüder im Oktober 1884 das fünfzigjährige Jubiläum der Basler Mission in Ostindien. Man empfing dabei eine Dankadresse, die von mehr als hundert, meist den Brahmanen und den höheren Ständen angehörigen Heiden unterzeichnet war. Sie pries die Verdienste der Basler Mission um das Schulwesen und um die Hebung der untern Klassen; auch der mannigfachen Anregungen auf industriellem Gebiet war darin gedacht und sogar der Einführung der Homöopathie nicht vergessen. Nur dessen, was den Missionaren die Hauptsache gewesen, des Evangeliums, war darin geflissentlich nicht gedacht; die Brüder hoben es dafür in ihrer Antwort auf die Adresse kräftig hervor.[1])

Jenes beredte Schweigen der Adresse war typisch für die Haltung der Heiden Kanaras. Der Distrikt verhielt sich im großen und ganzen und zumal in den höheren Kasten fast ebenso ablehnend gegen das Evangelium wie die Bewohner Südmahrattas. Die Kanaresen blieben fast ganz fern. Die Gemeinden rekrutierten sich fast nur aus den Tulus und zwar aus den niedern Kasten; der Zuwachs kam dabei hauptsächlich Udapi zu statten, wo man z. B. 1888 über 110 Heiden taufte. Uebrigens schwankte auch hier die Zahl der Uebertritte pro Jahr zwischen 1 und 115. Doch fehlte es in Kanara nicht ganz an Uebertritten von Gliedern höherer Kasten. So trat in Mangalur der Brahmane Manki Rama Rao über, der seit dreizehn Jahren dem Christentum nahestand.[2]) Bei seiner Taufe war die Balmatthakirche gefüllt mit Christen und Heiden, die lautlos der Feier folgten; manche kamen nachher ins Missionshaus, dem Täufling ein Kompliment zu machen, aber niemand ahmte sein Beispiel nach. Dafür ging das Predigerseminar bald darauf in Flammen auf, und ein ursächlicher Zusammenhang schien nicht ausgeschlossen. Basarur erlebte einige höchst erfreuliche Uebertritte. Die Taufe des Brahmanen Nagappaja[3]) und des Sanjasi Lakschmana war ein hoffnungsvolles Fest; dem ersten reihte sich in Jahresfrist sein Bruder Subraya samt seiner Frau an. Ein hocherfreuliches Ereignis war auch der Uebertritt des Siwa Rama aus der Schultheißen-Familie von Basarur, der sich acht Jahre

[1]) Vgl. H. B. 1885, 3. — Adresse und Antwort abgedruckt a. a. O. 19. — Dankadresse des Presbyteriums an das Komitee J. B. 1885, 21. — Vgl. auch Oehler, Ansprache an gebildete Heiden M. M. 1890, 1.

[2]) Gräter, Uebertritt zweier Brahmanen. H. B. 1883, 28.

[3]) Gengnagel, Sieg des Evangeliums in einem Brahmanenherzen, Traktat. — H. B. 1883, 82. 1884, 55.

mit dem Gedanken überzutreten getragen hatte und einen schweren Kampf siegreich bestand.[1]) In Karkala war es das wichtigste Ereignis der ganzen Periode, als 1873 der höhere Beamte Koragappa Christ wurde;[2]) auch in Karwar konnte einmal ein Brahmane getauft wurde, der aber nicht aus der Gegend war, wogegen die Hoffnungen des Missionars von Honor, etliche von den freundlich mit ihm verkehrenden Heigerbrahmanen würden sich taufen lassen, zu Wasser wurden.

Alle diese Uebertritte riefen zum Teil stürmische Auftritte hervor und offenbarten den verborgenen Widerstand der Heiden gegen die Mission. Sonst begegnete man in Südkanara in höheren und niederen Klassen einer ausgeprägten religiösen Gleichgültigkeit im Bunde mit dem krassesten Materialismus, der es zuweilen schamlos aussprach, daß er nur für den Bauch Interesse habe. Traf man bei der Reisepredigt auch öfters auf tiefergehende und verständnisvolle Aufnahme der Botschaft, so erschraken doch die Leute, wenn sie nur an einen Uebertritt dachten. Ein alter eingeborener Reiseprediger meinte freilich, der Wandel der Heiden sei dadurch, daß sie lange Gottes Wort gehört hätten, dem der Christen allmählich ähnlich geworden. Den Heiden war die geringe soziale und ökonomische Stellung der Gemeinden anstößig; gewisse christliche, dem Empfinden der Heiden widersprechende Gebräuche legten namentlich den Angehörigen höherer Kasten große Selbstüberwindung auf, wenn sie sich anschließen wollten. Ein Brahmane fand die Art, wie der Wein beim Abendmahl genommen wird, anstößig. Da es ganz gegen Hindusitte ist, das Trinkgefäß mit den Lippen zu berühren, meinte er, man sollte den Abendmahlsgenossen den Wein mit einem kleinen Löffel eingießen. Sonst richtete sich der Widerspruch besonders gegen das Werk Jesu und daß er Gottes Sohn sei, daß man seiner zur Seligkeit bedürfe. In den letzten Jahren wurde die Feindschaft der Heiden offenkundiger als früher. In Basarur wollte schon am Anfang kein Kuli dem Missionar einen Krug Wasser holen, kein Hindu ließ ihn aus seinem Brunnen schöpfen; sogar die Kinder wollten nichts aus seiner Hand annehmen. 1895 gabs dort verschiedene Brandstiftungen, während der Missionar abwesend war; dann entstand ein kleiner Aufruhr in der Heidenschule, weil einige Kinder aus der niederen Klasse der Palmweinzieher aufgenommen wurden. Es folgten Kämpfe auf der Außenstation Keilkeri, wo den Christen von den heidnischen Widersachern der reifende Reis abgestreift und auf den Boden gestreut wurde. Das neue Schulhaus ging in Flammen auf und vor Gericht erhob man falsche Anklagen gegen die Christen. Auch in Udapi zeigte sich offene Feindschaft wie in langen Jahren nicht mehr, und mancherlei Versuche, die öffentliche Predigt unmöglich zu machen.[3])

[1]) Gengnagel, Siwa Rama. H. B. 1899, 66. 81.
[2]) Uebertritt des Amtmanns Koragappa. H. B. 1892, 86.
[3]) Ueber Basarur. J. B. 1885, 27. 1892, 23. 1898, 31.

Leider besaßen die bestehenden christlichen Gemeinden keine große Anziehungskraft; ihr religiöses und sittliches Leben war schwach entwickelt. Die meisten Christen gehörten den unteren Kasten und den Armen an, so daß sich die soziale Not oft schmerzlich fühlbar machte. Wo die Leute noch von ihrer heidnischen Zeit her einen Beruf hatten, war er oft von bedenklicher Natur. So hatte man auf der Außenstation Bockapatna bei Mangalur dreiundvierzig Palmweinzieher. Dieser Beruf bedeutete eine Kalamität, darunter die Missionare schon lange seufzten. Die überaus rasche Gärung des Palmweins fordert, wenn er nicht alsbald zu Essig werden soll, einen raschen Verkauf an die Branntweinbrennereien; das brachte die Leute in große Gefahren, auch war viel Versuchung zu Steuerdefraudation damit verbunden. Bei ungünstigen Preisen tranken sie den Wein selber, so lange er noch süß war. Ein Versuch, den Palmwein für Zuckersiedereien zu benützen, schlug fehl. Es war unmöglich, die Palmweinzucht mit etwas Besserem zu ersetzen. Die Armut der Tuluchristen in Mulki und Udapi hatte früher ein großartiges Unterstützungssystem gezeitigt. Damit suchte man immer mehr aufzuräumen. Die Missionsindustrie kam zu Hilfe und errichtete in Mulki eine Zweigweberei und in Malapu bei Udapi eine Ziegelei; beides empfand man als eine große Wohlthat. Sobald der Bau in Malapu begonnen hatte, sammelte sich dort eine Anzahl Christen und Taufbewerber, so daß sich ein neues Gemeindlein bildete. Natürlich waren auch solche Maßnahmen nicht im Stande, der Not gründlich zu steuern. Man studierte auch die Frage, wie man die ackerbautreibenden Christen in Notzeiten vor den Wucherern und dem Ruin bewahren könne, ohne eine Antwort zu finden, die wirkliche und umfassende Hilfe gebracht hätte.

Neben der äußeren Not drückte auch ihr geistlicher Tiefstand auf die Missionare. In Nordkanara waren kaum Gemeinden vorhanden. Honor verharrte in schier gänzlicher Unfruchtbarkeit. Es wurde übrigens 1895 zu Südmahratta geschlagen, weil es wie Südmahratta zur Präsidentschaft Bombay gehört und deshalb dieselbe Schulgesetzgebung hat. Die Missionshäuser von Karkala und Basarur lagen in einsamen Gegenden auf waldigen Hügeln vor den Städten draußen; Gemeindebildungen waren schon dadurch sehr erschwert, wenn es auch für die Gesundheit der Missionare zuträglicher war, auf diesen Höhen als in den Städten zu wohnen. Indes war auch bei den größeren Tulugemeinden nicht viel Rühmliches zu entdecken.[1]) Manche Gemeinden gingen stark zurück, in andern war doch kein rechtes Leben zu verspüren. Udapi verlor viele Glieder durch Wegzug, und viele dieser Wegziehenden gingen für die Basler Mission und oft für das Christentum verloren. Immer wieder waren Rückfälle

[1]) Ueber Tulugemeinden. J. B. 1886, 23. 1887, 25. 1890, 25. 28. 1891, 22. 1894, 24. 1898, 32.

ins Heidentum und andere Schäden zu beklagen. Es galt oft harte Kämpfe mit der Lethargie und dem Eigensinn der Leute auszufechten. Nicht als ob es an einzelnen wackern Christen gefehlt hätte, aber im ganzen zeigte sich doch wenig Leben, viel Gleichgültigkeit, irdischer Sinn und Widerspenstigkeit. Da und dort gelang es einem tüchtigen Diakonen, eine Gemeinde wieder zu heben. Aber in Udapi mußten von 1890 bis 1895 allein 245 Personen ausgeschlossen werden, während im gleichen Zeitraum 230 Heiden getauft wurden. In Kasergod führte ein abtrünniger Christ einige Leute in den dort noch unbekannten, schandbaren Schaktidienst ein. Einige mißvergnügte und widerspenstige Gemeindeglieder machten den Versuch, eine Freikirche von Kanara zu gründen, und in Mangalur suchten gewisse Elemente, die Kirchenzucht zu beseitigen und Aelteste und Missionare wegen Ehrenkränkung vor Gericht zu ziehen.

Die Gemeinden Kannaras waren 1879 erst 3226 Seelen stark gewesen, 1889 zählten sie 4569 und wieder zehn Jahre später 5905 Glieder; sie haben sich also in zwanzig Jahren noch nicht verdoppelt. Die Heidentaufen haben sich in den letzten Jahren wieder etwas vermehrt, so daß der Jahresbericht von 1899 sagen konnte, in Kanara zeigten sich die Anzeichen beginnender Besserung, nachdem auch hier viele Jahre über große Unfruchtbarkeit geklagt worden war. Mangalur war noch immer die größte Stationsgemeinde der Basler Mission in Indien und wurde überhaupt nur von Akropong und Begoro auf der Goldküste übertroffen.

In jenen Zahlen von Kanara sind auch die Christen im Kurglande (1879:218; 1899:333) eingerechnet, weil man dies kleine Gebiet auf den Bergen dem Kanaradistrikt zugeteilt hat. Leider gab es von dort oben nicht viel zu berichten. Die Zahl der Jahrestaufen betrug im Durchschnitt nur sechs. Allerdings meinte man 1884 vor einem Missionsfrühling zu stehen, da man durch treue Arbeit etwas vorangekommen war und — auch wegen drohender Konkurrenz — zwei neue Stationen plante. In Merkara war nach schweren Kämpfen ein Brahmane, Amruta Balarama, getauft worden und alle Anschläge der erbitterten Heiden konnten nichts daran ändern; ihm folgte in Jahresfrist seine Frau. Doch waren dies keine Kurgleute, sondern stammten aus Nordindien, er ein Lehrer an der Regierungsschule.[1]) Erst im Jahre 1897 konnte man wieder einmal den Uebertritt eines wirklichen Kurgs melden, und die Taufe dieses „Viktors" erregte großes Aufsehen. Die Reisepredigt versammelte damals viele Zuhörer, besonders wenn die Missionare von Viktor begleitet waren. Sonst aber verhielten sich die stolzen, reichen und unabhängigen Bergbewohner ganz ablehnend gegen das Evangelium. „Was geht mich das Leben nach dem Tode an! Wenn ich eine gute Ernte

[1]) Die erste Brahmanentaufe. H. B. 1883, 83. 1886, 4.

habe, so habe ich alles, was ich brauche. Wenn ich dahin komme, wo meine Vorfahren sind, so bin ich's zufrieden." Das war die Stimmung, der man bei den Bazarpredigten begegnete. „Mein Geld, das ich wirklich besitze, ist mir lieber als alle Verheißungen, die in euern heiligen Büchern stehen", sagte einer, und alle dachten's.

Selbst durch Schulen zu wirken, wollte hier nicht recht gelingen. Zwar hatte jener reiche, der Mission geneigte heidnische Gerichtsbeamte Subaja (S. 141) 1879 den Bauplatz zu einer Kurgmädchenschule geschenkt und sich auch am Bau des Schulhauses und an der Besoldung der Lehrer beteiligt.[1]) Anfangs schien sie zu gedeihen, man ging daran, auch ein Mädchenkosthaus zu erstellen und eine zweite Mädchenschule auf dem Bazar in Merkara zu eröffnen. Aber schon 1884 lagen diese Hoffnungen in Trümmern. Die Abneigung der Kurgs gegen die Mission war nicht zu überwinden gewesen. Die Aufhebung dieser Schulen hing wohl mit dem Tode Subajas zusammen, der plötzlich an einem Herzschlage starb. „Die Wahrheit ist fortgegangen", sagten die Advokaten, als sie von dem Tode dieses Heiden hörten.

Bei der Holeyergemeinde in Anandapur war auch kein rechtes Leben. Kaundinja, dem die kleine Schar anvertraut gewesen war, wurde alt und schwach und mußte 1881 in den Ruhestand versetzt werden. Es fehlte oft an tüchtigen und ausharrenden Katechisten; die aus dem Unterlande ertrugen bei ihrer schlaffen Hindunatur den Klimawechsel nicht gut, waren auch sonst nicht willig, ihre engere Heimat zu verlassen, ein Uebelstand, darunter die Mission auch sonst zu leiden hatte. Als Inspektor Schott nach Anandapur kam, hörte er die Leute von Kaffee sprechen und um Herabsetzung der Pachtzinse bitten. Einige Zeit stand die kleine Gemeinde nur unter der Pflege von Katechisten. Einige Gemeindeglieder ließen sich durch einen Zauberer verleiten, nach Schätzen zu graben; da sie vor einem Menschenopfer doch zurückschreckten, schlachteten sie eine Ziege. Als diese Leute bald darauf erkrankten und starben, machte dies nur vorübergehend einen Eindruck auf die Christen. Die Außenstation Attolimani verlor durch den Wegzug der Holeyer alle Bedeutung.

In Merkara erinnerte fast nur die Missionshandlung an das Dasein der Basler Mission. Dagegen nahm die 1878 von hier aus begonnene Kulimission einen kleinen Aufschwung.[2]) Auf den Kaffeeplantagen um Merkara arbeiteten nämlich gegen 8000 heidnische Kulis aus Maisur. Die Pflanzer wünschten eine Mission und versprachen sie zu unterstützen, worauf das Komitee unter der Bedingung einwilligte, daß die Kosten ganz von den Pflanzern getragen würden. Bald dehnte sich diese Arbeit auch über Südkurg aus, wo man achtzig Plantagen zählte. Der Missionar

[1]) Ein ehrenwertes Zeugnis für die Mission. H. B. 1883, 43.

[2]) Das Bedürfnis einer Kulimission bei Merkara. J. B. 1879, 33. — Aus der Kulimission im Kurgland 1886, 33. — Aus dem Kurgland 1887, 36.

weilte je einen Monat auf einer Pflanzung. In Verbindung mit diesem Werke hörte man von neuen Stationsgründungen sprechen; so war Ponampete als Missionsort in Aussicht genommen, doch es wurde nichts daraus. 1895 übergab ein Privatmann der Mission eine Schule in Allikate; so erhielt man hier eine neue Außenstation, das Jahr darauf eine weitere in Fraserpet. Das waren indes alles bescheidene Erfolge. So war das Kurgland dasjenige Gebiet, das aufzugeben man sich vielleicht in Basel am ehesten entschlossen hätte, wenn es der Leitung nicht überhaupt ungeraten erschienen wäre, irgend ein Gebiet nur deshalb, weil sichtbare Früchte fast ausbleiben, aufzugeben. Aber wie schwer hatte doch Basel an der von Mögling seinerzeit willkürlich und voreilig begonnenen Mission zu tragen.

Was in Südmahratta, Kanara und im Kurglande der treuen Arbeit der Missionare nur sehr spärlich zuteil wurde, das bescherte ihnen im letzten Jahrzehnt Malabar in erfreulicher Fülle: eine Bewegung unter dem Volk und Heidentaufen. Es gewährt dem, der von andern Distrikten herkommt, eine wahrhafte Erholung, die dankerfüllten Berichte aus Malabar zu lesen.[1])

Doch bot noch vor zehn Jahren auch dieses Gebiet kein von Kanara wesentlich verschiedenes Bild. „In Malabar geht das Werk seit Jahren seinen stillen Gang", hieß es im Jahresbericht von 1880. Die Zahl der Heidentaufen eines Jahres schwankte zwischen 34 und 102 und hielt sich meist der untern Grenze näher. Nur ganz vereinzelt bemerkte man kleine lokale Bewegungen zum Christentum hin. So berichtete Tschombala von Fischern in dem französischen Mahé, unter denen eine Gemeinde von vierzig Seelen entstanden war, obwohl die Katholiken alles gethan hatten, es zu verhindern. Die Erweckung dauerte einige Zeit an. Dann folgte eine Sichtungsperiode und seitdem vernahm man nichts mehr von Fortschritten. Im ganzen Distrikt suchte man für die Heidenpredigt mehr Zeit zu gewinnen, auf dem Gebiet des Schulwesens schritt man kräftig voran; die Bibelfrauen begannen auch hier ihre schlichte, aber bedeutungsvolle Arbeit, endlich setzte auch die ärztliche Mission in Kalikut ein und gewann bald Boden. Es fehlte auch nicht ganz an bemerkenswerten Uebertritten. So wurde 1884 in Talatscheri ein Najer, Satyarti Nambdschar getauft.[2]) Palghat erlebte das Jahr darauf den Uebertritt von Ernst Jesudasen, ebenfalls eines Najers, eines bekannten und geachteten Mannes, der einst die Missionsschule besucht, seit zehn Jahren zum Schöpfer und Erhalter der Welt gebetet hatte, nun Frau und Kinder

[1]) Heidenpredigt in Malabar M. M. 1885, 26. — Frohnmeyer, Missionsarbeit in Malabar M. M. 1887, 129. — Dilger, Grundzüge der Missionspredigt in Indien M. M. 1890, 505.

[2]) Dilger, Johann Satyarti J. B. 1884, 47.

zurückließ und trotz aller Verlockungen standhaft blieb. Und mit welcher Freude erfüllte die Brüder das Herzukommen eines Mannes wie Paul Karunagarans, des Einsiedlers von Perambra![1])

Es reihten sich denn auch verschiedene Außenstationen dem Kranze der schon bestehenden an; und um die Kette der Hauptstationen zu schließen, weihte man 1888 in Wanyankulam an Epiphanien eine neue ein, wobei viele Heiden zugegen und sogar die eingeborene Fürstin, in deren Gebiet die Station liegt, durch ihren Gatten und ihr Söhnlein vertreten waren.[2]) Anderwärts standen der Mission noch große Vorurteile entgegen. Als man von Kannanur aus ein bisher fast unbetretenes Gebiet bereiste, fand man kaum Eingang. Die Maplas (Mohammedaner) hatten das Gerücht ausgestreut, die Missionare wollten die Weiber wegfangen. Noch 1898 wurden so unsinnige Gerüchte verbreitet und geglaubt, wie die Regierung brauche hunderttausend Menschenleben zur Verlängerung des Lebens der Königin Viktoria und töte deswegen die Leute durch die Impfung mit dem Pestserum. Die Heidenpredigt gestaltete sich da am erfreulichsten, wo die Absicht der Missionare von früher her bekannt, und doch die Gelegenheit das Evangelium zu hören bisher selten gewesen war. Zuweilen fand man empfängliche Hörer, wo man es kaum erwartet hatte: Greise, die für das Gebet des Herrn dankbar waren, und Mädchen, die in der Stille lange zu Jesus gerufen hatten. Daneben auch andere, die sich begnügen wollten, „die Taufe innerlich zu empfangen". Die meisten wollten warten, bis Frau und Kinder, bis die und jene auch kommen würden. In Panayur bei Palghat hatte 1889 ein angesehener Mann, Appuar, schon den Tag bestimmt, an dem er mit seiner Familie übertreten wolle, und mehr als zwanzig Familien hatten erklärt, es ihm nachzuthun; aber Appuar erlahmte wieder und die ganze Bewegung verlief im Sande. Im Ernadubezirk traten viel zum Islam über, wogegen dem Evangelium wenig Gehör geschenkt wurde.[3])

Die Christengemeinden waren auch hier nicht so leuchtkräftig und anziehungsmächtig, wie man sie gerne gewünscht hätte. Da und dort bestanden sie nur aus zugezogenen Leuten und konnten deshalb nicht recht gedeihen. Sie wuchsen allmählich, schon weil die meisten einen starken Halt an der Industrie hatten, und auch der Einfluß des ausgebreiteten Missionsschulwesens ihnen zu statten kam. Nur die landwirtschaftlichen Unternehmungen schienen eher zu ihrem Schaden auszuschlagen; die Leute, die Kirchengüter in Pacht hatten, waren kaum aus ihrer Armut und

---

[1]) Paul Karunagaran H. B. 1885, 81. 1886, 30. 1887, 81. — vgl. d. Traktat: Von Heiligtum zu Heiligtum.

[2]) Walter, die Einweihung des Missionshauses in Wanyankulam J. B. 1888, 38. — Die Station, ihr Gebiet und ihre Gründung H. B. 1894, 29.

[3]) Dilger, Kawati, ein Stück indischen Heidentums, M. M. 1891, 28. — Rehm, ein indisches Volksfest, M. M. 1897, 167.

Erschlaffung herauszureißen. Viele Sorge bereitete die Frage, was aus den jungen Leuten werden solle. Die Väter überließen die Antwort gerne den Missionaren; auch unter den besseren Christen ließen manche ihre Söhne lieber müßig gehen, als daß sie sie genötigt hätten, Arbeit und Verdienst zu suchen. Die Distriktskonferenz von 1891 beriet über Mittel, rechtschaffene und tüchtige Handwerker heranzuziehen. Da und dort verloren Gemeinden Glieder, weil das äußere Fortkommen immer schwieriger wurde und die Verdienstlosigkeit zunahm. Neben dem fortgehenden Kampf mit der Armut der meisten Gemeindeglieder galt es aber auch da und dort gegen Trunksucht und Schuldenmachen zu streiten, wobei oft gerade die Elemente die aller unbotmäßigsten waren, die der Mission am meisten zu verdanken hatten. Die Gemeinden gewannen, wenn die Reischristen fortzogen. Dann und wann gab der Sündenfall eines Katechisten, der unordentliche Wandel eines Aeltesten Aergernis. Daneben zeigte sich Erfreuliches. In Tschombala bildete sich ein Ortshilfsverein, dessen Mitglieder den Ertrag von einem oder zwei Bäumen ihres Grundstücks der Mission widmeten; von Kalikut hörte man das Gemeindegefühl rühmen. In Kodakal unterschied sich eine jüngere, lebendigere Generation vorteilhaft von einer älteren verlogenen. Ein Unterschied zwischen Heiden und Christen zeigte sich namentlich in der größeren Zuverläßigkeit und Ehrlichkeit der Christen. So hatte einer in Kodakal durch seine erprobte Treue und Redlichkeit als Rentamtmann sich nicht nur die Achtung seines heidnischen Herrn erworben, sondern auch der ganzen Bevölkerung: sie machte ihn zum Schultheißen. Leider erwies er sich in neuester Zeit doch auch als unredlich, es ging mit ihm arg zurück. Man vertraute überhaupt den Christen oft mehr, als ihnen gut war. Am schönsten offenbarte sich ihr Christentum auf dem Sterbebette. Kannanur betrauerte die ehrwürdige Elisabeth Amma und den trefflichen Reiseprediger Abraham Mulil,[1]) die beide von den Christen und Heiden geehrt und geliebt worden waren. In Tschombala verschied einer mit dem Ruf: „das Kreuz ist meine Zuflucht".

So stand es in Malabar im ersten Jahrzehnt unseres Abschnittes. Es war eine Zeit geringer Dinge. Noch Inspektor Oehler empfing auf seiner Visitationsreise 1889 den Eindruck, es gehe nicht recht vorwärts. Und doch stand man damals am Vorabend eines neuen Missionstages. Die Bewegung, welche die letzten zehn Jahre der malabarischen Mission kennzeichnet, ging von Kodakal aus, jener in früheren Zeiten so armseligen ländlichen Station, die den Brüdern so viel Sorge bereitet und dessen Umgebung lange als ein besonders harter Boden gegolten hatte.[2]) Daß nun bessere Tage kommen sollten, hatte sich schon seit Jahren angedeutet, in dem verhältnismäßig viele Uebertritte im Stationsgebiete stattfanden. 1889 fanden sich dreißig Taufbewerber zusammen. 1890 wurden neun-

[1]) Weißmann, Nekrolog des Abraham J. B. 1886, 47.
[2]) Haus, Kampf und Sieg in Malabar M. M. 1894, 385.

undzwanzig Heiden getauft und im Lauf des folgenden Jahres zählte man über dreihundert Taufbewerber. Die Leute kamen jetzt nicht mehr vereinzelt, sondern schon mehr in kleinen Häuflein, meist aus Familien, davon einzelne Glieder längst der Gemeinde angehörten. Täglich erteilte man an drei Orten Taufunterricht. Einen Tag wie den zweiten Advent 1891 hatte man in der Basler Mission lange nicht mehr erlebt.[1]) In langen Zügen sah man da 118 Täuflinge in ihren neuen Taufkleidern, einem langen weißen Lendentuch und weißer Jacke zur festlich geschmückten Kirche gehen, die von einer freudig bewegten Menge besetzt war. In Gruppen von je fünfundzwanzig traten sie vor den Altar, die h. Taufe zu empfangen, neben Familien von sieben und neun Gliedern auch einzelstehende Leute. Angehörige der verschiedenen Kasten saßen hernach beim Taufessen nebeneinander. In die ganze Gegend kam Leben; das unscheinbare und verachtete Kodakal war nun in aller Mund. Die Gegner machten große Anstrengungen. Man sagte den Uebertretenden: „Euere Familienbande werden zerrissen, euer Weib wird einem andern gegeben, euere Söhne steckt man ins Militär. Man hilft euch am Anfang einige Tage, dann läßt man euch stecken. Ihr werdet Unglückskinder". Aber die Heiden konnten die Bewegung nicht aufhalten. Trotz Teuerung und verheerenden Krankheiten brachte auch das Jahr 1892 gute Nachrichten aus Kodakal. Am ersten Advent 1892 wurden hier wieder 172 Heiden getauft,[2]) und die Uebertritte mehrten sich noch, auch solche von Leuten höherer Kaste. Zu Neujahr 1894 war Kodakal mit 1068 Christen schon die größte von allen Gemeinden Malabars geworden, obwohl eine furchtbare Pockenepidemie beinahe sechs Prozent der Gemeindeglieder weggerafft hatte. Jetzt aber ließ die Bewegung hier merklich nach, obwohl immer noch Einzelne und ganze Familien übertraten; sie hatte sich dafür nach andern Orten übertragen.

Schon 1892 war von hoffnungsvollen Regungen im Gebiet von Talatscheri berichtet worden; auch in Angadipuram, einer Außenstation Wanyankulams erfolgten Uebertritte. Die Stimmung der Bevölkerung wurde entschieden freundlicher. Beim Götzenfest in Kirur hörten große Scharen stundenlang der Predigt zu. Bei Hausbesuchen von Tschombala aus fand man freundliche Aufnahme. Ein hoher brahmanischer Regierungsbeamter sagte zum Missionar in Wanyankulam: „Sie werden langsam, aber sicher siegen; darum arbeiten Sie nur ruhig weiter." Auch bei den Gemeindegliedern, auf die man sonst nicht mit der gleichen Freude blickte, regte sich Missionseifer; die verhältnismäßig zahlreichen Taufbewerber Kannanurs von 1892 waren meist von Christen herzugeführt worden. Viele nahmen Uebertretende in ihre Häuser auf. Namentlich im Süden Malabars

[1]) Jaus, Taufe von 118 Seelen ꝛc. H. B. 1892, 65.
[2]) Jaus, das Tauffest am 1. Advent 1892. J. B. 1893, 33.

mehrten sich nun die Uebertritte. In Palghat bildete sich um die neu errichtete Ziegelei ein hübsches Christendörflein, das rasch wuchs. Auf allen Stationen mehrten sich die Heidentaufen, besonders auch in Kalikut. Hier übte auch die ärztliche Mission einen spürbaren Einfluß aus; es kam zu bemerkenswerten Taufen im Spital. Ein hervorragender Nayer sagte zu einem eingeborenen Gehilfen: die Kenntnis der Wahrheit wächst von Tag zu Tag; noch etliche Jahre, und das Christentum ist im Lande befestigt." In Kalikut meldeten sich 1896 mehr als 200 zur Taufe, das Jahr darauf 370, und was man besonders begrüßte, war dies, daß nun auch eigentliche Stadtbewohner sich der Gemeinde anschlossen. In Tschombala war 1896 eine Bewegung unter den Heiden, als wollte alles den alten Göttern den Abschied geben. Die Uebertretenden gehörten fast allen Kasten an, nur die Brahmanen fehlten. In den letzten acht Jahren (1891—1898) waren so auf allen Malabarstationen zusammen 2265 Heiden getauft worden, im Durchschnitt also im Jahr 283, das Dreifache von dem, was in früheren Jahren. Die Gemeinden Malabars, die 1879 erst 1265 Christen gezählt hatten, zehn Jahre später 2545, vereinigten am Neujahr 1899 über 5750 Glieder.[1])

Unter den Uebertretenden befanden sich auch manche Heiden höheren Standes. Zwar der Teufelstänzer Welu von Palghat, einst hoch gefeiert als von der Kali besessen und von weither aufgesucht um seiner Orakel willen, hatte erst durch Neid und Mißgunst sein Ansehen verlieren müssen, ehe er vom Evangelium erreicht wurde und sich der Gemeinde anschloß. Anders aber stand es mit Lazar Tschandukutti und seinem Freunde Krischnan.[2]) Lazar hatte in Pudiangadi bei Kalikut schon als heidnischer Missionsschüler einen „Verein der Sucher des guten Weges" gegründet und drang nun mit seinem Freunde zur Erkenntnis durch, daß Christus der Erlöser sei. Sie ließen sich taufen und Tschandukutti erlebte die große Freude, daß seine Eltern nach anfänglichem Widerstreben ihm folgten. Er betete auch Weib und Kind, die man ihm genommen hatte, „aus des Teufels Festung heraus." So hatte auch der Najer Gopalen Menon in Kodakal mit dem reichen Elternhaus sein Weib hingeben müssen; sein Uebertritt war ihm durch seine in gründlichem Bibelstudium gewonnene Ueberzeugung abgenötigt worden. Unter den Neugetauften von 1896 ragten der Arzt Timotheus Ramotti in Kannanur, der Schmid Tschami in Angadipuram und Paul Putupuram in Wadakentscheri hervor. Der Uebertritt eines Advokaten in Kalikut wurde in den Zeitungen ruhig und für den Mann ehrenvoll besprochen. Besonderes Aufsehen erregte endlich der Uebertritt des Paulus Velayudhan. Ein junger, indischer Gelehrter, trat er plötzlich in einer von ihm zur Verteidigung des Hinduismus ge-

[1]) Von den Uebertritten in Malabar J. B. 1894, 32. 1895, 29. 1896, 31. 1897, 32—40. 1898, 37.

[2]) Tschandukutti und Krischnan, zwei Sucher der Wahrheit; Traktat.

stifteten Gesellschaft mit einem Hymnus auf Jesum, das Lamm Gottes, auf und ließ sich darauf in Talatscheri taufen.[1])

Unabhängig von der Bewegung in Malabar, ihr vielmehr vorauseilend, dehnte sich die Arbeit der Basler Mission nach Süden in ein Gebiet aus, das bisher von der englisch-kirchlichen Mission als ihr Arbeitsfeld betrachtet worden war.[2]) In Tschittatakara war bei römischen Katholiken durch den Besuch eines durchreisenden Basler Missionars bei dem angesehenen Lonappen ein Verlangen nach dem Evangelium entstanden. Lonappen verbreitete die Bibel und es schlossen sich einige Leute an Basel an. In Kodakal folgte man den dringenden Bitten der Erweckten und nahm sich auch einiger syrischer Christen in Tschalascheri an, die sich um die Pflege der Mission bemüht hatten. Die englische Kirchenmission erhob Widerspruch. Es gelang aber, den Frieden zu wahren, ohne die zwei aufblühenden Gemeindlein fahren zu lassen.

Natürlich sahen die Gegner der Bewegung in Malabar nicht unthätig zu. Schon gleich im Anfang war in Kodakal ein 16jähriges Mädchen mit Hilfe der Beamten wieder entführt worden. Der Nayer Krischnan wäre von den Seinen, als er ihnen nach seiner Taufe in die Hände fiel, durch Begießen mit heißem Wasser beinahe getötet worden. In Tschombala sollte eine junge Frau mit Gewalt den Händen der Missionare entrissen werden, ein anderer Taufbewerber wurde bei Nacht überfallen und fortgeschleppt. Am feindseligsten erwiesen sich die Mohammedaner, die als Gutsherrn ihren ganzen kapitalistischen Einfluß aufboten, um die Pachtleute fest in ihren Krallen zu halten und der Bewegung zu wehren. Da und dort bewachten die Heiden die Zugänge zum Missionshaus, um Uebertretende abzuschrecken und zu belästigen. In Wanyankulam traten Gegenprediger auf. Besonders Kalikut hatte von Versuchen zu berichten, den Uebertritten zu wehren. Manche wurden durch heidnische Agenten wieder entführt. Heiden und Maplas wandten sich gegen die Missionare. Viele Taufbewerber und Christen erduldeten Großes und blieben treu. — Es fehlte aber auch nicht an Heiden, die eine wohlwollende Haltung einnahmen. Einem heidnischen Beamten schien das Wunderbarste an der Bewegung, daß es dem Christentum gelinge, auch aus den verkommensten Leuten noch etwas zu machen. Ueberhaupt fingen gebildete Heiden an, der Mission Aufmerksamkeit, Anerkennung und Sympathie zuzwenden. Sie erkannten, daß die untersten Klassen des Volkes dadurch gehoben würden und freuten sich darüber, so weit sie nicht vom Kastengeist selbstsüchtig verstockt waren. Auch erkannten sie im Christentum die einzige Macht, die dem mächtigen Umsichgreifen des Islam in Malabar begegnen könne;

---

[1]) Vgl. Erst Feind — dann Freund. K. B. Nr. 229.

[2]) Frische Triebe am alten Stamm, M. K. 1896, 33. — Im äußersten Süden von Malabar, H. B. 1895, 75.

lieber wollten sie die Massen christlich als mohammedanisch sehen. Ein Brahmane urteilte, schon die Einheit der christlichen Religion im Lauf der geschichtlichen Veränderungen und das feste Ziel und die sichern Angaben über das Jenseits empfehlen sie dem Verstande besser als die Hindureligion mit ihrem Wechsel der Götter und ihrer Unsicherheit in allen Fragen über das Diesseits und Jenseits. Der König von Travandram aber sagte zu dem eingeborenen Reiseprediger Nathanael Arukanden: „Christus ist der beste Lehrer, die Lehre Christi die beste Lehre.“ Und auch für die Feindschaft vieler Heiden hatten sie eine Erklärung: „Ihr Missionare zeigt die Uebel der Hindureligion ohne Schonung. Wird ein Lügner, dem man sagt: du lügst! nicht ein verdießliches Gesicht machen?“ Viele Heiden anerkannten doch in den Missionaren die Wohlthäter des Landes, in der Mission einen wichtigen Faktor, das Volk und seine Wohlfahrt zu heben.

Im Zusammenhang mit dieser Bewegung erwuchs der Basler Mission eine soziale Frage von großer Tragweite und bereitete den Brüdern und der Missionsleitung große Not.[1]) Viele der Uebertretenden waren von Hause aus arm gewesen; die andern wurden es, indem sie übertraten. Die Pachtherren erklärten meistens: „Wer Kaste und Gebräuche der Väter verläßt, für den haben wir weder Garten noch Haus.“ Viele Heiden sagten: wovon sollen wir leben, wenn wir Christen werden? Nur in seltenen Fällen konnten die Uebertretenden in ihren alten Verhältnissen bleiben. Als Ersatz für das Häuslein, das sie auf ihren Pachtgütern gebaut, und für die Palmen, die sie gepflanzt und gepflegt hatten, bekamen sie nur einen kleinen Bruchteil des Wertes. Mit wenig oder gar keinem Geld, mit dürftigen Kleidern und wenn's gut ging mit einem Paar Oechslein kamen sie auf die Station. Man freute sich über jeden Christen, der seinen alten Beruf in der Heimat weiter betreiben konnte oder einiges Vermögen rettete. Es kam zur Ausnahme wohl auch vor, daß einem Christen sein ganzes Erbe ohne Streit überlassen wurde; aber in der Regel verloren sie schier alles. Die meisten der Uebertretenden kamen aus bäuerlichen Kreisen. Wie schwer war es da, den armen Vertriebenen zu einem, wenn auch noch so dürftigen Obdach und zu einer Arbeit zu verhelfen, davon sie sich nähren konnten. In Kodakal brachte man zunächst eine Anzahl in dem mit Pächtern noch nicht genügend besetzten Palmgute Paraperi unter. Aus Mitteln des Kirchenfonds, aus einem Rest von Hungersnotgeldern und einem kleinen Beitrag aus der Missionskasse erstellte man geringe Häuslein zu dreißig Rupies; auch ließ man, um Arbeit zu schaffen, einige Erdarbeiten ausführen. Die wachsende Not nötigte dazu, eine schon projektierte Ziegelei in Kodakal schleunigst zu errichten. Auch in Palghat wurde eine solche erbaut, und

[1]) Göttliche Wirkungen und menschliche Ursachen. H. B. 1892, 49.

bald war Wanyankulam die einzige Malabarstation ohne ein industrielles oder landwirtschaftliches Etablissement. Wer sich dort als Christ nicht halten konnte, mußte sich einer andern Station zuwenden. Von den achtzig 1895 Uebergetretenen konnten nur drei in Wanyankulam bleiben.

Als die Bewegung immer zunahm und sich ausbreitete, da zeigte es sich, daß die bestehenden ökonomischen Unternehmungen nicht mehr ausreichten. Auf allen Konferenzen verhandelte man nun die Frage, wie man den brotlos Gewordenen Nahrung verschaffen könne. Eine weitere Ausdehnung der bestehenden Industrie hatte die stärksten technischen und sittlichen Bedenken gegen sich. Man versuchte es, neue Industriezweige einzuführen: die Verarbeitung von Kokosnußfasern, Muschel-Kalkbrennerei, Bereitung von Mehl aus Ragi, einer Art Hirse. Man unterstützte eingeborene Handwerker, daß sie Lehrlinge heranziehen könnten und begrüßte jedes neue Handwerk, das in der Gemeinde betrieben wurde. In Kalikut richtete man eine Schneiderei unter einem europäischen Meister ein. Hauptsächlich aber dachte man auf landwirtschaftliche Unternehmungen.[1]) Die Malabarbrüder trugen auf Errichtung von Missions- und Musterkolonien an. In Verbindung mit der Knabenanstalt in Paraperi rief man eine Ackerbauschule ins Leben, die neuestens nach Kodakal verlegt wurde, wo man 40 bis 50 Hektar Reis- und Gartenland erwarb, um es in erster Linie von brotlosen Taufbewerbern bearbeiten zu lassen. Wie gerne hätte man das Emporkommen eines soliden Bauernstandes in den Gemeinden befördert. Ein viel erwogener Plan, eine große Missionskolonie in Panikottur, in einer bisher noch kaum bewohnten und bearbeiteten Wildnis anzulegen, mußte als unausführbar begraben werden, wenn man damit auch nicht alle Hoffnung aufgab, irgendwie die Landwirtschaft der Mission dienstbar zu machen. Die Lösung dieser ganzen sozialen Missionsfrage muß das scheidende Jahrhundert dem kommenden als eine besonders dringliche Aufgabe übergeben.

Manche Beobachter der malabarischen Bewegung waren geneigt, sie aus rein materiellen Beweggründen abzuleiten und es so anzusehen, als ob lediglich die Missionsindustrie die Heiden zum Uebertritt bewogen habe. Und sicherlich wirkten äußere und materielle Gründe mit. Viele verbesserten ohne Frage ihre soziale Lage, indem sie Christen wurden und fanden im Anschluß an die Gemeinde einen Halt, den sie zuvor nicht besessen hatten. Aber äußere Not hatte sich in Indien schon oft unfähig erwiesen, die Leute zum Uebertritt zu bestimmen. Viele Heiden starben und sterben lieber, als daß sie die Kaste aufgeben. Und die Hilfe, welche die Basler Mission den Uebertretenden gewährte, war mit der Nötigung zu harter Arbeit verbunden, die für die Hindu wenig Anziehendes besitzt. Mancher, der zuvor an ein besseres Los gewöhnt gewesen war, gewann nun bei

[1]) Grundemann, Ackerbau in der Mission, offener Brief. A. M. Z. 1892, 4.

der schmutzigen Ziegeleiarbeit sein kärgliches Brot. Allerdings konnten sich da, wo keine Industrie helfend zur Seite stand, keine größeren Gemeinden halten. Aber die Industrie bestand schon lange, und die Bewegung war neu. Im Tululande waren zur selben Zeit drei Ziegeleien im Betrieb und zwei Webereien, aber von einer Bewegung war dort leider nichts zu verspüren. Die Industrie wirkte im allgemeinen nicht so, daß sie das Verlangen nach dem Uebertritt geweckt hätte; sie ermöglichte nur einem vorhandenen Triebe den schweren Schritt, indem sie ihm sicheres Brot verschaffte. Für solche, die nur einigermaßen im Heidentum ihr Auskommen hatten, bot sie nichts Verlockendes. Viele traten über und verschlimmerten dadurch ihre äußere Lage, sie verloren an Familiengemeinschaft, Gut und Ehre. Es mußte in all den Leuten doch noch etwas anderes mächtig sein, das sie so zahlreich der Gemeinde zuführte. „Spürbar und wunderbar weht der Odem Gottes durch Malabar," war der Eindruck der Missionare. Es war Erntezeit geworden.

Eine Erntezeit, wenn auch in bescheidenem Sinne, war nun auch auf den blauen Bergen, den Nilagiri, angebrochen. Doch waren auch hier die achtziger Jahre noch fast ohne sichtbare Früchte. Noch mehr als auf andern Gebieten standen Reisepredigt und Schulthätigkeit im Vordergrund; die Zeit rascheren Wachstums war hier besonders eine Zeit reichlicher Schulgründungen.[1])

Die Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht war gerade auf den blauen Bergen lange vernachlässigt worden. Erst 1871 war in Keti eine Erziehungsanstalt ins Leben getreten, 1878 hatten die Mädchen in Kotageri ein eigenes Heim erhalten. Nun erst begann man, aufs Schulhalten mehr Gewicht zu legen, wobei einem die Willigkeit der Kinder entgegen kam. Schon 1885 zählte man fünf verschiedene Schulen unter den Badaga, auf die es ja die Basler Mission in erster Linie abgesehen hatte. Und diese Schularbeit erfüllte mit frohen Hoffnungen. In Manihatti bekundeten heidnische Schüler ihr Interesse für biblische Geschichten und Religion, wie es der Missionar noch nie in einer Heidenschule erlebt hatte. Die Knaben unterzeichneten sich mit biblischen Namen; an einem Bach am Schulweg wuschen sie regelmäßig die Kastenzeichen von der Stirne. Der wohlthätige Einfluß der sich mehrenden Schulen machte sich immer mehr bemerkbar; die Bevölkerung wurde offenkundig zugänglicher. Die von der Hindu-Traktatgesellschaft in Madras ausgegangenen Versuche, die Basler Missionsschulen durch heidnische Konkurrenzschulen zu sprengen, hatten nur an wenigen Orten vorübergehenden Erfolg. In Keti eröffnete man 1893 eine Badaga-Mädchenschule. Die Zahl der

[1]) Aus der Mission auf den blauen Bergen, K. B. 186. — H. B. 1890, 46. — J. B. 1891, 37. — H. B. 1892, 34. 41. 1893, 49. 1894, 92. 1895, 20.

Schulen auf den blauen Bergen betrug 1879 erst drei, 1889 waren es einundzwanzig, 1899 aber sechsunddreißig (69, 497 und 967 Schüler).

Nach und nach mehrte sich auch die Zahl der Heidentaufen und die Gemeindlein wuchsen. Von 1879 bis 1888 waren 94 Heiden getauft worden, von 1889 bis 1898 doch 150. Die Uebertretenden mußten sich meist harte Verfolgungen gefallen lassen. So erlebte Keti 1882 die Taufe einer schwer verfolgten Familie, deren wackeres Haupt, Meta, noch nachträglich um des Evangeliums willen große Verluste erlitt.[1]) Als im Jahr 1886 nacheinander sechs Badaga sich der Gemeinde anschlossen, erfolgten jedesmal stürmische Zornausbrüche und verzweifelte Versuche, die Gewonnenen zum Rücktritt zu bringen. Aber während die Wogen der Feindschaft besonders hoch gingen, feierte die Gemeinde die Gebetswoche mit besonderem Segen. Keti aber hatte seit dem Uebertritt des Erstlings Abraham Halea (1858) überhaupt keine Taufen von solcher Bedeutung mehr erlebt, wie im Winter von 1887 auf 88 erst die zweier junger Leute, David und Joseph, und dann den von Davids Vater Konga.[2]) Das waren selbständige Männer und allgemein geachtet in ihrem Dorf Kerehada. Der Vater Konga, der angesehenste Mann der ganzen Gegend, besaß eine für einen Badaga ungewohnte Bildung. Er war schon seit fünfundzwanzig Jahren mit der Mission bekannt und hatte seinerzeit an der Uebersetzung des Lukasevangeliums mitgeholfen und seinem Sohne die zehn Gebote beigebracht. Doch hätte er vielleicht den Mut zum Uebertritt nicht gewonnen, wenn sein Sohn ihm nicht vorangegangen wäre. Auch der Uebertritt seiner Tochter und der eines jungen Mannes, Namens Betta, vollzog sich unter heißen Kämpfen. Die Badagachristen in Tschogatorre und Kerehada mußten auch weiterhin reichlich erfahren, was die Arglist und Bosheit ihrer heidnischen Landsleute vermochte. Sie wollten die Christen aus ihren Häusern und Dörfern vertreiben und scheuten keine Gewaltthat. Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum wurde immer heftiger; denn es kam zu Taufen in Dörfern, die bisher unfruchtbar gewesen waren. Manche verschoben ihren Uebertritt in der Hoffnung, ihre Stammesgenossen auch noch zu gewinnen. 1897 fanden sich die Erstlinge aus dem Stationsort Keti selber ein, nach fünfzig Jahren treuer Missionsarbeit!

Am Trinitatisfeste 1896 feierte die Mission auf den blauen Bergen ihr Jubiläum. Das schönste Ereignis jenes Jahres war die Rückkehr des Isaak Nerkambe mit seiner Familie und einigen Verwandten zur Basler Missionsgemeinde.[3]) Dieser Isaak war der Sohn des 1871 ver-

[1]) Müller, Uebertritt einer Badagafamilie in Tschogatorre. H. B. 1882, 75.

[2]) Lütze, Ein Bild aus der Arbeit unter den Badaga. M. M. 1888, 151. — J. B. 1887, 58. 1891, 37. 1895, 30.

[3]) Würz, Auf den blauen Bergen. K. B. 218. — Ernst, Fortschritte auf den blauen Bergen. J. B. 1897, 42.

storbenen Badagaerstlings Abraham, ein Hilfskatechist. 1889 hatte man ihn wegen Auflehnung und weil er einen thätlichen Angriff auf den Missionar gewagt hatte, entlassen und aus der Gemeinde ausschließen müssen. Er wurde ein erbitterter Feind der Basler Mission und that den Gemeindegliedern Böses. Bald ergab er sich einem römischen Priester und half den Katholiken das Werk der evangelischen Mission auf alle Weise zu hindern. Aber er war doch innerlich unruhig. Ein innerer Bruch mit Rom hatte sich schon vollzogen, als ihn eine Gewaltthätigkeit des Priesters auch zum äußeren Bruche trieb. Er entschloß sich zur Rückkehr, offenbarte sich dem Missionar und erschien beim ersten Gottesdienst in der restaurierten Kapelle zu Nerkambe. Nachdem er sich einer großen Demütigung vor der Gemeinde unterzogen hatte, wurde er zu Weihnachten 1896 wieder aufgenommen. Im übrigen bewährten sich die Badagachristen ordentlich. Zum Lukasevangelium erhielten sie auch Markus in ihrem Dialekte, von ihrem eingeborenen Pfarrer Jakob Kanaka übertragen.

Neben den Badagas fanden auch Tamilleute aus der Ebene in die Gemeinde Aufnahme.[1]) Auch den andern Bergstämmen suchte man sich zu nähern. Die aasessenden Kota zeigten sich für eine Wirksamkeit durch Schulen zugänglich. Trotz der von allen Seiten eindringenden Kultur hatten sich die sieben Kotadörfer bisher in ursprünglichem Schmutz und geistiger Versumpfung erhalten. Kalimalli wurde das erste, das den überlieferten Bann durchbrach. Längere Zeit drängten sie dort den Missionar, ihnen eine Schule zu verschaffen, und machten allerlei Anerbietungen. Aber lange wollte niemand als Lehrer zu den schmutzigen Leuten gehen. Endlich fand sich ein Tamule dazu bereit.[2]) Als aber zwei junge Kota übertreten wollten als die Ersten ihres Stammes, wurden sie durch Drohungen und Ueberredungen wieder zum Rückfall verleitet. Ihr versuchter Uebertritt sprengte die Schule; die Alten wollten ihre Kinder nicht mehr schicken; denn die Kota hatten sich verschworen, den ersten, der Christ werden wolle, eher zu töten, als ihn sein Vorhaben ausführen zu lassen. Auch später erklärten sie wiederholt, jeden Uebertretenden umbringen zu wollen, was auch für ihre Dörfer daraus erwachsen möge. — Bei den Toda, dem merkwürdigsten dieser Höhenstämme mit absonderlichen Gebräuchen und primitiver Religionsform[3]), fand sich selten ein Verlangen nach einem Heiland. Den etwa 2000 Seelen starken Kurumba, die wegen ihrer Zauberei gefürchtet sind, sich aber durch sittliche Reinheit und geordnete eheliche Verhältnisse auszeichnen sollen, suchte man von Kotageri aus besondere Aufmerksamkeit

---

[1]) Sikemeier, Tamilchristen in unseren Berggemeinden. J. B. 1886, 67.
[2]) Müller, Die erste Kotaschule. J. B. 1885, 54.
[3]) Die Todas auf den Nilagiri. M. M. 1899, 160.

zu schenken. Und wenigstens ein Weib dieses Stammes wollte nur noch an Jesus glauben, da es doch einen so liebreichen Herrn gebe. Die waldbewohnenden Iruler und die Bauern des Nilagiri-Wainad, die Schetti, suchte man in den letzten Jahren auch auf, bis jetzt ohne Erfolg.

Einen besonderen Zweig der Arbeit bildete hier wie in Kurg die 1879 begonnene Kulimission.[1]) An den südlichen Abhängen der Berge befinden sich zahlreiche Kaffee- und Theeplantagen, die von vermöglichen Engländern angelegt wurden. In einer einzigen Pflanzung sind gegen 300 Kuli angestellt. Früher kamen diese alle aus dem kanaresischen Maisurlande. An ihre Stelle traten später Tamulen, etwa fünftausend an Zahl. 1879 begann der Pflanzer Wait auf eigene Faust eine Mission unter diesen Leuten und widmete dieser Arbeit mehrere Jahre seine Kraft und Liebe. 1887 hatte dies Werk schon solchen Eingang gefunden, daß es wünschenswert schien, wenn es von einer geordneten Mission übernommen werde. Man ersuchte die Basler Mission darum, und hier ging man willig darauf ein, indem man zunächst einen Katechisten damit betraute. Von 1887 bis 1897 nahmen sich verschiedene Brüder dieses Zweiges an. Schließlich aber wurde ein besonderer Missionar mit zwei Katechisten dafür bestimmt. Als Sitz dieses Kulimissionars nahm man einige Zeit Kunnur in Aussicht, als dritte Hauptstation; doch ist man in neuester Zeit davon zurückgekommen, weil man in erster Linie unter den Bergstämmen arbeiten wollte und die Kosten es nicht erlaubten, für diese eine dritte Station zu errichten. Dazu kam, daß eine amerikanische Mission Einspruch erhob und Kunnur für sich reklamierte. Die Kuli sind meistens Leute von sehr geringen geistigen Fähigkeiten, völlig ungebildete Taglöhner. Nach Zahlen und Uebertritten sind die bisherigen Erfolge dieser Arbeit natürlich nicht groß. Die meisten verlassen auch nach einjährigem Aufenthalt die Berge; so wird der Same, wenn nicht zertreten, so doch zerstreut. Jedenfalls ist auch diese Arbeit ein Werk der Geduld und täglicher Selbstverleugnung.

Aber die Zuversicht der Missionare für ganz Indien ist doch das Wort: „Durch die Nebel bricht sein Licht.“ [2])

---

[1]) Zur Geschichte der Kulimission. H. B. 1898, 85.

[2]) Frohnmeyer, Ringende Mächte in Indien. M. M. 1896, 353.

4. Die Mission in China.[1])

Mit ungleich geringeren Kräften und Mitteln als in Indien war das Missionswerk unter den Hakka der chinesischen Provinz Kanton betrieben worden. Von nur vier Orten aus hatten wenige Missionare (im Durchschnitt fünf) bis 1879 eine Gemeinde von 1827 Seelen gesammelt und das Evangelium in weitem Umkreis verkündet. Hongkong als Ausgangsthor, Lilong als Hauptquartier für das Unterland, Tschongtshun und Nyenhangli als Mittelpunkte für das empfänglichere Oberland waren die Hauptstationen gewesen. Weil die fleißige Arbeit der Brüder und die eifrige Hilfe eingeborener Christen an vielen Orten kleine Gemeindlein gesammelt hatte, die allzuweit von den Hauptstationen entfernt lagen oder sonst eine eingehende Pflege erheischten, war es nun an der Zeit, den alten Stationen neue anzufügen und das Gebiet stärker als bisher zu besetzen. In den letzten Jahren unterhielt Basel gegen fünfundzwanzig Missionare in China.

Im sogenannten Unterlande lag nur zwei Stunden nordwestlich von Lilong das Dörflein Tschonghangkang, die Heimat des eingeborenen Missionars Tschin-Minsiu. Seit der einflußreiche „Wan" zu dem Gemeindlein gehörte, der in der Heimat und auswärts Evangelistendienste that, wuchs es, und als Minsiu von Basel heimkehrte, wies ihm die Leitung seine Heimat als Wirkungskreis an, daß er sich Haus und Kapelle baue und neben der Ortsgemeinde die Reisepredigt pflege. Trotz vielfacher Bedrängnisse entstanden bald eine Reihe von Außengemeinden, und wenn der materielle Sinn in den Christen nicht so mächtig gewesen wäre, hätten sich die Brüder über die weitere Entwicklung der Dinge nur freuen können. Zur eigentlichen Hauptstation wurde Tschonghangkang indes erst 1879 erhoben, nachdem ein Bruder Minsius der Mission ein Grundstück für die nötigen Baulichkeiten geschenkt hatte. Auf der Grenze zweier Distrikte und inmitten einer stark bevölkerten Gegend gelegen, eignete sich die Station zur Pflege der Heidenpredigt. Großen Erfolg hatte man damit in den letzten Jahren freilich nicht; aber der reiche Kranz von Filialen macht die Stationsarbeit wichtig. Tschonhangkang zählte 1889 etwa 250, 1899 erst 301 Christen.

Im selben Jahr, das die Erhebung Tschonghangkangs zur Hauptstation brachte, erhob sich in Khitschhung, eine halbe Stunde von der Mirsbay in wundervoll romantischer Gegend ein weiteres Missionshaus,

---

[1]) vgl. außer den Schriftchen von Schultze und Gußmann: Lörcher, Die Basler Mission in China. Basel 1882. — Gußmann, Ein Missionsjubiläum. M. M. 1897, 1. — F. B. 1895, 18. — Flad, Zehn Jahre in China, Calw und Stuttgart 1899. — Würz, Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern. A. M. Z. 1896, 152. — Schultze, Heidenpredigt in China. M. M. 1893, 353.

nicht allzuweit von dem alten Tungfo oder Satheukok. Hieher waren Hamberg und Lechler schon früher gekommen. Aber erst 1867 taufte Lechler in einem Dörflein in der Nähe dreizehn Heiden. Noch eine größere Schar empfänglicher Chinesen fand sich teils in derselben Gegend, teils in dem zwei Stunden entfernten Fischerdorf Schongthung. Unter den Erstlingen ragten der Arzt Wong-Fu-Kon hervor, ein eifriger Evangelist, und der Schulmeister Wong-En-Kau. Nachdem die Christen jener Gegend zehn Jahre lang von Lilong aus bedient worden waren, überwand man mit Mühe und Not den Widerstand der Geomanten, gewann durch ärztliche Hilfeleistungen das Zutrauen der Leute und baute endlich das Missionshaus, das doch eine gewisse Höhe nicht übersteigen durfte, um den chinesischen Aberglauben nicht zu reizen. Großen Eingang fand man übrigens am Stationsorte nicht; die bedeutendste Gemeinde sammelte sich in Schongthung, wo freilich von der Zeit der ersten Liebe auch bloß die Erinnerung übrig war. Nur der Schulmeister erkaltete nicht und diente der Mission einige Zeit sogar ohne Entgelt, um übeln Nachreden den Boden zu entziehen. Daß die Gemeinde 1899 erst 157 Glieder zählte, hatte seinen Grund darin, daß das Gebiet, das die Station hauptsächlich hätte bearbeiten sollen, 1887 durch ein Abkommen zwischen den Missionen von Barmen, Berlin (I) und Basel den Berlinern abgetreten wurde; auch war Khitschhung lange Jahre nur von einem eingeborenen Missionar bedient.

Jenes Abkommen war nötig geworden, weil die bisherigen Interessensphären der drei Missionen vielfach verquickt gewesen waren und sich daraus unerfreuliche Zustände ergeben hatten, auf deren Abhilfe man schon lange bedacht gewesen war. Nun gelang es, die Arbeitsgebiete reinlich gegeneinander abzugrenzen, was freilich für alle nicht nur von Gewinn, sondern auch von Verlust begleitet war. So gab Basel außer dem Hinterland von Khitschhung auch das von Hongkong besuchte Tschyangyengebiet an Berlin ab. Es gewann dafür die Station Longheu, vier Stunden westlich von Lilong. Diese Station war von dem Berliner Missionar Hanspach gegründet worden, der in den sechziger Jahren eine besondere Missionspraxis verfolgt hatte.[1]) Hanspach wollte die Erwachsenen durch die Jugend gewinnen. Zu dem Ende durchreiste er jährlich einen großen Teil der Provinz Kanton, besuchte die von heidnischen Lehrern gehaltenen Dorfschulen und bezahlte für jeden Schüler, der sich ein gewisses Pensum aus christlichen Lehrbüchern angeeignet hatte, eine bestimmte Summe! Am meisten trieb er sein Wesen in der Gegend von Longheu und Lilong. Um seinem Werke doch endlich einen Mittelpunkt zu geben, gründete er die Station Longheu. Er errichtete eine kleine Kapelle und eine äußerst bescheidene Wohnung und übergab 1869 die Station seinem Nachfolger Pritzsche. Unter diesem gewann die Arbeit festeren Bestand und weitere

[1]) Sauberzweig, Freuden und Leiden des Chinamissionars Hanspach. Berlin 1893.

Ausdehnung. Als nun 1882 die Station Basel übergeben wurde, traten auch Pritzsche und der eingeborene Missionar Tschin Asi in ihre Dienste; doch kehrte Pritzsche bald nach Europa zurück. Sein Nachfolger hatte Mühe, die Longheuer Christen an die strengere Basler Gemeindeordnung zu gewöhnen; die Gemeinde mehrte sich aber, und nun gehört wohl die Hälfte der Dorfbewohner dazu. Auch die alte Basler Außenstation Maham, wo 1868 dreizehn Familien auf einmal übergetreten waren, wurde Longheu zugeteilt. Leider folgte auf einen schönen Anfang eine Periode des Rückgangs und innerer Spaltung. Einen neuen Aufschwung nahm Longheu, als die Mädchenanstalt von Hongkong hieher aufs stille Land verlegt wurde (1891). Die Gemeinde, die 1899 etwas mehr als 300 Seelen zählte, verteilt sich auf vier Dörfer.

In Lilong selber wuchs die Gemeinde kaum, nachdem man an Himmelfahrt 1879 die erweiterte Stationskapelle eingeweiht hatte, mit welcher Feier die Taufe von zehn Heiden war verbunden worden. Der größte Teil der Dorfbewohner steht dem Christentum gleichgültig oder widerstrebend gegenüber. In den achtziger Jahren erlaubte sich die zuchtlose heidnische Jungmannschaft des Fleckens, den Missionsgeschwistern täglich mit Katzenmusik aufzuwarten, denn die Geister waren wegen des zwischen China und Frankreich drohenden Krieges aufgeregt. Aus Furcht vor dem deutschen Konsul schritt die chinesische Obrigkeit energisch ein und legte den Ruhestörern Regierungstruppen ins Quartier, die ärger sind als Räuber. Lilongs Hauptbedeutung lag in seinen Schulanstalten, besonders im Predigerseminar. Die Gemeinde ist in den letzten zehn Jahren nur von 276 auf 299 Glieder gewachsen.[1]) Hongkong litt nach wie vor unter dem großen Wechsel seiner Leute, von denen viele auswanderten. Auch die Pest hinderte zu Zeiten das Missionswerk. Auch hier hat die Stationsgemeinde erst 300 Glieder, obwohl in früheren Jahren oft über 20 Heiden in einem Jahre getauft wurden.

Das Unterland als Ganzes bot in den letzten zwanzig Jahren kein eben belebtes Bild. Der religiöse und sittliche Stand der kleinen Gemeinden gab viel zu klagen, und die Berichte machten zuweilen auf die Missionsleitung einen niederschlagenden Eindruck. Die Heiden konnten an den Christen nichts besonders Anziehendes entdecken. Zuweilen hatte die Ausschließung eines ganzen kleinen Gemeindleins eine gute Wirkung. Hauptsächlich hielt der stark ausgeprägte materielle Sinn das Gemeindeleben darnieder; die Heiligung des Sonntags war schier nicht zuwege zu bringen. Daß die meisten Gemeinden einen so unbefriedigenden Zustand aufwiesen, war um so auffallender, als der allgemeine Stand der Sittlichkeit hier günstiger zu sein schien als bei der Bevölkerung des Oberlandes. Viel Lauheit, Trägheit, Streit- und Parteisucht, Hinneigung zu

[1]) Gutmann, Besuch in Christenhäusern der Lilonggemeinde. H. B. 1898, 53.

heidnischem Wesen waren die charakteristischen Züge. Im Vergleich zu den Missionen der Barmer oder Berliner mußte man freilich mit den eigenen Erfolgen noch zufrieden sein. Ueberdies erschienen die 61 Heidentaufen im Jahr 1893 als der Anfang einer Wendung zum Bessern. Gleichgültigkeit und Mangel an tieferem Interesse war freilich bei den Heiden immer noch verbreitet, aber der eingeborene Reiseprediger konnte doch in 500 Hakkadörfern seine Botschaft ausrichten, ohne daß die Leute wegliefen. Die Wirkungen des japanisch-chinesischen Krieges und all dessen, was darauf folgte, fingen an, sich auch im Unterlande spürbar zu machen, wovon noch im Zusammenhange zu reden sein wird.

Einen wesentlich bessern Eindruck als die Stationen des Unterlandes machten während des ganzen Zeitraums die im Oberland. Hier erhielt auch der visitierende Inspektor 1888 den Eindruck eines fröhlichen Fortschrittes.[1]) Wenn er diesen Distrikt überblickte, so war es ihm, wie wenn an einem großen nationalen Festtag Freudenfeuer angezündet werden, und das Auge von hoher Warte aus bald da, bald dort ein Feuerlein aufleuchten sieht, bis man zuletzt von einem ganzen Kranz von Feuern umgeben ist. Das Oberland war freilich auch noch von der Nacht des Heidentums bedeckt: aber da und dort, wohin man blickte, sah man kleine Feuer angezündet; und wenn einige zu erlöschen schienen, so leuchteten andere um so stärker auf, und noch immer mehrte sich ihre Zahl.

Von Tschongtshun aus war das Evangelium zunächst nach dem Nachbarkreis Lyungtschon getragen worden (S. 225), und die Christen des langgestreckten Thales von Thaipupyang hatten nach vielerlei Stürmen 1875 in Pokschakha eine Kapelle und damit einen festen Mittelpunkt erhalten; die Gemeinde des Thales zählte damals 112 Seelen. Im Jahr 1878 gab es neue Nöte, da Namteu, ein vermöglicher Christ, im Marktflecken Hokschuha ein Haus bauen wollte, das den Christen als Kapelle dienen sollte. Ein einflußreicher Gegner Namteus und der Christen überhaupt verstand es, auf einen Neffen Namteus einen früheren Schüler der Knabenanstalt in Nyenhangli, den Verdacht eines Totschlags zu wälzen. Ein bestochener Mandarin suchte dem Jungen vor den Augen der Missionare, die seine Unschuld beteuerten, auf der Folter ein Geständnis zu erpressen. Die siegestrunkene Menge geleitete die Brüder mit einem Steinregen nach Hause. Die Heiden blieben Sieger, und aus der Kapelle in Hokschuha wurde nichts.[2]) Die Christen genossen nun leidliche Ruhe, bis der Tongkingkrieg von 1884 die nationalen Leidenschaften der Chinesen von neuem entflammte. Damals mußte sich die kleine Gemeinde in ihrer Kapelle in Pokschakha recht eigentlich verschanzen und eine förmliche Be-

[1]) Oehler, Ansprache nach der Heimkehr von der Visitation, H. B, 1889, 65. — Briefe von der Visitation in China, H. B. 1888, 73. 81. 94. 1889, 2. 14. 17. 25.

[2]) Vgl. Ernste Nachrichten aus China, H. B. 1879, 17. 51.

lagerung aushalten. Trotz all dieser Hindernisse gewann die Mission an Boden, so daß man daran denken mußte, dem Kreis eine eigene Hauptstation zu geben. Eine starke Viertelstunde von Hokschuha entfernt, in hübscher, aber ungesunder Lage erstand 1886 das Missionshaus; es konnte gegen alle Erwartung ungehindert vollendet werden.[1]) Namentlich auch durch ärztliche Hilfe breitete sich das Christentum noch kräftiger in der Umgegend aus, auch durch wachsende Schulthätigkeit, wozu am Stationsorte selbst noch eine Knabenanstalt kam. Leider verlor man durch die Auswanderung nach Borneo viele der mühsam gesammelten und treu gepflegten Leute. Dagegen drang man von hier auch in den Honyenkreis vor. In Wongtschun erstand unter besonders erfreulichen Umständen eine Gemeinde und gelangte durch viele und schwere Kämpfe hindurch in den Besitz einer Kapelle.[2]) Hokschuha zählte 1889 erst 162 Christen, 1899 umfaßte die Stationsgemeinde 333 Seelen.

Von Tschongtshun aus hatten die Brüder auch nach Norden ihre Reisen unternommen und mit der Zeit bis zur Gelehrtenstadt Kayintschu ausgedehnt.[3]) Hier hatte in den fünfziger Jahren ein Original gelebt und in prophetischem Tone das Kommen eines fremden Lehrers verheißen. Einer seiner Jünger, Syong-nam, erkannte 1862 diesen Lehrer in dem schon genannten Hanspach und studierte in einem, von ihm erhaltenen neuen Testament. Bald ließ er sich mit zwei Neffen von Winnes in Lilong taufen. Als „Khimin" („dem Licht geöffnet") begleitete er, ohne weitere Ausbildung genossen zu haben, mehrere Missionare auf ihren Reisen, diente auch als Sprachlehrer, bis er 1876 als Evangelist nach seiner Vaterstadt Kayintschu geschickt wurde, ein schlagfertiger und im Anpreisen seines Glaubens eifriger Mann. In Kayintschu hatten die Taipingrebellion, Teuerung, Seuchen und Wassersnot arg gehaust und, wie man hoffte, die Gemüter erweicht. In Tempeln, Häusern und auf den Straßen der Stadt hatten Bender und andere bei ihren Besuchen gepredigt. Nun gelang es Khimin, eine Predigthalle zu eröffnen; drei auswärts getaufte Christen bildeten den Grundstock der künftigen Gemeinde. Aber das Lokal war zu klein und den Frauen verschlossen, darum mietete man eine Halle und zwei Zimmer und taufte 1879 die zwei Erstlinge aus Kayintschu selber. Von da an kamen auch einige Zuhörerinnen und der Same wurde eifrig ausgestreut. Auch an andern Orten fanden sich einige Taufbewerber, darunter ein eifriger Verehrer der Himmelskönigin Konyim und zwei Anhänger der in China verbreiteten Vegetarianersekte. Fünf Stunden nördlich von Kayintschu, in Lengthongha ermöglichte ein reicher nach Honolulu ausgewanderter Chinese Namens Kukim die Grün-

[1]) Schaible, Leiden und Freuden bei Gründung 2c., J. B. 1887, 69. — J. B. 1888, 51.

[2]) Ziegler, Eine schwere Woche in Wongtschun, J. B. 1893, 42. 1894, 35.

[3]) Kutter, Kayintschu (Stationsgeschichte), H. B. 1896, 44.

dung einer Außenstation, nachdem er schon zuvor eine Dorfschule aus eigenen Mitteln ins Leben gerufen hatte.

All dies und das Bestreben, die Seile weiter zu dehnen, drängte 1883 zu dem Beschluß, in Kayintschu eine Hauptstation zu errichten. Die Geomantie aber, ein durch schlimme Erfahrungen mit katholischen Priestern erbitterter Mandarin und vornehme Gelehrte brachten es dahin, daß man drei Jahre lang nicht bauen konnte. Wenn sich die Vertreter des Deutschen Reichs nicht so energisch für die Missionare gewehrt hätten, so wäre eine feste Niederlassung in Kayintschu wohl gar nicht möglich geworden. Man bekam dort alle Bitterkeiten eines Missionspionierlebens in einer Stadt des chinesischen Inlandes zu kosten. Die Gelehrten suchten die ganze Bevölkerung aufzuhetzen; es wurde sogar ein Preis auf den Kopf des Missionars ausgesetzt. Schlimm erging es dem chinesischen Christen Tsong-Aschin, der der Mission sein Haus verkauft hatte; er mußte mehr als anderthalb Jahre im Gefängnis dafür büßen, bewährte sich aber in dieser Trübsal.[1]) Es war eine schwere Zeit. Leider bestanden die Christen die Probe im ganzen nicht gut. Sie ärgerten sich, um des Missionars willen leiden zu müssen. Der Katechist Lyong suchte sein Heil in der Flucht. 1886 kam endlich ein Vergleich zustande. Auf neuem Platze begann man den Bau des Missionshauses. Eine kleine Kapelle und eine Knabenanstalt kamen später hinzu. Dagegen traf es das nur mühsam Boden findende Werk hart, daß im Sommer 1890 der Blitz ins Missionshaus schlug und einen eingeborenen Gehilfen tötete; die Chinesen sehen es als ein Zeichen besonderer Ungunst der Gottheit an, wenn einer vom „Donnergroßvater" erschlagen wird. Das Jahr darauf suchte die abergläubische Stadtbevölkerung abermals die Station zu zerstören, da sie Unglück über Kayintschu bringen könne. Die Missionare ließen sich nicht ermüden, obwohl ihr Wirken fast keine sichtbare Frucht zeitigte. Einige Förderung brachte es, als 1893 der erste Basler Missionsarzt für China hier stationiert wurde.[2]) Die ärztliche Behandlung war bald gesucht, aber das Evangelium nach wie vor von den meisten verschmäht. Aus den 46 Christen im Jahr 1889 waren 1895 erst 109 geworden. Erst in der neuesten Zeit sind auch hier Taufen in großer Zahl zu verzeichnen gewesen.

Nannten die Brüder Kayintschu gerne ihr Athen, so sollte ihnen auch ein Korinth nicht fehlen. Auf ihren Reisen nach Kayintschu kamen sie oft nach der nördlich von Tschonglok sich ausdehnenden Ebene von Hinnen, die von einem intelligenten, kräftigen und überaus rührigen Menschenschlage bewohnt ist, der sich besonders im Handel hervorthut. Handelsleute von Hinnen sind in der ganzen Provinz Kanton und darüber hinaus bis Singapur anzutreffen. 1875 taufte Minsiu den Erstling aus Hinnen in Tschongtshun. Aber erst im Jahr 1881 kam es zu einer

[1]) Dilger, In Trübsal bewährt ꝛc. Traktat.

[2]) Dr. Wittenberg, Der Anfang der ärztl. Mission in China, J. B. 1894, 39.

eigentlichen Hinnen-Mission. Eine Anzahl Landleute im Osten der Stadt, die sich bisher zu den Katholiken gehalten, sich aber mit ihrem Priester überworfen hatten, schickten nach Tschongtschun, die Missionare sollten ihre Arbeit nach Hinnen ausdehnen. Ein Evangelist aus jener Gegend wurde dort stationiert, da einer der Erweckten sein Haus im Dörflein Saphyang zu Gemeindezwecken anbot, wenn man es aus der Verpfändung auslöse. So erhielt der Evangelist ein Haus und das Gemeindlein eine Versammlungsstätte, wo die Gottesdienste von gegen 60 Personen besucht wurden. Mit den Katholiken freilich und besonders mit ihrem stolzen und unlautern Wortführer war es nichts; dafür kamen andere, besonders Landleute herzu. Nachdem man die Leute von Tschongtschun und Kayintschu aus vielfach besucht hatte, gewann man im September 1882 durch die Taufe von dreiunddreißig Heiden die erste Gemeinde in Hinnen. Es war ein festlicher Tag. In blendendes Weiß reinlich gekleidet erschienen die Täuflinge; über hundert Personen füllten das kleine Lokal in Saphyang. Bis zum Jahre 1884 stieg die Zahl der Christen, die zu Hinnen gehörten, auf 107. Sie waren nun der Station Kayintschu zugeteilt. Das Werk dehnte sich immer weiter aus.

Jetzt bot sich die Gelegenheit, ein großes, klosterartiges Gebäude, das von einer verarmten Familie aus Aberglauben verlassen worden war, in Phyangthong, anderthalb Stunden von Hinnen, billig zu erwerben. Man baute es entsprechend um und erhielt so eine neue Hauptstation (1887), die bald auch eine Mädchenanstalt beherbergte. Eben im Gebiet von Hinnen empfing Inspektor Oehler auf seiner Visitationsreise die erfreulichsten Eindrücke vom Wachstum der chinesischen Mission. Die Leute von Hinnen führten ihn und seine Begleiter in öffentlichem Aufzug durch ihre Hauptstadt mitten durch die Volksmassen, die dicht gedrängt zu beiden Seiten der schmalen Gassen standen. Voran trug man eine vom Gemeindlein Yongpoi gestiftete Fahne mit einem weißen Kreuz. Vierzig Jahre zuvor hatte Lechler, der den Inspektor begleitete, verkleidet durchs Land ziehen müssen und war doch bald da, bald dort ausgewiesen worden. Wie ganz anders lagen die Dinge nun! Lechler bezog 1889 die Station Hinnen und in noch zehnjährigem Wirken war es ihm und seinen Genossen vergönnt, eine eingehende Ausdehnung der Mission in diesen Gegenden zu erleben, als Abschluß seiner mehr als fünfzigjährigen Missionsarbeit. Es entstand ein Gemeindlein um das andere; manche so hoffnungsvoll wie jenes Yongpoi, das an einigen, schon 1883 getauften Familienvätern, die durch ihren lebendigen Glauben und rechtschaffenen Wandel einen guten Einfluß ausübten, einen tüchtigen Grundstock besaß. Ein besonders starkes Wachstum war auch hier in den allerletzten Jahren zu bemerken. Als Lechler im Frühjahr 1897 mit dem der Mission sein eigenes Jubiläum feierte, war es deshalb sein Wunsch, es möchte im Norden des Gebiets, in Lofeus, eine weitere Station errichtet werden,

wozu auch ein bescheidener Fonds von chinesischen Christen gesammelt wurde; leider konnte das Komitee aus Mangel an persönlichen Kräften und finanziellen Mitteln bis jetzt nicht darauf eingehen.[1]) 1899 verließ Lechler Hinnen und damit auch China. Hinnen war mit 921 Christen die größte aller dreizehn Basler Stationen in China geworden.

Hokschuha, Kayintschu und Hinnen sind Töchter von Tschongtshun. Auch der andern Oberlandstation, Nyenhangli, sollte es an aufblühenden und selbständig werdenden Filialen nicht fehlen. Der alte Weg von Hongkong nach dem Oberland führte über Kanton und den Ostfluß hinauf bis nach Laulung, von dort über die Berge ins Tschonglokgebiet. Wer einen kürzeren Landweg der im obern Flußlauf immer beschwerlicher werdenden Bootsreise vorzog, verließ bei dem Marktflecken Futschukpai den Fluß und gelangte in drei Tagen zu Fuß, in der Sänfte oder zu Pferd nach Nyenhangli. Unterwegs versäumte man nicht, seine Botschaft auszurichten. So predigte schon 1866 Lechler den Bewohnern von Tschausa bei Futschukpai. Das Jahr darauf gewann der Reiseprediger Litschinkau einen Schneider, den er vom Opium kurierte, als Erstling einer neuen Gemeinde, der später freilich wieder in sein Laster und ins Heidentum zurückfiel und 1874 ausgeschlossen wurde. Das Hauptwerkzeug zur Gründung der Gemeinde war ein im Seminar in Lilong ausgebildeter Katechist aus Futschukpai. Unter Leitung des eingeborenen Missionars Kong Fatlin Ayun arbeitete er eine Reihe von Jahren mit regem und schönem Erfolg. Besonders seitdem Lotsya, ein begabter Mann von Tschausa mit seinen Brüdern übergetreten war, breitete sich die Wirksamkeit des Katechisten und dieser Leute aus. Wegen der weiten Entfernung von Nyenhangli und wegen der Wichtigkeit des Platzes, beschloß man 1878, Futschukpai zur Hauptstation zu erheben. Die aus den Mitteln eines „Adolf Christ-Fonds" erbaute Kapelle grüßt seitdem wie die ganze Station einladend auf den Ostfluß herunter. Die Außenstationen, die um 1883 entstanden, mußten alle bald nach ihrer Gründung die üblichen Bedrängnisse und schweren Proben bestehen. So gab es in Schakha allerlei Not, auch brachte die Schuld eines Gemeindeältesten eine Krisis über die kleine Schar. Aber die Zahl der Außenstationen mehrte sich, und wenn man auch, wie in Tshyankai sechs Jahre um das Recht, eine Kapelle zu bauen, kämpfen mußte, so konnten solche Plackereien das Wachstum der Mission nicht aufhalten.[2]) Zählte man 1889 in vier Gemeindlein 247 Christen, so waren es 1899 in mehr als zehn fast 690. Eine aufblühende Knabenanstalt auf der Hauptstation hilft zur Befestigung des Werkes mit. Von Futschukpai aus drang man auch in den Honyenkreis vor, und bald wird sich in der Kreishauptstadt Honyen selbst eine neue Hauptstation erheben.[3])

[1]) Maier, Ein fünfzigjähriges Missionsjubiläum, K. B. 216.
[2]) Gußmann, der Prozeß in Tshyankai, J. B. 1892, 33.
[3]) Würz, Honyen, die jüngste Basler Missionsstation, M. M. 1899, 463.

Auf dem Wege von Futschukpai nach Nyenhangli, etwa eine Stunde von der Kreisstadt Yunon entfernt, liegt Hoschuwan. Als um die Mitte der siebziger Jahre Nyenhangli seine großen Tauffeste feierte (vgl. S. 226), da regte es sich auch in dem zehn Stunden entfernten Thuthen: Auch aus dem etwas näher gelegenen Tungsimpa kamen häufig Leute nach Nyenhangli, sich über die neue Lehre zu erkundigen. An den Neubauten, die damals auf der Hauptstation erstellt wurden, arbeitete ein Ziegelbrenner aus Thuthen Namens Apinß. Nach anfänglichem Widerstreben wurde er Christ und gewann in seiner Heimat Verwandte und Landsleute, so daß sie sich bald einen Katechisten erbaten. Inzwischen machte der Ziegelbrenner selber den Prediger, so daß Missionar Kong im Juli 1878 achtundzwanzig Erstlinge taufen konnte. Ein betagter Christ aus Hoschuwan wollte sein Haus dem Gemeindlein verkaufen und ihm damit zu einem Mittelpunkt verhelfen. Aber er starb rasch weg, und seine heidnischen Stammesgenossen benutzten dies zu feindseligen Kundgebungen der schlimmsten Art. Das junge, zerstreut wohnende Christenhäuflein hatte wiederholt Gelegenheit, seinen Glauben unter Verfolgungen und Anfeindungen zu bewähren. Man erhielt schließlich doch ein Versammlungshaus, und mit der Uebersiedlung Kongs im Jahr 1885 wurde Hoschuwan zur Hauptstation erhoben. Die Bewohner der nächstliegenden Dörfer wurden freundlicher, wenn sich auch manche eidlich verpflichtet hatten, das Christentum nicht anzunehmen. Von 1889 bis 1899 wuchs die Stationsgemeinde von 206 auf 346 Seelen. Kong waltet unter seinen Christen wie ein kleiner Mandarin.

Von den alten Stationen machte Tschongtshun zwar bis vor kurzem wenig von sich reden, zeichnete sich aber vor andern durch den erfreulichen Stand seiner Gemeinden, besonders der in Sungtheu, aus. Man kann sagen, daß sich hier eine größere Zahl gediegener Christen befanden als anderswo. Es wuchs langsam. Dagegen that sich das Stationsgebiet von Nyenhangli von 1885 bis 1890 durch eine erfreuliche Regsamkeit nach außen hervor. Man bemerkte einige Zeit einen mächtigen Umschlag der Stimmung zu Gunsten des Christentums. Es schien den Brüdern, als ob ein geheimes Zittern durch ganze Dörfer gehe, als ob die Leute aus langem Schlaf erwachten und sich nach dem Heil ausstreckten. Wo man früher nur Schmähungen zu hören bekommen hatte, sahen die Missionare nun freundliche Gesichter und erhielten wohlwollende Einladungen. Reiche und angesehene Leute, die früher die Station nie betreten hatten, fanden sich jetzt ein. Zu Ostern 1888 wohnten bei 200 Heiden den Gottesdiensten in Nyenhangli bei. Die erfolgreiche Hilfe, die einige Opiumraucher hier erfahren hatten, war mit an der Bewegung schuld, die 1887 und 1888 je fast 100 Heiden der Gemeinde zuführte.[1]) Leider hielt sie nicht sehr lange an. Schon 1892 klagte der

[1]) Flad, Geschichte des Opiumrauchers Tschong, J. B. 1888, 49.

Jahresbericht, das Gebiet biete kein so erfreuliches Bild wie in früheren Jahren. Heuchlerische und abtrünnige Christen bereiteten vielen Schmerz. Einige brachen im Missionshaus ein und stahlen, suchten sogar durch einen Prozeß der Station ihr Grundeigentum streitig zu machen. Im Thaithenthal, wo einige Zeit der böse Räubergeist gewichen war, kehrte er wieder. Die Ebbe hielt an bis im letzten Jahr, so daß die Stationsgemeinde von 687 Seelen im Jahr 1890 auf 660 im Jahr 1898 zurückging, und erst 1899 sich wieder auf 712 Seelen hob.

Zu dem Wachstum Nyenhanglis Ende der achtziger Jahre hatte besonders auch das Filial Moilim beigetragen, im Osten der Station.[1]) Dorthin war die erste Kunde vom Christentum von zwei Seiten gelangt, nämlich außer von Nyenhangli auch von den Stationen der englisch-presbyterianischen Mission, besonders von Nyungthung. Erst beachteten die Leute jener Gegend die fremde Lehre kaum. Aber allerlei Heimsuchungen, darunter besonders eine Ueberschwemmung bereiteten den Boden für eine ersprießliche Aussaat. Als 1876 in Nyungthung etliche Chinesen übertraten, verpflanzte sich diese Bewegung auch in die Moilimer Gegend. Die Leute thaten sich zusammen und forderten einen früheren Gehilfen der englischen Missionare auf, ihnen die Jesuslehre zu verkündigen. Als Kong von Nyenhangli herüber kam, fand sich ein nettes Häuflein zu Unterricht und Taufe bereit. Bald kaufte man einen alten Kramladen am Markt und schuf ihn zur Kapelle um. Im Oktober 1878 taufte der eingeborene Missionar die vierundzwanzig Erstlinge der neuen Gemeinde. Natürlich blieben Plackereien und kleine Verfolgungen auch hier nicht aus, so daß man sich nicht wundern konnte, wenn das Gemeindlein nur langsam wuchs. Die Christen bereiteten doch viel Freude, es war dem besuchenden Missionar zu Zeiten eine Erholung, unter ihnen zu weilen. Es war aber schwierig, das neun Stunden entfernte Moilim von Nyenhangli aus zu bedienen, und so beriet man auf den Visitationskonferenzen den Antrag, Moilim zur Hauptstation zu erheben. 1889 begann man mit dem Hausbau. In Sungtheu, einige Stunden nordöstlich, entstand eben damals eine kleine Bewegung.[2]) Fast ganze Dörfer begrüßten die Brüder dort wie liebe Freunde. Es kam zu größeren Uebertritten, so daß die Stationsgründung, die — eine Ausnahme in China — ohne Hemmung durch die Heiden erfolgte, nicht ohne göttliche Besiegelung blieb. 1899 zählt Moilim 370 Christen, wobei freilich allein der Zuwachs des letzten Jahres 75 Seelen betrug.

Im März 1897 ging das erste halbe Jahrhundert der Basler Mission in China zu Ende. Die sichtbare Frucht der Arbeit waren 13 Hauptstationen, 46 Filialen und Außenstationen, 109 eingeborene Arbeiter, eine Gemeinde von 4300 Christen und in 56 Schulen 1164 Schüler.

[1]) Kurze Stationsgeschichte. H. B. 1895, 93.

[2]) Die Entstehung der Gemeinde Sungtheu. H. B. 1890, 61. — 1892, 2.

Davon kamen auf das Unterland 5 Stationen, 13 Filialen und Außenstationen, 1338 Christen und in 17 Schulen 470 Schüler, auf das Oberland 8 Stationen, 33 Außenstationen, 2963 Christen und in 39 Schulen 694 Schüler.

Der Stand der Gemeinden des Oberlandes war im allgemeinen besser als im Unterland, obwohl sich natürlich dieselben Gebrechen zeigten.[1] Manche Christen gingen der Mission wieder verloren. Wenn eine Tochter erblindete oder ein Sohn kein Weib fand, so schloß man daraus auf die Ohnmacht des Christenglaubens und fiel ab. Der materielle Sinn der Christen und der eingeborenen Arbeiter bereitete viele Not. Gegen den heidnischen Sauerteig galt es einen mühsamen Kampf zu kämpfen. Doch wurde auch die Ueberwindungskraft des Evangeliums offenbar. In Hongkong bezeugte Litschinkau wie in den Tagen seiner Gesundheit durch seinen christlichen Ernst, so auch auf seinem Sterbebette durch seine Sterbensfreudigkeit die Macht der Gnade. Ein Christ, dem sein Vorgesetzter eine Unredlichkeit zumuten wollte, zog vor seine Stelle aufzugeben. Es zeigten sich Spuren eines Gebetslebens, das befähigt, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun. Die Jahresberichte teilten manchen Zug von Willigkeit zum Geben mit, von Standhaftigkeit im Bekennen. Man las von Müttern, die ihre Kindlein beten lehren, von Christen, die schwere Heimsuchungen in christlichem Sinne trugen. Bei den Stürmen von 1895 hielten sich die Christen recht tapfer. Allerdings mußten einige ausgeschlossen werden, weil sie sich, um ihre Habe zu beschützen, revolutionären Geheimgesellschaften angeschlossen hatten. Die meisten blieben den Verlockungen gegenüber standhaft. „Wir Christen, sagten sie in Nyenhangli, betreten diesen Weg nicht; unser Schutz und unsere Burg ist der allmächtige Gott." Manche Christen bereiteten damals den Missionaren durch ihre Treue und Liebe große Freude. Besonders wurde der Missionseifer der chinesischen Christen immer wieder beobachtet, wodurch der sonst sehr fühlbare Mangel an eingeborenen Mitarbeitern in etwas ersetzt wurde. Unter den 58 Heiden, die z. B. 1886 im Gebiet von Nyenhangli getauft wurden, waren viele die Frucht des Missionseifers christlicher Volksgenossen. Besonders zeichnete sich einer aus, der als Christ ausgewandert und im Ausland zu einigem Wohlstand gelangt war. Er kehrte zurück und es gelang seiner Liebe, außer seiner Frau siebzehn Glieder seiner Verwandtschaft für das Christentum zu gewinnen. Unter den verschiedenen Christengemeinden in Hongkong und Kanton bildete sich eine Traktatgesellschaft, die Kolporteure mit christlichen Schriften entsandte. Auch gegen den Opiumhandel suchten die chinesischen Christen Hongkongs etwas zu unternehmen.

[1] Preiswerk, Christen und Gemeinden im Oberland, J. B. 1889, 35. — Kutter, aus dem chinesischen Gemeindeleben. M. M. 1898, 514. — Lechler, Lehren der Erfahrung (für die Shanghaikonferenz) H. B. 1890, 41.

Für die innere Entwicklung der Basler Missionskirche in China wurde die Visitationsreise von Inspektor Oehler im Spätjahr 1888 von großer Bedeutung.[1]) Schott hatte auch in China versucht, das Eingeborenenpastorat in größerem Umfange einzuführen. Man brachte es indes nie zu mehr als vier Pfarrern, und bald war von ihnen nur noch der eine Lin in Lilong übrig. Auf der Generalkonferenz von 1882 beriet man sodann, wie die Gemeinden selbständig zu machen seien, ohne große Resultate zu erzielen. Dagegen zerlegte man Mitte der achtziger Jahre das Gebiet in zwei getrennte Distrikte, Unter- und Oberland, nur daß man die Ausschüsse nicht so vollständig besetzte, wie in Indien und Afrika. Die Organisation der Missionskirche wurde Hauptberatungsgegenstand auf den beiden Distriktskonferenzen, die der visitierende Inspektor in Lilong und Nyenhangli abhielt. Es galt vor allem, die Missionskasse zu entlasten und die einheimischen Christen zu kräftiger Mithilfe heranzuziehen. Schon seit einigen Jahren wurde von jedem Christen eine gewisse Summe als Kirchensteuer erhoben. Diese Kopfsteuer war aber nicht beliebt, denn sie war eine völlig unchinesische Einrichtung. Auch hatten sich viele Christen daran gewöhnt, zu glauben, mit der Entrichtung dieses kleinen Beitrages ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Oft genug hatte man Mühe, auch nur diesen zu erhalten. Ferner waren in den meisten Gemeinden Kirchen-, Schul- und Armenfonds gegründet worden, ihr Vermögen meist in Feldern angelegt mit zeitraubender Verwaltung für Missionare und Presbyterien. Auf allerlei Weise, durch den in China sehr hohen Zins, durch Schenkungen, Kollekten, Sonntagsopfer waren die alten Gemeinden zu ziemlich großen Vermögen gelangt und wachten ängstlich über diesen Reichtum. Manche Christen aus reichbegüterten Gemeinden gewöhnten sich an den Gedanken: die Gemeinde ist reich, wozu soll ich mich anstrengen? Viele wurden lässig in der Erfüllung ihrer Pflichten. Spekulative Köpfe wünschten auch nicht, daß sich die Gemeinde vergrößere. Die Abzweigung von Filialgemeinden mit eigenen Fonds begegnete großen Schwierigkeiten.

Auf den Visitationskonferenzen wurde als Ziel, wie in Indien, nicht lauter selbständige Einzelgemeinden hingestellt, sondern eine selbständige, chinesische Missionskirche. Man errichtete zunächst zwei Distriktskirchenkassen und Distriktskirchenfonds; die Gemeinden sollten diese je nach ihrer Größe und nach ihrem Vermögen speisen, damit einst die eingeborenen Pfarrer und Katechisten aus diesen Distriktskassen besoldet und damit von den Einzelgemeinden finanziell und moralisch unabhängig gestellt werden könnten. Und weil man in China auf dem Wege der Subskription weiter zu kommen hoffte, so wollte man nicht mehr sagen: jeder Kommunikant muß so und so viel leisten, sondern: von jeder Gemeinde erwartet man

[1]) Oehler, Mitteilungen in der Generalkonferenz, J. B. 1889, 52.

die und die Summe; jetzt seht zu, daß ihr auf die euch passende Weise wenigstens so viel aufbringt. Die Lehrer sollten von den Einzelgemeinden besoldet werden, die nun auch die Kostgelder für ihre Anstaltskinder zu bestreiten bekamen. Nur Mittelschulen und Predigerseminar wollte die Missionskasse zu eigenen Lasten behalten. Auf Grund dieser Verhandlungen arbeitete das Komitee zu Beginn der neunziger Jahre die neue finanzielle Organisation für die chinesische Missionskirche aus, die 1892 in Kraft trat. Die Kirchensteuer, die 1879 erst 827 Fr. ergeben hatte, betrug zehn Jahre später fast 1500 Fr. und 1899 sogar 1900 Fr., dabei wuchs auch der Betrag der Schulgelder und der Sonntagsopfer.

Nun konnte man es auch versuchen, Synoden zusammentreten zu lassen. Die ersten fanden 1890 in Nyenhangli und Lilong statt; im Oberland wohnten ihr außer den Missionaren dreiunddreißig Chinesen bei, im Unterland zweiundzwanzig. Es war der erste Versuch, die Chinesen außer in den Presbyterien zur Mitberatung heranzuziehen, er ist seitdem im Unterlande nicht und im Oberland erst 1897 wiederholt worden, wahrscheinlich auch deshalb, weil die Zeiten seitdem zu unruhig waren.[1]) Das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Basler Missionschristen wurde in den letzten Jahren durch die Missionsfeste genährt. 1887 wurden die ersten in Lilong und Hinnen gefeiert; sie haben sich seitdem recht eingebürgert.[2]) Von der Bedeutung der Gemeindepresbyterien giebt einen Begriff, was aus Tschongtshun darüber aus dem Jahr 1894 berichtet wurde. „Einen großen Einfluß auf die Gemeinde haben die Kirchenältesten. Sie teilen sich ganz von selbst nach ihren Gaben und Kräften in die Arbeit. Die einen nehmen sich mehr der äußern Angelegenheiten an, die andern mehr der Pflege des geistlichen Lebens; aber immer schließen sie sich wieder zu gemeinsamem Handeln zusammen. Um Bibelstunden abzuhalten, mieteten sie in Sungtheu (bei Tschongtshun) auf dem Markt einen Laden, wo sich jeden Donnerstag Christen und Heiden um Gottes Wort versammelten. Wo es gilt, einem Kranken das h. Abendmahl zu bringen, einen Toten zur letzten Ruhe zu geleiten, einen Verirrten herumzuholen, einen Gefallenen in Kirchenzucht zu nehmen, da sind sie mit Rat und That bei der Hand.“[3])

Von Fragen der christlichen Zucht und Sitte hatte man sich besonders mit dem schwierigen Problem der in China gebräuchlichen Kinderverlobung zu beschäftigen. Josenhans hatte versucht, diese Unsitte in den Gemeinden völlig und rigoros zu unterdrücken. Unter Schott hatte die Mehrzahl der Missionare um Milderung der nach ihrer Ueberzeugung

[1]) Miescher, die Arbeit der kirchlichen Synoden auf dem Missionsgebiet. M. M. 1898, 149.

[2]) Das erste Missionsfest in Hokschuha, H. B. 1891, 17.

[3]) Leonhardt, der Kirchenälteste Tsen Fuk-Ashin, K. B. 204. — Tschong Yun-fa, der Kirchenälteste, K. B. 188. — H. B. 1893, 66.

allzuschroffen Bestimmungen gebeten, aber die Antwort von Basel hatte gelautet, das Verbot der Kinderverlobungen und der gemischten Ehen den Christen neu einzuschärfen. Eine nochmalige Bitte um Milderung wurde 1883 kategorisch zurückgewiesen. Fälle, daß Mädchen von Christen an Heiden verkauft wurden, kamen immer wieder vor. In Pokschakha verkaufte sogar ein Christ seine verwitwete christliche Schwiegertochter an einen Heiden, er wurde dafür natürlich mit dem Kirchenbann gestraft. Um der chinesischen Unsitte entgegenzuwirken und es den heiratsfähigen, in der Kindheit nicht verlobten jungen Männern zu erleichtern, eine Frau zu finden, stellten die Tschhonglokgemeinden schon frühe die Regel auf, daß christliche Eltern für eine Tochter, die zur Frau begehrt werde, nur eine bescheidene Summe, ungefähr im Wert der Mitgift fordern dürften. Hie und da gelang es den Aeltesten, christliche Eltern zur Beobachtung dieser Regel anzuhalten. 1886 regten die Brüder die Verhandlung dieser Sache aufs neue an und nun beschloß das Komitee in ihrem Sinne. Die Kinderverlobung sei etwas Unnatürliches und als ein Unrecht gegen die Kinder zu bezeichnen, also mit allem Ernste, aber doch nicht sofort durch Strafen und Zwang zu bekämpfen. Die Kinderverlobung vollzieht sich häufig in einer Form, die sich mit dem Christentum schlechthin nicht verträgt, und darum kann sie in der Gemeinde des Herrn nicht geduldet werden; denn die Abgabe kleiner Mädchen ins schwiegerelterliche Haus schließt das Widernatürliche in sich, daß sich die Eltern dadurch ihren Elternpflichten entziehen, wobei eine Gesinnung zu Grunde liegt, die sich in ihrer gräulichsten Gestalt im Mädchenmord ausprägt. Außerdem besteht die größte Gefahr, daß dadurch schon das zarteste Kindesalter vergiftet wird. Man beschloß demnach, die einfache Verlobung, wobei das Mädchen im Elternhaus bleibt, nicht mit kirchlichen Strafen zu belegen, sondern nur durch Mahnung und Belehrung zu bekämpfen. Wer aber ein Mädchen abgebe oder als Schwiegertochter aufnehme, sei zu bestrafen und im Falle des Beharrens aus der Gemeinde auszuschließen.

Ein ähnliches Entgegenkommen gegen chinesische Anschauungen bezeugte man in der letzten Periode auch in der so viel diskutierten Sprachen- und Schulfrage. Das bis jetzt von Josenhans verfochtene und unter Schott beibehaltene System hatte offenkundig seinen Zweck nicht erreicht, weil es mit der Kenntnis der Lepsiusschrift nicht auch die Willigkeit beizubringen vermocht hatte, Bücher in dieser Schrift nun auch wirklich zu lesen und weil es den Chinesen nicht diejenige Ausrüstung und Kenntnis ihrer eigenen Sprache vermittelte, die nicht nur als Grundlage für höhere Bildung nötig, sondern auch für das gewöhnliche Leben wünschenswert erschien. Das System hatte aber auch üble Folgen gehabt, indem es eine Antipathie nicht nur bei den eingeborenen Gehilfen, sondern auch bei der Bevölkerung hervorgerufen hatte und so die Ent-

wicklung des Missionsschulwesens darniederhielt und zudem bedeutende Kosten verursachte. Das System beruhte eben auf unrichtigen oder nur halbrichtigen Voraussetzungen, auf einer Unterschätzung dessen, was auch in einer Volksschule in Zeichen erreichbar, auf einer Unterschätzung der Zeichen für das praktische Leben, auf einer Unterschätzung des nachteiligen Einflusses, den das Lesen und Lernen der chinesischen Klassiker habe und endlich auf der falschen Erwartung, die Lepsiusschrift werde in China die Schrift der Zukunft werden. Man war nun auch zu der Erkenntnis fortgeschritten, das Lehrziel für die chinesische Missionsschule müsse neben der christlichen Unterweisung das sein, was das chinesische, und nicht was das europäische Bildungsideal erfordere. Das chinesische Bildungsbedürfnis aber faßt sich zusammen in möglichst umfassender und gründlicher Kenntnis der Zeichen und der Litteratur. Eine gute Kenntnis der Lepsiusschrift sei freilich auch wünschenswert, weil man mit ihrer Hilfe schneller das neue Testament lesen lerne und wegen ihres formalen Bildungswertes. Der Unterricht in den Realien sei am meisten zu beschränken, da die Chinesen kein Verlangen darnach trügen.[1])

Im Einklang mit diesen Grundsätzen änderte man den Missionsschulplan im Sinne einer entschieden chinesischen Gestaltung des Bildungsganges ab. Die Sprachen- oder vielmehr Schriftfrage hatte überdies schon zuvor ein etwas anderes Aussehen gewonnen, seit Pitons Versuch, die Umgangssprache der Hakka in chinesischen Zeichen zu schreiben, gelungen war. Hier waren zum Lesen des neuen Testamentes nicht 6000, sondern nur 3000 Zeichen erforderlich. Die Missionare begrüßten die Neuerung freudig, auch die einfachen Christen; weniger die „Gebildeten", die blühende Talente und Katechisten. Und man wird es den Chinesen überlassen müssen, eine einfachere Schreibweise zu finden, wie die Japaner eine solche schon gefunden haben. Das Basler Missionsschulwesen erfuhr nun auch eine merkliche Ausdehnung. Hatte bis 1885 die Schülerzahl 400 kaum je erreicht, so stieg sie nun rasch auf 600 und 800; im Jahr 1894 zählte man über 1000 und 1899 sogar über 1400 Schüler. Den Hauptzuwachs bildeten heidnische Jungen, die sich jetzt gerne in den, chinesische Bildung vermittelnden, Missionsschulen einfanden. Man errichtete nun auch eigentliche Heidenschulen, meist in der Weise, daß Christen, frühere Bücherleser, solche in ganz chinesischem Stil leiteten. Für Schullokal, Utensilien und den Unterhalt des Lehrers haben die Eltern zu sorgen; wenigstens eine Stunde des Tages soll in biblischer Geschichte unterrichtet werden. Die Zahl dieser „Heidenschüler" betrug 1899 — in lauter Elementarklassen — 660.[2]) Die Christenschulen waren nach wie vor meist mit den Erziehungsanstalten verbunden, obwohl sich die

[1]) Oehler, Mitteilungen an der Generalkonferenz. F. B. 1889, 52. — 1890, 48.

[2]) Müller, Ein Blick in die chinesische Schule. M. M. 1899, 288

Zahl der „Gemeindeschulen" langsam auch mehrte. Die Mittelschule in Nyenhangli zählte zwischen 30 und 40 Zöglinge. Das Predigerseminar in Lilong, seit 1875 mit kurzen Unterbrechungen immer unter derselben bewährten Leitung, beherbergte in den letzten Jahren durchschnittlich etwa zwanzig angehende Prediger. Ein eigenes Lehrerseminar bestand nicht mehr. Auf die fremden Sprachen hatte man im Predigerseminar verzichtet und es dennoch verstanden, tüchtige und chinesisch trefflich gebildete Nationalgehilfen heranzuziehen.[1])

Ehemalige Zöglinge des Lilonger Seminars stehen nicht nur im Gebiet der Basler Mission in China in gesegneter Arbeit. Sie sind zum Teil auch Hirten ausgewanderter Chinesen geworden. Die Auswanderung, die immer stattfand, aber periodisch anschwoll, entführte den Basler Missionsgemeinden Jahr für Jahr manche, oft viele Glieder. So entstand eine Basler Missions-Diaspora, die ihres Zusammenhangs mit der Basler Mission bewußt blieb und ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit durch Briefe und Gaben bewies. Zweimal wanderten größere Gruppen von Basler Missionschristen nach Demerara in Britisch Guyana aus. So siedelte 1878 der größte Teil der Hongkonger Filialgemeinde Saukiwan nach Demerara über. In Georgetown hatten sie ihre chinesische Kirche, und einer der Auswanderer wurde ihr Pfarrer. Viele machten sich auf nach den Sandwich-Inseln, da Kukim, jener Christ von Lengthongha (S. 315) und ein Christ aus Hinnen ihre Landsleute dazu ermunterten. So entstanden auch auf jenen Inseln im Stillen Ocean chinesische Gemeinden. Sie schickten jährlich eine Kollekte für die Basler Mission nach Hongkong. Die große Liebe und Anhänglichkeit, die sie ihrem alten Seelsorger Lechler bewahrten, kam besonders darin zum Ausdruck, daß sie unter sich 400 Dollars zusammenlegten, damit Lechler sie besuchen könne. So begab sich dann der geliebte Vater „Lai" im Jahre 1886 auf die Inseln und wurde von den Chinesen überall herzlich empfangen, wie es ihm Freude und Wonne war, seine ehemaligen Schüler und Gemeindeglieder wiederzusehen und zu stärken.[2])

Ein weiteres Gebiet zur Auswanderung öffnete sich zu Anfang der achtziger Jahre in Nordborneo. Die britische Regierung unterstützte chinesische Einwanderer auf alle Weise, denn sie brauchte Arbeitskräfte. Ein Sohn Litschinkaus, der einige Zeit Katechist im Dienst der Basler Mission gewesen war, wurde der geistliche Berater der Basler Christen in Nordborneo. Ende 1887 fand wiederum eine starke Auswanderung dorthin statt; diesmal waren es hauptsächlich Christen aus dem Lyungtschongkreis, dem Gebiet der Station Hokschuha. Auch diese Leute erwiesen sich

[1]) Schaub, Die theologische Ausbildung der chinesischen Missionsgehilfen. M. M. 1898, 57. — Fortbildungskurs. H. B. 1895, 21.

[2]) Lechler, Meine Reise von China in die Heimat. M. M. 1887, 193.

zum Teil als dankbare Söhne der Basler Mission. Endlich leben in Australien manche ehemalige Glieder der Basler Missionskirche und bleiben brieflich mit ihren Missionaren verbunden. So ist denn diese Diaspora doch auch ein Zeichen davon, daß es den Brüdern in China vergönnt war, Gemeinden zu sammeln, deren Glieder das Evangelium als einen unverlierbaren Besitz auch dann festhalten, wenn sie der Aufsicht der Missionare entzogen sind.

Solch ein selbständiges Christentum zu pflanzen, das sich im Notfalle auch ohne die Pflege der Missionare erhalten könne, sahen sich die Brüder um so mehr getrieben, als sie in China während der ganzen Periode wie auf vulkanischem Boden lebten und nicht wissen konnten, ob sie nicht morgen schon ihre Herden im Stiche lassen müßten. Die Entwicklung der Gemeinden und der ganzen Mission war eben in hohem Maße von den jeweiligen politischen und sozialen Konstellationen abhängig, wie denn politische Ereignisse seit dem japanisch-chinesischen Kriege von 1894 eine ganz neue Zeit für die Mission in China herbeigeführt haben.

Als im Spätjahr 1880 die Gefahr eines russisch-chinesischen Krieges nahe gerückt schien, verspürte man auf dem ganzen Gebiete die Aufregung gegen die Fremden. Missionar Kong wurde in Yunon beschimpft, ein Greis von siebzig Jahren auf dem Wege zu seiner Kapelle mißhandelt. Die Brüder glaubten schon, sich zum Rückzug rüsten zu müssen. In Verbindung mit der Aufregung, die der Tongkingkrieg über China brachte, beschäftigten 1884 vorzugsweise die revolutionären Bewegungen und die damit zusammenhängenden Verfolgungen und Drohungen die Gemüter der Missionskreise. Fast alle Stationen litten damals mehr oder weniger unter den Unruhen. 1885 erfolgte ein roher Ausbruch des Fremdenhasses in Thonglak, einer Außenstation von Tschonghangkang. Und welchen Schwierigkeiten die Kapellenbauten in Wongtshun, Tshyangkai, die Stationsanlage von Kayintschu und andere Unternehmungen begegneten, ist schon erzählt worden. Die Erregung gegen die Europäer und das Christentum, die zu Anfang der neunziger Jahre im Thal des Jangtsekiang zu gewaltsamen und blutigen Ausbrüchen führte, machte sich auch auf dem Basler Gebiet spürbar, wenn auch nicht in solcher Stärke.[1]) An den verschiedensten Orten, namentlich in den Städten, wurden Schmähschriften an den Häusern angeklebt mit den ärgsten Lästerungen gegen Christus und den häßlichsten Verleumdungen der Missionare. In Hinnen bestand eine eigene Druckerei für aufhetzende Flugschriften, die unentgeltlich abgegeben wurden und deren Wirkung die Brüder in Beschimpfungen, denen sie mehr als sonst ausgesetzt waren, zu erfahren bekamen. Am gefährlichsten stand es damals in Kayintschu, wo nicht nur ein Plan zur

[1]) Zu den Unruhen in China, M. M. 1893, 129. — Maus, Die Christenverfolgungen in China 1891—1892, A. M. Z. 1893, 518.

Zerstörung der Station ausgeheckt wurde, sondern schon der Tag der Ausführung bestimmt war.

Allerdings kam in all diesen aufgeregten Zeiten der Einfluß des deutschen Reiches und seiner amtlichen Vertreter der Basler Mission vielfach zu gute. Schon 1880 wandte sich Lechler an den deutschen Konsul in Kanton, und dieser erwirkte vom Vize-König einen Erlaß an einzelne Distriktsbeamte, solche Leute, die durch Verbreitung lügnerischer Gerüchte gegen Missionare und Christen hetzten, ergreifen und strafen zu lassen. 1894 schritten die Mandarine vielfach zum Schutz der Mission ein, indem sie den Vorstellungen der deutschen Vertreter Gehör schenkten. Leider bestraft die chinesische Justiz gewöhnlich die Unschuldigen, indem sie sich vor Schuldigen fürchtet oder sich von ihnen bestechen läßt. Doch erhielten die Heiden immerhin den Eindruck, man dürfe sich an den Missionaren und ihren Leuten nicht ungestraft vergreifen. Das Auftreten des Mandarins von Honyen brach den Widerstand, der sich gegen den Kapellenbau in Wongtshun erhoben hatte. Jener Anschlag auf die Station Kayintschu wurde nur dadurch vereitelt, daß sich der Mandarin auf die Aufforderung des deutschen Konsuls hin selber auf die bedrohte Station begab. Bei alledem hatte man den Eindruck, der Widerstand gegen die Mission gehe eben von diesen Mandarinen aus.

Und nun begann mit dem Jahr 1894 die neueste Periode der Mission in China, da dieses stolze, träge Reich im innersten aufgewühlt und in neue Bahnen gedrängt wird und sich so auch dem Christentum ganz anders als bisher zu erschließen scheint. Das Jahr 1894 ließ freilich zunächst nur Besorgnisse aufkommen und wenig Hoffnungen. Im Norden wogte der japanisch-chinesische Krieg, im Süden trat die Pest auf, dazu hier und dort Erdbeben, die das Volk beunruhigten, und ein ungünstiger Ausfall der zweiten Ernte. Dabei war das Land durchzogen von geheimen revolutionären Gesellschaften, von einem im Großen betriebenen Räuberunwesen, von Banden, die nach Hunderten zählten. Zündstoff war genug vorhanden; doch blieb man vorerst von schweren Heimsuchungen verschont. Die Nachrichten von dem entlegenen Kriegsschauplatze verbreiteten sich bei dem Fehlen von Zeitungen in dem großen Lande mit dem unentwickelten Verkehrswesen verhältnismäßig nur langsam. Erst 1895 kamen beunruhigende Nachrichten über das Auftauchen von Räuberbanden und revolutionären Bewegungen. Und nun wurde in dem Sommer, der in Fukien die Ermordung von elf Gliedern der englischen Kirchenmission und die Unruhen in der Provinz Sztschuen brachte, das Oberland allerdings von einem argen Sturm durchtobt.[1]) Nyenhangli, Hoschuwan und Moilim wurden haupt-

[1]) Unruhen in der chinesischen Provinz Kanton, M. M. 1895, 406—417. — Die Ermordung der englischen Missionare in Kutscheng a. a. O. S. 424. — Der Aufruhr in der chinesischen Provinz Sztschuen, a. a. O. S. 431. — Die Zerstörung der Basler Missionsstation Moilim, a. a. O. S. 495—504.

sächlich betroffen, aber die Aufregung verbreitete sich auch über die Stationsgebiete von Hokschuha und Hinnen, und bis Kayintschu und Futschukpai verspürte man sie. Die Missionsgeschwister von Nyenhangli, Moilim, Tschongtshun, Hokschuha und Hinnen mußten fast alle ein- oder zweimal fliehen. Die Station Moilim wurde von einer der Banden geplündert. Es handelte sich dabei in keiner Weise um eine Religionsverfolgung, sondern einfach um aufrührerische Bewegungen und um Raubzüge gegen die Reichen. Solche Ausbrüche sind in China jederzeit vorbereitet, teils eben durch die, allerdings schlecht organisierten Geheimgesellschaften, teils durch die jammervollen sozialen und ökonomischen Zustände in dem durch Mißwirtschaft ruinierten Lande und der darin und im Heidentum begründeten, weit verbreiteten Lust zum Stehlen, Rauben und Plündern. Zu den immer vorhandenen Ursachen waren diesmal noch Mißernten und Teuerung getreten und die herzlose Ausbeutung dieser Mißstände durch die Reiswucherer, die Aufregungen der Pest und des Krieges.

Der Krieg mit Japan und die darauffolgenden Ereignisse der großen Politik, die Aufteilung Chinas, begannen nun aber ihre Wirkungen auszuüben. Dem Volk und auch seinen geistigen Führern gingen allmählich die Augen auf, sie ahnten die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, die innere Fäulnis des Volkslebens und Staatswesens, den drohenden Zerfall des Reiches. Man begann zu merken, daß im chinesischen Reich und Volk die Heilkräfte nicht liegen. Man erwartete die Hilfe von außen. Die Willigkeit, vom Ausland zu lernen, nahm zu. Das Sichaufschließen mußte auch der Mission zu gute kommen und wird ihr zu gute kommen. Zunächst allerdings trieb im Basler Missionsgebiet ein anderer Umstand die Leute den Gemeinden in die Arme. Die Regierungstruppen, die jenen revolutionären Bewegungen und den Räuberbanden wehren sollten, vermieden es in der Regel, mit den Banditen in Berührung zu kommen, setzten dann aber ihr Raubgeschäft im Namen der Regierung fort. Weil sie dabei auf die Mission und deren Angehörige Rücksicht nehmen mußten, so suchten gerade vermögliche Leute durch Anschluß an die Mission den Plackereien der Soldaten zu entgehen. Das war freilich für die Mission ein zweifelhafter Gewinn. Immerhin kamen nun viele, die früher nichts als Vorurteile gegen die Mission gehegt hatten, mit ihr in nähere Berührung und schenkten der Predigt Gehör. Die Bewegung zu Gunsten des Christentums erstarkte zusehends. Die Zahl der Taufbewerber betrug Ende 1896 schon 513, das Jahr darauf 634 und 1898 wurden sogar über 1000 Heiden getauft. Man beobachtete den Umschwung am meisten in den Stationsgebieten des Oberlandes, am stärksten in dem von Hinnen, am auffälligsten in Kayintschu, dessen Gemeinde sich 1898 verdoppelte. Die Leute drängten sich zu den Kapellen und Predigtlokalen. Ein frischer Wind strich durch die Segel. Die Arbeiter wurden von der sich mehrenden Arbeit geschoben und gedrängt. Ganz neue Ortschaften erschienen in den

Berichten.[1]) Auch die Bücherleser machten sich herzu und begehrten nach abendländischer Litteratur.

Man überschätzte diese Bewegung und ihre Bedeutung nicht. Der Wunsch, durch Anschluß an die Gemeinde einen Schutz gegen den Mandarin zu finden, lag bei vielen zu Grunde. So erklärten sich zu Anfang 1898 in Sinpuhi im Gebiet von Kayintschu große Scharen für das Christentum. Hätte der Missionar nicht vorsichtige Zurückhaltung beobachtet, so hätte er wohl Tausend taufen können. Allein schon das, daß offenbar Feindschaft gegen den katholischen Priester mit im Spiel war, erregte Verdacht. Bald stellte es sich heraus, daß politische und hochverräterische Bestrebungen zu Grunde lagen. Man wollte sich bei seinen revolutionären Umtrieben durch die Freundschaft mit der Mission decken. Glücklicherweise erkannten Missionar und Regierung noch rechtzeitig die wahre Absicht der Leute. Bei manchen Uebertretenden wirkte das Bestreben mit, den Ungerechtigkeiten der Katholiken zu entfliehen und bei den Protestanten Gerechtigkeit und Schutz vor ungerechten Prozessen zu suchen. Die katholische Mission suchte sich nämlich die sozialen und politischen Notstände in der Weise dienstbar zu machen, daß sie alles Gesindel, das zu ihr hielt, beschützte und so einen großen Zulauf gewann. Endlich waren durch die lange Missionsarbeit doch auch viele am Götzendienst irre geworden und wollten sich durch den Uebertritt den vielen Verpflichtungen, die das Heidentum mitunter bis zum ökonomischen Ruin der Familie mit sich bringt, entziehen.

Aber, so sehr die Ursachen des ungewöhnlichen Fortschreitens der chinesischen Mission in den letzten Jahren in den politischen Ereignissen und in den sozialen Verhältnissen des chinesischen Reiches liegen mögen: ganz erklärt sich die Wendung der Dinge aus diesen Faktoren nicht. Der Jahresbericht von 1899 schließt den Abschnitt über China mit diesen Worten: „Darin, daß die Strömung, welche die Geister und Herzen dem Evangelium zuwendet, allgemeiner wird und bald keine Station mehr ist, auf der sie sich nicht geltend machte, scheint ein besonders hoffnungsvolles Zeichen zu liegen, daß wirklich nach Gottes Ratschluß eine Gnadenzeit für das Hakkavolk anbrechen soll. Es ist, als sollte Lechlers Scheiden aus der chinesischen Mission mit dem Abschluß einer ersten Missionsperiode für China, die von ihm 1847 eingeleitet wurde, zusammenfallen, und als sollte nun eine zweite Periode beginnen, in der auch noch Früchte der Arbeit und der Leiden der Begründer unserer chinesischen Mission reifen."

[1]) Oehler, Mitteilungen in der Generalkonferenz, F. B. 1899, 91. — Schultze, Ein Besuch in der Provinz Fukien, M. M. 1899, 115.

5. Die Mission auf der Goldküste.[1])

Taufen von mehr als tausend Heiden in einem Jahr, wie dies 1898 die Brüder in China erlebt hatten, waren der Basler Mission bis dahin erst auf einem ihrer Felder beschert gewesen: auf der Goldküste. Hier waren im Jahr 1894 sogar 1226 Heiden übergetreten, auch 1897 waren es ihrer mehr als 1200 gewesen. Die Frucht opferreicher Aussaat und opferreicher Pflege konnte nun in reichen Garben eingeheimst werden, wenn sich gleich unter den Aehren auch viel taube befanden. Die Basler Missionskirche auf der Goldküste, die 1879 auf 9 Hauptstationen und 35 Außenposten 3960 Glieder gezählt hatte, vereinigte 1889 auf ebensoviel Hauptstationen, aber 98 Außenplätzen, 8224 Christen, und wieder zehn Jahre später hatte sich die Gemeinde verdoppelt: 16 806 Gemeindeglieder auf 11 Hauptstationen und 176 Außenplätzen. Seit 1896 hat die Goldküste Indien überflügelt.

Die großen Erfolge konnten nicht ohne große Opfer an Menschenleben errungen werden. Afrika erwies sich auch in dieser neuesten Periode der Goldküstemission als ein Todesland. Einzig die Jahre 1891 und 1892 verliefen, ohne daß die europäische Arbeiterschar durch Todesfälle decimiert wurde. Viermal erreichte die Zahl der Toten eine besonders hohe Ziffer, nämlich 1881—1883, 1886 und wieder von 1895 auf 96, wo der Bericht nicht weniger als elf Gefallene beklagen mußte. Die Küstenstationen und im Inland Kjebi waren die am stärksten betroffenen Gebiete. Das letztemal war es eine Art Seuche, die sich an der Küste Westafrikas hinzog und die namentlich unter den Angestellten der Missionshandlung viele Opfer erheischte. Damals schrieb der Inspektor: „Wir wollen uns in dieser Not hinwenden zu dem Gott, der uns schlägt, uns demütigen unter seine gewaltige Hand, uns auch nicht weigern, uns von ihm richten zu lassen.“ Aber auch abgesehen von jenen Sterbejahren wurde die Streiterschar, die 1879 dreiunddreißig (und zwanzig Frauen, eine Jungfrau), 1889 ebensoviel Männer, neunzehn Frauen und drei Jungfrauen und 1899 achtundvierzig Männer, siebenundzwanzig Frauen und vier Jungfrauen umfaßte, Jahr für Jahr durch Krankheiten geschwächt, und viele mußten früh und oft heimkehren. Das Komitee sah sich 1890 genötigt, eine erstmalige Heimkehr zur Erholung schon nach zweieinhalb Jahren zu gestatten, nachdem man 1885 die Frist noch auf dreieinhalb Jahre angesetzt hatte. Gerade um 1890 machte sich denn auch ein Mangel an älteren, erfahrenen Missionaren schmerzlich fühlbar.

---

[1]) Steiner, Saat und Ernte 2c. — Würz, Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern. A. M. Z. 1896, 155. — Zahn, Missionsrundschau. A. M. Z. 1898, 127. — Eckhardt, Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste. Traktat.

Notgedrungen mußte man schwere und verantwortungsvolle Aufgaben in die Hände von jungen Brüdern legen und manchem der ältern mehr zumuten, als für afrikanische Verhältnisse gut war. Besonders litt das Ga-Gebiet an diesem Mangel. Es war daran freilich nicht nur das Klima mit seinen Folgen schuld: die neubegonnene Kamerunmission erheischte damals viele Kräfte, und zur Leitung dieses neuen Werkes wurden im Laufe der Jahre drei bewährte Arbeiter der Goldküste entzogen.

Politische Ereignisse, die für die Entwicklung der Mission bedeutsam wurden, fallen in unsere Periode zwei: das Abkommen zwischen Deutschland und England über die Ausdehnung von Deutsch-Togo aus dem Jahr 1890, wodurch das ganze Hinterland der Station Anum und die Voltamission in die deutsche Interessensphäre einbezogen wurde. Das andere war die unblutige Expedition der Engländer nach Kumase in Harmattan von 1895 auf 1896, die zur Auflösung des Asantereiches führte und so der Mission freie Bahn schuf, den lang gehegten Plan einer Asantemission zu verwirklichen. Aus dem wirtschaftlichen Leben der Goldküste wurde besonders ein Umstand für die Mission bedeutsam. Seit 1890 nahm der Handel mit Rubber oder Gummi einen großen Aufschwung. Dieser Handel führte eingeborene oder europäische Händler weit ins Innere. Sie brachten europäische Tauschwaren, auch Geld kam ins Land. Die zunehmende Bekanntschaft mit der europäischen Kultur und ihren Erzeugnissen weckte das Verlangen nach mehr. Manchen ging ein Verständnis auf für die Vorteile der Schulbildung für Handelsgeschäfte. Es entstand so eine Willigkeit, einen Lehrer aufzunehmen, vielleicht sogar das Verlangen nach einem solchen. Diese Kulturbewegung, die sich namentlich in den Voltaländern bemerklich machte, veränderte die früheren Verhältnisse nicht wenig, sie brach aber auch dem Evangelium Bahn. Sie erleichterte die Niederlassung der Mission an verschiedenen Orten und empfahl sie der Bevölkerung. Freilich war nicht zu erwarten, daß die Herzen dadurch für geistliche Güter empfänglicher würden. Auch verbreitete sich mit dem Handel nur zu leicht der Branntwein, zumal innerhalb von Deutsch-Togo und durch schwunghaften Schmuggel auch im englischen Gebiet, wo sonst höhere Eingangszölle auf Spirituosen günstig wirkten.[1]) Im allgemeinen hatte der Gummihandel auf den Geist der heidnischen wie der christlichen Bevölkerung einen schlimmen Einfluß. Auch viele Gemeindeglieder wurden von der Sucht ergriffen, Gummi zu gewinnen und reich zu werden. So zogen sie oft viele Tage fort, um in den Wäldern die Bäume und Schlingpflanzen zu suchen, die den geschätzten Handelsartikel liefern. Wochen und Monate blieben sie fort und waren in dieser Zeit ohne geistliche Pflege. Manche kamen verwahrlost nach

[1]) Eingabe des Komitees an den deutschen Reichskanzler um Beschränkung der Branntweineinfuhr. H. B. 1885, 33. — Christ, Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangel. Heidenmission. M. M. 1895, 505.

Hause. Viele verloren auch durch das Herumschweifen den Geschmack an der mühsamen Arbeit auf der heimischen Pflanzung. Die Ga-Neger haben den Wandertrieb ohnedies in sich, weshalb sie von den Tschiern „Wander-Ameisen" genannt werden. Aber auch so weit im Innern wie in Akem konnte die Wanderlust mit einem Mal erwachen. So litten um 1895 die Gemeinden jenes Gebietes Schaden durch das Davonlaufen vieler Männer nach der Küste, nach Lagos oder auch ins Innere, des Handels wegen. Im Pfarrbezirk Kade war eine ganze Gemeinde bis auf einzelne monatelang abwesend. Und doch war für das Gedeihen der Gemeinden die Gewöhnung an den Landbau und an das damit verbundene seßhafte Leben überaus wichtig. Die Mission drang deshalb wo immer es anging auf das Anlegen von Kaffee- und Kakaoplantagen durch ihre Christen.[1])

Erschwert wurde die Missionsarbeit auch durch die Konkurrenz hauptsächlich der Wesleyaner. Die Ausbreitung der wesleyanischen Mission auf dem Basler Arbeitsfeld machte sich namentlich dadurch nachteilig fühlbar, daß sie die Uebung der Zucht in den Gemeinden und die Anwendung strenger Grundsätze bei der Heidentaufe erschwerte; denn die Wesleyaner nahmen willig jeden auf, der kam, und fragten nicht lange nach der Art seines Wandels. Besonders zogen sie die Jugend an sich, indem sie in allen ihren Schulen englisch unterrichteten.[2]) Die Katholiken errichteten in Akra eine Schule, die durch unentgeltlichen Unterricht die Jugend an sich zu locken suchte. Zu dieser „christlichen Konkurrenz" gesellte sich in jüngster Zeit auch die des Islam, indem die Hausa in Akra eifrig für den falschen Propheten warben. Mit dem vordringenden Mohammedanismus stieß man überdies in der ins Innere fortschreitenden Voltamission zusammen. Zum Heidentum der Heiden und der stark sinnlichen Natur des Volkes kam so noch eine Reihe von, die Missionsarbeit und die Gemeindepflege erschwerenden Einflüssen, der entsittlichenden Wirkung europäischen Lasterlebens ganz zu schweigen.

Die neue Periode der Goldküstemission wird eröffnet durch die Generalkonferenz vom März 1881 (vgl. S. 267). Ihr hatten die ersten Distriktssynoden und die Distriktskonferenzen der Missionare vorgearbeitet. Die Ausdehnung der Mission nach außen, nach Kumase und über den Volta, und der innere Ausbau der Gemeinden zur Selbständigkeit waren dabei die wichtigsten Beratungsgegenstände. Die Tschi-Distriktssynode beriet über die Stellung der Presbyter in den Gemeinden, über ihre Pflicht, sich an der äußeren Gemeindeleitung zu beteiligen und

[1]) Bohner, Die Hauptaufgaben einer westafrik. Kolonialregierung 2c. Basel 1889. — Die Erziehung des Negers zur Arbeit. M. M. 1887, 177.

[2]) Ueber die Mission der Wesleyaner auf der Goldküste. Vgl. A. M. Z. 1898, 135.

die innere Entwicklung zu beeinflussen. Man handelte von der Handhabung der Disciplin, insbesondere gegenüber dem Branntwein, dem Tätowieren, dem heidnischen Nessenerbrecht und den sogenannten Kostümen oder nationalen Feierlichkeiten beim Eintritt ins Mannesalter und bei Beerdigungen. Die Distriktskonferenzen der Missionare faßten die Beschränkung der Ausgaben ins Auge, damit mehr Mittel für die Mission unter den Heiden flüssig würden, und die Anstellung von Evangelisten nach kürzerer Schulung. Die Generalkonferenz erhöhte dann die Kirchensteuer auf das Doppelte des bisherigen Betrages, von 1 Schilling auf $2^1/_4$, vereinigte die verschiedenen Gemeindekassen in eine einzige und beantragte, an jede Gemeinde von über 200 Seelen einen eingeborenen Pfarrer zu stellen. Man traute in Basel den afrikanischen Christen zu, größere Rechte ertragen zu können und größere Opfer bringen zu wollen. Die Verhandlungen der Synoden ergaben je länger je mehr ein Bild von der Art, wie der Sauerteig des Evangeliums den heidnischen Teig durchsäuert.[1])

Was auf den verschiedenen Zusammenkünften beraten worden war, das sollte Inspektor Prätorius auf seiner Visitation prüfen, unter Umständen abändern und zur Durchführung fertig machen.[2]) Am 7. September 1882 begab er sich nach England, um sich dort auf seine Aufgabe noch besonders vorzubereiten. Er legte es auf reiche und weite Ausbeute seiner Reise an und ging am 14. Oktober aufs Schiff, reicher beladen, als mancher heimkehrt, wovon noch nach seinem Tode die Briefe englischer Freunde Zeugnis gaben, die in der kurzen Zeit den kenntnisreichen, bescheidenen und ganz seiner Aufgabe sich hingebenden Mann lieb gewonnen hatten. In Bathurst und in Freetown betrat er Afrikas Boden zum erstenmal. Am 17. November begrüßten ihn Brüder und Gemeinde in Christiansborg. Alsbald begann er sein afrikanisches Tagewerk; Sitzungen mit den Missionaren und den Presbyterien, Visitationen auf Stationen und in Schulen und Anstalten, Konferenzen und Synoden folgten Tag für Tag aufeinander, nur unterbrochen durch die Reisen von Station zu Station im Ga-Gebiet, bis er am 27. Dezember in Akropong anlangte. Nun gab es eine Ruhepause, keine freiwillige. Es war ein Anfall von Dysenterie, von dem er scheinbar wieder genas, so daß er die Akuapemsynode mit 45 Pastoren und Presbytern halten konnte, auch noch die Station Aburi bei steigendem Wohlbefinden visitierte. Er vollendete die beschwerliche Reise nach Kjebi, und wurde unterwegs tief erschüttert durch den Tod von Frau Buck, die er mitten im Urwald auf der Heimreise sterbend antraf. In Kjebi hielt er mit 117 Katechisten und Presbytern die

[1]) Miescher, Die Arbeit der kirchl. Synoden auf dem Missionsgebiet. M. M. 1898, 133. — Die Ga-Adangmesynode in Christiansborg. M. M. 1887, 287.

[2]) Mitteilungen aus der Visitationsreise, H. B. 1882, 81. 89, 1883, 3. 9. 16. 25. 33. 41. — Ueber das Ende des Inspektors, H. B. 1884, 26.

große Akemsynode. Aber nun setzte das Fieber ein, um ihn nicht mehr zu verlassen. Er kam noch nach Begoro, wo eben Missionar Krauß begraben worden war. Dann kehrte er krank zurück nach Akropong, Aburi und Akra. Hier lag er die letzten Wochen, angesichts des Meeres, das die Dampfer vor seinen Augen heimwärts trug. Am 7. April 1883 entschlief er und wurde in afrikanischer Erde bestattet. Der Begleiter, der zuvor Inspektor Schott auf seiner Visitation und hernach Inspektor Oehler nach China und Indien begleitete, Wilhelm Preiswerk, brachte der tiefbetrübten Missionsgemeinde in der Heimat und dem Komitee die Berichte von seiner Arbeit und von seinem Leiden. Prätorius hat nicht umsonst gearbeitet und nicht vergeblich gelitten. Daß sein Andenken auch bei den Negern fortlebt, zeigt am schönsten die Thatsache, daß die Gemeinde in Akra einer Kapelle, die sie 1899 einweihte, den Namen verlieh: „Prätorius Memorial Church".

Die Basler Missionskirche auf der Goldküste entwickelte sich in erfreulicher Weise. Rasch stieg die Zahl der eingeborenen Pfarrer.[1] Nicht nur auf einigen Filialen wie früher, sondern vor allem in den Gemeinden der alten Hauptstationen Christiansborg, Abokobi, Aburi, Akropong und Kjebi waren nun solche in Thätigkeit. Noch Prätorius hatte die ersten, englisch abgefaßten Jahresberichte von dreizehn solcher Pfarrer gelesen und daraus ersehen, daß die meisten ihr wichtiges Amt mit rechter Freudigkeit ergriffen und mit Geschick anfaßten. Es zeigte sich freilich — am deutlichsten in Adâ (vgl. S. 268) —, daß europäische Leitung nicht bloß im ganzen, sondern auch im einzelnen lange nicht könne entbehrt werden, wie denn andere Missionen z. B. die englisch-kirchliche, die den Grundsatz, die europäischen Kräfte zurückzuziehen, am Niger noch stärker durchgeführt hatte, hievon als von einer voreiligen Maßregel wieder zurückkam. Man suchte in Basel einen richtigen Mittelweg einzuschlagen. Es war erfreulich zu sehen, mit welchem Eifer und mit welchem Verständnis manche der eingeborenen Geistlichen ihre Arbeit thaten. Von Peter Hall in Akropong hieß es: er ist unermüdlich in der Seelsorge; oft besucht er mit Tagesgrauen seine Christen, um zu sehen, ob sie auch Hausandacht halten. Theophil Opoku, der an die in trauriger Weise heruntergekommenen Gemeinde in Adukrom gestellt wurde, ergriff mit sicherer Hand die Zügel, und bald hatte die ganze Außenstation ein anderes Aussehen. Die meisten der jetzt zwanzig eingeborenen Pfarrer sind recht tüchtige Leute. Einer von ihnen, Reindorf, hat eine Geschichte der Goldküste in Englisch geschrieben. Und nicht leicht wird man etwas Erbaulicheres lesen als den Bericht von dem Siechbette Pfarrer Quist's.[2]

Allerdings mußten von der großen Schar der Katechisten und Lehrer manche wegen schwerer sittlicher Verfehlungen wieder entlassen

[1] vgl. die Amtsordnung für einen solchen Pfarrer, J. B. 1887, 102.
[2] Mitgeteilt von Duisberg, H. B. 1897, 69.

werden. Es verging kaum ein Jahr, daß sich nicht solch schmerzliche Vorfälle ereigneten. Die Zahl der Katechisten betrug vor zwanzig Jahren 39, zehn Jahre später waren es 89, und 1899 betrug ihre Zahl sogar 129. Dennoch litt man stets Mangel an eingeborenen Kräften, und das Predigerseminar in Akropong erwies sich als ungenügend, die nötige Zahl von Katechisten zu liefern. Für Akem hatte schon Missionar Buck unter Schott die Anweisung erhalten, sich selbst Gehilfen aus den Eingeborenen heranzuziehen, die nach kürzerer Vorbereitungszeit in der Arbeit verwendet werden könnten. Das Bedürfnis nach einer weiteren Bildungsstätte für Gehilfen wurde immer größer, denn viele der Akroponger Seminaristen gingen in besser besoldete Regierungsstellen über. So gründete man denn 1898 in Abetifi eine kleine Bildungsanstalt für Evangelisten und gestaltete sie das Jahr darauf zu einem eigentlichen Predigerseminar um. Den Katechisten an die Seite stellten sich die Gemeindeältesten oder Presbyter. Auch unter ihnen waren viel wackere Leute. Die Aeltesten von Abokobi zogen manchmal am Sonntag aus, um zu missionieren und Kranke zu besuchen und übten kindlich-gläubige Fürbitte. Der tüchtige Pfarrer von Date, Koranteng, hatte ein wackeres Presbyterium zur Seite, das Zucht übte. Auch in Akem erstarkte das Ansehen der Aeltesten, so daß die Gemeinden ihrem starken Arm viel zu verdanken kriegten.[1]) Leider bekam man auch anderes zu hören. Die Geschichte von Adâ ist schon früher erzäht worden. Osabute war nicht der einzige, der sein Aeltestenamt mißbrauchte. In Aburi wollte 1884 ein Presbyter die ganze Gemeinde zu sich herüberziehen, als man ihn ausgeschlossen hatte. Es gab bewegte Verhandlungen. Namentlich unterlagen aber Katechisten und Aelteste hie und da der Versuchung, ein politisches Aeltestenamt oder eine Häuptlingsschaft anzunehmen, womit meistens der Rückfall ins Heidentum verbunden war. Das betrübendste Beispiel dieser Art bot ein Nationalgehilfe, der 1892 zum König von Ost-Krobo erwählt worden war.[2]) Man hoffte zuerst, er würde sich als Christ auch auf dem Königssessel beweisen, umsomehr als die englische Regierung ihm seinen heidnischen Verwandten gegenüber den Rücken stärkte. Aber die Versuchung wurde doch zu groß für ihn. Er mußte schon 1893 aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, und bald ging ein ganz schlechter Einfluß von ihm aus. Doch es fehlte auch an erfreulichen Gegenstücken nicht. Der Häuptling von Asiakwa in Akem, ein früherer Christ, trat von der Häuptlingswürde wieder zurück, weil er als Heide keine Ruhe mehr fand, und schloß sich der Gemeinde wieder an, und der treffliche Aelteste Ata in Abetifi leistete allen Aufforderungen, die Königswürde anzunehmen, standhaft Widerstand, weil er einsah, daß er als König sein Christentum kaum unbefleckt erhalten könnte.[3])

[1]) Eine Versammlung der Gemeindeältesten Akems. H. B. 1889, 77.
[2]) Mischlich, Wichtige Tage für das Kroboland, H. B. 1892, 81.
[3]) Obrecht, Eine ausgeschlagene Königskrone. H. B. 1899, 18.

Die kirchliche Zucht aufrecht zu erhalten, war oft ein schwieriges Stück Arbeit. Auch bei den Christen und auch in den älteren Gemeinden fand sich noch viel Heidentum. Beim Bau der neuen Kirche in Aburi (1887) bereiteten die Unzuverlässigkeit, Saumseligkeit und der Eigensinn der Christen dem leitenden Missionar schwere Geduldsproben.[1]) Die Aburier Heiden und Christen erhielten überhaupt eine schlechte Note als ein besonders rohes und hartes Volk. Vielleicht daß sich unter Dieterles Regiment mehr als anderswo Uebelstände einschleichen konnten; wenigstens gab es gleich nach seinem Weggang eine Sichtung. Unter Katechisten, Lehrern, Aeltesten und Gemeindegenossen mußte man mit Absetzung, Entlassung und Ausschließung vorgehen, weil endlich offenbar geworden war, was an heidnischen Gräueln und Fleischessünden sich bisher unter der Decke versteckt gehalten hatte. Noch 1889 gab es Klagen über Widerspenstigkeit, Unbotmäßigkeit und Liebäugeln mit den Heiden, besonders unter der heranwachsenden Jugend. Die Gemeinde in Aburi verweigerte sogar, die jährliche Kirchensteuer zu zahlen, so daß die Gottesdienste eingestellt werden mußten, um die Christen zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bringen. In Mamfe bei Akropong lehnte sich 1894 das Gemeindlein gegen seinen Pfarrer Opoku auf. Aber auch hier treten den Schatten- die Lichtbilder entgegen. Manche Gemeinden erhalten ein gutes Zeugnis. Sogar aus dem verschrieenen Stationsgebiet Aburis vernimmt man von der Gemeinde in Tutu aus der Feder ihres eingeborenen Pfarrers Asare folgende Schilderung: „Fast alle Gemeindeglieder erscheinen regelmäßig beim Gottesdienst; nur wenige muß man dazu treiben. Jeden Tag wird am frühen Morgen ein Gottesdienst gehalten, an dem die meisten Gemeindeglieder teilnehmen, die Frauen lieber als die Männer. Ehe er beendigt ist, darf niemand Wasser holen oder auf die Plantage gehen. Zur Verhütung von Streitigkeiten hat sich die Ordnung bewährt, daß solche, die öffentliche Händel gehabt haben, ehe man ihre Sache untersucht, je zwei Mark Strafe bezahlen müssen." Die Aeltesten in Date suchten auf ähnliche Weise Zucht und Ordnung zu halten, wobei es denn allerdings zuweilen sehr gesetzlich zugeht. Sie stellten von sich aus eine ganze Reihe von Bestimmungen auf über das Zuschauen bei heidnischen Festlichkeiten, das Baden der Frauen an öffentlichen Plätzen und Händel auf offener Straße, die sich gut und heilsam erwiesen.

Auch die Missionsleitung wie die Synoden und Konferenzen der Missionare hatten sich viel mit Fragen kirchlicher und christlicher Zucht und Sitte zu beschäftigen. Wie sollte es mit Mischehen gehalten werden? Solche zwischen Christen und Heidinnen konnte man nicht ganz verbieten, wo aber der christliche Teil der weibliche wäre, sollte nach Kräften gewehrt werden. Auch die Frage der Vielweiberei war wieder zu erörtern und

[1]) Der Kirchenbau in Aburi. H. B. 1888, 11.

man erkannte, daß es Fälle gebe, wo die Lösung der mehrfachen Ehe nicht möglich sei, ohne größeres Uebel anzurichten, und man also die Taufe nicht durchaus verweigern könne. Missionare und Kirchenälteste waren fast alle gegen die Zulassung von Polygamisten, und es sind auch bloß ganz vereinzelte Fälle gewesen, in denen man von der Regel abwich, die solche Leute von der Taufe ausschloß. Man entdeckte erst jetzt, daß bei einigen Stämmen der Goldküste vielfach die Beschneidung üblich sei. Auch die Christen vollzogen sie aus Anhänglichkeit an die väterliche Sitte, und weil Unbeschnittenheit für eine Schande gilt. Die Beschneidung, urteilte das Komitee, ziemt sich nicht für Christen, da sie doch ein Stück Heidentum ist, und leicht zu heidnischen Gebräuchen Anlaß giebt. Man verbot sie indes nicht auf einmal, gab aber Weisung, sie nach Kräften durch Belehrung und seelsorgerliche Zusprache zu bekämpfen. Zu bekämpfen blieb auch die große Neigung zum Luxus bei Festlichkeiten und in der Kleidung, besonders an der Küste; doch wollte man auch hier kein förmliches Gesetz aufstellen, wie es die Synode des Ga-Distrikts vorgesehen hatte: wer europäische Tracht trage, dürfe bei Hochzeiten nicht mehr als 200 Mark, wer Landestracht, nicht mehr als 90 Mark ausgeben. Nur gegen die Schnapspest ging man unerbittlich vor: das Schnapstrinken blieb verboten; Gewohnheitstrinker wurden ausgeschlossen. Eine besondere Schwierigkeit bereitete das englische Ehegesetz auf der Goldküste, das zwar einer christlichen Auffassung von der Ehe Eingang verschaffen sollte, aber mit seinen unweisen Bestimmungen vielmehr eine Gefahr für die Zucht in den Gemeinden bedeutete. Bei schwerer Strafe durfte nämlich keine kirchliche Trauung mehr ohne Erlaubnis der Regierung vorgenommen werden. Wollte sich ein Christ trauen lassen, so mußte er sich durch seinen Pfarrer oder Missionar beim Zivilstandsamt in Christiansborg anmelden lassen und sich drei Wochen später persönlich stellen, gleichviel ob er zwanzig oder dreißig Stunden weit von der Küste wohnte. Er mußte viele Gänge machen und zehn Franken Taxe erlegen; dann erst durfte ihn der Pfarrer trauen, und zwar nur in einer derjenigen Kapellen, die hiefür von der Regierung bezeichnet worden waren. Von dem allem waren die Heiden frei. Sie durften sich nach Landessitte verheiraten, ohne die Erlaubnis der Regierung einholen oder eine Taxe entrichten zu müssen. Es liegt auf der Hand, daß jene Bestimmungen über die Eheschließung der Christen einen schlimmen Einfluß ausüben mußten. Das Komitee richtete deshalb an die Regierung die Bitte, die Zivilstandsämter auf der Goldküste zu vermehren, damit die Eheschließung nicht länger unnötig erschwert sei.

Die finanzielle Selbständigkeit der Missionsgemeinden machte in dieser Periode schöne Fortschritte. Eingeleitet wurde sie durch jenen Beschluß der Generalkonferenz von 1881, die Kirchensteuer zu verdoppeln. Seitdem steigerten sich die Leistungen der Gemeinden immer mehr. Besonders große Summen gingen bei den verschiedenen alljährlichen Missions-

festen als Opfer ein, oft über 1000 Fr.[1]) Manche Gemeinden legten Kaffeepflanzungen an, um aus ihrem Ertrag die Gemeindebedürfnisse zu bestreiten. Oft wurde ein Tag in der Woche bestimmt, wo die Christen in diesen Gemeindeplantagen arbeiten mußten. In einigen Gemeinden fand auch der Gedanke, das jährliche Erntedankfest durch Darbringen von Dankopfern aus dem Ernteſegen zu feiern, freudigen Anklang. Die kleine Gemeinde Abetifi legte beim Dankfest von 1897 meist in Feldfrüchten ein Opfer von über 50 Fr. in der Kirche nieder.[2]) In Akropong wurden sie in fröhlicher Prozession zur Kirche gebracht. Einer alten Christin gefiel das so gut, daß sie zum Pfarrer sagte: „Herr, das ist ein gesegneter Tag; laßt es uns jeden Sonntag so halten." An Kapellen- und Schulbauten leistete die Missionskasse immer kleinere und oft gar keine Beiträge, auch der Unterhalt der Anstalten, die Bestreitung der Kostgelder wurden immer mehr den eingeborenen Christen überbürdet. Vor einigen Jahren beschloß die Ga-Synode eine nochmalige Verdoppelung der Kirchensteuer, so daß nunmehr jeder Kommunikant fünf Franken zu entrichten hat. Der Tschidistrikt wollte erst nicht nach. Die Aeltesten erklärten, zuvor „das alte Weib fragen", d. h. beraten zu wollen, ehe sie darüber Bescheid gäben. Dann erklärten sie sich bereit, daß wenigstens die Männer von 1899 an vier Schilling entrichten sollten, wenn es der Missionar gar nicht anders thue, und schließlich verstand es der Generalpräses der Goldküstemission, die Leute dazu zu bringen, daß auch die Frauen dieselbe Steuer entrichten. 1878 waren bei der Generalkasse in Afrika an Kirchensteuer 1898 Fr., an Schulgeld 925 Fr. eingegangen. 1888 betrug die Kirchensteuer 7482 Fr., das Schulgeld 1484 Fr. Im Jahre 1898 waren dann die Leistungen für kirchliche Zwecke und Mission überaus ansehnlich. Die Kirchensteuer ging besonders im Ga-Distrikt besser ein als früher. Kirchensteuer, Sonntags- und Festopfer, sonstige Beiträge und Schulgelder beliefen sich auf über 38 000 Fr. Dazu kamen noch namhafte Beiträge zur Deckung des Defizits jenes Jahres.[3]) Dafür steuerten auch Heiden bei. Die Könige von Odumase und Sra veranstalteten besondere Versammlungen ihrer heidnischen Unterthanen, wiesen auf die Wohlthaten hin, die man der Mission verdanke, und erhoben Beiträge. Mit Einschluß größerer Beiträge der europäischen Missionsgeschwister steuerte die Goldküste über 12 000 Fr. zur Deckung jenes Defizits bei.

Das Missionsschulwesen auf der Goldküste, das sich bis zu Beginn unserer Periode vollständig frei und unabhängig hatte entwickeln können, erlitt eine wesentliche und vom Missionsstandpunkt aus bedauerliche Umgestaltung dadurch, daß die englische Kolonialregierung anfing,

[1]) Missionsfeste und Missionsopfer auf der Goldküste. K. B. 208.
[2]) Obrecht, Ein Buß-, Dank- und Bettag in Abetifi. H. B. 1898, 69.
[3]) Was ein Defizit vermag. K. B. 224. — H. B. 1899, 10.

auch hier, wie sie es in Indien schon lange geübt hatte, ihre Forderungen aufzustellen und ihre Unterstützung von der Erfüllung dieser Forderungen abhängig zu machen. Die Forderungen der Regierung hatten aber wesentlich die Anglisierung der Eingeborenen im Auge, Pflege des englischen Unterrichts bei Mißachtung der Landessprachen. Die Mission suchte allerdings ihre Grundsätze gegen die der Regierung zu verteidigen, sah sich aber doch genötigt, Schritt für Schritt nachzugeben.[1]) 1890 verlangte die Regierung, daß künftig alle Lehrer an den von ihr unterstützten Missionsschulen sich ein Regierungspatent erwerben mußten, und das Komitee willigte nach einigem Zaudern ein, sich dieser Lehrerpatentordnung zu unterwerfen; denn wollte man dies nicht thun, so war zu fürchten, daß das eigene Schulwesen der Konkurrenz anderer Schulen, die von der Regierung unterstützt werden, auf die Dauer nicht standhalten werde und man so den Einfluß auf die Jugend verliere. Man sah sich in folge dessen genötigt, eine besondere Lehrerbildungsklasse in Verbindung mit dem Predigerseminar einzurichten. Die Regierung legte den Hauptnachdruck auf das Englische; das Komitee aber wollte einen gründlichen Unterricht in den Landessprachen unter keinen Umständen preisgeben und hielt daran fest, daß ein solider Elementarunterricht in Ga oder Tschi dem Englischlernen vorangehen müsse; denn man wollte der Schule das nationale Gepräge wahren und wußte auch, daß jedenfalls ein wirksamer, die Schüler innerlich anfassender und umbildender Religionsunterricht nur in ihrer Muttersprache erteilt werden könne.

Das Streben nach englischer Bildung machte sich, zumal im Küstengebiet, immer stärker geltend. Es wurde als Uebelstand empfunden, daß der Gemeindejugend, soweit sie nicht für den Missionsdienst vorbereitet wurde, keine Gelegenheit zur Weiterbildung fürs praktische Leben geboten werde. Manche Schüler hatten die sechsklassigen Knabenschulen schon mit zwölf Jahren durchlaufen und mußten nun, wenn sie im Englischen weiter kommen wollten, anderwärts, bei den Wesleyanern, in religionslosen Regierungsschulen oder bei den Römischen Gelegenheit dazu suchen und wurden so der Gemeinde entfremdet. Man beschloß deshalb, in Akropong zwei englische Fortbildungsklassen zu errichten, die Kosten sollten durch Schulgelder und Regierungsbeiträge so ziemlich gedeckt werden. Die Brüder wünschten auch, daß neben der Mittelschule in Christiansborg, die unter dem Einfluß der Küstenverhältnisse leidet, eine zweite für den Ga-Distrikt, etwa in Abokobi errichtet werde, diese um einen kräftigeren Nachwuchs an Seminaristen und Gehilfen zu erhalten. Doch wäre dies nur möglich geworden, wenn man die Mädchenanstalt in Abokobi hätte aufgeben können, und dazu konnte sich das Komitee bei dem tiefen

[1]) vgl. Oehler, „Das Verhältnis des Missionsschulwesens zu dem kolonialen Regierungsschulwesen" in den Verhandlungen der 9. kontinentalen Missionskonferenz S. 64.

sittlichen und religiösen Stand des weiblichen Geschlechts nicht leicht entschließen, wie auch unter den Missionaren ernste Bedenken dagegen geltend gemacht wurden. Vom zweiten Predigerseminar in Abetifi war schon die Rede. Die Ausdehnung der Mission nach Deutsch-Togo ließ auch den Plan aufkommen, eine besondere Bildungsanstalt für Gehilfen aus dem deutschen Gebiet zu schaffen, wo das Deutsche an die Stelle des Englischen treten würde. Zuerst suchte man sich damit zu begnügen, deutschen Unterricht in Mittelschule und Seminar in Akropong für Togoschüler einzurichten, dann begann man in Anum, Togoschüler in deutscher Sprache zu unterrichten. Als aber die englische Regierung dies verbot, sah man sich genötigt, im deutschen Gebiet selber eine derartige Schule zu schaffen. Ueber einen Versuch in Akpafo ist man aber nicht hinausgekommen.[1])

1879 zählte die Basler Mission in 37 Schulen 1121 Schüler, davon waren 864 Christen und 257 Heiden, 792 Knaben und 329 Mädchen. 1889 unterrichtete man in 92 Schulen 2512 Schüler, nämlich 1817 Christen und 695 Heiden, 1690 Knaben und 822 Mädchen. 1899 befanden sich in 154 Schulen 4985 Schüler, 3237 Christen und 1748 Heiden, 3583 Knaben und 1402 Mädchen. Die Zahl der Predigerseminaristen hob sich in diesen zwanzig Jahren von 20 bis gegen 50, dazu kamen in den letzten Jahren an die zwanzig Lehrerseminaristen. Aus über 60 Mittelschülern wurden gegen 260. Der Regierungsbeitrag für die Schulen hatte 1878 Fr. 2515 betragen, 1888 hatte man keinen empfangen, 1898 aber erreichte er eine Höhe von 30 190 Franken. Die große Schülerzahl — die Basler Missionsschulen umfassen ein Drittel sämtlicher Schüler der Goldküste überhaupt — bietet doch eine gewisse Bürgschaft dafür, daß nicht bloß eine oberflächliche Kenntnis des Christentums sich im Lande verbreitet, daß vielmehr das Evangelium wirklich ins geistige Leben des Volkes eingeführt wird. Eine Frucht solcher Arbeit ist das selbständige geistige und geistliche Leben, das sich in der Fähigkeit und im Trieb eigener Weiterbildung kundgiebt. Man sandte jetzt jährlich sechs- bis siebenhundert Afrikaner, die lesen konnten, unter das Volk zurück. Die wollten nun auch etwas lesen; denn die Zeiten sind auch in Afrika vorüber, da Bibel, Katechismus und Gesangbuch für den einfachen Leser genug waren. Man traf daher Anstalten, dem Lesebedürfnis entgegen zu kommen. In Akra errichtete man in neuester Zeit eine Buchhandlung.[2]) Auch das Blatt „Christian Reporter" war ein solches Unternehmen für den neugierigen oder wissensdurstigen Afrikaner.

An den großen Fortschritten der Goldküstemission hatte der Ga-Distrikt einen verhältnismäßig nur kleinen Anteil. Während die Gemeinden im Tschigebiet von 2306 Christen im Jahr 1879 auf 13 259 im

[1]) Groh, Ein Besuch im Predigerseminar in Akropong, H. B. 1894, 46.
[2]) Eine wertvolle Missionsgehilfin, H. B. 1899, 26.

Jahr 1899 anwuchsen, sich also fast versechsfachten, verdoppelte sich die Zahl der Christen im Ga-Gebiet, aus 1654 Gemeindegliedern wurden 3547. Dementsprechend entfiel immer nur ein bescheidener Bruchteil der Heidentaufen auf den Küstenstrich. Von den 1226 Heidentaufen des Jahres 1894 gehörten nur 163 seinen vier Stationen Christiansborg, Abokobi, Ada und Odumase an. Man hatte also am Ga-Gebiet ein genaues Seitenstück zum chinesischen Unterland.

Die Arbeit unter den Heiden wie die Pflege der Gemeinden war hier besonders erschwert durch den Wechsel der ab- und zuströmenden Bevölkerung, durch den alles beherrschenden Handelsgeist und die an manchen Orten entsetzliche Unsittlichkeit, der sich die Europäer im Bunde mit den Eingeborenen ergeben.[1]) Das Jagen nach Geld und Gut läßt das Bedürfnis nach etwas Höherem nicht einmal aufkommen und erstickt geistliche Regungen. Je mehr die Entfernung von der Küste zunimmt, desto besser kann sich die Mission entfalten. Welcher Geist sich unter dem Einfluß europäischer Civilisation an der Küste bildet, zeigte in charakteristischer Weise das Begehren eines ehemaligen Schülers in Christiansborg, der die Taufe seines Kindes in der Basler Missionsgemeinde davon abhängig machte, daß die als Taufzeugen funktionierenden Gemeindeältesten, die in Christiansborg unstudierte Leute waren und in Landestracht zu erscheinen pflegten, durch andere ersetzt würden; denn die Civilisation habe die Verhältnisse geändert, so müsse auch die Basler Mission ihre Einrichtungen ändern. Die hohle Halbbildung, das damit verbundene anspruchsvolle Wesen und die lächerliche Eitelkeit, die sich in europäischem Kleiderluxus gefällt und die namentlich an der studierenden Jugend unangenehm hervortrat, bereiteten viele Schmerzen. Ganz überwiegend war der Eindruck von dem fleischlichen Sinn, der Lauheit und Trägheit der Christen und der Gleichgültigkeit und trägen Sicherheit der Heiden. Auch schwere Heimsuchungen, wie eine Heuschreckenplage im Jahr 1895, machten die Herzen nicht weicher; der unter den Heiden verbreitete Fatalismus bemächtigte sich auch der Christen und wirkte lähmend und sittlich erschlaffend.

Erfreuliche Lebensregungen fehlten freilich nicht ganz. Es gab hie und da bemerkenswerte Uebertritte. 1885 befanden sich unter den Neugetauften Abokobis sechs Odonkoleute. Die Odonko stammen aus dem Sudan, wurden seinerzeit als Sklaven an die Küste gebracht und waren durch Diebereien, Räubereien und Greuelthaten berüchtigt. Ihr Uebertritt erschien als ein besonderer Erweis von der Kraft des Evangeliums. Die Christenfrauen in Akra bei Christiansborg kamen während der Abwesenheit der von ihnen geliebten Frau Missionar Rottmann wöchentlich zusammen, um für sie zu beten; und als sie von Europa zurückkam, war die Freude

[1]) Steiner, Land und Leute von Akra, Deutsche Kolonialzeitung 1885, 1. 2. — Ueber Heidenpredigt vgl. Steiner, Afrikanische Wanderbilder II. — Organisation der Heidenpredigt im Stationsgebiet, M. M. 1883, 305.

groß. Unter der Schai-Bevölkerung entwickelte sich das Missionswerk erfreulich. Besondere Empfänglichkeit fand sich zu Zeiten im Stationsgebiet von Adâ. Einzelne Gemeindlein blühten fröhlich auf, besonders wenn tüchtige Pfarrer oder Katechisten da waren. Man hört von einzelnen Christen mit gereifter Erkenntnis und Glauben. Aber auch in diesen lange bearbeiteten Gebieten war das Heidentum noch eine große Macht. Auf neubesetzten Plätzen mußten Uebertretende wie 1881, so noch 1896 fürchten, vergiftet zu werden. In dem wichtigen Filial Srâ bei Odumase, wo 1882 unter 1200 Heiden 102 Christen wohnten, ging es durch heftige Feindschaft hindurch. Die Gottesdienste wurden mehrmals gestört, die Christen beschimpft und bedroht. Eine Christenfrau wurde durch ein haßerfülltes Fetischweib aufs abscheulichste mißhandelt, weil sie gewisse heidnische Ceremonien nicht mitmachen wollte. Fetischfurcht und Vielweiberei hielten viele zurück.[1]) Dennoch berichteten die Missionare immer wieder, die Widerstandskraft des Heidentums werde sichtlich schwächer, die meisten Heiden schenkten weder den Fetischen noch den Amuletten Vertrauen. Die vom Heidentum leben, wurden eben deshalb immer feindseliger. Aber der Niedergang des Heidentums war noch nicht gleichbedeutend mit dem Fortschritt des Christentums. Und wenn es unter den Männern auch viel Aufgeklärte geben mochte, so hingen doch die Weiber mit großer Zähigkeit am Fetischdienst.[2])

Als eine Hochburg finsteren Heidentums erwies sich das Kroboländchen. Es stand schon lange unter englischer Herrschaft, das Christentum war dort so bekannt, daß die Heiden die Christen nach dem Maßstab christlicher Sittlichkeit maßen: dennoch waren Menschenopfer noch eine gewöhnliche Sache. Die Kroboer hatten das Fortbestehen der barbarischen Sitte wohl zu verbergen gewußt, aber noch immer galt keiner bei ihnen für einen Mann, der noch keinen Menschen umgebracht hatte. Früher waren die Mordthaten noch nicht einmal so häufig gewesen, weil man sich damals noch vor der Rache der umwohnenden Stämme gefürchtet hatte, die jetzt durch die englische Regierung in Schranken gehalten wird. Eine große Schlägerei führte zur Entdeckung der schauerlichen Zustände. Nun schritt die englische Obrigkeit 1892 allerdings kräftig ein. Die zwei Städte auf dem Kroboberge, die bisher wilde, unsittliche Festlichkeiten gesehen und die Mordlust der Kroboer eigentlich gereizt hatten, wurden nun zerstört. Man verbot, Menschengebeine zum Fetischdienst zu verwenden und drohte mit harten Strafen.[3]) Von da an wurde es merklich besser, obwohl solche Sitten unter einem Volke, das das

[1]) Rottmann, Der Götze Odente ꝛc., Traktat.

[2]) Kopp, Die heidnische Frauenwelt im Kroboland, M. M. 1893, 403.

[3]) Mischlich, Wichtige Tage für das Kroboland. H. B. 1892, 81. — Ueber Krobo und die Mission daselbst. J. B. 1887, 77. 1888, 56. 1894, 44. 1895, 38. 1898, 47. — Kopp, Die Mission in Krobo. J. B. 1891, 44.

Lügen den Kindern systematisch beibringt, dem Arm der Obrigkeit nicht sofort weichen, weil sie sich ihrem Auge entziehen können. Man las denn auch 1898 von einem Aufleben jener schändlichen Feiern unter neuem Namen, und dem Missionar von Odumase war es, als ob sich die furchtbare Macht des Fetischdienstes und die sittliche Verkommenheit des Volkes immer mehr enthülle. Die Missions- und Gemeindearbeit unter den Krobos wurde außerdem dadurch erschwert, daß sie viel auf ihren Plantagen landeinwärts abwesend waren. Es blieb nichts anderes übrig, als ihnen auch dorthin nachzugehen, und so entstand als Außenstation von Odumase Okpesi. Die kleine Kapelle und das Katechistenhaus mit dem Prediger und seiner Schule boten ein liebliches Bild mitten in dem heidnischen Plantagengebiet.

Wahrscheinlich auch unter dem Eindruck, den alle Schwierigkeiten und die langsamen Fortschritte der Mission im Ga-Distrikt auf die Arbeiter machten, stellten sie 1897 den Antrag, das Gebiet in Zukunft schwächer zu besetzen, um desto rascher in das noch missionslose, vom Mohammedanismus bedrohte Innere vorzudringen. Das Komitee ging nicht darauf ein. Man fürchtete wohl mit Recht, der abnehmende Einfluß der Missionare würde sich bald bei Gemeinden und Gehilfen schmerzlich fühlbar machen. An den Brennpunkten des Kulturlebens darf das Christentum nicht nur schwach vertreten sein; solche Brennpunkte sind aber vor allem Küstenstädte wie Christiansborg, Akra und Adâ.

Die Mission im Tschi-Distrikt behauptete sich auf den Bergen von Akuapem, erfocht in Akem reichen Sieg und machte kräftige Vorstöße ins Fanteland, nach Asante und dem Volta entlang ins Gebiet von Deutsch-Togo.

In Akuapem liegen die alten Hauptstationen Akropong mit seinen Schulen und Aburi, seit 1885 der Sitz eines Missionsarztes und eines Sanatoriums. Das Heidentum bekam in diesem Ländchen zu spüren, daß es unterliegen müsse.[1]) Allerdings ging vom König von Akropong ein bewußter und planmäßiger Widerstand gegen das Evangelium aus, eben weil er fürchtete, das Christentum möchte zur Herrschaft kommen; und es ging in Akropong zeitweilig auch recht hübsch voran, im Gegensatz zu Aburi, das man selten rühmen hörte. 1892 wies Akropong allein 185 Heidentaufen aus. Besonders wuchs die Gemeinde Date, die 1898 mit 1535 Christen weitaus die größte Christengemeinde auf der Goldküste war. Auch schien der Einfluß einiger dem Christentum abgeneigter Machthaber allmählich schwächer zu werden. Der König von Akropong konnte es nicht hindern, daß zwei der angesehensten Frauen aus seinem Quartier sich als Taufbewerberinnen einschreiben ließen. Sogar eine Schwester des Königs trat über, die den Rang einer Königin besaß und großes

[1]) Groh, Ueber die soziale Lage der Akuapemneger. J. B. 1896, 53. — Rottmann, Läbi und sein Fetisch, ein Nachtstück ꝛc. M. M. 1898, 196.

Ansehen beim Volk genoß. Sie trug nun mit den andern Christenweibern demütig Sand zum Boden eines neuen Schulhauses auf dem Kopf herbei. Selbst die Taufe einiger seiner Kinder, deren Mutter Christin war, gestattete der König. Die Heiden wurden lässiger im Fetischdienst, so daß man die Fetischtrommel wenig mehr zu hören bekam. In den Gemeinden gab es leider viel schlimme Elemente und die Zahl der Ausschließungen stieg zu Zeiten erschreckend. Aber gerade diese strenge Kirchenzucht erwies sich als eine große Wohlthat und verlieh den christlichen Gemeinden einen mächtigen Einfluß. Manche Heiden beobachteten das ökonomische Gedeihen der Christen und wurden davon angezogen. Gab es 1879 in Akuapem 1906 Christen, so zählte man 1899 ihrer 5622 auf eine Bevölkerung von wenig mehr als 40 000 Seelen.

Die größte Teilnahme erweckte der Fortschritt der Mission in Akem.[1]) Es bezeichnet den Anfang einer neuen Periode der Akemmission, daß im Februar 1878 der Württemberger Karl Buck in Kjebi stationiert wurde; man zählte damals auf den beiden Stationen Kjebi und Begoro und 6 Außenplätzen 194 Christen.[2]) Die Bevölkerung erwies sich als zugänglich, obwohl die Fetischpriester im Bunde mit dem trunksüchtigen König Ata, der schon Missionar Asante das Leben sauer gemacht hatte, Widerstand und Vernichtung planten. Buck erkannte als seine Hauptaufgabe die Reisepredigt über das ganze Gebiet hin. Die Gemeinde seiner Station erhielt 1879 einen eingeborenen Pfarrer; so war er frei, unermüdlich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zu ziehen, und bald entstanden da und dort Außenposten, auf denen man Katechisten und Lehrer stationierte. Im Lauf von 3 Jahren gründete er 7 neue Gemeindlein und taufte über 500 Heiden. Buck verstand es auch, die Christendörflein zu netten Ansiedlungen zu gestalten und den Missionssinn in den Leuten zu wecken. Das große Missionsgebiet wurde bald in mehrere Sprengel eingeteilt, von denen später jeder einen Pfarrer erhielt, dem die Katechisten, Lehrer und Evangelisten unterstellt wurden. Als Buck im September 1883 in ein frühes Grab sank, hinterließ er das Missionswerk in schönster Entwicklung: auf 2 Hauptstationen und 15 Außenplätzen lebten 916 Christen.

Mit Bucks Tod wurde Kjebi als Hauptstation aufgegeben — aus sanitarischen Gründen. Die tiefe Lage mitten im Urwald war wohl Schuld gewesen, daß hier besonders viel Missionsleute gestorben waren. Fortan sollte die Akemmission von Begoro aus geleitet und gepflegt werden. Trotz der excentrischen Lage Begoros wuchs das Werk in erfreulicher Weise. Allein das Jahr 1884 brachte einen Zuwachs von 305 Seelen. Es hieß damals im Volk: die Alten mögen Heiden bleiben, sie sterben doch bald, aber für die Jungen sei es das beste, Christen zu

[1]) Mohr, Festbericht über die Mission in Akem. F. B. 1898, 53.

[2]) Huppenbauer, Karl Buck, ein afrikan. Missionsleben. M. M. 1891, 225. Auch als Traktat erschienen.

werden. Aber Ata, der König von Kjebi, war damit nicht einverstanden. Früher schon hatte er die Christen mit allen erdenklichen Quälereien drangsaliert. Dann hatten ihm seine Unthaten eine fünfjährige Verbannung nach Lagos zugezogen. Ohne etwas gelernt zu haben, kehrte er im März 1885 nach Kjebi zurück und schwur, sinnlos berauscht, in seiner Rechten ein goldenes Schwert, nicht zu ruhen, bis die Christen Akems ausgetilgt seien. Er verbot den Christen die Arbeit an den drei Fetischtagen der Woche, um sie ökonomisch zugrunde zu richten. Auch sonst drückte und plagte er sie auf alle Weise und die Missionare verklagte er bei der Regierung als Friedensstörer. Die Geduld der Christen erhöhte seinen trunkenen Mut. Seine Willkür trieb viele seiner Unterthanen dem Christentum in die Arme. Um die Weihnachtszeit 1886 wollte er den Hauptschlag gegen die Christen führen.[1]) Der wackere Kirchenälteste Bosompem wurde von Ata und seinem Fetischpriester als Dieb festgenommen. Zwei Missionare, die sich eben in Kjebi befanden, ließ er samt den bedrängten Christen im Missionsgehöfte einschließen. Einzelne Christen wurden mißhandelt; ihre Pflanzungen ausgeraubt. Endlich erschien ein englischer Beamter und lud den König vor das englische Gericht. Nach allerlei Prahlereien hielt es Ata für das klügere, sich an der Küste zu stellen. Ehe er jedoch vor seinem irdischen Richter erscheinen konnte, raffte ihn eine Lungenentzündung im Februar 1887 dahin. Unter Christen und Heiden ging die Rede, er habe noch nach einem Missionar verlangt, aber seine Umgebung habe ihm dies verweigert. Er scheint überhaupt ernsterer Anwandlungen fähig gewesen zu sein.

Sein Tod wurde in Akem den Anlaß zu einer ausgedehnten Verfolgung. Der Leichnam Atas wurde nach Kjebi zurückgebracht, und bei der Leichenfeier schworen die erhitzten Parteigänger des Königs, seinen Tod durch Ausrottung des Christentums zu rächen. Die Verfolgung erstreckte sich fast über ganz Akem, Begoro ausgenommen. Die Gemeinden wurden zersprengt, vielfach ausgeplündert, die Missionsniederlassungen zerstört und beschädigt, namentlich die Kapellen verwüstet, wenn nicht etwa ein beherzter Katechist durch verständiges und mutiges Auftreten das Missionseigentum zu retten wußte. Am schlimmsten hausten die Heiden in Kjebi selber. Harmonium, Kanzel und Altar zerschlugen sie, die Stationsbibliothek wurde vernichtet, die Christenhäuser zerstört. Viele Christen flohen in die Nachbargebiete oder suchten in den Wäldern Zuflucht. Von den Nationalgehilfen mußten die meisten das Land verlassen. Endlich besetzte ein englischer Beamter das Land mit einer Abteilung eingeborener Truppen und stellte die Ruhe wieder her. Die Heiden hatten den Schaden

[1]) Ofori, Die Christenverfolgung in Akem (aus dem Tschi von Christaller übersetzt). M. M. 1888, 8. — H. B. 1887, 17. 26. 33. 39. 1888, 2. — Die Verfolgung und der Friedensschluß in Akem, ein Rückblick. H. B. 1888, 9. 17. — J. B. 1887, 86.

zu ersetzen; ihr Ersatz reichte freilich nur etwa zur Deckung eines Viertels des wirklichen Schadens. Atas Nachfolger mußte den Christen Religionsfreiheit zugestehen, so daß die geflüchteten Christen und Gehilfen wieder nach Akem zurückkehren konnten. Unter den Stürmen der Verfolgung waren freilich manche abgefallen. Waren es vor Ausbruch der Verfolgung 1413 Christen gewesen, so zählte man jetzt nur noch 1179. Manche der Abtrünnigen wurden wieder aufgenommen.

Die Mission nahm nun einen neuen Aufschwung. Wohl stand der Nachfolger Atas noch längere Zeit den Christen grollend gegenüber; aber die Heidenstadt Kjebi zerfiel immer mehr, und selbst von seinen Häuptlingen näherten sich einige der Gemeinde. Das Missionsfest von Kjebi im November 1890 war ein großes Dankfest für die immer mehr erstarkende Christenschar.[1]) Das Ansehen der Fetische und ihrer Priester nahm merklich ab. Manche Priester wußten nicht mehr, wie sie die Schulden bezahlen sollten, da die Heiden kaum mehr einen Franken opferten, wo sie früher drei bis vier gegeben. Manch einer rettete sich in die Gemeinde. Immer neue Außenstationen entstanden; auch den Wert des Schulunterrichts lernten die Leute allmählich schätzen. Einzig in Westakem machte das Christentum langsamere Fortschritte. Das christliche Leben wies natürlich noch viele Gebrechen auf, über die man sich nicht täuschte; besonders erbaulich erschien der Glaube der Christen an die Macht des Gebets. Oft halfen die Heiden den Christen beim Bau von Kapellen und Lehrerhäusern, freilich meist aus Rücksichten der Verwandtschaft. Auch feindselige Orte öffneten mit der Zeit ihre Pforten. Die christlichen Gemeinden sind Körperschaften, die auf die Heiden anziehend wirken. Ein Uebelstand war freilich, daß das ausgedehnte und bei dem waldigen und sumpfigen Charakter des Landes schwer zu bereisende Gebiet nur noch eine Europäerstation besaß, Begoro, das zudem im Nordosten von Akem liegt. Und doch war die 3496 Seelen starke Christengemeinde Akems über 45 Ortschaften zerstreut. Es drängte sich die Notwendigkeit auf, das um seiner ungesunden Lage willen verlassene Kjebi wieder zur Europäerstation zu erheben. Von Lichtung des Waldes und besserer Wohnung hofft man eine Besserung der Gesundheitsverhältnisse. Der Einfluß der Gemeinde Kjebis als der Gemeinde der Hauptstadt auf ganz Akem machte es wichtig, daß sie unter europäische Leitung und Aufsicht komme. Die Missionare haben den Antrag gestellt, Kjebi wieder zu besetzen. So soll es geschehen. Mut und Hingabe werden Segen ernten.

Als einen Vorposten zur Eroberung Asantes hatte man 1876 die Station Abetifi in der Landschaft Okwawu errichtet.[2]) Zu Beginn

[1]) Wieder Missionsfest in Kjebi. H. B. 1891, 38. — Eine Predigtreise in Akem, H. B. 1898, 51. — Gsell, Im Urwald von Akem ꝛc. Basel 1899. — Mohr. Zwanzig Jahre in Akem. J. B. 1895, 42.

[2]) Missionsbilder aus Asante (Stationsgeschichte von Abetifi) M. K. 1895, 31.

unserer Periode befand sich die Mission hier noch in den ersten Anfängen. Die alsbald eröffnete Knabenanstalt war ein rechtes Seminarium für die Zukunft. Die Gemeinde wuchs, erst langsam, dann immer rascher, offenbarte aber in ihrem Zustande ihren jungen Charakter und die Einflüsse eines noch mächtigen Heidentums. Besonders viel Not hatte man am Anfang mit den heidnischen Weibern christlicher Männer. Auch das ökonomische Auskommen der Christen bereitete Schwierigkeiten; man mußte recht darauf dringen, daß die Christen arbeiteten und ihr eigenes Heim auf der Station erbauten.[1]) Die Leute waren in Okwawu, bis 1884 außerhalb der britischen Kolonie, noch viel abhängiger von den heidnischen Häuptlingen; der Königsdienst war mit großen Versuchungen zum Abfall verknüpft, denen die Christen in ihrer kleinen Zahl noch nicht gewachsen waren. Wie es mit der Kultur dort beschaffen war, zeigt am besten der Umstand, daß der König von Abetifi zu den aufdringlichsten Bettlern zählte. Aber von Anfang an fand man offene Thüren. Die Bevölkerung war bei der Heidenpredigt aufmerksam und nicht so abgestumpft wie manche Heiden an der Küste. Da und dort faßte das Christentum Fuß, es entstanden Außenstationen, 1885 selbst in Akwatia, dem Sitz eines Hauptfetischpriesters, obwohl es der dortige König aus Furcht vor dem Fetisch zuerst nicht wagte, der Mission ein Stück Landes zu verkaufen.[2]) Da und dort konnte man der Gleichgültigkeit Schüler abgewinnen. 1889 faßte man in der Landschaft Asante-Akem Fuß, indem man in Bompata eine Außenstation errichtete, deren Katechist Boateng zehn Jahre später zum Pfarrer einer hübschen Gemeinde daselbst ordiniert wurde. Es kamen da ganze Familien und baten um die Taufe. Trotz des an manchen Orten planmäßigen Widerstandes — die Heiden in Abetifi bildeten Verbände, welche die christliche Liebesthätigkeit und das Veranstalten von Leichenbegängnissen nachahmten — wuchs die Stationsgemeinde von Abetifi in zwanzig Jahren auf über 1300 Glieder an.

Lange Jahre stand Missionar Ramseyer an der Spitze dieser Arbeit, sein Angesicht gegen Westen, gegen Kumase gerichtet.[3]) Wann würde die Mission dort einziehen können? Mehrmals waren Basler Brüder bis in Asantes Hauptstadt vorgedrungen.[4]) Aber die Stunde hatte noch nicht geschlagen. Endlich wich die Unentschiedenheit der englischen Politik einem entschlossenen Vorgehen; man war des sich steigernden Uebermutes des Asante-Königs müde geworden. Im Januar 1896 wurde Kumase von den Engländern eingenommen und das Königreich Asante aufgelöst. Nun stand auch Asante der Mission offen. Sobald Ramseyer dies erfahren hatte, eilte er mit einem Begleiter dorthin; im Juni 1896 bezog er

[1]) Tschopp, Was die Neger in Okwawu-arbeiten. H. B. 1888, 76.

[2]) Ein gefangener Fetisch, Atia Yau. H. B. 1895, 81. 1897, 27.

[3]) Steiner, Wieder in Kumase M. M. 1896, 273, auch als Traktat erschienen. — Ramseyers erster Brief aus Kumase. H. B. 1896, 35. 83. 1897, 93.

[4]) Huppenbauer, Von Kjebi nach Kumase, Traktat.

Kumase als seine Station. „Man schreibt auch Missionsromane; hier ist einer, der nicht erdichtet zu werden braucht. In dem Fieberlande, das so viele Kräfte schnell verzehrt, hält es ein Missionsehepaar, der Mann dreiunddreißig, die Frau einunddreißig Jahre aus; sie müssen über vier Jahre in den Händen eines blutdürstigen Tyrannen gefangen sein. Sie halten das nicht nur aus, sondern werden frei. Ein christliches Volk muß einen Krieg führen, der hundert Millionen Mark kostet, um sie zu befreien. Die Befreiten sind doch nicht afrikamüde, sondern kehren dorthin zurück. In Abetifi warten sie zwanzig Jahre, ob sich Kumase nicht öffne; und nun dürfen sie, beide den Sechzigen nahe, dort eine Missionsstation gründen. Welche Wendung ist das durch göttliche Fügung!" Zu mancherlei Wohnungsnöten kamen solche mit befreiten Sklaven, die von der Regierung den Missionaren übergeben wurden. Außenstationen erstanden rasch in großer Zahl.[1]) Man sammelte viele Schüler, gegen vierhundert. Mit den Fantehändlern von der Küste her zieht auch ein böser Geist ein. So wird die Mission sich auch in Asante zu Siegen durchringen müssen. Pläne, auch Ateobu und Nkoransa noch weiter im Innern zu besetzen, mußte man vorläufig zurückstellen.[2])

Die Basler Mission hatte sich nicht nur von Osten her Asante allmählich genähert; indem sie in das Fante-, Agona- und Kotokugebiet vordrang, rückte sie auch von Süden an das lange verschlossene Reich heran.[3]) Von Christiansborg und Abokobi aus waren die Brüder schon länger her über den Densu westwärts ins Fanteland gekommen und hatten dort ihre Botschaft ausgerichtet. 1881 und 1882 hatten Missionare eigentliche Kundschaftsreisen in diese Gebiete unternommen, und seitdem war Bohner von Abokobi als Reiseprediger mit der Arbeit unter den westlichen Stämmen betraut. Einige Ortschaften wurden mit Katechisten besetzt. Einen besonderen Fortschritt machte man im Jahr 1886. Die Zahl der Christen in diesen Gebieten betrug jetzt schon 204, und doch fehlte noch eine Hauptstation, auch hemmte ein Wechsel im Personal in der nächsten Zeit ein kräftiges Betreiben der Arbeit. Einige Zeit dachte man, am Grenzfluß Ayesu eine Europäerstation zu errichten, dann versuchte man es in Denkyra; endlich entschied man sich für Nsaba, noch westlich vom Ayesu in leider nicht sehr gesunder Lage. Schon befanden sich an dreizehn Orten kleine Gemeindlein. Im Kotokugebiet hatte ein einfacher Christ eifrig vorgearbeitet, der Sonntags mit einem neuen Testament und seinem Gesangbuch umherzog, um das Evangelium zu verkündigen. Jedes Jahr konnte von neubesetzten Ortschaften berichten. Ueber Naturboden und Gemeinden meldete der seit 1893 in Nsaba wohnende Missionar: „die Agonaer sind

[1]) vgl. H. B. 1897, 19.

[2]) Perregaux, eine Reise nach Ateobu und Nkoransa. H. B. 1894, 85. — 1896, 43.

[3]) Ueber die Fantemission J. B. 1890, 76. 1896, 48. 1898, 53. H. B. 1897, 35. — Steiner, Am Goldstrand ꝛc. Basel 1899.

bekannt als Lügner und Betrüger, die Kotokuer sind zu sehr Knechte ihrer Häuptlinge und Fetischpriester, die dem Evangelium feindlich sind. Das Volk im Süden zeigt zum Teil Religiosität, ist aber selbstbewußt und schlau. Die jungen Gemeinden sind zum Teil noch sehr mangelhaft, einzelne in traurigem Zustande". Gegen den Willen von Häuptling und Fetischpriester besetzte man Soadru, den Hauptsitz des gefürchteten, menschenmordenden Fetisches Katawere. Ein englischer Offizier ließ bald darauf den Hain dieses Fetisches zerstören und sein Haus in die Luft sprengen. Aber die Fetischfurcht sitzt den Leuten in Mark und Bein. Um so auffallender waren die Fortschritte der Mission, die 1896 allein 270 Heiden taufte; sie seien des Heidentums müde. Die Missionare wurden dahin und dorthin eingeladen, und der Kranz der Außenstationen dehnte sich immer weiter aus. 1899 zählte Asaba 1192 Gemeindeglieder auf 21 Außenstationen. Neben der Ausbreitung wird hier die festere Gründung der Gewonnenen besonders dringliche Aufgabe der Mission werden.

Noch tiefer ins Innere als im Westen ist die Basler Mission im Osten ihres Arbeitsfeldes eingedrungen, dem Volta entlang. Auf der Generalkonferenz von 1881 erhielt man die Anregung, den 1869 verlorenen Posten Anum wieder zu besetzen und von dort aus die Schritte wieder ins Innere zu lenken. Im Januar 1876 hatte zum ersten Mal ein Basler Missionar die in Trümmer und Einsamkeit liegende Station wieder aufgesucht.[1]) Dann waren die von den Asantern zerstreuten Bewohner jener Landschaft allmählich zurückgekehrt, zum Teil als Christen. Ein Häuflein von 34 Seelen fand David Asante in Anum und Boso vor, als er sich im September 1881 provisorisch in der Nähe der alten Station niederließ. Auch die wichtige Stadt Akuamu, weiter unten am Volta wurde mit einem Katechisten besetzt. Wie viel Arbeit für die Mission auf dieser Voltalinie vorhanden war, das zeigten verschiedene interessante Reisen bis nach Salaga hinauf. Ueberall begegnete man dem mächtig vorwärtsstrebenden Islam; die verschiedenen Stämme, trotz ihrer verschiedenen Sprachen alle mit der Tschisprache zu erreichen, im finstersten Fetischdienst befangen. Die Voltamission hatte alsbald von einem kräftigen Wachstum zu berichten, besonders seit im April 1888 auch ein europäischer Missionar in Anum stationiert wurde. Die eingeborenen Peter Hall und der in Basel gebildete farbige Missionar Nikolaus Clerk erwiesen sich als tüchtige Mitarbeiter. Peter Hall fand seinen Posten in Ntschumuru, um die Missionsarbeit in der Landschaft Nkonya zu leiten. In dem nordwärts sich anschließenden Boem erstand in Worawora eine Außenstation unter Clerk, die bald der Ausgangspunkt für weitere Vorstöße werden sollte. Aber schon jetzt erstreckte sich das Stationsgebiet über

[1]) Steiner, Afrikanische Wanderbilder I, Basel 1897. — Derselbe, Gottes Wege in der Volta-Mission (Stationsgeschichte) M. M. 1893, 73. — Das Missionshaus in Anum. H. B. 1891, 10.

vierzig Stunden in die Länge. Nach kaum neunjähriger, mit geringen Kräften betriebener Arbeit hatte man schon eine Gemeinde von über 420 Christen aus den Heiden gesammelt.

Der 1890 zwischen Deutschland und England geschlossene Vertrag über die Grenze zwischen Deutsch-Togo und der englischen Goldküstekolonie teilte das ganze Hinterland von Anum der deutschen Besitzung zu und das Interesse für die Voltamission wurde bei vielen noch erhöht. Indem die deutsche Regierung der Basler Mission volle Bewegungsfreiheit zusicherte, noch mehr: indem sie gegen einen Hauptvertreter des grausamsten Fetischdienstes in Kratschi (Krakye) energisch vorging, diente sie den Missionsinteressen. Dem weiteren Vordringen stellte sich freilich die große Sprachenmannigfaltigkeit hemmend in den Weg, das Tschi wurde nicht mehr überall verstanden, und als nun von Worawora aus europäische Missionare schier ungestüm nach Norden vordrangen und ihre Reisen bis in die Landschaften Adele und Tschautscho ausdehnten, wollte es fast scheinen, als ob man allzu stürmisch vorwärts eile.[1]) Es war aber dafür gesorgt, daß der Eifer gezügelt wurde. Alle Versuche, eine Europäerstation in Adele, in Bismarcksburg oder Ketschenke zu erhalten, zerschlugen sich bis jetzt. Es ist allein schon eine große Aufgabe, die bisher besetzten Gebiete recht anzubauen. Und daß dies keine undankbare Aufgabe ist, zeigt nicht nur der Umstand, daß die Voltamission bis 1899 auf 21 Plätzen schon 1519 Christen zählt, sondern noch mehr das Vorhandensein solcher Leute wie jenes wackeren Gemeindeältesten Georg Amana in Kpando, der aus einer Königsfamilie stammte, aber sein Prinzentum gerne darangab, um seine Landsleute für das Evangelium zu gewinnen. Eine Hauptstation im deutschen Gebiet, etwa in der Landschaft Boem mit einer Anstalt zur Heranbildung von Nationalgehilfen würde dem mächtig sich ausdehnenden Werke ein kräftiges Centrum schaffen; vorläufig hat aber die Stunde hiefür noch nicht geschlagen.

Die weite Ausdehnung der Arbeit unter den Tschiredenden oder das Tschi doch verstehenden Stämmen hat dazu geführt, den Distrikt in zwei zu zerlegen, um die Leitung und Verwaltung zu erleichtern, nämlich in einen östlichen mit den Stationen Aburi, Akropong und Anum und in einen westlichen mit Kjebi, Begoro, Abetifi, Kumase und Nsaba.

Die Basler Mission weiß, wem sie ihre Erfolge auf der Goldküste schuldet. Aber vor Menschen war es eine Anerkennung ihrer Arbeit auf diesem heißen Boden, als sie 1885 gebeten wurde, ihre westafrikanischen Erfahrungen einem zweiten Missionsgebiete des dunkeln Erdteils zugute kommen zu lassen und die Mission in Kamerun zu übernehmen.

---

[1]) Ueber Reisen im Voltagebiet: Müller, die Salagareise. H. B. 1884, 41. 84. — Mischlich, eine Untersuchungsreise in den deutschen Sudan. M. M. 1897, 185. — Eine Kundschaftsreise im Hinterland von Deutsch-Togo. M. M. 1896, 191.

6. Die Mission in Kamerun.[1])

Im Vorwort zum Heidenboten von 1885, womit sich Inspektor Oehler zum ersten Mal an die weitere Missionsgemeinde wandte, sprach er von den Anzeichen, die der Missionsarbeit der kommenden Jahre schöne Erfolge versprachen, und fuhr dann fort: „Und wer sollte nicht auch der im Jahre 1884 eingeleiteten Kolonialpolitik des deutschen Reiches und den verwandten Bestrebungen anderer Mächte auf der Westküste Afrikas mit dem Gedanken zusehen, es möchte auch dadurch der Mission und dem Missionsinteresse manche Förderung erwachsen? Aber so gewiß auch die weltlichen Reiche mit ihren Unternehmungen dem Reiche Gottes dienen müssen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß dieselben Verhältnisse, die vielleicht unserem Werke förderlich werden, uns auch das Ziel verrücken können. Wenn durch die Unternehmungen der weltlichen Reiche auf der Westküste Afrikas neue Zustände geschaffen werden, so werden wir desto mehr Weisheit, Nüchternheit und Einfalt nötig haben, um die Sache des Reiches Gottes rein und mit weltlichen Bestrebungen unverworren zu erhalten. Soweit aber diese Unternehmungen unserer Arbeit Förderung versprechen, gilt es auf der Hut zu sein gegen die Gefahr, das Vertrauen auf die weltliche Macht zu setzen, statt auf den Gott, der im Regimente sitzt und alles wohl führt."

Das Jahr 1885 sollte nicht zu Ende gehen, ohne die Basler Mission in unmittelbare Berührung mit der deutschen Kolonialbewegung zu bringen. Als die Zeitungen im Sommer 1884 die Nachricht brachten, das deutsche Reich habe vom Kamerungebiet Besitz ergriffen, da machte diese unerwartete Kunde großes Aufsehen. Der Name Kamerun, vorher von den wenigsten gekannt, war bald in aller Mund. Im Zusammenhang mit den Erörterungen, wie man die neuerworbenen Schutzgebiete am besten nutzbar machen könnte, gedachte die Tagespresse mehr und mehr auch der Mission. Man begann auf ihre Bedeutung für die Civilisation wilder Völker hinzuweisen und forderte auch Missionare für Kamerun. Als Schullehrer und Handwerksmeister, überhaupt als Civilisatoren und als Vertreter des Deutschtums schienen sie brauchbar zu sein, wenn man ihnen auch die Verkündigung des Evangeliums vielerorts gerne erlassen hätte. Solche Stimmen waren nicht geeignet, auf Missionsfreunde und Missionsleitungen, die sich des Wesens und des Zweckes evangelischer

---

[1]) Römer, Land, Leute und Mission, Traktat. — Grundemann, Das Kamerungebiet und die Mission. A. M. Z. 1885, 113. — Steiner, Nach Kamerun, ein Missions-Reisebericht. M. M. 1890, 257. Auch als Traktat. — Richter, Die Missionen im deutschen Schutzgebiet. A. M. Z. 1894, 438. — Würz, Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern. A. M. Z. 1896, 158.

Mission bewußt blieben, einen Eindruck zu machen, wenn es nicht der war, daß die Mission nun mehr als zuvor darauf zu achten habe, daß ihr Ziel nicht verrückt werde. Aber gleichgültig konnten die Missionsfreunde den neuen Erwerbungen gegenüber doch nicht bleiben. Waren mit den neuen Missionsgelegenheiten, da einem heidnische Stämme plötzlich nahe gerückt waren, nicht neue Missionspflichten verbunden! Der Entschluß der baptistischen Missionsgesellschaft in London, ihre Arbeit in Kamerun in die Hände einer deutschen Gesellschaft zu legen, und der Versuch einer römischen Mission, sich im Kamerungebiet festzusetzen, ließen diese Frage für Kamerun besonders dringlich erscheinen.[1])

Die englischen Baptisten hatten seit 1845 am Kamerunfluß und später auch am Fuß des Kamerungebirges in Viktoria gearbeitet. Der treffliche Alfred Saker hatte dort ein ganzes Menschenalter hindurch in Arbeit gestanden und der Mission im ganzen Lande einen guten Namen gemacht.[2]) Neben allerlei civilisatorischen Verdiensten verdankt man ihm auch wertvolle Vorarbeiten zu einer Uebersetzung der h. Schrift in Duala. Mit Recht hat man Saker den Pionier christlicher Kultur in Kamerun genannt. Das Ergebnis seiner Arbeit und der seiner, freilich spärlichen Nachfolger waren zwei kleine Christengemeinden, die eine in Bethel oder Bonaku am Kamerunfluß, lauter Dualaleute, die andere in Viktoria, wo Leute aus verschiedenen Stämmen zu einer Gemeinde vereinigt waren. Nun ergriff das deutsche Reich von Kamerun Besitz. Die Baptisten, die ihre dortige Mission seit einer Reihe von Jahren sehr stiefmütterlich behandelt hatten, wollten ihre Arbeit aufgeben, da sie am Kongo eine neue, kostspielige Mission begonnen hatten, die viel interessanter schien. Man suchte also in London auf gute Art die Kamerunmission los zu werden, um so eher, als man sich von einer englischen Arbeit in einer deutschen Kolonie nicht viel versprechen mochte. Die deutsche Regierung hätte ihr Bleiben gerne gesehen.

Wenn also in deutschen Missionskreisen der Gedanke einer Kamerunmission erwogen wurde, so kam man damit den Wünschen der englischen Baptisten entgegen. Noch ehe aber die deutschen evangelischen Missionen einen amtlichen Schritt in der Sache gethan hatten, vernahm man, eine römisch-katholische Mission mit Sitz in Paris habe sich beim Auswärtigen Amt in Berlin um die Erlaubnis beworben, sich im Kamerungebiet niederlassen zu dürfen. Der französische Charakter dieser Mission und daß sie einem in Deutschland verbotenen Orden angehörte, veranlaßten einen abschlägigen Bescheid. Die Kunde von diesem verunglückten römischen Versuch verbreitete sich zuerst durch katholische Blätter zugleich mit

[1]) Oehler, Zur Vorgeschichte der Basler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria. M. M. 1887, 11. — Beginn der Basler Mission in Kamerun. A. M. Z. 1887, Beiblatt 13.

[2]) Underhill, A. Saker, missionary to Africa. London 1884.

der Erfindung, die deutsche Regierung habe sich mit der Basler Mission über ein Unternehmen in Kamerun verständigt, woran kein wahres Wort war. Eben damals, Oktober 1885, trat in Bremen eine Konferenz deutscher evangelischer Missionsgesellschaften zusammen, unter anderm auch zu dem Ende, sich über die Missionsarbeit in deutschen Schutzgebieten zu einigen.[1]) Die Kunde von den Bestrebungen der Römischen kam daher zur rechten Zeit; sie mußte es als notwendig erscheinen lassen, daß auch die evangelische Mission an Kamerun denke. Da Dr. Fabri, der kolonialfreundliche Direktor der Rheinischen Mission in Barmen, das Basler Komitee schon aufgefordert hatte, die Frage einer Kamerunmission zu erwägen, mußte man hier von vorneherein vermuten, daß in Bremen eine ähnliche Aufforderung ergehen werde. Dies geschah denn auch durch einmütigen Beschluß, nachdem die Vertreter der norddeutschen Missions-Gesellschaft erklärt hatten, ihrerseits nicht einmal an eine Ausdehnung der Arbeit nach Deutsch-Togo denken zu können. Die Basler Abgeordneten wiesen ihrer Instruktion gemäß auf die schweren Bedenken hin, die das Komitee gegen die ihm angesonnene Mission hege, und beschränkten sich darauf, die Aufforderung der Konferenz zu Hause vorlegen zu wollen, ohne irgend eine Zusage zu geben. Dagegen erklärte man sich bereit, einige Missionare von der Goldküste zur Expertise nach Kamerun zu senden, damit die dortigen Verhältnisse so genau als möglich erkundet werden könnten.

Die Aufforderung der Bremer Konferenz begegnete in Basel gewichtigen Bedenken und einer ausgesprochenen Abneigung. Sollte man in ein zweites, der Goldküste ähnliches Todesland gehen! Würde man nicht einer falschen Begeisterung folgen, statt einer klaren Weisung Gottes? Indem man aber die Expertise anordnete und sie durch die Missionare Bohner und Rottmann, die der Bremer Binetsch begleitete, ausführen ließ, trat man der Angelegenheit doch näher. Mit Spannung erwartete man den Bericht dieser Kundschafter. Er traf im März 1886 in Basel ein und lautete günstiger, als man erwartet hatte.[2]) Auch die Gesundheitsverhältnisse schienen wenigstens nicht schlimmer zu sein als auf der Goldküste. Dazu mußte sich das Komitee sagen, daß es über die erforderlichen Leute verfüge, eine neue Mission zu beginnen. Für die nötigen finanziellen Mittel zählte man vor allem auf die deutschen Freunde. Die Aufforderungen, Basel möge die Sache an die Hand nehmen, mehrten sich. Sollte man den Römischen einen Vorsprung lassen? Das Komitee in Basel fing an, dem Plan einer Kamerunmission geneigter zu werden. Man beschloß aber sich noch einmal zu vergewissern, ob sich die englischen Baptisten wirklich und unter keinen Umständen in Kamerun würden halten

[1]) Eine bedeutsame Missionskonferenz. A. M. Z. 1885, 545. — Die allgemeine deutsche Missionskonferenz in Bremen. M. M. 1885, 481.

[2]) Zur Frage einer Kamerunmission. H. B. 1886, 38.

lassen, und welches die Gründe seien, das Gebiet aufzugeben. Von London kam ein Bericht, der alle Besorgnisse in dieser Richtung hob.

Man entschloß sich nunmehr, die Uebernahme der Kamerunmission von der Erfüllung dreier Bedingungen abhängig zu machen. Zunächst wünschte man von der Reichsregierung dasjenige Maß von Freiheit und diejenigen Rechte zugesichert zu erhalten, die zu einem gedeihlichen Missionsbetrieb nach den Grundsätzen der Gesellschaft erforderlich schienen. Es handelte sich hiebei um das Recht, Grundstücke zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen ꝛc. zu erwerben, unter Umständen auch zur Ansiedlung der zukünftigen Gemeindeglieder. Man begehrte, von all diesen Grundstücken den Branntweinhandel und den Branntweinausschank ausschließen zu dürfen. Man forderte endlich das Recht, die innern kirchlichen und Schulverhältnisse der werdenden Gemeinde selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung, die sich auch auf eheliche Verhältnisse erstreckt, einzuführen und Kirchen- und Schulsteuern zu erheben und zu verwalten. Das Auswärtige Amt in Berlin bewilligte mit großem Entgegenkommen diese Freiheiten und Rechte innerhalb der für das Schutzgebiet geltenden Vorschriften und unter Vorbehalt der staatlichen Hoheitsrechte und der darin beschlossenen Oberaufsicht. Es begrüßte den Eintritt der Basler Mission mit Freuden, so daß sich das Komitee auch in dieser so wichtigen Angelegenheit vollkommen befriedigt erklärte.

Schwieriger war die Verständigung mit der baptistischen Missionsgesellschaft in London über das anzutretende Erbe. Zwar wegen der Stellung der baptistischen Kameruner einigte man sich leicht. Man sicherte ihnen Glaubensfreiheit zu und erklärte, ihnen die Kindertaufe nicht aufdrängen zu wollen, aber auch keine Agitation gegen die Basler Praxis zu dulden. Dagegen gab es langwierige Verhandlungen wegen des großen Landbesitzes der Baptisten in Viktoria. Es dauerte lange Zeit, bis auch diese geschäftlichen Fragen unter Vermittlung des Auswärtigen Amtes zu beiderseitiger Befriedigung gelöst wurden; es geschah erst, als Basler Missionare schon lange in Kamerun standen. Zum dritten hatte man in Basel die Uebernahme des Werkes von der Zustimmung der Freunde der Basler Mission abhängig gemacht. Auf Missionskonferenzen in Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart, Bern und Zürich kehrten zwar manche erfahrene und urteilsfähige Missionsleute die ernsten Bedenken hervor, die man gegen das neue Unternehmen hegen mußte; aber im ganzen fand der Plan warme Unterstützung und freudige Zustimmung. Dabei nahmen die schweizerischen Konferenzen im wesentlichen dieselbe Stellung zu der Frage ein wie die deutschen. Es war erfreulich zu beobachten, wie die deutschen Freunde das weltliche Interesse, die Kolonialpolitik zu fördern, ganz beiseite ließen, und wie die schweizerischen einem Verdacht, als wolle man solchen Interessen dienen, in keiner Weise Einfluß gestatteten.

So wurde denn der große Entschluß gefaßt und die Mission in Kamerun übernommen.[1]) Am 23. Dezember 1886 landeten die ersten Basler Brüder in Bethel. Es waren die drei Württemberger Gottlieb Munz mit seiner jungen Frau, Christian Dilger und Johannes Bizer und der Badenser Friedrich Becher. Munz, der schon drei Jahre auf der Goldküste gearbeitet hatte, sollte das Unternehmen leiten. Schon unterwegs war Becher in Altkalabar vom Klimafieber ergriffen worden; die erste Nachricht, die man in Basel aus Kamerun erhielt, war die Kunde, daß er am vierten Tag nach der Landung entschlafen sei. „Gott wollte unsere Mission, schrieb Dilger, unauflöslich mit diesem Lande verbinden, indem er uns einen aus unserer kleinen Schar in Afrikas Erde betten ließ.[2]) Seitdem sind viele solcher Bande geworden. Dilger selber liegt dort begraben, und von all den vier Pionieren steht heute keiner mehr dort in Arbeit. Munz trat 1890 in eine andere Arbeit in der Heimat ein, nachdem er Frau und Kind in Kamerun begraben, die drei andern haben ihr Leben für die Mission gelassen. Von den 60 Missionaren, die bis zum Sommer 1899 ausgesandt wurden, haben 16 in Kamerun den Tod gefunden, dazu 5 Frauen. Aber manche von ihnen haben es sterbend bezeugt, daß ihr Weg nicht verfehlt sei und daß sie Großes für Kamerun erhofften.[3]) So als einer der letzten David Hermann, einer der Pioniere von Edie: „Armes Edie! Brüder, gebt Edie nicht auf; denn es wird dort herrlich werden." Die Leitung der Kamerunmission lag seit 1890 in den Händen von Heinrich Bohner, der sich seit 1863 auf der Goldküste reiche Erfahrungen im westafrikanischen Missionsleben gesammelt hatte.

Von den bestehenden baptistischen Gemeinden wurden die Basler Brüder sehr freundlich aufgenommen; es herrschte große Begeisterung. Als dem eingeborenen Prediger der Gemeinde zu Bethel Zwillingssöhne geboren wurden, wandte er sich an Missionar Munz, er solle sie taufen und ihnen die Namen Munz und Dilger geben. Die Missionare meinten freilich, Gottlieb und Christian würden besser passen und gingen nicht darauf ein. Bald aber zeigte es sich, daß das Verhältnis zu diesen Gemeinden nicht ungetrübt bleiben könne.[4]) Besonders die in Bethel war seit Sakers Weggang an große Selbständigkeit gewöhnt, und doch hatten ihre Glieder die christliche und sittliche Reife zur Selbstregierung noch gar nicht erreicht, mit christlicher Zucht und Sitte war es bei ihnen übel bestellt. Es handelte sich darum, die Basler Gemeindeordnung auch hier zur Geltung zu bringen, und damit stieß man auf großen Widerstand.

[1]) Das folgende größtenteils wörtlich nach Oehler, Das erste Jahrzehnt der Basler Mission in Kamerun, H. B. 1898, 33.

[2]) Die erste Nachricht aus Kamerun, H. B. 1887, 18.

[3]) An einem Sterbebett in Kamerun (Arntz), H. B. 1891, 2. 22.

[4]) Ueber den wahren Zustand der baptistischen Gemeinden und die Grundsätze des Komitees vgl. H. B. 1888, 20. — Wurm, Schwierigkeiten der Basler Mission in Kamerun, A. M. Z. 1888, 278. 1889, 427.

So kam es schließlich zu einem Bruch zwischen diesen Gemeinden und der Basler Mission, im Jahr 1888 in Bethel, das Jahr darauf auch in Viktoria. Die Missionare handelten dabei genau nach den Instruktionen des Komitees; denn in Basel sagte man sich, es sei viel besser auf diese kleinen Gemeindlein zu verzichten, als auf eine gute Grundlage christlicher Zucht und Ordnung. Hätte man nachgegeben, so hätte man sich auf alle Zeiten die Möglichkeit benommen, eine solide Arbeit zu leisten.

So wurden denn aus den anfänglichen Freunden Gegner, die eine energische Konkurrenz begannen und überall den eigenen Einfluß auszudehnen, den der Basler zu hemmen suchten, woraus den Missionaren viel Herzeleid erwuchs. Dabei wurden sie von ihren Gesinnungsgenossen in England und namentlich von den deutschen Baptisten unterstützt, die denn auch deutsche Missionare aussandten.[1]) Doch ward's auch zu einem mächtigen Antrieb, vorwärts zu gehen und überall, wo Empfänglichkeit für das Evangelium vorhanden war, einzutreten und die Orte womöglich mit eingeborenen Gehilfen zu besetzen. Im Gebiet des Kamerunflusses hatte sich nämlich nur die in Bethel selbst wohnende Gemeinde von Basel losgesagt; auf den Außenstationen waren die Leute treu geblieben. Auch waren für diese einige brauchbare Mitarbeiter aus den Baptisten vorhanden, die bei Basel blieben. Als sich Bethel von Basel trennte, gehörten nominell neun Außenstationen dazu, die zum Teil ein- bis drei Tagereisen von der Hauptstation entfernt lagen; schon damals dehnte sich also die Basler Missionsarbeit über ein verhältnismäßig großes Gebiet aus. Dazu gab es viel äußere Arbeit an den Missionshäusern und Kapellen. Zudem mußte man sich in die Sprache hineinarbeiten und sich überhaupt mit Land und Leuten vertraut machen. Das Heidentum, das die Missionare im Lande antrafen, trug einen recht düsteren Charakter.[2]) Bezeichnende Erscheinungen waren die sogenannten Losango, Geheimbünde, im Namen irgend eines heidnischen Gottes oder Teufels geschlossen, die ihren Teilnehmern eine furchtbare Schreckensherrschaft über ihre Stammesgenossen verschaffen, mit mancherlei Gewaltthaten verbunden. Nicht selten kamen Mordthaten vor, die mit dem Aberglauben zusammenhingen. Im Gebirge waren besonders Gottesgerichte mit Gifttrank üblich. Fast jeder Todesfall wurde auf Zauberei und Hexenwerk zurückgeführt. Auf tiefer Stufe stand und steht auch das weibliche Geschlecht.[3]) Die Weiber gelten als ein Stück des Besitztums, das man verkaufen, verschenken oder ausleihen kann; sie sind auch erblich. Die Sklaverei ist die Grundlage der sozialen Zustände.[4]) Die meisten

[1]) Ueber die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun vgl. A. M. Z. 1898, 333.

[2]) Flad, Religiöse Vorstellungen der Duala, M. M. 1890, 176. — Autenrieth, Ueber die Religion der Kameruner, H. B. 1893, 78.

[3]) Scholten, Die heidnische Frauenwelt in Kamerun, M. M. 1893, 465. — K. B. Nr. 191.

[4]) Bohner, Sklaverei und Sklavenhandel in Kamerun, M. M. 1893, 16.

Stämme des Innern waren von europäischer Civilisation noch ganz unberührt. Die Duala an der Mündung des Kamerunflusses hatten sich des ganzen Zwischenhandels bemächtigt und spielten sich gern als die Herren des Landes auf, auch innerhalb der Gemeinden.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts machte die Basler Mission im Jahr 1888 durch die Gründung der Außenstation Mangamba im Aboländchen, die bald zur Hauptstation erhoben wurde.[1]) Den Anfang in Mangamba, zehn Stunden landeinwärts von Bethel, machte ein angesehener Mann, der Häuptling Koto. Noch unter den Baptisten war er mit dem Evangelium bekannt geworden und hatte sich taufen lassen. Seine christliche Erkenntnis war freilich ärmlich genug; doch war er von rechtem Ernst und redlichem Eifer beseelt. Um des Evangeliums willen hatte er sieben oder acht Weiber, den größten Teil seines Besitztums entlassen. Er war durchdrungen von einem starken Trieb, das Evangelium auch andern zu verkündigen. So hielt er denn in der Wildnis des Aboländchens selber Gottesdienste. Als dann Missionare nach Mangamba hinaufkamen, fanden sie dort zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ein von frischem Geist belebtes Christenhäuflein. Koto stellte sich bald in den Dienst der Basler Mission.[2]) 1888 beschloß man, ein Lehrerhaus zu bauen; als aber der Bau angefangen war, zeigte es sich, daß eine Kapelle nötiger sei. So wurde das angefangene Lehrerhaus zur Kapelle erweitert. Seither wurde man immer wieder überrascht durch die schönen Bewegungen, die sich im Abogebiet zu Gunsten des Christentums zeigten. Die Missionare hatten von Anfang an den Eindruck, ein Zug zum Worte Gottes gehe durch das ganze Aboländchen hindurch. Was dort vorging, war eine Erquickung für das ganze Missionspersonal, das eben damals unter der Separation und Agitation der Baptisten und unter dem Eindruck mehrerer Todesfälle und vieler Krankheit litt. Ja, es waren hauptsächlich die Berichte über die „Gottesmänner" aus dem Abolande, die das Interesse für die Kamerunmission in weite Kreise trugen und die Ausdehnung des Werkes ermöglichten. Hätte man nur von Separation und Todesfällen zu berichten gehabt, so wäre es wohl um die Lust an der Kamerunmission für lange geschehen gewesen.[3])

Obgleich man die wenigen verfügbaren Kräfte an der Küste wohl hätte brauchen können, entschloß man sich doch, in Mangamba ein kleines Häuschen zu zeitweiligem Aufenthalt der Missionare zu bauen. Daraus

---

[1]) Eine neue Missionsstation. H. B. 1889, 89. — Frohe Kunde aus Kamerun. H. B. 1890, 9. 1891, 26. 1893, 11. — Autenrieth, Erinnerungen aus Kamerun, Traktat Nr. 98. — vgl. auch die Traktate Nr. 77 und 78: „Unsere Kamerunerjugend" und „Deutsche Bahnglocken in Kamerun."

[2]) vgl. Kotos Osterpredigt. H. B. 1892, 25.

[3]) vgl. die Uebersichten über den jeweiligen Stand von Munz, F. B. 1890, 40 und von Bohner. F. B. 1893, 49. 1899, 78.

wurde in der Folge ein stattliches Bretterhaus, und schon im Sommer 1889 war die erste Station im Innern von Kamerun gegründet. Besonders erfreut war man über den großen Eifer der Leute, die alle am Baue mitgeholfen, wenn man auch diesen Eifer durch kleine Belohnungen in Gestalt von Tabaksdosen u. dgl. hatte rege halten müssen. Kaum hatten sich zwei Brüder dort niedergelassen, so kamen schon Heiden aus einem entfernten Gebiet mit der Bitte, man möchte ihnen eine Kapelle bauen. Ein Christ, der etwas zu lesen verstand und einige Kapitel der Bibel auswendig wußte, die er, das offene Buch in den Händen, hersagte, hielt Gottesdienst. Wenn er das Wenige, was er zu sagen wußte, den Leutlein verkündete, strömte so viel Volks herbei, daß er fürchten mußte, sein Häuslein möchte bersten. Da und dort im Lande bildeten sich Vereine von „Männern Gottes" oder „Gottesknaben", denn es waren meist junge Leute, die den lebendigen Gott anbeteten, den Sonntag beobachteten und sich besser zu kleiden pflegten. Als durch die Missionare neue Testamente ins Land kamen, galt es bald als Erfordernis, daß ein Gottesmann ein Testament besitze, auch wenn er es verkehrt in der Hand hielt. An einem Orte mochte die erste Anregung auch von einem Weibe ausgegangen sein, das an der Küste etwas vom Christentum erfahren hatte; sofort bauten die Leute eine kleine Kapelle und verlangten von dem Weibe, es solle ihnen predigen. Sie wies das Verlangen ab, und die Leute schickten nach Mangamba, der Missionar solle zu ihnen kommen. Von überall ergingen jetzt Einladungen und Bitten um Lehrer. Hatten die Missionare keine zur Verfügung, so baten die Leute wenigstens, ihnen Hausknaben, ihre Diener, abzutreten, daß diese ihnen mehr vom Evangelium erzählen könnten.

Natürlich erregten solche Bewegungen auch die Aufmerksamkeit und den Widerstand der Heiden.[1]) Zuerst widersetzten sich nur etwa die Verwandten der Gottesknaben. Wollten sie zur Schule gehen, so bekamen sie Schläge. Aber die Feindschaft der Eltern ermattete an dem Eifer der Jungen. Doch kam es auch vor, daß ein heidnischer Vater seinen „ungeratenen Sprößling" als Sklaven verkaufte. 1893 aber schlossen sich die Heiden förmlich zusammen, der Sache Gottes gemeinsam zu widerstehen und sie zu unterdrücken. An einzelnen Orten wurde es verboten, den Gottesdienst zu besuchen. Die Straßenpredigt wurde da und dort untersagt. Junge Männer und Knaben wurden sogar genötigt, einen Zaubertrank zu trinken, der sie zu Mitgliedern des Geheimbundes machen sollte. Sie setzten aber den Mißhandlungen ruhige Gelassenheit entgegen, obwohl starke, junge Leute darunter waren. Sie trugen denn auch den Sieg über die Heiden davon, und das Ergebnis war, daß das Christentum immer mehr Achtung und Anklang fand. Welche Macht schon innerhalb

[1]) Ueber die Verfolgung im Abolande. vgl. H. B. 1894, 3. 9.

weniger Jahre das Christentum im Lande gewonnen hatte, zeigte sich besonders daran, daß zuerst in dem ans Aboland angrenzenden Gebiet des Wurifluſſes, wohin sich die Bewegung verbreitet hatte, dann in Kunang und in Mangamba selber der Dienst des Wassergottes Dschengu öffentlich abgeschafft wurde, in Mangamba in feierlicher Rats- und Volksversammlung im August 1892. Ein besonders schöner Zug der Christen im Abolande — 1889 waren es hier und in den angrenzenden, zu Mangamba gehörigen Gebieten 20, 1894 schon 229 und 1899 gar 415 — ist ihre Willigkeit, selber Mission zu treiben. Mehrere kleine Gemeinden vereinigten sich zu selbständiger Missionsarbeit. Sie beschlossen, auf eigene Kosten, zwei Außenstationen zu gründen und Lehrer anzustellen. Die Mittel wollten sie in der Weise aufbringen, daß sie jedem Christen außer der Kirchensteuer von fünf Mark noch zwei bis drei Mark Missionssteuer auferlegten.[1]) Dies freiwillige Missionswerk der vereinigten Abogemeinden blühte denn auch ganz fröhlich auf und blieb nicht ohne Früchte, wenn auch das dabei zu Tag tretende Selbstbewußtsein nicht nur erfreulich war.

Indessen hatten die Missionare von Mangamba aus ihre Blicke noch weiter ins Innere gerichtet, nach den hohen Gebirgen, die aus der Ferne herüber winkten, nach dem gesunden Klima der Gebirgslandschaft.[2]) So waren einige schon 1893 bis an den Kupeberg vorgedrungen und hatten freundliche Aufnahme gefunden. Wenige Monate aber, nachdem man dort gewesen war, starb der Häuptling Sona von Nyasoso, der den Missionar bewillkommt hatte. Nun hieß es, der Weiße trage als böser Zauberer die Schuld daran, er habe die Seele des Häuptlings gegessen oder mit nach Westen genommen. So schien das Nkosiland, in dem Nyasoso liegt, verschlossen. Aber im Jahr 1895 wagte man es wieder dorthin vorzudringen. Als das Bergvolk davon hörte, entstand eine große Aufregung, und mehrere Städte vereinigten sich zu dem Beschlusse, der Missionar dürfe nicht kommen, sonst werde er getötet. Ohne von diesem Beschlusse zu wissen, kam er doch hin und gelangte in die Hauptstadt Sundem. Ueberall bemerkte er die feindselige Stimmung, in der Nacht tobte es um seine Hütte. Schließlich hinderte der Aberglaube die Heiden, den Weißen zu töten. In Nyasoso nahm ihn des verstorbenen Häuptlings Bruder freundlich auf. Man erlebte die Freude, daß die Leute willig ein kleines Haus bauen halfen, begeistert von den

---

[1]) Ueber das Missionswerk der Abochristen. vgl. Oehlers Mitteilungen. F. B. 1898, 80.

[2]) Eine verheißungsvolle Reise in Kamerun. H. B. 1893, 52. 1894, 9. — Autenrieths Reisen ins Nkosiland. M. M. 1894, 49. 1895, 196. — Ins Innere von Kamerun, eine Missionsreise, Traktat. — Basedow, Auf dem Gipfel des Kupe. M. M. 1898, 476.

Tabaksblättern, die sie zum Lohne kriegten. So erfolgte 1895 die Besetzung Nyasosos. Man begann eine regelrechte Europäerstation zu errichten, wo nun neue Arbeiter eine neue und vermutlich viel Geduld erfordernde Arbeit an die Hand nehmen. Eine Gemeinde giebt es dort oben noch nicht.

Im selben Jahr, da die Station Mangamba vollendet wurde, 1889, kam es auch zum Wiederaufbau der alten Baptistenstation Bonaberi (Hickory), Bethel gegenüber, auf der andern Seite des Kamerunflusses. Dieses Bonaberi wurde der Ausgangspunkt für die Missionsthätigkeit den Mongofluß entlang. Arntz, der die Station zuerst bezog, starb bald, erhielt aber einen energischen Nachfolger, der das Evangelium den Fluß hinauftrug.[1]) In Bakundu, wo schon ein Mulatte als baptistischer Missionar gewirkt hatte, kam es bald zu einer großen Bewegung, die aber nicht lange vorhielt. Die Arbeit litt dann auch unter dem starken Wechsel des Personals. Bakundu wurde eine Geduldsprobe. Aber der Geduldsfaden durfte bei der Bearbeitung dieses unfruchtbaren Bodens erst dann zu zerreißen drohen, als der benachbarte Balongstamm, der bisher fast unbekannt geblieben war, erwachte und so das Aufgeben jenes ganzen Gebietes hinderte. Die Arbeit wurde nun kräftig aufgenommen. Unter den Balong beschloß man in Bombe eine Hauptstation zu errichten (1895) und der weitere Fortgang belohnte diesen Entschluß.[2]) Im Jahr 1897 wurden einzig aus jenem Stamme etwa neunzig Heiden getauft. Aus Furcht vor dem Gouverneur (!) baten die Häuptlinge verschiedener Stämme den Missionar, er möge doch kommen und die Götzen verbrennen. Katechisten besorgten dann dies Geschäft. Im August jenes Jahres brachten die Heiden in Bombe ihre Heiligtümer zusammen und verbrannten, was nicht als Zeuge sinkenden Heidentums ins Basler Missionsmuseum wanderte.[3]) Das Verlangen nach dem Christentum ist hier wie anderwärts in Kamerun immer auch oder in erster Linie ein Verlangen nach Bildung, Aufklärung; man will die Religion der Regierung, der Deutschen, der Kultur. Aber solches Verlangen macht doch auch für das empfänglich, was den Sendboten des Evangeliums die Hauptsache ist. Von den beiden Hauptstationen Bonaberi und Bombe hat man bis jetzt in 31 Außenstationen 672 Christen gesammelt.

Etwas jünger als die Abo- und Mongomission ist die Arbeit am Sanaga. Sie begann im Jahr 1892 durch die Gründung der Station Lobethal, nachdem man noch aus der Baptistenzeit her einige Christen

---

[1]) Scholten, ein gesegnetes Jahr. J. B. 1893, 51. — Eine Weihnachtsfeier in Kamerun, Traktat Nr. 80.

[2]) Bohner, Skizzen aus der Kamerunmission (unter den Balong) M. M. 1898, 372.

[3]) vgl. Ein Autodafé in Kamerun. H. B. 1898, 6. — Der Riesengötze Dikoki ꝛc. H. B. 1898, 48.

unter dem Stamme der Mulimba im Mündungsgebiet des Sanaga von Bethel selten genug besucht hatte.[1]) Die beiden Pioniere ließen sich in Ndogominyi nieder, wo ein Flußarm das Kamerunbecken mit dem Sanaga verbindet, und lebten hier zunächst in äußerst dürftigen Verhältnissen. Das Katechistenhaus, das sie bewohnten, war eine Negerhütte, wo das Regenwasser durch das Dach herniederrann. Kisten dienten als Stühle und Tisch. Den Herd stellte ein Fenstergitter dar über zwei Lehmmauern. Eine alte Erdölkanne war zum Bratofen erhoben, indem man sie mit Lehm überzog. Wie froh war man, als man das neue Stationsgebäude beziehen konnte. Den Namen Lobethal empfing die Station nach 2. Chronika 20, 26 auf besonderen Wunsch eines Ehepaares, das eine größere Summe für eine Kamerunstation gespendet hatte. Bald darauf brach ein Aufstand der wilden Bakoko, in deren Gebiet man wohnte, gegen die Regierung aus. Es war große Gefahr, die Station möchte von den Aufständischen zerstört werden. Allein die Missionare in Lobethal hatten schon so sehr das Vertrauen der Bevölkerung erworben, daß die Heiden zu den Missionsgebäuden Sorge trugen, und auch den Brüdern selber kein Leid geschah. Nachdem der Aufstand gedämpft war, entwickelte sich das Werk unter Mulimba und Bakoko in erfreulicher Weise. Einige Zeit schien es sogar, als sollte das Heidentum rasch zurückgedrängt werden; dann aber trat eine Reaktion ein und schon abgeschaffter Götzen- und Zauberdienst lebte wieder auf.[2]) Von Lobethal aus wurde das Evangelium indes auch nach Osten und Südosten getragen. Es entstanden viele Außenstationen. Im Jahr 1895 gelang es sodann, sich in Edie an den untersten Fällen des Sanaga niederzulassen, da ein deutscher Kaufmann Fürs das an den Wasserfällen einzig übrige Grundstück zum Bau einer Missionsstation schenkte.[3]) Leider scheint aber die Station dort nicht am rechten Platz zu stehen. Die Lage ist zwar sehr schön, aber der Ort für die Missionsstation ungünstig; denn die Außenstationen liegen sehr weit entfernt. Die Bedeutung dieser Station besteht hauptsächlich darin, daß sie den Bestrebungen der römischen Mission in den Weg trat und den Baslern den Zugang zum Hinterlande des Sanaga sicherte. Die beiden Stationen in diesem Flußgebiet zählten am 1. Januar 1899 auf 32 Außenstationen 440 Gemeindeglieder.

Nur geringen Erfolg hatte die evangelische Mission bis jetzt in dem auch von den Baptisten übernommenen, paradiesisch am Fuß des Kamerun-

---

[1]) Schuler, in den Süden von Kamerun. H. B. 1892, 4. — Derselbe, das 1. Jahr der Station. J. B. 1893, 54. — Die Basler Mission im südlichen Kamerungebiet. M. M. 1893, 331. — Hermann, Missionsreise in den Süden von Kamerun. H. B. 1896, 67. — Schulers Festrede. F. B. 1896, 49.

[2]) vgl. H. B. 1896, 65.

[3]) vgl. über das Stationsgebiet: Lutz, aus dem 1. Jahresbericht der Station J. B. 1898, 58.

gebirges gelegenen Viktoria. Die Missionare arbeiteten hier von Anfang an unter den schwierigsten Umständen. Und als es gelungen war, auf der Abdachung des Gebirges in Buea ein Erholungshaus zu bauen und die Arbeit unter dem freilich rohen Volk der Bakwiri zu beginnen, wurde eine Expedition der Regierungstruppen unter Gravenreuth gegen dies Räubervolk nötig, wobei die Eingeborenen die Station zerstörten. Es dauerte einige Jahre, bis ein neues Sanatorium dort oben erstand, nun aber ziemlich in der Einöde, da sich die Eingeborenen zerstreut haben. Nur allmählich gelingt es, das Vertrauen der scheu gewordenen Bergbewohner zu gewinnen.[1]) Die Gemeindlein von Viktoria und Buea zählen aber erst 89 Seelen, und es ist noch nicht viel Aussicht vorhanden, daß es in nächster Zukunft besser komme.

Auf Bueas luftiger Höhe befindet sich seit kurzem das Predigerseminar der Basler Mission in Kamerun. Von Anfang an war man auch hier darauf bedacht gewesen, einen Stand von tüchtigen eingeborenen Gehilfen heranzubilden. Neben zahlreichen primitiven Schulen hatte man mit einer Gehilfenbildungsschule in Bethel begonnen. Als „Mittelschule" verlegte man sie nach Bonaberi, nachdem man sich lange gestritten, wo sie besser situiert sei: am Regierungssitz oder ferne davon? Die Schüler freilich wollten nicht über den Fluß hinüber. Es galt also fast wieder von vorne anzufangen. Man hatte auch so noch Mühe mit den Jungen und mußte sie 1895 durch Vertrag zum Aushalten ihrer Schulzeit zwingen. Man entwarf einen Lehrplan für die Mittelschule, fügte 1897 eine weitere Klasse an und suchte sie nun zur eigentlichen Gehilfenschule auszubauen, bis man nach einem neu entworfenen Generalschulplan Mittelschule und Predigerseminar trennte, jene in Bonaberi beließ, diese aber nach Buea verlegte, wo der Schulmann der Basler Mission in Kamerun um seiner Gesundheit willen bleiben muß. Welch ein Bedürfnis nach „Lehrern" in Kamerun vorhanden war, illustriert der Beschluß des Komitees vom Oktober 1894, es dürften in Zukunft zwölf- bis vierzehnjährige Knaben, welche die Mittelschule durchlaufen hätten, nicht mehr als selbständige Lehrer, sondern nur als Lehrlinge unter direkter Aufsicht des Missionars angestellt werden. Erst vom achtzehnten Jahr an könnten sie selbständig schulehalten.[2]) Zum Ausbau des Schulwesens gehörte auch die Errichtung einer Kostschule oder Knabenanstalt in Lobethal, wo zu dem Primarunterricht noch der in Deutsch trat, hauptsächlich um der Konkurrenz der

---

[1]) vgl. über Viktoria H. B. 1890, 7. 1891, 47, 1892, 29. 1893, 6. — über Buea und die Bakwiri. J. B. 1889, 49. H. B. 1892, 7. 46. 1893, 47. 1895, 18. 1896, 42.

[2]) Bizer, Wie man eingeborene Gehilfen heranzieht. J. B. 1891, 55. — H. B. 1892, 18. — H. B. 1895, 29. — Oehler, Mitteilungen an der Generalkonferenz J. B. 1897, 63.

Katholiken im nahen Marienberg zu begegnen, die ohne weiteres Deutsch geben, um die Jugend anzuziehen. Neben dem Unterricht sollte in Lobethal Plantagenarbeit hergehen. Aehnliche Knabenanstalten entstehen jetzt in Buea, Mangamba und Edie. An die Errichtung einer Mädchenanstalt hatte man schon 1893 gedacht, aber erst 1898 konnte eine solche in Bethel eröffnet werden;[1] sie zu leiten wurde eine besondere unverheiratete Missionsarbeiterin ausgesandt.

Der Ausbau des Schulwesens gehört zu den Hauptaufgaben, die sich die Mission für das zweite Jahrzehnt ihrer Arbeit in Kamerun gesteckt hat. „Nachdem sich die Mission in Kamerun, las man in den Mitteilungen aus den Komiteeverhandlungen vom Dezember 1896, während einiger Jahre rasch ausgedehnt hat, müssen wir in den nächsten Jahren mit allem Ernst an dem innern Ausbau arbeiten und dürfen bei der geringen Zahl unserer Missionare und unsern beschränkten Mitteln nicht an eine weitere Ausdehnung denken, soweit wir nicht durch göttliche Führung direkt dazu aufgefordert werden." Dem innern Ausbau dient auch die Litteratur in Duala, die teils neugeschaffen, teils gründlich umgearbeitet wurde, nachdem man die großen Mängel der Sakerschen Arbeiten erkannt hatte. 1893 gab man den Gemeinden ein neues Gesangbuch mit 160 Liedern, von denen nur 48 dem alten entnommen waren. Die Dualabibliothek bestand 1899 schon aus Fibel, Sprachlehre und Wörterbuch, Katechismus und Spruchbuch, Gesangbuch, Evangelien und Apostelgeschichte, biblische Geschichten, Bunyans Pilgerreise, dem Herzbüchlein und der Liturgie; einige dieser Bücher verdankt man dem leider früh verstorbenen Regierungsschullehrer Christaller. Von großer Bedeutung für die Erziehung der Neger zu selbständigem Christentum verspricht auch die in Bethel errichtete Schreinerei zu werden.[2] Man hatte zuerst eine Schmiedewerkstätte errichtet; aber das Schmiedehandwerk fand keinen rechten Boden. Dann versuchte man es mit Maurerarbeit, Backsteinbrennen, Holzsägen und Zimmerarbeit. Erst die Schreinerei entwickelte sich seit 1893 in gedeihlicher Weise.

Einen energischen Kampf führte man gegen die Branntweinpest, und nicht ohne Erfolg. Der Kamerunverein (vgl. S. 279) erreichte es sogar, daß die Regierung bei ihren Arbeiten keinen Schnaps mehr als Löhnung ausschenkte.[3] Und den Christen wurde so sehr deutlich, daß sich der Schnapshandel mit dem Christentum nicht vertrage, daß sie sogar den angesehenen Koto unter Kirchenzucht stellten, weil er für einen Freund ein Quantum Schnaps in seinem Boot mitgeführt hatte. Für die so notwendige Hebung des weiblichen Geschlechts wurden zwei Erlasse des Gouverneurs von Kamerun

[1] Ueber die neuere Entwicklung des Missionsschulwesens in Kamerun, vgl. den Bericht Schulers. J. B. 1899, 78.

[2] Die Industriewerkstätte der B. M. in Bethel. H. B. 1899, 4.

[3] vgl. H. B. 1896, 17.

von Bedeutung. Der eine führte standesamtliche Register für christliche Eingeborene ein mit voller rechtlicher Wirkung, so daß die Frau eines Mannes nicht mehr Eigentum eines dritten werden kann. Der andere bestimmte, daß man weibliche Personen nicht mehr für die Schulden anderer in Pfand oder Haft nehmen dürfe. Weibliche Missionszöglinge dürfen auch nicht mehr ohne weiteres ausgeliehen werden. Für die Mission eröffnete sich unter dem weiblichen Geschlecht Kameruns ein großes Arbeitsfeld, das noch kaum in Angriff genommen ist. Dagegen war man von Anfang an darauf bedacht, die Christen zu finanziellen Leistungen heranzuziehen. Die Kirchensteuer pro 1898 betrug denn auch 4720 Mark. Dazu kamen noch 560 Mark Sonntagsopfer.

Die Arbeit in Kamerun hat in zwölf Jahren über 2000 Christen auf 9 Hauptstationen und 127 Außenstationen gesammelt. In 133 Schulen unterrichtete die Mission zu Neujahr 1899 fast 3280 Schüler. Den 25 Missionaren, 10 Frauen und 1 Jungfrau stehen 133 eingeborene Mitarbeiter zur Seite. Die Erfolge wären wohl noch größer, wenn nicht die römische Konkurrenz, die zuerst am Sanaga[1]) und dann auf dem Gebirge einsetzte, gerade in Kamerun ein höchst aggressiven Charakter angenommen hätte, wobei sie auch vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurückschreckt, um die Wasser auf ihre Mühle zu leiten und die evangelische Mission zu vernichten. Für die weitere Entwicklung der so hoffnungsvollen Arbeit der Basler Mission wird vor allem dies bedeutsam werden, inwieweit es gelingt, mit evangelischen Mitteln der römischen Konkurrenz zu begegnen. Aber auch abgesehen davon, so waren die letzten Berichte aus Kamerun erheblich tiefer gestimmt, als man es früher gewohnt war. Auf beiden Seiten, bei der Mission wie bei den Eingeborenen ist etwas wie eine Enttäuschung eingetreten. Daran mag freilich auch dies Schuld sein, daß eine jüngere Generation von Missionaren eben jetzt eine ältere ablöst. Diese jungen Brüder waren wohl in der Hoffnung ausgezogen, überall „Gottesmänner" und „Gottesknaben" zu finden; angesichts der bei weitem nicht so schönen Wirklichkeit lauten ihre Berichte vielleicht bedenklicher, als es erfahrenen Brüdern nötig scheint. Dennoch: die Mission, die gewöhnlich mit Freuden aufgenommen wurde und sich zur Hoffnung auf baldigen großen Erfolg berechtigt glaubte, findet die Leute im Grund ihres Herzens unempfänglicher und gleichgültiger, als sie zuerst schienen. Die Missionare sehen immer tiefer in die entsetzliche Versunkenheit dieser Negerstämme hinein. Die Neger werden in demselben Maß gleichgültiger, als sie erkennen, daß ihnen die evangelische Mission in erster Linie geistliche Güter und nicht nur die irdischen Vorteile einer höheren Kultur, für die sie nicht nur auf die Mission angewiesen sind, bringen will. Am auffallendsten zeigt sich die Veränderung im Stationsgebiet

[1]) vgl. Aus Kamerun. M. M. 1891, 279.

Mangamba. In vielen Dörfern erlahmt hier der Eifer; die Christen fallen nach und nach ins Heidentum zurück. Selbst die Aufhebung der heidnischen Losangoverbindungen und die Unterdrückung ihrer Schreckensherrschaft kann noch weitere Verwilderung zur Folge haben, weil bei einzelnen Stämmen die ganze Rechtspflege mit diesen Verbindungen und ihrem Fetischtreiben verknüpft war. Die Aufhebung der Losango gilt wie eine Proklamation der Freiheit des Fleisches. Die Christen erscheinen als Zerstörer der guten alten Sitte.

Auch in Kamerun wird das Heidentum nicht von heute auf morgen überwunden; auch da wird es noch eines reichen Maßes gottgeborenen Glaubens bedürfen; aber der Glaube ist und bleibt doch der Sieg.

---

7. Die ärztliche Mission.

Die Reichssache Jesu zu treiben, das Reich Gottes auszubreiten, hatte die Basler Mission im Lauf der Jahrzehnte als ihre Aufgabe in ihrem Teile zu erfüllen gesucht. Demgemäß hatten in ihr von jeher auch solche Zweige der Missionsarbeit Pflege gefunden, die weniger unmittelbar die Frucht der Bekehrung hervorbringen, als vielmehr das Heidentum entwurzeln, dem Evangelium Bahn brechen und christliche Gedanken unter die heidnischen Völker bringen sollten. So sehr die apostolische Mission als Ideal allen vor Augen stand, so wollte man doch die apostolische Praxis nicht äußerlich nachahmen, sondern verschmähte nach dem apostolischen Grundsatz: „alles ist euer" auch andere Missionsmittel nicht, die sich neben der Predigt des Evangeliums darboten, wenn sie nur als evangelisch berechtigt anerkannt wurden. So hat die Basler Mission neben der Predigt auch Schule, Landwirtschaft, Industrie und Handel in den Dienst der Ausbreitung des Reiches Gottes gestellt. Zu diesen verschiedenen Missionsthätigkeiten gesellte sich in der letzten Periode noch ein neuer Arbeitszweig: die ärztliche Mission.

Einzelne Aerzte waren schon früher als Basler Missionare ausgezogen. Rudolf Friedrich Hohenacker, ein Schweizer, der 1822 in die Mission am Kaukasus eintrat, hatte eine medizinische Ausbildung empfangen, und schon der Jahresbericht von 1825 rühmte es, daß er „da und dort durch seine zunehmende medicinische Praxis einen zutrauensvollen Zutritt zu den Einwohnern von Schuscha und Umgegend für die Missionssache öffnete." Leider trat er schon 1831 aus, und in den Berichten war seiner ärztlichen Thätigkeit nie ausführlicher gedacht. „Unsern Missionsbrüdern auf der Goldküste," hatte es im Jahresbericht von 1831

geheißen, „thut vor allem Not, einen praktischen Arzt in ihrer Mitte zu haben, der sich ihrer bei dem raschen Entwicklungsgange der Krankheiten auf jener Küste mit treuer Sorgfalt annehme. Einen ärztlichen Gehilfen und Mitarbeiter glaubte unser Komitee an unserm bisherigen Zögling, Chr. Fr. Heinze aus Kunewalde in Sachsen zu finden, der mit angestrengtem Fleiße den medicinischen Studien oblag, von der medicinischen Fakultät der Universität Basel als Arzt examiniert und graduiert wurde, und mit freudiger Ueberzeugung sich berufen fühlte, im westlichen Afrika dem Werke Christi zu dienen." Leider beschloß er schon 1832 seinen kurzen Missionslauf auf der Goldküste.

Diesen Anfängen einer medicinischen Mission folgte leider lange kein Fortgang. Bis in die achtziger Jahre ist unseres Wissens kein Arzt mehr von Basel als Missionar ausgegangen. Der Bericht von 1865 erwähnt, daß ein Zögling aus dem Missionshause ausgetreten sei, um sich an der Universität Basel zum Missionsarzte auszubilden. Für die Unkosten kam der Bankier Ulrich Zellweger auf. Der angehende Missionsarzt verlor aber über dem Studium die Freude an der Mission; und als er sich später wieder anbot, wollte das Komitee nichts mehr von einer Aussendung wissen. Der Gedanke, einen Missionsarzt nach Afrika auszusenden, wurde oft erwogen, namentlich in den Jahren 1872, 1875 und 1879, jedoch stets ohne praktischen Erfolg. Und doch war das Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe überall in hohem Maße vorhanden: in Afrika schon bei den Missionsgeschwistern, in Indien und China namentlich um der Eingeborenen willen, um ihnen zu helfen und um sie von der heidnischen Heilkunst, die, abgesehen von ihrem fragwürdigen realen Werte, vielerorts mit Zauberei und Götzendienst verknüpft erscheint, unabhängig zu machen. Wer von den Missionaren auch nur einiges Geschick hatte, erwarb sich selbst die allernötigsten Kenntnisse, und manch anderer diente — als der einäugige König unter den Blinden — den Kranken so gut es gehen mochte. So Hamberg in seinem „milden Heilungshaus" in Tungfo (China), so noch viele andere.

Schon frühe erwachte der Wunsch, die Zöglinge möchten im Missions-Seminar einige medicinische Ausbildung empfangen. Inspektor Hoffmann schrieb darüber:[1] „Es ist schon öfters und von verschiedenen Seiten der Wunsch laut geworden, daß Missionare in die Heidenwelt nicht ohne einige Ausrüstung mit ärztlichen Kenntnissen gesendet werden sollten. In der That hat man auf einigen Missionsgebieten schöne Früchte davon gesehen, wenn Männer dahin gesendet wurden, die mit lebendigem Herzensglauben und tüchtiger Schriftkenntnis die Gabe der eindringenden Rede und ein gründliches medicinisches Wissen nebst praktischer Geschicklichkeit verbanden. Solche wertvolle Missionare werden jedoch

[1] vgl. M. M. 1841, III, 139.

immer selten bleiben. Gewöhnliche oder gar oberflächliche Bekanntschaft mit der Heilkunde wird umso weniger für den Missionsarbeiter von großem Werte sein, als es notwendig viel schwieriger sein muß, die an der heimatlichen Erfahrung ausgebildeten Ergebnisse der Wissenschaft auf körperliche Zustände richtig anzuwenden, die von einem ganz fremden Klima bedingt sind. Ein oberflächliches Studium aber müßte es bleiben, wenn sich die Zöglinge neben dem vielen andern, was von ihnen verlangt wird, sich noch mit Medicin befassen sollten. Es bleibt daher hinsichtlich ärztlicher Studien nichts anderes übrig, als solche Zöglinge, welche durch zuvor gesammelte Kenntnisse oder ausgezeichnete Talente nur kürzere Zeit bedürfen, um sich der unerläßlichen wissenschaftlichen und praktischen Bildung für den Missionsdienst zu bemächtigen, die dadurch ersparten Monate oder Jahre mit ärztlicher Vorbildung ausfüllen zu lassen. Dies ist auch unter den bisherigen Verhältnissen unserer Missionsanstalt geschehen, und es sind acht bis neun ihrer Zöglinge teils mit guten, teils mit vollständigen und ausgezeichneten ärztlichen Kenntnissen nach regelmäßigem Studium dieser Wissenschaft in ihre Arbeitsfelder ausgegangen. Eben jetzt ist der aus Indien zurückgekehrte Missionar Dehlinger beschäftigt, sich in Tübingen zum Arzt auszubilden (Krankheit vereitelte indessen bald das Vorhaben), und das Komitee wird stets, je nach den besonderen Verhältnissen der Stationen diesen allerdings wichtigen Gegenstand im Auge behalten."

Gleich unter Josenhans, wenn nicht schon in den letzten Jahren von Hoffmanns Inspektorat, sah man sich dann doch getrieben, wenigstens der obersten Klasse einigen medicinischen Unterricht zu erteilen. Wenigstens nennt schon der Bericht von 1852 Professor Dr. Streckeisen als Lehrer der Medicin, und seitdem ist diese Disciplin nicht mehr vom Lektionsplan der Missionsschule verschwunden. Es wurde ihr mit den Jahren noch mehr Zeit eingeräumt. 1887 ordnete das Komitee einen Verbandkurs für die älteste Klasse an und 1897 führte man wöchentlich eine Stunde chirurgischen Unterricht, verbunden mit praktischen Uebungen ein. Und soviel aus den Berichten zu ersehen ist, haben die Brüder von ihren medicinischen und chirurgischen Kenntnissen und Fertigkeiten guten Gebrauch gemacht. Einzelne unter ihnen mit besonderer Vorliebe für diese Arbeit bildeten sich draußen zu förmlichen Missionsärzten aus und wirkten viel Gutes.[1]) Einem afrikanischen Missionar, einem ehemaligen Apotheker, erteilte das Komitee 1880 die förmliche Erlaubnis, in Notfällen seine Arbeit an einer Knabenanstalt hinter seine ärztliche Thätigkeit zurückzustellen. Aber soviel Gutes damit auch geschaffen wurde: eine eigentliche ärztliche Mission war dies nicht, und der Mangel daran wurde immer

[1]) Morgenroth, Der Missionar als Arzt. H. B. 1892, 52. — Aerztliche Mission in China. H. B. 1893, 45. — Mission an den Kranken in China. H. B. 1894, 67. — Kopp, Warum treiben wir Missionare Medicin? (Goldküste.) J. B. 1892, 42.

fühlbarer. Es war Inspektor Schott beschieden, diesen Zweig der Missionsarbeit als einen selbständigen in der Basler- und damit in der deutschen Mission überhaupt einzubürgern.

Im September 1879 versammelte sich die „Evangelische Allianz" zu einer ihrer internationalen Konferenzen in Basel. Ihr trug der Barmer Professor Christlieb seine geistvolle Weltüberschau über den „gegenwärtigen Stand der evangelischen Heidenmission" vor und schilderte dabei die ausgedehnte ärztliche Mission, wie sie seit Mitte des Jahrhunderts von englischen und amerikanischen Gesellschaften mit großem Erfolg betrieben wurde, um endlich die Frage aufzuwerfen: „Warum haben wir denn in den deutschen Missionen noch keine Missionsärzte und noch keine medicinische Missionsgesellschaft?" [1]) Christliebs kräftiger Aufruf bewog einen Missionsfreund in Basel, dem Komitee eine beträchtliche Summe zur Aussendung eines Mediciners in die Hand zu legen; und das Komitee griff freudig und dankbar zu. Inspektor Schott richtete in einem Rundschreiben die Aufmerksamkeit der Freunde auf die Sache. Zwei Gedanken, die ihn schon lange bewegten, sollten nun verwirklicht werden. Der eine war die medicinische Mission selber. „Die Missionsgesellschaft sendet Aerzte aus, die zugleich Missionare sein wollen, um unter den Heiden mit der Ausübung ihrer segensreichen Kunst die Predigt des Evangeliums zu verbinden. Die Heidenwelt seufzt auch leiblich unter Wunden und Krankheiten, gegen die sie meist nichts als die jämmerliche Hilfe ihrer Pfuscher, Priester und Zauberer aufzubringen weiß. Sollte die christliche Liebe sich nicht auch dieses Elendes erbarmen und dadurch den Weg zu den sonst so verschlossenen, aber im Leiden offenen Herzen gewinnen? Sollte es auch abgesehen von den besonderen Wundergaben, nicht doch auch für uns geschrieben stehen, daß der Heiland seine Jünger aussandte zu predigen und Kranke zu heilen? Wir beabsichtigen daher, zunächst in Afrika eine medicinische Mission zu errichten. Und daß wir dies gerade in Afrika thun, dazu treibt uns der andere Gedanke, daß wir den Versuch machen möchten, durch wissenschaftlich gebildete Aerzte, die Land und Leute, Klima und Boden kennen lernen, die klimatischen Krankheiten untersuchen zu lassen, ob nicht der Herr uns der Gnade würdige, Mittel zu finden, das wertvolle Leben unserer Arbeiter besser zu erhalten. Wir haben einen Aufruf an Aerzte und Studierende der Medicin ergehen lassen, auf welchen bereits von mehreren Seiten Anfragen erfolgt sind. Wir werden auch dafür sorgen, daß solche Zöglinge, die Gabe und Neigung dazu haben, sich an der hiesigen Fakultät ausbilden können und freuen uns, sagen zu dürfen, daß ein sehr freundliches Entgegenkommen von dieser Seite uns zu größtem Dank ver-

[2]) Christlieb, Der gegenwärtige Stand ꝛc. Gütersloh 1880. S. 50—52.

pflichtet. Die genaueren Bestimmungen bleiben der nächsten Zukunft vorbehalten." [1])

Jener Gedanke, zunächst in Afrika durch eine medizinische Expertise zu erfahren, wie den klimatischen Gefahren etwa zu begegnen wäre, wurde verwirklicht, ehe es zu einer eigentlichen ärztlichen Mission kam.[2]) Zu Anfang der achtziger Jahre hatten sich die Todesfälle auf der Goldküste in beängstigender Weise gehäuft. Auch ein Komiteemitglied verlor damals zwei seiner Kinder, die in die afrikanische Mission eingetreten waren. Unter dem Eindruck dieser Heimsuchungen stiftete Ratsherr Karl Sarasin 10 000 Fr. zum Zweck einer fachmännischen Inspektion der afrikanischen Stationen und zur Erforschung der wichtigsten Klimakrankheiten. Das Komitee ging dankbar darauf ein, denn man hielt sich verpflichtet, das Menschenmögliche zur Milderung der Gefahren zu thun, wenn man auch fernerhin mit gutem Gewissen Leute nach Afrika schicken wolle. So suchte man denn nach einem passenden Manne. Lange wollte sich keiner finden. Auf ein Ausschreiben meldeten sich darauf in kurzer Zeit nicht weniger als sechsundvierzig Mediziner, darunter manche von hervorragender Tüchtigkeit. Die Wahl des Komitees fiel auf einen jungen Basler Arzt, Dr. Ernst Mähly, der sich mit mehr als gewöhnlicher Begeisterung angeboten hatte. Er bereitete sich gründlich auf seine Expertise vor und schiffte sich alsdann mit Inspektor Praetorius und dessen Begleiter Wilhelm Preiswerk nach der Goldküste ein. Beinahe zwanzig Monate, vom November 1882 bis in den Juli 1884 hielt er sich draußen auf. Er besuchte alle Stationen und untersuchte sie auf ihre Lage und Beschaffenheit. Er sammelte ein umfangreiches Material von Beobachtungen und Erfahrungen und bereicherte es noch auf ausgedehnten Reisen. An Gelegenheit, das Gallen- oder Schwarzwasserfieber, diesen schlimmsten Feind der Europäer in Westafrika, an den Missionsleuten zu studieren, fehlte es leider auch nicht.[3]) Nach seiner Rückkehr nach Europa verarbeitete Mähly die gesammelten Notizen in verschiedenen Studien und legte dem Komitee eine Reihe von Anträgen vor über die beste Art Stationen anzulegen, über das Verhalten der Missionsleute in sanitarischer Beziehung, über Erholungsreisen u. s. w. Man suchte den Ratschlägen des Arztes soviel als möglich nachzuleben; und wenn es auch nicht gelang, der Sterblichkeit der Missionare zu wehren, so bekam man doch zu spüren, daß die medizinische Expertise der afrikanischen Mission und ihren Arbeitern einen großen Dienst geleistet hatte.

Unterdessen war ein erster angehender Basler Missionsarzt mit seinen Universitätsstudien zu Ende gekommen und stand nun bereit, nach

[1]) vgl. Jahresbericht 1880, 19.

[2]) Ueber die Expertise und ihre Ergebnisse vgl. „Die Gesundheitsverhältnisse der Goldküste M. M. 1885, 396.

[3]) Mähly, „Das sogenannte Gallenfieber an der Goldküste" im Korrespondenzblatt für schweizerische Aerzte, Jahrgang XV.

der Goldküste auszuziehen. Dr. Rudolf Fisch von Aarau siedelte sich 1885 in Aburi an, das schon immer als Gesundheitsstation für die Missionsgeschwister gedient hatte, erbaute hier ein Sanatorium, zugleich als Stätte für seine Praxis unter den Eingeborenen und entfaltete bald eine ausgedehnte Thätigkeit, indem er in erster Linie erkrankten Missionsleuten hin und her zu Hilfe eilte.[1]) Im Jahr 1887 erhielt er einen Kollegen in Dr. Alfred Eckhardt aus Württemberg. Eckhardt kam aus dem Tübingerstift in die Mission, von wo, seit fünfzig Jahre zuvor die drei Freunde Mögling, Gundert und Weigle nach Indien gezogen waren, nur noch wenige den Weg aufs Missionsfeld gefunden hatten. Die ersten anderthalb Jahre, die im Stift dem Studium der Philosophie gewidmet werden, lagen hinter Eckhardt; nun sollten die theologischen Studien beginnen. „Er kannte und liebte den Herrn und wollte ihm sein Leben weihen; aber war die Theologie für ihn der rechte Weg dazu? Auf der Schule hatte man ihm gesagt, er sei „real angelegt," und auf der Universität hatte es sich bestätigt, daß der Flug des Geistes und die Gewalt der Rede nicht zu seiner Ausrüstung gehörten; dagegen war ihm ein praktischer Blick und eine geschickte Hand eigen. Er ging damit um, Arzt zu werden. Aber da erhob sich wieder eine Stimme, die eine Zeitlang fast verstummt war, einst aber den Ausschlag für die Theologie gegeben hatte; es war der Zug in die Mission.[2])

„Draußen der Mangel an Arbeitern, im eigenen Herzen die selige Erfahrung von der Vergebung der Sünden, keinerlei Hindernis im Wege — ist es da nicht Undank, wenn ich mich dem Herrn nicht zum Dienst darbiete?" Eckhardt hatte noch nie etwas von Missionsärzten gehört, aber jetzt stieg ihm die Frage auf: solltest du nicht auch als Arzt der Mission dienen können? Es war die Zeit vor Pfingsten 1880, daß ihn diese Gedanken Tag und Nacht beschäftigten. Nach Pfingsten wohnte er der Missionskonferenz in Stuttgart bei. Einer der Basler Abgeordneten sprach über ärztliche Mission und wie es so schwer halte, gläubige Aerzte zu finden. Das gab bei Eckhardt den Ausschlag; nachdem er Gott auf den Knieen um seine Leitung angerufen hatte, schrieb er nach Basel, und sieben Jahre später betrat er, gründlich vorbereitet, als Missionsarzt die Goldküste." Die Stätte seiner ersten Wirksamkeit war hauptsächlich Christiansborg, wo er in Räumen, die ehemals dem Sklavenhandel gedient hatten, eine „Dispensary," eine Art Klinik einrichtete.[3]) Nach einem

[1]) Vgl. für das Folgende die Spezialberichte über den ärztlichen Zweig der Basler Mission, wie sie seit 1891 jährlich ausgegeben wurden. — Fisch, Aerztliche Mission auf der Goldküste, M. M. 1895, 371. — Derselbe, Tropische Krankheiten 2c. Basel 1890.

[2]) Vgl. „An die Freunde des ärztl. Zweiges" 2c. Nr. III, S. 1.

[3]) Vgl. außer den Mitteilungen in den Berichten: „Ein Arbeitstag eines Missionsarztes," H. B. 1891, 3. — Eckhardt, Land, Leute und ärztl. Mission auf der Goldküste, Traktat. — Aus der Arbeit von Dr. Eckhardt, J. B. 1890, 72.

Erholungsaufenthalt in der Heimat wurde er in Odumase stationiert, um dort ein zweites Sanatorium mit kleinem Spital zu erbauen und mit Hilfe einer als Krankenpflegerin ausgebildeten württembergischen Pfarrerstochter zu bedienen. Er sollte den Bau nicht mehr erstehen sehen. Im April 1893 wurde er dahingerafft.[1]) Die Mission verlor an ihm einen herzlich frommen, liebevollen und hingebenden Bruder, der sich durch den Dienst der Liebe, dem er gelebt hatte, die Liebe der Weißen und Schwarzen erworben und mitgewirkt hatte, dem Evangelium unter den Negern Bahn zu brechen. Sein Nachfolger wurde der Pfälzer Dr. Friedrich Hey; in einem primitiven Hause, auf offener Veranda zu Odumase übte er bis jetzt seine Thätigkeit aus, wenn er nicht zu kranken Missionsleuten über Land mußte.

Im Jahr 1886 hatte auch die Basler Mission in Indien ihren ersten Arzt erhalten in Dr. Eugen Liebendörfer aus Württemberg. Er war schon von 1875 bis 1881 Missionar in Malabar gewesen, kehrte dann aber in die Heimat zurück, um hier Medizin zu studieren und sich zum Missionsarzte auszubilden. Seine Station wurde Kalikut, der wichtigste Platz der Malabarmission; an Arbeit fehlte es von Anfang an nicht. 1892 konnte er auf einem der Mission gehörigen Grundstück ein kleines Spital bauen und eröffnen mit zwei Krankensälen und einem Sprech- und Operationszimmer.[2]) Schon im ersten Jahr wurden 88 Patienten aufgenommen, von denen 79 nachher als geheilt oder gebessert heimkehrten, 5 starben. Es waren 55 Christen, 32 Heiden und 1 Mohammedaner mit zusammen 1293 Verpflegungstagen. 1894 übernahm Liebendörfer von der fast ganz heidnischen Stadtverwaltung Kalikuts das dortige Aussätzigenspital, um das sich bis dahin niemand gekümmert hatte. Jetzt, da Ordnung, Pflege, Gebet und Bibel einkehren sollten, erhoben sich Heiden und Katholiken dawider. Es hieß aber, niemand habe mehr ein Recht sich drein zu mischen, nachdem das Asyl einmal dem Missionsdoktor übergeben worden sei. Schon zuvor hatte man in Kodakal ein kleines Hilfsspital eröffnet, und im April 1897 kam unter Liebendörfers Nachfolger eine weitere derartige Anstalt in Wanyankulam hinzu.[3]) Auch hier übergab die Behörde das Spital der Mission, und eine eingeborene Fürstin stellte die nötigen Gebäude und Grundstücke gratis zur Verfügung. Zur Bedienung dieser Zweiganstalten stellte Liebendörfer eingeborene Gehilfen an, sogenannte „Dressers"; dazu steht seit einiger Zeit eine europäische Diakonissin dem Arzt zur Seite.[4]) Leider mußte Dr. William Stokes,

[1]) Vgl. über seinen Heimgang, H. B. 1893, 51.

[2]) Liebendörfer, Die Einweihung des Spitals in Kalikut, H. B. 1894, 1. — Das Aussätzigenspital, H. B. 1894, 51. — Aus der ärztl. Mission, J. B. 1887, 53. 1891, 30.

[3]) Eine neue Heilstätte in Malabar, H. B. 1897, 66.

[4]) Aus der Arbeit der Gemeindeschwester in Kalikut, H. B. 1898, 71.

auch ein Missionarskind, der in Südmahratta Liebendörfers Mitarbeiter hätte werden sollen, als sein Nachfolger nach Kalikut gehen, indem Krankheit den erfahrenen Kollegen zwang, 1896 in die Heimat zurückzukehren, und die Hoffnung, wieder ausziehen zu können, sich leider zerschlug.

Auf dem chinesischen Missionsgebiete begründete im Jahr 1893 der Westphale Dr. Hermann Wittenberg die ärztliche Mission.[1]) Das Komitee hatte ihm die Gelehrtenstadt Kayintschu als Station zugewiesen, weil man hoffte, seine ärztliche Praxis werde den Zugang zu der hier besonders verschlossenen Bevölkerung erleichtern. Er mußte sich zuerst mit einem einzigen kleinen Raum behelfen, der als Sprechzimmer und Apotheke diente. Er behandelte im Jahr 1895 über 3350 Kranke mit mehr als 5000 Konsultationen; von 69 Patienten im Januar stieg die Zahl im Dezember auf 331. Die Mehrzahl der Leute litten an den Augen oder am Wechselfieber; einige gelungene Staroperationen brachten den Arzt in großen Ruf. 1897 siedelte er in ein neuerbautes Haus über, nachdem das neue Wartezimmer an Weihnachten 1896 der Stationsgemeinde zur Weihnachtsfeier gedient hatte. Die beiden kleinen Krankenzimmer waren von da an fast immer von auswärtigen oder zur Operation gekommenen Kranken besetzt. Zwei junge Männer wurden zu Gehilfen herangebildet. Mit dem Bau eines eigentlichen Spitals soll begonnen werden, wenn Dr. Wittenberg von einem Erholungsaufenthalte in Europa zurück sein wird.

Kamerun harrt noch auf einen Missionsarzt. Und für viele weitere wäre noch Raum und Arbeit genug auf allen Missionsfeldern.

Ueber die Aufgabe der ärztlichen Mission sprachen sich die beiden ersten Spezialberichte ausführlich aus. 1891 hieß es: „Wir erblicken in der ärztlichen Mission nicht ein Werk der Humanität, sondern ein Missionswerk, dessen Endzweck ist, die Heiden zum Glauben an Jesum Christum zu führen. Freilich dienen unsere Missionsärzte nicht bloß den Eingeborenen, sondern auch den Europäern und insbesondere den Missionsgeschwistern, und zu Zeiten mag das letztere fast überwiegen; wiederum sind es bei den Eingeborenen zuvörderst die Uebel des Leibes, denen der Missionsarzt Zeit und Aufmerksamkeit widmen muß. Aber die Aufgabe, die wir der ärztlichen Mission stecken, ist doch die, daß sie in sonst verschlossene Häuser und Herzen die frohe Botschaft von Christo bringe oder wenigstens durch selbverleugnendes Erweisen erbarmender Liebe die Herzen und Gewissen für die eigentliche Predigt des Evangeliums vorbereite." Daneben soll sie auch den Gemeinden dienen und ihre Glieder in Zeiten der Krankheit vor dem Rückfall in Zauberei und Götzendienst zu bewahren suchen.

[1]) Wittenberg, Der Anfang der ärztlichen Mission in China, J. B. 1894, 39. — In der Sprechstunde von Dr. Wittenberg in Kayintschu, H. B. 1896, 28. — Ein Krankenbesuch, J. B. 1896, 47.

Hatte man zuerst mehr an Hausbesuche gedacht, so stellte sich bald die Thätigkeit in Spital und „Dispensary" als Hauptwirksamkeit der Missionsärzte heraus, wenn gleich danebenher nach Kräften auch Kranke in ihren Wohnungen aufgesucht wurden. Um den Kranken, die zum Arzte kamen, das Evangelium nahe zu bringen und sie auf den rechten Arzt Leibes und der Seele aufmerksam zu machen, schmückte man nicht nur die Warteräume und Krankenstuben mit Bibelsprüchen, sondern hielt auch Andachten mit ihnen. So wurde im Spital in Kalikut jeden Morgen vor Beginn der Arbeit ein Wort gelesen und kurz erklärt und dann gebetet. Ein Katechist oder eine Bibelfrau verteilten den Tag über an neu angekommene Patienten Traktate oder lasen ihnen aus solchen vor. Die Kranken wurden der Reihe nach, wie sie gekommen waren, vorgelassen; nur dringende Fälle, nicht Kaste, Stand oder Reichtum gaben irgendein Vorrecht. Auch die in die Spitäler aufgenommen wurden, bediente man nach Möglichkeit mit Gottes Wort, und es war denn auch nichts Seltenes, daß sich Patienten in den Spitälern taufen ließen.[1]) Aber Uebertritte sind nicht die einzigen Früchte solcher Arbeit. Uebrigens haben die von eingeborenen „Dressers" bedienten Hilfsspitäler kaum eine missionarische Bedeutung, wenn diese Dressers nicht wirklich Christen sind, die im Dienste der Liebe, d. h. Christi stehen.

Daß Basel bis zur Stunde erst sechs Missionsärzte aussenden konnte, hängt zum Teil an den Anforderungen, welche das Komitee an die Männer stellt, die sich diesem Zweige der Missionsarbeit widmen wollen. Hie und da meldeten sich junge Aerzte zum Dienst; wenn man aber mit ihnen in Korrespondenz trat, gaben sie ihr Vorhaben gewöhnlich bald auf, denn sie hatten sich die Sache anders gedacht. Weil man nicht andere zu Christo führen kann, ohne selber zu ihm gekommen zu sein, nennen die Bedingungen für den Eintritt in die ärztliche Mission als Grunderfordernis, daß einer die erlösende Gnade Gottes in Christo an seiner Person erfahren und dafür Gott sein Leben zum Dankopfer übergeben habe. Die Basler Missionsärzte stellen sich dem Komitee zur freien Verfügung in Bezug auf Stationierung, Versetzung und Arbeitszuweisung im Rahmen ihres besonderen Berufes und stehen zum Komitee in demselben Gehorsams- und Vertrauensverhältnis wie alle anderen Missionare. Ihre Zeit und Kraft stellen sie gänzlich in den Dienst der Mission und verzichten auf eigenen Erwerb. Dafür übernimmt das Komitee die Fürsorge für den Unterhalt der Missionsärzte, ihre Erholung, die Erziehung ihrer Kinder und ihre Versorgung, wenn sie invalid werden sollten. Da der Missionsberuf seiner Natur nach Lebensberuf ist, verspricht sich die Leitung wenig davon, wenn einer von vorneherein nur auf eine abgegrenzte Zahl von Jahren in die Arbeit treten wollte. Der Austritt steht

[1]) Lütze, Vor Thorschluß, die Geschichte Kakkamalas, H. B. 1894, 92.

ja jedem Missionsarbeiter allezeit frei; wer aber die Aufgabe eines Missionars kennt, wird in ihrer Erfüllung ein reichlich bemessenes Lebenswerk sehen und sich freuen, dabei an der geistigen Gemeinschaft eines großen Geschwisterkreises, noch mehr aber an den Verheißungen Gottes vollen Anteil zu erhalten.

Die geringe Ausdehnung der ärztlichen Mission hat ihren Grund aber auch darin, daß es an Interesse und darum auch an Mitteln für dies Werk noch vielfach fehlte. Um es bekannter zu machen und ihm Freunde zu gewinnen, veröffentlichte das Komitee seit 1891 Spezialberichte über den ärztlichen Zweig der Basler Mission. Man hoffte, es werde sich immer mehr ein Kreis von Freunden bilden, die dies Werk besonders verfolgen und fördern würden. Ihre Teilnahme sollte bis auf einen gewissen Grad als Maßstab dienen für die Ausdehnung, die man der ärztlichen Mission geben dürfe. Dieser Kreis wollte sich indessen nicht recht zusammen finden. Obwohl die Patienten, zumal auf der Goldküste, an die Kosten des Werkes erheblich beitragen, waren die Gaben, die aus der heimatlichen Missionsgemeinde kamen, nicht im Stande, den Rest der Ausgaben zu decken, so daß die Missionskasse Jahr für Jahr ein Defizit der Spezialkasse zu ihren Lasten übernehmen mußte. Vielleicht daß es dem „Verein für ärztliche Mission," der sich 1898 in Stuttgart gebildet hat, gelingt, die Bekanntschaft mit ihr in weitere Kreise zu tragen und ihr neue Arbeitskräfte und neue Geldmittel zuzuführen, wie er dies nach seinen Satzungen (H. B. 1899, 7) zunächst für die Basler Mission in Kamerun thun möchte.

Die ärztliche Mission ist einer der jüngsten Zweige eines mehr denn achtzigjährigen Baumes. Es giebt Bäume: im Heiligtum des Herrn gepflanzt, treiben sie in den Vorhöfen unseres Gottes Sprossen; noch im Alter tragen sie Frucht, sind saftvoll und frisch. Zu ihnen zähle die Basler Mission auch in Zukunft.

Personalregister.

Aaron Daniel 157.
Abuhajatiam 36.
Aki 95.
Albrecht 129, 138, 253.
Aldinger, Chr. 151.
Aldinger, K. F. 190.
Alexander I. 29.
Amana 350.
Amma, Elisabeth 300.
Ammann 68, 131.
Amirchanjanz 36.
Amos, Werkführer 178.
Amruta Balarama 296.
Anderson 66.
Annone, Hieron. 3.
Apinß 318.
Appuar 299.
Arakel 35.
Arasappa 134.
Arntz 360.
Arukanden 304.
Asante David 90, 193, 207, 349.
Asare 336.
Ashmun 39.
Ata 195, 344.
Ata (Abetifi) 335.
Auer 206.
Ayun, Kong Fatlin 226, 317, 326.

Bacmeister, Pauline 78.
Badaga 78.
Bakoko 361.
Bakwiri 362.
Ballad, Mahadeo 290.
Balong 360.
Bär 21.
Barde 278.
Barth 17, 25, 52, 62, 113, 116, 240, 252.
Baumann 177.
Becher 355.
Beck, Prof. 17, 24, 59, 249.
„ Alex. 279.
Bellon, W. 219, 231.
Bender 224, 314.
Bengel 1.
Bernoulli-Riggenbach 277.
Betta 307.
Bezner 28.
Biedermann, Prof. 60.
Billawer 70.
Binetsch 353.
Bion, R. 82.
Bizer 355.
Blair 70.
Blumhardt, Insp. 6, 24, 54, 61, 65, 104, 118, 240.
Blumhardt, Christoph 12.
Boateng 347.
Bohner 189, 348, 353, 355.
Bormeister 20.
Bösinger 172.
Bosompem 345.
Boßhard 150.
Bost 50. Miss. 83.
Braun, P. 237. Th. 178.
Brigel 132.
Büchelen 52, 61.
Buck 333, 335, 344.
Bühl 279.
Bühler 79, 125, 153.
Bühlmann 279.
Bührer 132, 155.
Burckhardt, Chr. 12.
Burckhardt, E. 104.
Büren v, 279.
Burkhardt 160.

Carstensen 87.
Casamajor 78.
Christ, Adolf 104, 245, 260.
Christaller 103, 208.
Christaller, Sohn. 363.
Christanudscha Watsa 138, 160.
Christlieb 368.
Clerk 88, 194, 206, 349.
Codates 66.
Cockburn 154.
Conolly 77, 147.
Costa 167.
Culmann, Frl. 243.

Deggeler, L. 279.
Dehlinger 367.
Demana Gauda 142.
Deuber 138.
Dewapria 144.
De Wette 16, 112.
Diego Fernandez 157.
Dieterle 89, 194, 206, 336.
Diez 149.
Dilger 355.
Dittrich 29.
Dschoisi Amandschi 290.
Dschengu 359.
Duala 357.
Dubois, Julie 75.
Duff 163.
Dürr 22.

Eberhardt, Ludwig v. Württemberg 2.
Eckhardt, Dr. 370.
Eisenschmied 197.
Eitel 216, 219.
Elieser v. Bolma 132.
Engmann, Jer. 268.
Ensinger 280.
Enslin 52.
Eppler, Chr. Fr. 102.

Fabri 353.
Faruch, Mirza 32.
Feuchter 177.
Finckh 160, 166.
Fisch, Dr. 370.
Fjellstädt 114.
Francke 1.
Fritz, J. M. 76, 148, 182.
Furtado, Seb. 134, 157.

Gauda, Koppa 74.
Geß 234, 236.
Geßner, Antistes 50.
Gideon v. Udapi 133.
Glatzle 212.
Gnanamuttu 151.
Gobat 14, 23, 114, 259.
Goldschmid 279.
Gollmer 23.
Gopalen Menon 301.
Gowinda 77.
Grant 166.
Gräter 160.
Graul 250.
Gravenreuth 362.
Grein 279.
Greiner 65, 125, 239.
Groves 33, 64, 75.
Gundert, Dr. 75, 105, 121, 125, 165, 242, 254, 279.
Gundert, Sam. 160.
Gurusiddha 144.
Gußmann 226.
Gützlaff 90, 95.

Haas 32.
Häberlin 70, 81.
Hagenbach, K. R. 16.
Hager, Frau Pfr. 233.
Hakka 93.
Halea, Abr. 154, 307.
Hall 88.
„ P. 334, 349.
Haller, Albr. v. 2.
Haller 143, 174.
Halleur 86.
Hambarzumoff 35.
Hamberg 92, 103, 112, 214, 311, 366.
Handel 211.
Handt 40.
Hänel 113.
Hanspach 311, 314.
Hanu Sing 80.
Häring 52.
Harleß 108.
Härter 108.
Hauff 253.
Hebich 13, 51, 65, 76, 80, 121, 130, 147, 159, 251.
Heck 189.
Hegele 40.
Heinze 46, 366.
Henhöfer 252.
Henke 38, 46.
Hermann 355.
Herzog 4.
Heß, Antistes 2.
Hey, Dr. 371.
Hiller 74.
Hitzig 65.
Hoffmann, Vater 49, 103.
„ Insp. 25, 62, 118, 172, 366.
„ Christ. 116.
Hohenacker 32, 365.
Hoklo 94.
Holeyer 139.
Holzwarth 38, 45.
Hörnle 23, 33.
Huber 125, 147, 253.
Huber, Magister 22.
Hüttinger 178.

Jäger 46.
Jakobi, Joseph 150, 157.
Jänicke 7.
Jesudasen 298.
Jetter 22.
Josenhans, Vater 49.
Josenhans, Insp. 24, 84, 116, 118, 237, 258, 262, 321, 367.
Josua, Lukas 174.
Irion 76, 150, 182.
Iruler 309.
Isenberg 23.
Judt 32.
Jung-Stilling 2.
Jürs 361.

Kammerer 133.
Kanaka 155, 308.
Karai, Otto 182.
Karjappa 141.
Karunagaran 299.
Käser 274.
Kauffmann 140.
Kaundinja 71, 123, 139, 160, 242, 297.
Kellner 7.
Kesab Tschander Sen 134.
Khimin 314.
Kies 143.
Kinzler 274.
Kißling 23, 40.
Kittel 141.
Kolb 102, 233.
Kölle 22, 103.
Konga 307.
Kong Fatlin Ayun 226, 317, 326.
Konyim 314.
Koragappa 294.
Kota 308.
Koto 357, 363.
Krischnan 302, 303.
Krafft 50, 55.
Krapf 23.
Kraus 334.
Krüdener v. 8.
Kühne 210.
Kukim 315, 325.
Kuli 297, 309.
Kullen 160.
Kurumba 308.
Kwaku Sai 192, 198.
Kwethi 225.

Lachenal, Prof. 10.
Lacroix 114.
Lakschmana 293.
Lang 13, 31.
Langhans 249.
La Roche, Pfr. 10, 52, 103.
Lauffer 151, 177.
Lavater 2.
Lechler 92, 213, 223, 311, 316, 329.
Legge 218.
Lehner 65.
Leonberger 143.
Lerber v. 275.
Leupolt 23, 114.
Liebendörfer, Dr. 371.
Limki 95.
Lin 321.
Lingaiten 73.
Lisco 55.
Lischinen 232.
Litschinkau 221, 317, 320, 325.
Lobscheid 217.
Locher 186.
Löhe 108.
Lonappen 303.

Lörcher 221.
Lorenz, Prof. 2.
Losango 356.
Lotsya 317.
Luklin 174.
Lyong 315.

Mader 191, 205.
Mähly, Dr. 369.
Mandscha 154.
Martig 219.
Matthäus v. Anandapur 140.
Maurer, Wilhelmine 205.
Meischel 89, 194.
Merian, Christoph 233.
Merian-Kuder 10.
Merk 83.
Meta 307.
Metz 153.
Meuret 243.
Miescher 277.
Minsiu Tschin 218, 232, 310, 316.
Mögling 14, 67, 105, 121, 138, 165, 172, 242.
Mohr, Joseph 89.
„ Adolf 211.
Monrad 38.
Mörck 87.
Mörike 79, 98, 153.
Mosumdar 134.
Mulgrave, Kath. 87, 241.
Mulil, Abr. 148, 300.
Mulimba 361.
Müller, Christ. 77, 125.
„ Daniel 20.
„ Joh. (Indien) 72, 141, 253.
„ Joh. (Afrika) 196.
„ Uhrenmacher 172.
Münter 38.
Mürdter 46.
Munz 355.

Nagappa 72.
Nagappaja 293.
Namteu 313.
Nandscha 153.
Narses 35.
Natscharoff 36.
Nelson 66.
Nerkambe, Isaak 307.
Nikolaus I. 34.
Nonnenmacher 63.
Nudi 75.

Oberlin 2, 11.
Ochs 9.
Odonko 341.
Odonko Azu 189.
Oforikai 192, 207.
Oehler, G. Fr. 15.
Oehler, Insp. 265, 272, 283, 300, 313, 316, 321, 351.
Opare 193.
Opoku 192, 197, 334.
Osabute 268.
Ostertag 15, 62, 103, 111, 243, 254.
Ott 226.
Owen 22, 24.

Parsegh 34.
Peter 237, 252, 279.
Petermann 63.
Pfander 23, 32.
Pfisterer 243.
Pfleiderer, G. 140, 179, 277.
Piton 224, 324.
Plebst 173.
Praetorius, Insp 269, 333, 369.
„ Vater 279.
Preiswerk-Groben 246, 277.
Preiswerk, Wilh. 334, 369.
Pritzsche 311.
Putupuram 302.

Quist 334.

Ramseyer 210, 347.
Rama Rao 293.
Ramawarma 77, 148.
Ramotti 302.
Randall 41.
Rebmann 23, 103.
Reiff 237.
Reindorf 197, 334.
Rhenius 21, 75.
Richelieu 38.
Richter 139.
Riggenbach, Prof. 112, 258, 275.
Riis, Andreas 46, 84, 195, 211.
Riis, H. N. 89, 208.
Ritter 63.
Robinson 84, 152.
Rominger 279.
Rönne 38.
Roth 143.
Rottmann, H. L. 184, 204, 241, 341, 353.
Rudelbach 37.
Ryhiner-Christ 52, 104.

Saker 352, 363.
Salbach 38, 45.
Saltet 28.
Samson, Ed. 192, 194.
Sarasin, Ad. 104, 243.
„ Karl 178, 246, 257, 260, 277, 369.
Satananda 290.
Satyarti 291, 298.
Schaffter 23.
Schall 189.
Schanars 152.
Schantappa 143.
Schauffler 151.
Schetti 309.
Schiedt 89, 185.
Schinen Li 232.
Schiri 174.
Schlatter, A. 3, 50.
Schmid 38, 45.
Schoch 175.
Scholtz, C. 243.
Schön 23.
Schönburg, Fürst v. 37, 65.
Schönfeld 190.
Schott, Insp. 119, 138, 237, 265, 281, 321, 368.
Schrenk, E. 187, 202.
Sessing 40.
Simon (Hubli) 144.
Siwa Rama 293.
Socin-Heusler 104, 123.
Sona 359.
Spangenberg 262.
Spener 1.
Spittler 6, 18, 104, 119, 234, 240, 258.
Spleiß 52, 252.
Stanger, A. 46.
„ J. 89, 186.
Staudt 15, 48, 103, 116.

Steinhauser 186, 209.
Steinkopf 5, 10, 22, 37, 256.
Stephanus (Kurg) 139.
Stern, Prof. 113.
Steudel 272.
Stier, R. 15.
Stilling, Jung 2.
Stokes, Dr. 371.
Strange 76.
Streckeisen 367.
Strobel 152.
Subaja 141, 297.
Subraya 293.
Süß 195.
Suwartappa Watsa 138, 162.
Syongnam 314.

Taiping 217, 223.
Tamulen 308.
Thiersch 15.
Thompson 86.
Tischhauser 274.
Tissot 278.
Toda 153, 308.
Tröscher 102.
Tschami 302.
Tschandren 76, 150.
Tschandukutti 302.
Tschin-Asi 312.
Tschisipak 222.
Tschonghin 221.
Tschungmu 225.
Tsong-Aschin 315.

Urlsperger, S. 3.

Velayudhan 302.
Viktor (Kurg) 296.
Von Brunn 8, 42.

Wagner-Groben 279.
Wait 309.
Walter 150, 152.
Walz 138.
Wan 310.
Watsa, Christanudscha 138, 160.
Wattenwyl v. 279.
Welu 302.
Weigele 146.
Weigle 78, 125, 153, 173.
Weiß 189.
Weitbrecht 23, 114.
Weitbrecht, Th. 245.
Wenger, A. 154. R. 279.
Wenk 10.
Werner 116, 211.
Wesley 1.
Whitefield 1.
Wittenberg, Dr. 372.
Wichern 248.
Widmann 86, 183, 191.
Wilkinson 72.
Wilson 163.
Winnes 214, 223, 227, 314.
Winter 113.
Wolseley 210.
Wolter 46.
Wong-En-kau 311.
Wong-Fu-kon 311.
Wongnyimon 225.
Wood 164.
Wulff 40.
Würth 122, 135, 142.
Wurm 237.

Yunsa 225.

Zaremba 2, 29, 114, 253.
Zeller 52.
Zellweger, U. 246, 366.
Zimmermann 89, 98, 103, 184, 186, 202, 209, 241.
Zinzendorf 1, 262.

Ortsregister.

Aarau 4, 370.
Abessynien 258.
Abetifi 211, 335, 338, 346.
Abiriw 192.
Abokobi 187, 335, 339, 341.
Aboland 357.
Abonse 192.
Aburi (Abude) 89, 193, 239, 333, 336, 343, 370.
Ada 191, 268, 334, 342.
Adafo 190.
Adangme 189.
Adele 350.
Adukrom 192, 334.
Agona 348.
Akem 194, 212, 332, 335, 344.
Akpafo 340.
Akra 45, 332, 340, 341.
Akropong 46, 87, 191, 333, 338, 343.
Akuamu 196, 209, 349.
Akuapem 333, 343.
Akuse 204.
Allahabad 182.
Allikate 298.
Almanda 139.
Altkalabar 355.
Altona 4.
Amanukrom 192.
Amboina 21.
Amerika 4.
Amsterdam 4.
Anandapur 139, 297.
Andscharkandi 75, 151.
Angadipurum 301.
Anklam 4.
Anum 196, 209, 268, 331, 340, 349.
Arekallu (Putiarakoll) 176.
Armenien 27.
Asante 45, 209, 331, 347.
Asantema 194.
Asiakwa 335.
Astrachan 29.
Ateobu 348.
Attolimani 141, 297.

Baden (Großherzgt.) 2, 58, 250, 252.
Baku 32.
Bakundu 360.
Balmattha 70, 131.
Bankapur 290.
Barmen 353.
Basarur 136, 293.
Basel 3, 4, 19, 51, 251.
Bathurst 333.
Bawaleschi 189.
Bayern 108, 248.
Begoro 212, 334, 344.
Bengalen 81.
Bentur 74.
Berkel 20.
Berlin 4, 354.
Bern 4, 50, 253.
Bethel 352, 355, 362.
Bettigeri 74, 142, 287, 289.
Bidschapur 267, 281, 290.
Bismarcksburg 350.
Bockapatna 295.
Boem 397.
Bolma 132, 170.
Bombe 360.
Bompata 347.
Bonaberi 360, 362.
Bonaku 352.
Borneo 314, 325.
Boso 349.
Bremen 4, 353.
Breslau 4.
Bretten 113.
Buea 362.
Bünde 4.

Calw 58.
Chrischona 119, 258.
Christiansborg 45, 88, 185, 333, 339, 370.
Chur 4.

Dajapur 83.
Dänemark 108.
Date (Late) 192, 335, 336, 343.
Dauromadam 195.
Dawu 192.
Demerara 325.
Denkyra 348.
Dhaka 82.
Dharwar 67, 72, 141, 287, 289.
Dresden 4, 57.
Dschabalpur 81.
Dscheppu 176.
Düsseldorf 4.

Edakadu 151, 170.
Edie 355, 361.
Elberfeld 4.
Elsaß 2, 50, 108, 253.
Erlangen 108.
Ernadu 299.

Fankjeneko 212.
Fanteland 348.
Fildermission 107.
Flensburg 4.
Frankfurt a. M. 4, 252.
Fraserpet 298.
Freetown 333.
Fukien 327.
Futschukpai 221, 268, 317, 328.

Gadistrikt 46, 87, 185, 340.
Genf 278.
Georgetown 325.
Gjadam 195.
Goa 281.
Grusien 27.
Gudde 170.
Gudur 290.
Guledgudd 75, 143, 289.
Guyana 325.

Halberstadt .
Haveri 292.
Hebsur 142.
Heidelberg 113.
Heiderabad 26, 281.
Hinnen 225, 315, 322, 326, 328.
Hoffmannsberg 63.
Hokschuha 313, 325.
Holland 20.
Hongkong 90, 214.
Honor 71, 138, 295.
Honyen 317, 327.
Hosadurga 132.
Hoschuwan 225, 318, 327.
Hubli 72, 141, 162, 289.

Jamtsau 94.
Joruba 23.

Kade 332.
Kadike 70, 170.
Kalikut 66, 77, 151, 298, 300, 305, 371.
Kalimalli 308.
Kamerun 351.
Kanani 152.
Kannanur 76, 147, 151, 301.
Karaß 29.
Kardenhalli 298.
Karkala 136, 294.
Karwar 138, 294.
Kasergod 132, 267, 281, 296.
Katawere 349.
Kateri 79.
Kaukasus 27, 365.
Kautsai 221.
Kayintschu 225, 268, 314, 326, 328, 372.
Keilkeri 294.
Kerehada 307.
Keti 78, 153, 286, 306.
Ketschenke 350.
Khitschhung 219, 268, 310.
Kinanur 152.
Kirur 301.
Kjebi 195, 330, 333, 344.
Kodakal 77, 150, 170, 300, 305, 371.
Koilandi 170.
Komilla 83.
Konnur 291.
Kopenhagen 38.
Koppala 135, 281.
Koranteng 335.
Kornthal 49, 100.
Kotageri 154, 306.
Köthen 4.
Kotoku 195, 348.
Kpando 350.
Kpong 204.
Kratschi 350.
Kroboland 189, 335, 342.
Kudroli 270.
Kuduremukh 130, 239.
Kukurantumi 195.
Kumase 45, 47, 210, 331, 347.
Kunang 359.
Kundapur 136.
Kunnur 155, 282, 309.
Kupeberg 359.
Kurden 33.
Kurgland 138, 296.

La 186.
Lagos 332, 345.
Late (Date) 192, 335, 343.
Langenwinkel 186.
Laulung 317.
Lausanne 4, 278.
Lengthongha 315.
Leonberg 49, 118, 260.
Liberia 39.
Lilong 214, 232, 312, 321.
Lobethal 360.
Lofeus 317.
London 4, 354.
Longheu 268, 311.
Lyungtschon 225, 313.

Magdeburg 4.
Madras 306.
Maham 218, 312.
Mahe 298.
Makao 91.
Malapu 295.
Malasamudra 74, 143, 292.
Mamfe 192, 336.
Mampong 192.
Manantoddi 153.
Mangalur 66, 131, 163, 284, 293.
Mangamba 357, 365.
Manihatti 306.
Mayera 189.
Merkara 139, 293.
Mirsbay 95, 310.
Moilim 225, 319, 327.
Monrovia 39.
Mosbach 113.
Mulki 70, 133, 295.
München 4.
Muschtigeri 145, 291.
Muttenz 3.

Namo 94.
Nangking 90.
Ndogominyi 361.
Nerkambe 154, 308.
Nettur 76, 286.
Neuenburg 107, 278.
Ningo 45.
Niralgi 291.
Nkonya 349.
Nkoransa 348.
Nkosi 359.
Nkwatia 347.
Nsaba 348.
Ntschumuru 349.
Nürnberg 4, 248.
Nyasoso 359.
Nyenhangli 228, 225, 318, 321, 327.
Nyungthung 319.

Oberland (China) 221—226, 313—319.
Odumase 189, 338, 342, 371.
Okpesi 342.
Okwawu 211, 346.
Osnabrück 4.
Österreich 254.
Ostfriesland 4.
Ostseeprovinzen 254.
Ottenbach 113.
Oyaresa 189.

Palghat 152, 302.
Panayur 299.
Panikottur 305.
Paraperi 304, 305.
Pasewalk 4.
Payanur 76.

Venkum 4.
Verambra 299.
Persien 33, 36.
Phyangthong 316.
Pokschakha 225, 313, 322.
Ponempete 298.
Prenzlau 4.
Pudiangadi 301.
Pukak 214.
Puttur 282.

Ranibennur 292.
Rawaneschwara 132.
Rostock 4.

Sachsen 108, 248.
Sagor 82.
Salaga 349.
Sanaga 360.
Sandwich-Inseln 325.
Santuru 134, 137.
Sasabi 189.
Satheukok 95, 311.
Saphyang 316.
Saukiwan 220, 325.
Schaffhausen 4.
Schagoti 142, 291.
Schakha 317.
Schamachi 32, 35.
Schimoga 128.
Schongthung 311.
Schuscha 31, 365.
Schweden 4.
Schweiz 2, 4.
Sierra Leone 22, 37, 85.
Sinlen 221.
Sinpuhi 329.
Sircy 138.
Sklavenküste 26.
Soadru 349.
Sra 338, 342.
Stendal 4.
Stettin 4.
St. Gallen 4.
Stuttgart 4, 49, 252, 374.
Sundem 359.
Sungtheu 318, 319, 321.

Talatscheri 76, 150, 162, 286, 301.
Taliparambu 76, 146.
Tamschui 93.
Tartarei 27.
Täschi 186.
Tebris 33, 36.
Texas 258.
Tezpur 83.
Thaiten 319.
Thonglak 326.
Thuthen 318.
Tiflis 31.
Togo 331, 350.
Trankebar 287.
Trawandram 304.
Tschalascheri 303.
Tschambang 222, 226.
Tschausa 317.
Tschautscho 350.
Tschautschufu 94.
Tschi-Distrikt 87, 191, 343.
Tschirakal 76, 170.
Tschittatakara 303.
Tschogatorre 79, 307.
Tschombala 77, 149, 170, 300.
Tschonghangkang 218, 268, 310, 326.
Tschonglok 221.
Tschongtschun 221, 316, 318, 321.
Tschowa 151, 170.
Tschyangnyen 221, 311.
Tshyangkai 317.
Tübingen 49.
Tulugebiet 68, 132.
Tungso 95, 217, 311.
Tungsimpa 318.
Tutu 194, 336.

Udapi 70, 133, 162, 287, 294.
Unankallu 142, 170, 292.
Ungarn 254.
Unterland, chinesisches 217—221, 310—313.
Utschilla 134, 170.

Viktoria 352, 354, 355, 361.
Volta 196, 331, 349.

Wadakentscheri 147, 152, 302.
Wainad 152.
Wanyankulam 267, 282, 299, 301, 371.
Wegbe 210.
Weiteri 152.
Wernigerode 4.
Westindien 86.
Winterthur 4, 253.
Wongtschun 314.
Württemberg 1, 49, 100, 107, 113.
Worawora 349.
Wuri 359.

Yongpoi 316.
Yunon 326.

Zofingen 4.
Zürich 4, 50, 58, 113.

Nachtrag zur **Erklärung der Abkürzungen** (s. Seite XVI). F. B. = Bericht über die christl. Jahresfeste in Basel.

Eine Ergänzung zu der „Geschichte der Basler Mission"

bilden folgende in dem Verlag der **Missionsbuchhandlung Basel** und **Leopoldshöhe** (Baden) erschienenen Schriften:

Kamerun, Land, Leute und Mission. Von Ch. Römer und P. Steiner. Mit Karte und 16 Bildern. Achte ergänzte Auflage. 30 Cts. = 25 Pf.

Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Von P. Steiner. Mit Karte und 20 Bildern. Zweite ergänzte Auflage. 35 Cts. = 30 Pf.

Im Reich der Mitte. Die Basler Mission in China. Von Miss. Schultze. Mit Karte und 20 Bildern. Zweite ergänzte Auflage. 35 Cts. = 30 Pf.

Auf chinesischen Missionspfaden. Dreizehn Stationsbilder. Von Missionar Gußmann. Mit Karte und 17 Bildern. 35 Cts. = 30 Pf.

An der Westküste Indiens. Ein Gang durch die Geschichte und das Stationsgebiet der Basler Mission. Von Missionar Limbach. Mit Karte und 17 Bildern. 30 Cts. = 25 Pf.

Die Arbeitsstätten der Basler Mission in Indien, China, Goldküste und Kamerun. Von K. Kühnle. Mit Karte und 15 Stationsbildern. Zweite ergänzte Auflage. 75 Cts. = 60 Pfg.

E. Jaremba. Ein russischer Edelmann als Missionar. 30 Cts. = 25 Pf.

Am Goldstrand. Ein Bild aus dem afrikanischen Volks- und Missionsleben. Von P. Steiner. Mit 45 Bildern. 35 Cts. = 30 Pf.

Afrikanische Wanderbilder. I. u. II. Von P. Steiner, à 20 Cts. = 15 Pf

Eckhardt Dr. Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste. 10 Cts. = 10 Pf.

Vier Jahre gefangen in Asante. (Miss. Ramseyer.) Mit Karte u. 15 Bildern. Dritte ergänzte Auflage. 35 Cts. = 30 Pf.

Von Heiligtum zu Heiligtum. Aus dem Pilgerleben des wahrheitsuchenden Hindu Karunagaran. Mit 12 Bildern. 30 Cts. = 25 Pf.

Gowinda, der Elefantenführer. Ein Lebensbild aus Malabar. Von Dr. Gundert. Vierte Auflage. Mit 8 Bildern. 20 Cts. = 15 Pf.

Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge. Ein Bild aus der chinesischen Mission. Mit 8 Bildern. Zweite Auflage. 20 Cts. = 15 Pf.

Das Leben im Basler Missionshaus. Von J. Haller. 20 Cts. = 15 Pf.

Josenhans, Missions-Inspektor, **Ausgewählte Reden.** 242 S. Brosch. Fr. 2.— = Mk. 1.60. Gebd. Fr. 2.50 = Mk. 2.—. Enthalten eine Fülle von Missionsgedanken und -Erfahrungen. Wir heben namentlich hervor: Jugendgeschichte der Basler Mission, Die Basler Mission in Indien, Die Basler Mission einst und jetzt, und 25 Jahre in der Basler Mission.

Bohner, Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild als Spiegel afrikanischen Volkslebens. 288 S. Mit 24 Bildern. Brosch. Fr. 2. 50 = Mk. 2.—, gebd. Fr. 3.75 = Mk. 3.—.

Eppler, Lebensbild aus der armenischen Kirche und Basler Mission. 176 S. 50 Cts. = 40 Pf.

— **Dr. Pfander.** Ein Zeuge der Wahrheit. Mit Blicken in Vergangenheit und Gegenwart des Muhamedanismus. Mit Bildnis. 192 S. Brosch. Fr. 1.75 = Mk. 1.40, gebd. Fr. 2.50 = Mk. 2.—.

Im Verlag der **Missionsbuchhandlung** in **Basel** sind erschienen:

(Adr. aus Deutschland: Missionsbuchhandlung Leopoldshöhe (Baden)

Missionsschriften in bunten Umschlägen und mit Bildern:

à 5 Cts. = 4 Pf.

1. Der Häuptling von Fallangia. 2. Odusinna. 3. Akatangi. 4. Abraham und seine Trommel. 5. Verstoßen und gefunden. 6. Das Armenhaus in Talatscheri. 7. Die kleine Marie. 8. Oguyomi. 9. Unter den Indianern in Guyana. 10. Die Christengemeinde auf den Nilagiris. 11. Gottes Wort auf den Inseln der Südsee. 12. Königin Kapiolani und der Vulkan Kilauea. 13. Pitcairn und Norfolk. 14. Der Sturm im Hafen von Bombay. 15. Die Reise der ersten Missionskinder. 16. Verloren und gefunden. 17. Allen Gardiner. 18. Wie's Heidenkindern gehen kann. 19. Drei Hindu auf der Suche nach einem Heiland. 20. Weihnachten im Heidenland. 21. Im Getümmel eines indischen Götzenfestes. 22. Lasset die Kindlein zu Mir kommen. 23. Züge aus der barmanischen Mission. 24. Ein Prophetenspruch und seine Erfüllung. 25. Der gute schwarze Doktor. 26. Tschin, der arme Chinesenknabe. 27. Die gute Hand Gottes in der Mission. 28. Ernstes und Heiteres aus der Südsee. 29. Das Evangelium in China. 30. Die Mädchenanstalten in Hongkong und Tschongtshun. 31. Paulo Mohenu, der bekehrte Fetischpriester. 32. Etwas vom indischen Heidenleben. 33. Dschiwamma. 34. Der kleine Ludwig. 35. Der Götze Dschagannath. 36. Missionsanfänge in Labrador. 37. Wasserquellen in der Wüste. 38 Die Kols in Tschutia-Nagpur. 39. Die Schanars in Tinneweli. 40. Kindersinn und Kinderglück in einer Mädchenanstalt in China. 41. Wie die Heiden beten. 42. Das Waisenhaus in Bettigeri 43. Der kleine Pelikan. 44. Bibellesen säumet nicht. 45 Ein australischer Erstling. 46. Weg hat Gott allerwegen. 47. Heidenmission in London. 48. John Wood. 49. Schatten und Licht in der Mission. 50. Von drei Buddhistenpriestern, die Christen geworden. 51. Auch Mohammedaner bekehren sich. 52. Die Bibel in Indien. 53. Ein Missionar in russischer Uniform. 54. Allerlei zur Beherzigung. 55. Einige Früchte der Missionsarbeit in China. 56. Eine Barmanenfamilie. 57. Das Waisenhaus in Benares. 58 Etwas von den Negern in Afrika. 59. Eine ergreifende Geschichte aus Guyana. 60. Ein deutscher Missionar unter den Santals. 61. Drei Erstlinge. 62. Drei kostbare Geschenke 63. Drei Frauen-Bekehrungen. 64. An zwei Sterbebetten in China. 65. Geschichte zweier Missionsbüchsen. 66. Heidnische und christliche Totenklage. 67. Vater Rene's letzte Fahrt. 68. Wie es im Kongostaat zugeht. 69. Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. 70. Furchtlos und treu. 71. Negerkönig Khama 72. Durch Sklaverei zur Freiheit. 73. Kommet her zu Mir! 74. Ihr werdet Ruhe finden. 75 Missionshelden 76. Durch Kampf zum Sieg. 77. Unsere Kamerunner Jugend. 78. Deutsche Bahnglocken in Kamerun. 79. Im Norden Indiens. 80. Weihnachtsfeier in Kamerun. 81. Wunderbar geführt. 82. Unter den Negerkindern in Togo. 83. Ein japanischer Georg Müller. 84. Paul Tschandren. 85. Heidnisches Kinderleben in Indien. 86. Die Hindukinder und ihr Heiland. 87. Die Mission unsre Pflicht, unsre Ehre. 88. Wie ein blinder Neger wieder sehend wurde. 89. Ein Blick in eine afrikanische Mädchenanstalt. 90. Sebastian, der vielgereiste Neger.

à 10 Cts. = 10 Pf.

Der Kinderraub in Karaß. — Jager Afrikaner, der bekehrte Räuberhauptmann. — Ein treuer Bekenner. — A. Mackay, der Held von Uganda. — Freud und Leid im chinesischen Kinderleben — Bilder aus dem chinesischen Volksleben. — Wie ich den Heiden predige. — Priscilla, die Sklavin. — Tschandukutti und Krischnan. — Zwölf Bilder aus der Missionswelt, Heft I—VIII. — Die Treue im Dienen und ihr Lohn. — In Trübsal bewährt. — Eckhardt, Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste. — Bilder aus Bengalen. — Ind. Frauenleben. — Ein Sieg über den Islam. — Blicke in die Tagesarbeit einer Senana-Arbeiterin — Wieder in Kumase. — Tagesanbruch auf den blauen Bergen. — Die Bibel der Hindu. — Sieben Männer für Christum. — Gottes Hand in der Basler Mission. — Das Geistesleben der Chinesen. — Theodora, ein Bild aus dem indischen Kindesleben. — Erinnerungen aus Kamerun. — Ein gefangener und ein freier Negerknabe. Mit Farbendruckbild (Weihnachten in Kamerun) à 15 Cts. — Missionsröslein. — Treue im Kleinen. — Im Urwald von Akem. — Der Heiden Not, der Christen Pflicht. — Negerjünglinge nach dem Herzen Gottes. Mit Farbendruckbild à 15 Cts.

à 20 Cts. = 15 Pf.

Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge. — J. Paton, Missionar unter den Kannibalen der Südsee. — Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa. J. Patons II. Teil. — Altes und Neues aus China. — Bilder aus dem südind. Volksleben. — Wagner-Groben, Die Stellung und Aufgabe der christl. Frau. — Aus der Heimat in die Heimat. — Unter den Indianern und Eskimo. — Madagaskar einst und jetzt. — Das Leben im Basler Missionshaus. — Afrikanische Wanderbilder I. und II. — Ins Innere von Kamerun. — Blicke in indisches Witwenleben. — Gowinda, der Elefantenführer.

à 25 Cts. = 20 Pf.

Kolor. Missionsweltkarte mit Beschreibung. — Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. — Evang. Missionskalender, mit Farbendruckbild (erscheint jedes Jahr). — Schrenk, Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums. — Uganda, das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa. — Bilder aus Japan. — In der Einsamkeit einer Südsee-Insel. — Die chinesische Sprache und Schrift.

Im Verlag der **Missionsbuchhandlung** in **Basel** sind ferner erschienen (Adr. aus Deutschland: Missionsbuchhandlung Leopoldshöhe, Baden):

à 30 Cts. = 25 Pf.

F. Zaremba, ein russischer Edelmann als Missionar. — Frauenelend und Frauenmission in Indien. — Von Heiligtum zu Heiligtum. — An der Westküste Indiens. Mit Karte. — Kamerun, Land, Leute und Mission. Mit Karte. 8. ergänzte Auflage.

à 35 Cts. = 30 Pf.

Der Herr siehet. Aus Pfr. Ludwig's Leben. — Von Kjebi nach Kumase. — Vier Jahre gefangen in Asante. — Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Mit Karte u. 20 Bildern. — Im Reich der Mitte oder die Basler Mission in China. Mit Karte. — Auf chinesischen Missionspfaden. — Aus den Briefen eines Missionskaufmanns in Afrika. — Am Goldstrand. Mit Karte und 45 Bildern. — Im Dienst des Meisters. Züge aus dem Leben des † Pfr R. Wenger.

Soll ich Missionar werden? (à 40 Pf.)

Die Arbeitsstätten der Basler Mission. Mit Karte. (à 60 Pf.)

Größere Schriften.

Album der Basler Mission. 80 Ansichten der Goldküste v. Miss. Ramseyer Fr. 4.50

Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben mit 56 Illustr. 230 S. brosch. Fr. 3 = Mk. 2.40 | eleg. geb. Fr. 4 = Mk. 3.20.

Bohner. Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild als Spiegel afrik. Volkslebens. Mit 24 Bildern. (288 S.) brosch. Fr. 2.50 = Mk. 2. | geb. Fr. 3.75 = Mk. 3.

Duisberg, W., Allerlei Bilder aus meinem Leben (208 S.) eleg. kart. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Eppler, Pfr. Aus der armenischen Kirche und Basler Mission. (176 S.) 50 Cts. = 40 Pf.

— D. K. G. Pfander. Ein Zeuge der Wahrheit. Mit Bild. (192 S.) Fr. 1.75 | geb. Fr. 2.50.

Fisch, Dr. Tropische Krankheiten. Anleitung zur Verhütung u. Behandlung. Fr. 5. | geb. Fr. 6.

Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln. (207 S.) 50 Cts. = 40 Pf.

Haslam, W., Aehren aus Gottes Erntefeld. Geschichten zum Ev. Joh. (168 S.) Mit Titelbild. brosch. Fr. 1.25 = Mk. 1. | eleg. geb. Fr. 2. = Mk. 1.60.

Hauschild, Dr., Männerchöre. 259 Nrn (329 S.) 4. Aufl. brosch. Fr. 4.50. | geb. Fr. 5.50

Hebich's Leben. Zur Geschichte d. ind. Mission, (320 S.) brosch. Fr. 1.25 | eleg. in Lwd. Fr. 2.50.

Josenhans, Missionsinsp., Ausgewählte Reden (242 S.) brosch. Fr. 2. | geb. Fr. 2.50.

Kinzler, A. Das Schriftzeugnis von Jesus dem Sohne Gottes. 50 Cts. = 40 Pf.

Layer, Pfarrer, Lebensbild u. Zeugnisse d. Wahrheit. Mit Photogr. kart. Fr. 1. | Lwd. Fr. 1.25.

Löw, R., 36 Festchoräle für vierstimmigen Männerchor. Fr. 1. = 80 Pf.

Ludwig, Pfarrer J. M., Lebensgeschichte. M. Photogr. (221 S.) Fr. 1.50. | eleg. geb. Fr. 2.25.

Miescher, Pfr. **In der Fremde und Daheim.** eleg. geb. Fr. 1 | in Lwd. Fr. 2.

Missionsbilderbuch, Neues, koloriert. Heft I—IV. à 75 Pf. | geb. in 1 Bd. Mk. 3.50.

Missions-Harfe. 60 Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder, 4stimmig. Lwdbd. 50 Cts.

Missionsliederbuch. 470 Nrn. (364 S.) 2. Aufl. Fr. 1.50 | Lwd. Fr. 2.50 | m. Goldschn Fr. 3.

Schrenk, **Das Jungfrauenleben** im Lichte des Evangeliums. 4. Aufl. eleg. geb. 75 Cts = 60 Pf.

Wagner, Jakobs Pilgerleben oder Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. 7. Aufl. brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

— **Die Macht des Gebets.** Zum Verständnis von Jesu Gebets-Verheißungen. 7. Aufl. brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. | mit Goldschnitt Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

— **Vom Tabor bis Golgatha.** Zum Verständnis der Leidensgeschichte. 6. Aufl. brosch Fr. 4 = Mk. 3.20. | eleg. geb. Fr. 5.25 = Mk. 4.20. | m. Goldschn. Fr. 5.60 = Mk. 4.50.

— **Himmlisches Licht ins irdische Dunkel.** Zeugnisse von Gottes Gnadenführungen mit seinen Kindern. 4. Aufl. brosch. Fr. 2 = Mk. 1.60. | eleg. geb. Fr. 3. | m. Goldschnitt Fr. 3.25.

— **Das Jünglingsleben** im Lichte des Evangeliums. Mit Lebensabriß. 6. Aufl. eleg. geb. 75 Cts. = 60 Pf.

— **Sein Leben und Wirken.** Von Pfr. Hahnemann. Mit Photogr. brosch. Fr. 2. | geb. Fr. 3.

Gedenkblatt der Basler Mission. Die Missionshäuser, mehrere Persönlichkeiten und 25 Scenen aus den vier Missionsgebieten darstellend. In Farbendruck. 60 Cts. = 50 Pf.

Karte des ostind. Missionsgebiets à 10 Pf. — des chines. Missionsgebiets à 10 Pf. u. Mk. 1. — der Goldküste-Mission — des Kamerungebietes je 10 Cts. = 10 Pf.

Missionsbüchse mit nickendem Neger. Fr. 4.25. Kleine, nicht nickend, Fr. 1.50.

Zeitschriften.

Evangelisches Missionsmagazin. Mit Illustr. 12 Hefte. Preis in Basel Fr. 5.

Evang. Heidenbote. Mit Illustr. 12 Nummern. Preis in Basel Fr. 1.20 = Mk. 1.

Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01058 1587

DATE DUE

JUN 15 1994			
JUN 15 1995			
JUN 15 1996			
JUN 15 1997			
JUN 15 1998			
JUN 15 1999			
JUN 30 2000			

DEMCO 38-297